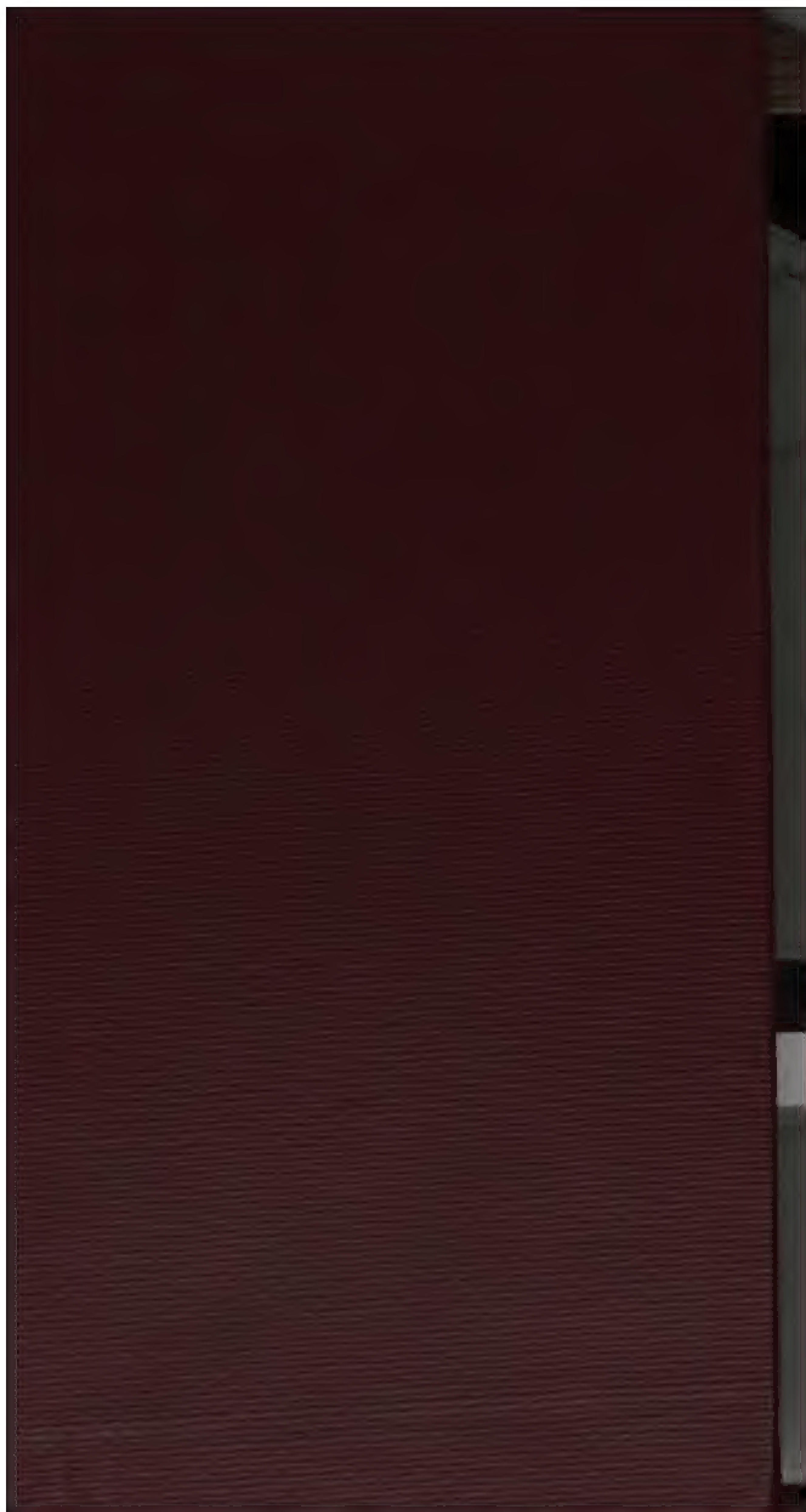
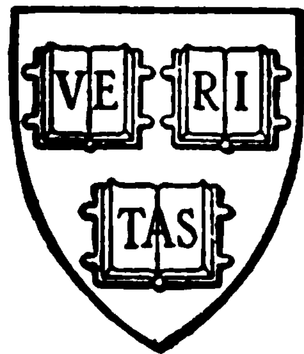







VE RI
TAS



Christian Fürchtegott Gellert's

Briefwechsel

Demoiselle Lucius.

Briefwechsel
Christian Fürchtegott Gellert's
mit
Demoiselle Lucius.

Nebst

einem Anhange,

enthaltend:

1. Eine Rede Gellert's, gehalten vor dem Churfürsten in Leipzig.
2. Ein Gedicht Gellert's an den Churfürsten.
3. Ein Brief Rabener's an Gellert, und dessen Antwort.
4. Das Gespräch Gellert's mit dem König Friedrich II.
5. Ein Brief Gellert's an Cramer.

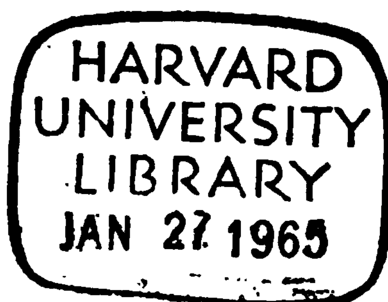
Sämmtlich aus den bisher meist noch ungedruckten Originalen herausgegeben

von

Friedrich Adolf Ebert.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1823.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
JAN 27 1965

Einleitung.

Wie häufig auch die Geschichte der eigentlichen Blüthenzeit unserer vaterländischen Literatur besprochen worden ist, so fehlt es doch noch so sehr an Urkunden und Actenstücken zu derselben, daß jeder neue Beitrag, wenn er auch nicht eben unmittelbar das eigentliche literarische Regen und Treiben betrifft, Beachtung verdient. Besonders mangelhaft ist die Kenntniß der charakteristischen Persönlichkeiten derjenigen Männer, welche jene Epoche unserer Literatur herbeiführten, und was das Ausland in Sammlung von Anekdoten seiner Worthies vielleicht zu viel that, das ist in Deutschland offenbar zu wenig geschehen, ja man hat selbst bei eigentlichen biographischen Darstellungen aus einer ganz unrecht angebrachten Discretion recht geflissentlich vermieden, in detaillirtere Schilderungen der Personen und ihrer menschlichen und literarischen Privatverhältnisse ein-

zugehen. Daher die Mattheit, Eintönigkeit und Leblosigkeit der meisten deutschen Biographien, welche gegen die nicht selten gar zu reiche Farbengebung der ausländischen, vorzüglich französischen, Darstellungen dieser Art, in denen man die Personen in und mit ihrer Zeit leben sieht, desto greller absticht, je ärmer und farb- und glanzloser das deutsche literarische Leben ohnehin schon an sich ist. Gellert, zu seiner Zeit Schriftsteller der Nation, wie es seit ihm ohne Ausnahme keiner wieder geworden ist, gelesen in den Prunkzimmern der Großen wie in den Hütten der Niedrigsten, mit ungetheilter Liebe verehrt in allen Ländern deutscher Zunge, noch jetzt geachtet und geliebt von jedem, der nicht über den Producten der letzten Messe die Ehrendenkmale der frühern Perioden unsrer Literatur vergißt — welche Darstellung hat er gefunden? Der mit ihm so eng verbundne und sonst so talentvolle Cramer hat uns wenig mehr von ihm berichtet, als daß er Professor extraordinarius auf der löblichen Universität zu Leipzig und daneben ein frommer und kränklicher Mann gewesen. Matte Rhetoricationen und Gemeinplätze stehen da, wo man kräftige Züge aus der wirklichen Welt, treffende und lebendige Schilderungen der örtlichen Verhältnisse, in denen Gellert lebte, und der Menschen, mit welchen er zunächst verkehrte, und Auszüge aus den von ihm hinterlassenen Tage-

büchern und eignen biographischen Notizen erwartet hätte. Was man in dieser Biographie vergebens sucht, würde sich indessen wenigstens zum Theil aus der Gellert'schen Correspondenz — man weiß, wie ausgebreitet sie war — sammeln und zusammenstellen lassen, wenn nicht auch hier die Herausgeber mit einer Aengstlichkeit verfahren wären, für welche es kein zu harter Vorwurf ist, wenn man sie kleinlich nennt, und welche auffallend mit der Willkür contrastirt, die jene sich gegen die Schriften ihres Freundes erlaubten. Sie wählten nicht nur mit offenbarer und eingestandner Absichtlichkeit grade die unbedeutendsten und gehaltleersten Briefe aus, sondern sie änderten zugleich in denselben, was ihnen nur beliebte. Wie über alle Vorstellung weit sie hierinnen gegangen, kann selbst die flüchtigste Vergleichung der hier gelieferten Correspondenz mit den im 9ten Bande der Gellert'schen Werke gedruckten Briefe lehren.

Und so, hoffen wir, wird diese hier zum erstenmale vollständig und treu aus den Originalen selbst gegebene gegenseitige Correspondenz ein desto willkommneres Geschenk für unsere Literatur seyn, je größern Werth Gellert selbst auf dieselbe legte, wie dies außer mehrern Stellen in diesen Briefen, auch namentlich seine hinterlassene Verfügung beweißt, nach welcher er ausdrücklich diese ganze Sammlung

vollständig zur Aufnahme in seine Werke bestimmt hatte. So wenig wir sie zu überschätzen begehren und so willig wir zugeben, daß in Inhalt und Form vielleicht Manches dem Geschmacke unsrer Zeit entfernter stehen möge, so läßt sich doch dieser Sammlung ein besondres historisches Interesse ohne Unbilligkeit nicht absprechen. Sie ist unstreitig eben dadurch doppelt merkwürdig, daß sie uns Gellert zeigt, wie er in seinen letzten Lebensjahren war, während die meisten andern in seinen Werken abgedruckten Briefe seinen frühern Jahren angehören. Täglich mehr mit den empfindlichsten und niederdrückendsten Leiden kämpfend, erscheint er uns hier desto ehrwürdiger, je unverkennbarer und lauterer seine fromme Fassung und Ergebung, seine bis an den letzten Hauch ununterbrochne warme und zärtliche Theilnahme an dem Wohle seiner Freunde, sein redlicher Eifer für Alles, was er als gut und wahr erkannt hatte, aus jedem Briefe hervorleuchtet. Auch in anderer Beziehung sind mehrere seiner hier gegebenen Briefe interessant. Wie einseitig auch im 52sten derselben sein Urtheil über Rousseau seyn möge, so ist es doch aus der Feder eines Gellert's merkwürdig, und vorzüglich charakteristisch ist eben hier seine Wortfülle und der Umstand, daß er, der in seinen letzten Jahren nicht eben der emsigste Briefschreiber war, in derselben Sache, welche ihm aus sehr ehr-

würdigen Gründen so sehr am Herzen lag, unmittelbar darauf einen zweiten Brief schreibt. Nicht minder anziehend sind seine beiden Carlsbader Reiseberichte (Br. 77 und 109), welche hier zum erstenmal vollständig und mit den ausgedruckten Namen der geschilderten Personen erscheinen, sowie seine Erzählung von dem Gespräche mit der Sächsischen Prinzessin Christine (Br. 78). Aber auch die Briefe seiner Correspondentin, in welchen sich bei aller Naivetät und Lebendigkeit des Charakters eine so bescheidene, ja schüchterne Verehrung des von der ganzen Nation gefeierten Mannes ausspricht, daß man — so scharf begrenzt sich Jetzt und Sonst — in unsrer Zeit vielleicht Mühe haben dürfte, einen Maßstab dafür aufzufinden, enthalten der anziehenden einzelnen Notizen und Schilderungen nicht wenig, und verdienen auch darum besondere Beachtung, weil sie uns ein treues und lebendiges Bild des bürgerlichen Still- und Familienlebens und des Conversationstons der damaligen Zeit geben, wie er in Sachsen und namentlich in Dresden war.

Hier war Gellert's Correspondentin am siebenten December 1739 geboren. Ihr Vater, der geheime Cabinetsregistrator Carl Friedrich Lucius, war zwar durch seine Dienstverhältnisse, welche ihn häufig nach Warschau und anderwärts hin riefen, genöthigt, oft und lange von Hause abwesend zu seyn, sorgte aber

desto angelegentlicher für die Ausbildung seiner drei Kinder, außer Carolinen eines ältern Sohnes und einer neun Jahre später gebornen Tochter, durch sorgfältig gewählte Privatlehrer. Die häusliche Erziehung leitete die liebende und verständige Mutter. Da letztere zugleich das Hauswesen führte, so blieb den beiden Schwestern hinreichende Muße zu einer sehr ausgebreiteten Lectüre. Wo aber Lectüre reiner Genuß ist, da bildet sich leicht eine Ideenwelt, welche in den Umgebungen des täglichen Lebens nicht die höchste Befriedigung findet, und so vielleicht mochte sich unvermerkt das Verlangen nach einem höhern und geistigern Umgange gebildet haben, welches in Caroline Lucius erwachte. Der allgemein verehrte Gellert, dessen Schriften seit langer Zeit auch in ihrem häuslichen Kreise Haus- und Familienbücher waren und dem sie — ihre Briefe zeigen, daß sie sich nicht täuschte — geistig verwandt sich fühlte, war derjenige, zu dem sie sich in dieser Hinsicht mit besondern Vertrauen hingezogen fand, und so wagte sie, am 21. October 1760 den Briefwechsel anzuknüpfen, den Gellert so freundlich erwiderte, und der nur durch seinen Tod unterbrochen wurde. Es war ihm nicht beschieden, die Erfüllung seiner warmen Wünsche für ihr dereinstiges häusliches Glück zu erleben. Erst am 6. October 1774 verband sie sich mit dem Pastor Gottlieb Schlegel zu Burgwerben

bei Weißenfels, durch welchen sie mit den Gellert ehemals so befreundeten Gebrüdern Schlegel in nähere Verwandtschaft kam. Nach ihres Gatten am 21. Januar 1813 in einem Alter von zwei und achtzig Jahren erfolgten Tode kehrte sie in ihre Vaterstadt zurück, wo sie seit dem Juni 1814 in einem Alter von seltner Heiterkeit und Lebendigkeit lebt. Außer drei Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen schrieb sie auf Veranlassung einer am dritten Weihnachtsfeiertage 1777 zu Dresden vorgefallenen Mordthat ein Trauerspiel in fünf Aufzügen: Duval und Charmille (Leipz. 1778, 8.), welches Kreissteuereinnehmer Weiße ohne ihren Namen herausgab.

Die Correspondenz selbst ist hier, wie es einst Gellert selbst gewollt hatte, vollständig und treu nach den Originalen abgedruckt worden. Aus einigen anderweiten Briefen Gellert's an andere Personen, welche die ehrwürdige Frau mitzutheilen die Güte hatte, hat der Herausgeber diejenigen ausgewählt, welche, soweit er nachgeforscht, entweder noch ganz ungedruckt oder doch in der Sammlung der Werke nicht befindlich sind. Zugleich hat er aus anderer sicherer Quelle einen Brief Gellert's an Gottsched, eine vor dem damaligen Churfürsten von Sachsen gehaltene moralische Vorlesung und ein Danksagungsgedicht an denselben für das Geschenk seines Por-

Briefwechsel
Christian Fürchtegott Gellert's
mit
Demoiselle Lucius.

Nebst

einem Anhange,

enthaltend:

1. Eine Rede Gellert's, gehalten vor dem Churfürsten in Leipzig.
2. Ein Gedicht Gellert's an den Churfürsten.
3. Ein Brief Rabener's an Gellert, und dessen Antwort.
4. Das Gespräch Gellert's mit dem König Friedrich II.
5. Ein Brief Gellert's an Cramer.

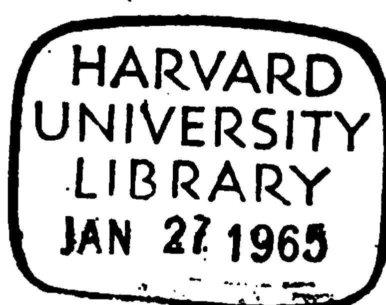
Sämmtlich aus den bisher meist noch ungedruckten Originalen herausgegeben

von

Friedrich Adolf Ebert.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1823.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
JAN 27 1965

Einleitung.

Wie häufig auch die Geschichte der eigentlichen Blüthenzeit unserer vaterländischen Literatur besprochen worden ist, so fehlt es doch noch so sehr an Urkunden und Actenstücken zu derselben, daß jeder neue Beitrag, wenn er auch nicht eben unmittelbar das eigentliche literarische Regen und Treiben betrifft, Beachtung verdient. Besonders mangelhaft ist die Kenntniß der charakteristischen Persönlichkeiten derjenigen Männer, welche jene Epoche unserer Literatur herbeiführten, und was das Ausland in Sammlung von Anekdoten seiner Worthies vielleicht zu viel that, das ist in Deutschland offenbar zu wenig geschehen, ja man hat selbst bei eigentlichen biographischen Darstellungen aus einer ganz unrecht angebrachten Discretion recht geflissentlich vermieden, in detaillirtere Schilderungen der Personen und ihrer menschlichen und literarischen Privatverhältnisse ein-

Schopenhauer (Johanna), Gabriele. Ein Roman. In 3 Theilen. 8. 5 Thlr.

— — Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen im Sommer des ersten friedlichen Jahres. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Reise durch England und Schottland. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 2 Bänden. 8. 4 Thlr.

Scott (Walter), schottische Lieder und Balladen. Uebersetzt von Henriette Schubart. gr. 8. 1 Thlr.

— — die Jungfrau vom See. Frei übersetzt von Henriette Schubart. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Shakspeare's Schauspiele, übersetzt von Johann Heinrich Voß und dessen Söhnen, Heinrich Voß und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. Erster bis dritter Band. gr. 8. Jeder Band auf Druckp. 3 Thlr. Auf Schreibp. 4 Thlr. Auf Velinp. 4 Thlr. 12 Gr.

Sinnbilder der Christen, erklärt von Arthur vom Nordstern. Mit 21 Holzstichen (von Nesbit, Branston, Clennel und Hole in London). gr. 4. 9 Thlr.

Stael (Frau von), zehn Jahre meiner Verbannung. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Simond (L.), Reise eines Gallo-Amerikaners, durch Großbritannien in den Jahren 1810 und 1811. Deutsch herausgegeben von Ludwig Schlosser. 2 Thle. Mit 6 Kupfern. gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Teuscher (Friedrich), Saladin. Romantisches Gedicht in vier Gesängen. Mit 4 Kupfern. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Theater, classisches, der Franzosen. Nr. III. Cäsar von Voltaire, übersetzt von Peucer. kl. 8. 1 Thlr. 4 Gr. Nr. IV. Iphigenia von Racine, übersetzt von demselben. kl. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Thümmel (Moritz August von), der heilige Kilian und das Liebes-Paar. Herausgegeben von Friedrich Ferdinand Hempel. Mit 4 Kupfern. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Vaux (Hardy), eines zweimal nach Botany Bay Verbannten, Denkwürdigkeiten seines Lebens. In 2 Theilen. Aus dem Englischen. 8. 3 Thlr.

Volkssagen und Mährchen der Deutschen und Ausländer. Herausgegeben von Lothar. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wagner (Adolph), Theater. 12. 20 Gr.

Weitzel (Jos.), das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit. 8. Erster Band 2 Thlr. Zweiter Band 2 Thlr. 8 Gr.

Wellington (Arthur Herzog von), sein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach Englischen Quellen, vorzüglich nach Elliot und Clarke, bearbeitet und bis zum September 1816 fortgeführt. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wieland (Christoph Martin), geschildert von J. G. Gruber. 2 Theile. Mit gest. Titelblättern, 2 Kupfern und einem fac simile. 8. 4 Thlr.

---

1. *)

Dresden, den 21. Oct. 1760.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich bitte Sie nicht, daß Sie mirs erlauben, an Sie zu schreiben; denn ich bin so entschlossen, es nicht zu unterlassen, Sie möchten mir es nun erlauben, oder nicht. Die Freyheit zwar, deren ich mich bediene, ist sehr neu; allein, eben weil sie neu ist und mir gefällt, bin ich nicht davon abzubringen. Sie sollen sehr gütig seyn, das hat man mir gesagt; und da, denke ich, will ich schon dafür sorgen, daß Sie mich nicht für unbescheiden halten. Denn fürs erste bin ichs nicht, das getraue ich mir zu beweisen, wenn ich dazu aufgefordert werden sollte; und dann hoffe ich, Sie auch schon dadurch, daß ich Ihnen alles sage, was ich von Ihnen denke — und ich denke unbeschreiblich gut von Ihnen — auf meine Seite zu bringen, daß Sie mir meine Unbescheidenheit, wenn Sie ja so wollen, und meine andern Fehler, die sich etwa verrathen könnten, gütigst übersehen werden. — „Es gilt Ihnen gleich, was ich von Ihnen denke?" — O verzeihen Sie mir! Ich bedeute zwar nicht sonderlich viel in der Welt; aber daß ich Sie so sehr liebe, ist doch wohl ein großer Beweis, daß mein Urtheil nicht zu verachten ist, und daß ich Verstand habe.

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 27. Nr. 133. (nach der Ausgabe Leipz. 1784. 8.)

Ueberdieß bin ich auch sonst ein gutes Mädchen, von allen meinen Verwandten und Freunden geliebt. Ich könnte mich diesfalls auf das Zeugniß meines Bruders berufen, der nicht wider sein Gewissen reden würde, und der auch keine Parteilichkeit für mich hegt. Allein ich darf es nicht. Er möchte sich wohl beleidigt finden, daß ich es ihm nicht aufgetragen, meinen Brief an Sie zu bestellen; zumal da er mich nur vor wenig Tagen verlassen hat, und nun wieder das Glück genießt, mit Ihnen unter einem Dache zu wohnen. Er könnte Ihnen auch sagen, wie sehr ich Sie liebe, wie ich eifrig nach Ihnen frage, und mir jeden Umstand, um es mir recht einzuprägen, wohl zehnmal wiederholen lasse. O wenn ich doch mein Bruder wäre! Ich wollte Ihnen gewiß mehr Gutes von mir sagen, als er vielleicht in seinem ganzen Leben nicht von mir denken wird. In der That, mein lieber Herr Professor, Sie können sichs unmöglich vorstellen, wie gut ich Sie kenne, und wie viel ich von Ihnen weis. Ihren Charakter und Ihre Grundsätze weis ich aus Ihren Schriften fast auswendig. Hernach martere ich und meine Schwester (im Vorbeygehen, sie ist auch ein gutes junges Kind, zwölf Jahre alt, die viel von Ihnen und vom Fragen hält) eine jede Person von unserer Bekanntschaft, die das von uns beneidete Glück genießt, Sie persönlich zu kennen, fast todt mit unsern Fragen, und ich weis nunmehr alles, wie Sie aussehen, wie Sie reden, wie Sie gehen, wie Sie sich kleiden, wie Ihre Perücken, Mützen, Trodelwesten, Schlafpelze u. s. w. aussehen; und das stelle ich mir alles so lebhaft vor, daß ich Sie malen und treffen wollte, ohne Sie gesehen zu haben. Noch mehr, ich kann Ihr Hausgeräthe beschreiben, so gut kenne ichs. Herr Gödicke — ja! so heißt Ihr Fä-

mulus. Der glückliche Mann! Er kann immer bei meinem lieben Gellert seyn. Aber er muß auch, (zum wenigsten hat man mirs gesagt) wenn Sie krank seyn und nicht schlafen können, des Nachts bey Ihnen auffsitzen, und wenn er einschläft, werden Sie ungehalten. — Der arme Mann! — Ich könnte das nicht ertragen. Aber warum schläft er auch, wenn er wachen soll! — Sie speisen bei Ihrem Bruder, dem Fechtmeister. Warum ist doch Ihr Bruder ein Fechtmeister geworden? Ich bin ihm nur Ihrentwegen und um des Namens gut. Er soll ein poltrichter Mann seyn. — Ich soll ein geschwätziges Mädchen seyn, werden Sie sagen. Ja das bin ich auch, aber nur im Schreiben; sonst rede ich nicht leicht zu viel. Und darinnen gleiche ich Ihnen, wie ich glaube. Darf ich mir nicht etwas auf die Aehnlichkeit einbilden? Aber wieder zur Sache zu kommen, denn ich muß mich satt schreiben, — ich werde wohl nie wieder aufgemuntert werden, an Sie zu schreiben, — so muß ich Ihnen nur noch die Absicht entdecken, die ich bey diesem ganzen Geschmadere habe. Sehen Sie also nur. Ich kenne Sie so sehr gut und genau, wie ich schon gesagt habe, und da kann ich mirs nun nicht verwehren, den einzigen Weg zu ergreifen, den ich vor mir sehe, um Ihnen zu zeigen, daß auch Ich in der Welt bin, und daß dies Ich, das Sie zwar nicht kennen, Sie unendlich hochschätzt und verehrt. Und wenn ich nun das erlangt habe; so denke ich, kann ich immer noch nicht recht ruhig seyn, als bis ich mich rühmen kann, eine Gewogenheit von Ihnen erhalten zu haben. Sie würden mich zur äußersten Dankbarkeit verbinden, wenn Sie solche darinnen wollten bestehen lassen, daß Sie mir ein Geschenk von einem Ihrer Bücher machten, von welchem Sie glauben, daß es sich

am besten für mich schickt. Sie würden mich dadurch nicht allein von der Sorge befreien, die mich manchmal beunruhigen wird, daß meine Freyheit Sie vielleicht könnte beleidiget haben; sondern Sie könnten mich wohl gar so eitel machen, zu denken, daß es Ihnen nicht ganz gleichgültig sey, daß ich Verlangen getragen, Ihnen die ausnehmende Hochachtung und Liebe zu bezeugen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin

Christiane Caroline Lucius.

Werden Sie nicht einmal nach Dresden kommen? Wenns geschieht, und ich etwas davon hörs, wo Sie sich aufhalten, so sind Sie in der That vor mir nicht sicher. Fürchten Sie aber nur nicht gar zu viel. Ich weiß es schon, was es zu bedeuten hat, wenn Sie die Mütze abnehmen.

Meine Schwester küßt Ihnen die Hände.

---

2. *)

Mademoiselle!

Sie haben mich Ihrer Achtung und Freundschaft in einer so aufgeweckten, naiven und überzeugenden Sprache versichert, daß ich sehr unempfindlich seyn müßte, wenn mir Ihr Brief nicht hätte gefallen sollen, und sehr undankbar, wenn ich Ihnen nicht gleich den ersten Tag für dieses unerwartete Geschenk danken wollte. In der That kann ich mich nicht erinnern, daß ich jemals einen so lachenden

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 31. Nr. 134.

und doch natürlichen Brief von einem Frauenzimmer erhalten hätte; von einer Mannsperson will ich gar nicht sagen; denn unser Witz ist nicht fein genug zu dieser Schreibart. Ihr Brief, liebe Mademoiselle, ist also der erste schöne Brief in dieser Art, den ich erhalten. Sind Sie mit dieser Danksagung zufrieden? Vor zehen Jahren hätte ich sie munterer gesagt; aber itzt, scherzhafte Babet, kostet mich ein trockner Brief schon Mühe, und Gedanken, die freywillig kommen sollen, muß ich aus einem eingespannten und schmerzhaften Kopfe erst losarbeiten. Doch ich stehe in der Gefahr zu klagen, wenn ich länger von mir rede; ich will also von dem Buche reden, das ich Ihnen schicken soll. Sie wollen eins von meinen Werken haben; aber wozu? Sie haben sie ja alle gelesen, und es ist eitel, wenn der Autor sich selbst zum Lesen verschenkt. Nein, gute Mademoiselle, ich will Ihre Bibliothek durch ein Buch vermehren, das Sie vielleicht noch nicht gelesen haben, und das ich herzlich gern möchte geschrieben haben, wenn ich so viel Fähigkeit besäße, als die Frau von Beaumont. Das Magazin dieser vortrefflichen Frau ist es, das ich Ihnen schicke, und das Ihnen, ich weis es sicher, angenehm seyn muß. Ich habe es zweymal durchgelesen, und wie vielmal wird es meine gutherzige Correspondentin nicht erst lesen und ihrer kleinen lieben Schwester (Fräulein Aufrichtig) vorlesen? So wenig ich sonst wünsche, daß ein Frauenzimmer ein Autor werden mag, so sehr wünsche ich Ihnen, daß Sie zur Ehre und zum Besten Ihres Geschlechts eine deutsche Beaumont werden, und eben so glücklich und geistreich unterrichten und vergnügen mögen, als diese Frau gethan hat. Sie beschämt uns Männer; und ich liebe sie so sehr, daß mir meine Liebe vielleicht einen

sehr ernsthaften Wunsch abnöthigen würde, wenn sie nicht schon sechzig Jahre wäre. Ihre letzte Frage, Mademoiselle, ob ich nicht bald nach Dresden komme, kann ich nicht beantworten. Leute, die oft krank sind, reisen nicht gern. Aber soviel kann ich Ihnen sagen, daß ich nicht nach Dresden kommen will, ohne Sie persönlich der besondern Hochachtung zu versichern, mit welcher ich zeitlebens verharre

Leipzig, den 22. Oct. 1760.

Ihr verbundenster Diener
C. F. Gellert.

Ihrer Jungfer Schwester mache ich mein ergebenstes Compliment.

---

3. *)

Hochgeehrtester Herr Professor!

Man ist doch immer in der Welt recht unglücklich, auch sogar dann, wenn man seine Wünsche erreicht. Vorher war ich voller Zweifel und Sorgen, und nun bin ich so unruhig, daß ich die ganze Nacht nicht geschlafen habe. Sie haben mir, und zwar bin ich selbst Schuld daran, das ist eben das Schlimmste, durch Ihre ungemeine Gefälligkeit gegen mich, eine solche Last von Verbindlichkeit aufgelegt, daß ich gar nicht weis, was ich damit anfangen soll. Wie soll ich Ihnen die lebhaftesten Empfindungen der Dankbarkeit ausdrücken? Was kann ich Ihnen sagen? Ihr Geschenk, hochzuehrender Herr, ist das schönste, und muß das schönste seyn, weil es von Ihnen kömmt, und

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 33. Nr. 135.

weil Sie es für mich gewählet haben. Und Ihr Brief — der übertrifft alle meine Wünsche, und weit mehr, alle meine Erwartungen. Kam es Ihnen denn gar nicht gefährlich vor, meine bescheidene Meinung von mir selbst auf eine solche Probe zu stellen? Gewiß, mir ist noch kein Lobspruch beigelegt worden, der mich so stark gerührt hätte; und nie hat eine Achtung, die man mir bezeigt, eine so feurige Entschließung bey mir nach sich gezogen, besser zu werden und mich derselben würdiger zu machen. Nun will ich mich bey jeder Gelegenheit fragen: Wird auch die Handlung, die Rede, der Gedanke, der Vorsatz das Wohlwollen rechtfertigen, dessen mich zu würdigen, einer von den besten Männern in der Welt sich herabläßt? Mein Brief kann nur darum gut gewesen seyn, weil Sie so sehr gütig sind: und diese liebenswürdige und mir so nothwendige Eigenschaft an Ihnen kann auch dem gegenwärtigen einige Art von Güte beylegen; sonst würde ich vielleicht Ursache haben, sehr übel mit demselben zufrieden zu seyn. Ja, hochzuverehrender Herr Professor, ich habe wirklich das Buch, das Sie mir geschickt haben, noch nicht gelesen; ich bin aber auf die glücklichste Art dafür eingenommen, indem ich überzeugt bin, daß nichts ist, das den Werth desselben, wenigstens in meinen Augen, erhöhen könnte, als nur der einzige Umstand, wenn Sie es selbst geschrieben hätten. Was braucht es auch mehr, als Ihre Empfehlung? Diese wird allen Lehren darinnen einen stärkern Eindruck auf mein Herz machen helfen, und die Einpflanzung jener Denkart und Grundsätze in mein Gemüth ohnfehlbar erleichtern. Zweifeln Sie nicht daran! ich und meine Schwester werden es fleißig lesen. Wie vergnügt haben Sie uns nicht gemacht! — Gestern, den ganzen Nach-

mittag, haben wir sonst nichts gethan, als von Ihnen geschwatzt, Ihren Brief und in Ihrem Buche gelesen, und uns über beydes gefreuet. Stellen Sie sich nur vor, wie wir an einem Tische einander gegenüber sitzen; wie meine Schwester, während daß ich arbeite, mir vorliest, und fast bei jedem Blatte, das sie umschlägt, mit einer zufriedenen Miene auf- und mich ansieht, den gleichen Beyfall in meinen Augen zu lesen, indem sie spricht: „Nun, was ich bisher in dem Buche gelesen habe, das gefällt mir recht hübsch. 'Nicht wahr?" Aber wie haben Sie doch für sie auf den Namen Fräulein Aufrichtig kommen können? Er schickt sich recht für sie. Der Wunsch, hochzuehrender Herr, den Sie für mich thun, (ich danke Ihnen dafür; er ist ein Zeichen Ihrer unschätzbaren Gewogenheit gegen mich;) ist zu groß für meine Fähigkeiten und für meinen Ehrgeiz; denn der wird befriedigt seyn, und mein Herz wird mir einen sehr beruhigenden Beyfall geben, wenn ich mich versichern kann, daß ich nicht unglücklich in den eifrigen Bestrebungen bin, die ich anwenden will, eine folgsame Schülerin der vortrefflichen Frau Beaumont und also ein gutes Frauenzimmer zu werden. Es geht mir sehr nahe, und ich leide selbst dabey, daß Sie öfters krank sind. Der Himmel schenke Ihnen noch viele glückliche und heitere Tage! Vielleicht wird dann auch einer davon unter die angenehmsten meines Lebens gerechnet werden können, wenn er die reizende Hoffnung erfüllen sollte, die Sie mir geben. Wie vergnügt würde ich nicht seyn, mich mit einem der würdigsten Männer in Einem Zimmer zu befinden, mit ihm zu sprechen und mich dabey als die Glückliche zu betrachten, die er einer solchen Achtsamkeit würdigt. Man darf nicht denken, daß ich gar keine Eitelkeit besitze. Urtheilen Sie

also, hochgeehrter Herr Professor, wie groß die Gefahr gewesen, deren mich Ihre schmeichelhafte Gütigkeit ausgesetzt. Seyn Sie aber auch versichert, daß ich niemals die zärtlichste Ehrerbietung und die dankbarsten Empfindungen vergessen werde, mit welchen ich mich verbunden erkenne, unaufhörlich zu seyn

Dresden, den 28. Oct. 1760.

Ihre gehorsamste und verbundenste Dienerin
C. C. Lucius.

Meine Schwester versichert Sie ihrer tiefsten Ehrfurcht. Sie ist lauter Freude und Entzückung.

4.

Dresden, den 1. Febr. 1761.

Hochzuehrender Herr Professor!

Wenn Sie auch noch so was Schlimmes von mir denken sollten, so ist es mir doch diesmal, als wenn ich mir gar nicht helfen könnte, als wenn ich nothwendig an Sie schreiben müßte. Denken Sie jedoch, ich bitte Sie, nur nichts Allzuhartes von mir, denn ich bin ganz gewiß unschuldig. Ein Brief von Ihnen ist an allem Schuld. Sie werden sich zwar wundern, weil Sie mich nicht verstehen; aber hören Sie nur, ich will Ihnen die ganze Historie erzählen. Es ist heute Sonntag, und da arbeitet man nicht, wie Sie wissen. Andere Frauenzimmer geben Besuche oder haben Gesellschaft: ich nicht. Ich bin zu Hause, und allein; ich habe wenig Bekanntschaft. — „Ob man Sonntags sonst nichts thun kann, als arbeiten, oder in Gesell-

schaft gehen? Ob in Dresden keine Kirchen sind? Ob wir keine guten Bücher haben?" — Ja, hochzuehrender Herr Professor, das wohl. Aber es ist heute ganz grausam kalt, und dazu in unsrer Kirche viel kälter, als es noch in Ihrem Leben in keiner Kirche gewesen ist, wo Sie hingegangen sind. Gute Bücher besitzen wir auch, und ich habe mich den ganzen Vormittag und zwo Stunden vom Nachmittag damit beschäfftiget, daß ich nun wohl auf etwas anderes denken muß. Soll ich nichts thun? — Nein. Ich will zur Uebung etwas übersetzen; das ist noch das Einzige, wozu ich Lust habe. Und — denken Sie nur — zu meinem Unglücke gerathe ich an Ihren eilften Brief *). Ich fange an und lese: „Sie mögen seyn, wo Sie wollen, Sie sind nirgends sicher vor meinen Briefen." — Ich schreibe: Dovunque siate, non siete pur in nessun luogo — „sicher vor meinen Briefen" — Wie giebt man das? Ich kann mich nicht besinnen. Nachschlagen? Das wäre zu mühsam. Ich habe kein Buch bei der Hand. Ich lese nun weiter: „Ich habe mir so fest vorgenommen, Sie von Zeit zu Zeit an mich und an die Hochachtung zu erinnern, die ich Ihnen vor andern schuldig bin, daß ich" rc. — Hierüber gerieth ich ganz und gar in Bewegung. Uebersetzen und alles war vergessen. Eine Minute lang dachte ich gar, ich selbst hätte diese Worte an Sie geschrieben. Endlich aber besann ich mich wieder und fieng an, tausenderley Betrachtungen über Ihren Brief anzustellen, die alle dahinaus liefen, daß ich mirs ja auch ganz wohl vornehmen könnte, Sie, hochgeehrtester Herr

*) Gellerts Werke, Th. IV. S. 124.

Professor, von Zeit zu Zeit an mich und an die Hochachtung zu erinnern, die ich Ihnen vor andern schuldig bin. Und wer weiß, ob Sie dem wunderlichen Herrn von H..g so viel Hochachtung schuldig gewesen sind, als ich Ihnen schuldig bin. Diese Gedanken machten sehr viel Eindruck bei mir und weckten mein ganzes Verlangen, Ihnen zu schreiben, auf einmal wieder auf. Sie wissen nicht, wie oft ich schon dawider gestritten habe. Es ist Ihnen wohl überhaupt niemals widerfahren, daß Sie mit sich selbst nicht wären einig gewesen; sonst könnten Sie sichs vorstellen, was das für eine Plage ist, und würden Mitleiden mit mir haben. Vor acht Tagen ungefähr war ich auch einmal recht sehr wohl aufgeräumt, und ich hätte damals bald aus lauter Fröhlichkeit an Sie geschrieben; aber ich stritt, ich focht recht mit mir selbst. Ich ging, in einer sehr rauhen Witterung an einen Ort spazieren, wo lauter Schnee und Eis wohl eine halbe Elle hoch lag; und wie ich nach Hause kam, las ich in Youngs Trauerspielen, alles in der Absicht, mürrisch oder gar traurig zu werden. Was half es aber? Die frische Luft gefiel mir; die Trauerspiele fand ich schön; je verdrüßlicher ich seyn wollte, desto zufriedener ward ich, und was noch das Allerschlimmste war, so behielt ich meine ganze Lust zum Schreiben. Den einzigen Nutzen, den ich von meinem langen, mühsamen Widerstreben hatte, war, daß mir die Zeit zum Schreiben darüber verstrich, und ich also damals mit Noth der Versuchung entging. Aber heute war es gar nicht möglich. Ich weis nicht, was ich sonst hätte vornehmen sollen. Ich würde Langeweile gehabt haben, und dafür kann man sich nicht genug hüten, wie die Frau von Beaumont spricht. Sollte ich der nicht folgen? Das muß ich wohl thun; das er=

warten Sie ja selbst von mir. Ich will zwar aufrichtig seyn, mein lieber Herr Professor, und es nicht läugnen, daß gar viel Ursachen sind, die mich abhalten sollten, doch werde ich sie nicht erzählen; denn ich habe keine Lust, meine Schwierigkeiten zu vermehren. Und auf der andern Seite habe ich ja auch wichtige Ursachen, die es rechtfertigen können, daß ich mir die Freiheit nehme, an Sie zu schreiben. Sie fielen mir letzthin zu meinem Troste ein, eben wie ich mich so heldenmüthig überwunden hatte. Warum streite ich doch so lange mit mir? fragte ich mich selbst. Wird es denn etwa unrecht seyn, wenn ich dem Herrn Professor sage, daß ich sein Buch gelesen habe, und daß es mir gefällt? Wird er es nicht selber gern wissen wollen? Und kann er es erfahren, wenn ichs ihm nicht schreibe? — — Das war meines Erachtens sehr gründlich von mir gesprochen, und es läßt sich, denke ich, nicht viel darauf antworten. Denken Sie das nicht auch? Ich will es Ihnen also immer sagen, daß ich Ihr Buch gleich in den ersten vierzehn Tagen gelesen habe. — „Und seitdem nicht wieder?" — Leider! nein. Theils aus Mangel der Zeit, und theils aus Liebe zu einigen von meinen Freundinnen, denen ich es auch gern wollte lesen lassen. Ich werde es aber gewiß vor Ostern noch einmal lesen. Es gefällt mir und meiner Schwester so wohl, als es zu gefallen verdient, und wir wollen beide unser Möglichstes thun, um uns darnach zu bilden. Ich liebe die Frau von Beaumont so sehr, daß ich ihr dreyßig Jahre weniger wünsche. Weil sie aber einmal so alt ist, so habe ich sie in Gedanken zu meiner Großmama angenommen; denn ich bin in diesem Stücke wie Grandison: ich lege den Leuten, die ich liebe, gern Familien-, oder besser gesagt, Verwandtschaftsnamen bey. Ich

wünschte deswegen, hochzuverehrender Herr Professor, Sie zu meinem Großpapa anzunehmen, wenn Sie nur auch sechzig Jahr alt wären. Mein Vater lebt noch (Gott erhalte mir ihn lange!), also könnten Sie nur etwa mein Onkel seyn, und das wäre ein guter Einfall. Ich dürfte mir dann, wenn ich nehmlich Ihre Einwilligung erhalten könnte, nicht mehr so viel Scrupulositäten (lassen Sie mich immer vom Onkel Selby ein Wort borgen) machen, wenn ich Lust bekäme, an Sie zu schreiben. Doch, ich muß es Ihnen nur gestehen, ich bin ein wenig einfältig; denn ich kann den Klang gewisser Wörter nicht vertragen, ob es gleich sonst gute Wörter sind, als eben hier die Wörter Nichte und Oheim, wenn Sie etwa das französische Wort Oncle nicht erlauben wollten. Inzwischen, mein lieber Herr Professor, will ich doch hoffen, daß Sie, ob Sie schon weder mein Großpapa, noch mein Onkel seyn können, die Gütigkeit für mich haben und meiner Meynung seyn und es für billig ansehen werden, daß ich Ihnen schreibe. So will ich Ihnen auch für gewiß versprechen, daß ich Ihnen in meinem Leben, wenn Sie und ich auch so lange leben sollten, als die Welt noch stehen wird, mit keiner einzigen Zeile weiter beschwerlich fallen will. Verzeihen Sie mir auch die unbescheidene Länge dieses Briefs und bedenken Sie zu meiner Entschuldigung, daß es ein Brief auf Lebenszeit seyn soll, und daß ich noch jung bin und vielleicht noch lange leben werde. Und nun, hochgeehrtester Herr Professor, wenn ich zum Schluß noch eine Bitte wagen darf, so lesen Sie diesen meinen letzten Brief nicht öffentlich vor, wie Sie mit den beyden erstern gethan haben. Es könnten unter Ihren Zuhörern einige seyn, die mich kennen, und wer weiß, ob diese nicht schon mögen gesagt haben: Was mag doch un=

serm Professor einfallen, daß Er uns nichts wichtigers als von diesem Mädchen sagt, das doch in ihrer Stadt niemand bemerkt, und von dem niemand spricht? — Oder sie könnten auch etwa denken, daß ich nur aus Lobsucht schriebe, und dann geschähe mir wirklich zu viel; denn ich bin so wenig eitel, als man es, nach meinen Begriffen, nur seyn kann: das können Sie mir auf mein Wort glauben. Mein zweyter Brief hat Ihnen weniger gefallen, als mein erster, wie ich gehört habe. Mein jetziger letzter wird vielleicht noch schlechter seyn; und ich gestehe es, ich würde es nicht gern sehen, wenn es Ihre Herren Zuhörer auch wissen sollten. Soll ich getadelt werden, so will ich es nur von Ihnen seyn, weil ich nur allein an Sie schreibe, und wenn ich Ihren Beifall erhalte, so sind mir die Gedanken der Andern sehr gleichgültig. Diese rauhe Unhöflichkeit, die ich hier Ihren Herren Zuhörern sage, unter denen sich doch Leute befinden müssen, deren Urtheil alle Achtung verdient, würde mir ohnedem ihre Gesinnungen nicht allzu günstig machen. Also will ich auch lieber ihr Lob nicht verlangen, und ich bin mehr als zufrieden mit der Ehre, die Sie mir erwiesen haben, und die mir das Recht giebt, mich lebenslang zu nennen

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste und verbundenste Dienerin

C. C. Lucius.

Meine Schwester küßt Ihnen die Hände und wünscht Ihnen, recht glücklich, recht vergnügt zu leben.

---

5. *)

Mademoiselle!

Fürchten Sie nichts: Ihr Brief ist mir nicht zu lang; er ist mir selbst durch seine Länge nur angenehmer und ein großer Beweis gewesen, daß Sie gern an mich schreiben. Ich danke Ihnen für alles das Gute, das Sie mir darin sagen, aufrichtigst, und ersuche Sie, Ihren Briefwechsel ohne Kummer ferner mit mir fortzusetzen, wenn es Ihre Umstände erlauben. Es ist freylich wahr, liebste Mademoiselle, daß ich nicht der fleißigste Correspondent bin; allein ich verdiene eine kleine Nachsicht mehr, als andre, weil ichs selten durch meine Schuld bin. Schon lange vorher, ehe ich Ihren letzten Brief erhalten, wollte ich an Sie schreiben, und gern schreiben; aber ich ward krank, und vergaß über meinen Beschwerungen alles, was mir sonst eine angenehme Beschäfftigung ist. Daß ich Ihren ersten Brief in einem Collegio vorgelesen habe, kann ich nicht läugnen. Indessen können Sie sehr ruhig dabey seyn. Ich habe Ihren Namen verschwiegen, und das Lob, das ich dem Briefe wegen seiner naiven Schreibart gab, war nicht zu weit getrieben. Es ist stets mein Grundsatz gewesen, daß die Frauenzimmer, die gut schreiben, uns in dem Natürlichen übertreffen, und dieses wollte ich durch Ihren Brief erweisen. Indessen ist mirs nicht lieb, wenn Ihr Name durch zufällige Umstände verrathen worden; denn Ihre Bescheidenheit möchte ich auch durch ein verdientes Lob nicht gern einen Augenblick kränken. Ich will mich auch künftig

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 36. Nr. 136.

sehr hüten, daß Sie Ihre Klage nicht wiederholen dürfen. Fahren Sie in Ihrer guten Lectüre fort, liebste Mademoiselle! Sie muntere ich dazu auf, ob es gleich für viele Frauenzimmer gut wäre, wenn sie weniger läsen; aber Sie gehören nicht in diese Classe. Sie leben nicht, um zu lesen, sondern Sie lesen, um desto geschäftiger, nützlicher und ruhiger zu leben; und ich habe eine so gute Meynung von Ihrem Herzen und Ihren weiblichen Geschicklichkeiten, daß ich Sie dem besten Manne wünsche. Leben Sie wohl und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester vielmal von mir. Ich verharre mit besonderer Hochachtung

Leipzig, den 11. März 1761.

Ihr verbundenster Diener
Gellert.

---

6. *)

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ich soll nur ohne Kummer meinen Briefwechsel mit Ihnen fortsetzen? Und Sie wollen wirklich so gütig seyn, und es mir erlauben, ob ich gleich nicht die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu seyn? — „Das habe ich nicht gedacht," muß ich, wie der König von Preußen, sprechen. Allein wenn ichs schon nicht gedacht habe, so weiß ich mich doch gleich darein zu schicken, und mache mir diese Erlaubniß mit aller Zuversicht zu Nutze. Sie haben sie mir einmal gegeben; daran will ich mich halten, bis Sie sie wieder zurücknehmen, und das werden Sie doch

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 38. Nr. 137.

wohl nicht thun? — Nein, das thun Sie nicht; Sie sind viel zu gutherzig, viel zu menschenfreundlich dazu. Mein langer Brief, und daß ich gern an Sie schreibe, ist Ihnen angenehm, wie Sie sagen? Auch dieß hätte ich kaum geglaubt, und doch muß es so seyn; denn rechtschaffene Leute überhaupt haben ja niemals Ursache, anders zu reden, als sie denken, wie viel weniger Sie! Da ich schrieb, schmeichelte ich mir gar nicht mit der Hoffnung, eine Antwort zu erhalten; noch weniger unterstand ich mich, nur einen Augenblick die Absicht zu hegen, Sie dadurch in einen Briefwechsel mit mir zu ziehen. Ich gedachte, so zu sagen, blos von Ihnen Abschied zu nehmen. Aber hernach sah ichs wohl ein, daß ich selbst nicht recht gewußt, was ich wollte; denn ich war immer so unruhig, weil ich nichts davon erfuhr, wie mein Brief von Ihnen war aufgenommen worden, und ich warf eine solche Feindschaft darauf, daß ichs gar nicht mehr leiden wollte, wenn meine Schwester davon redte, und im Herzen, glaube ich, war ich gar böse, daß meine Aeltern mir erlaubt hatten, ihn fortzuschicken. War das nicht wunderlich von mir? — Sehen Sie, mein lieber Herr Professor, ich erzähle Ihnen das alles, damit Sie von der Freude urtheilen können, die mir Ihr schöner Brief gemacht, und die Sie mir durch alle diejenigen verursachen werden, die Ihnen dann und wann an mich zu schreiben belieben wird. Drey Zeilen von Ihnen können mich auf eine lange Zeit vergnügt machen, und ich habe nunmehr so viel Vertrauen zu Ihnen, daß ich, wenn Sie auch nicht an mich schreiben, dennoch nicht einen Augenblick an Ihrer Gütigkeit zweifeln will. Da will ich mich unterdessen mit den Gedanken von Ihnen beschäftigen und dasjenige lesen, was Sie sonst schreiben. So hab'

ichs auch bisher gemacht. Ich habe des Herrn Rabeners Brief an Sie und Ihre Antwort darauf gelesen und abgeschrieben. Ihre Antwort hat mir viel Vergnügen, aber auch viel Sorge und Furcht gemacht. Wie krank müssen Sie gewesen seyn, daß Sie nicht einmal dem Herrn Cammerrath Lindemann zu seiner vortrefflichen Babet Glück wünschen können! Ich kann nicht ohne Betrübniß an die Stelle gedenken, wo Sie von Ihrem Tode reden. Ich weis wohl, daß man darum nicht stirbt, wenn man an den Tod denkt, oder davon spricht; aber es macht mir doch tausend traurige Eindrücke. Mit Ihnen würde ein großer Theil meines Vergnügens sterben. Ihre Schriften bleiben zwar wohl in der Welt; und es werden sich auch immer Leute finden, die Sie kennen und, wie ich, lieben und verehren, mit denen ich viel Gutes von Ihnen würde sprechen können. Aber ich könnte doch dann nicht mehr an Sie schreiben, und das Angenehme Ihres Andenkens würde allemal mit viel Traurigkeit vermischt seyn. Gott verlängere Ihr Leben, und schenke Ihnen Gesundheit und Kräfte, Ihnen dasselbe angenehm zu machen! Ich bete täglich darum. Ich habe Sie recht lieb, daß Sie mich des Lesens wegen nicht tadeln. Es würde mir sehr schwer fallen, den Büchern zu entsagen. Sie sind fast meine einzige Belustigung. Nur wünsche ich, daß ich auch Nutzen daraus ziehen möge. Wenigstens will ich sorgen, daß weder die Sachen, die ich lese, noch die Art, mit der ich sie lese, schädlich seyn sollen. Es ist mir unschätzbar, daß Sie gut von mir denken, und sich sogar die Mühe nehmen, es mir zu sagen. Lassen Sie sichs nicht gereuen, mein lieber Herr Professor, daß Sie mirs gesagt haben; ich will gewiß einen guten Gebrauch davon machen. So oft es mir einfällt, — und

das geschieht oft, — daß Sie gut von mir denken: eben so oft will ich meine Bemühung, es zu verdienen, verdoppeln, und mich in dem Entschlusse befestigen, recht sehr gut zu seyn. Sie, hochgeehrtester Herr Professor, schämen sich nicht, fromm zu seyn, und also darf ichs Ihnen wohl sagen, ohne zu befürchten, daß Sie mich deswegen für ungesittet, oder gar für enthusiastisch halten werden, daß ich zwar noch weit höhere Aufmunterungen kenne, dasjenige auszuüben, was gut ist; allein ich weiß auch, daß es erlaubt ist, über den Beifall tugendhafter und würdiger Personen sich zu freuen, und daß man darnach streben, und ihn als eine Aufforderung zu mehr Tugend anwenden soll. Meine Schwester und mein Bruder, welcher mir Ihren Brief selbst überbracht hat, küssen Ihnen mit aller Ehrerbietung die Hände; und meine Aeltern (mein Vater liebt Sie vornehmlich wegen Ihrer Fabeln, und meine Mutter, wegen Ihrer Lieder; eigentlich aber, lieben wir Sie um Alles, was wir von Ihnen wissen,) meine Aeltern, sage ich, nehmen sich die Freyheit, Sie hier durch mich von ihrer vollkommensten Hochachtung zu versichern, und Ihnen für die Gütigkeiten zu danken, womit Sie ihre Tochter beehren. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochgeehrtester Herr Professor!

Dresden, den 25. März 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

7.

Liebste Mademoiselle!

Mein Bruder bittet in meinem Namen, daß Sie den beygelegten Brief Ihrem Herrn Vater zur gütigen Bestellung übergeben, und ich sage Ihnen bey dieser Gelegenheit, daß ich mit beständiger Hochachtung Ihr ergebenster Diener und Freund bin.

Leipzig, den 2. April 1761.

Gellert.

---

8. *)

Mademoiselle!

Jeder Brief von Ihnen überzeugt mich immer mehr, was für ein gutes Frauenzimmer Sie sind; wie viel Freude Sie Ihren Aeltern itzt, und wie viel Glück Sie künftig einem Manne seyn werden; und ich fange an, den Briefwechsel mit Ihnen als eine Pflicht zu betrachten, da ich sehe, daß Sie soviel Vertrauen in mich setzen, und durch meinen Beyfall auf Ihrem trefflichen Wege ermuntert werden. Vor gelehrten Frauenzimmern erschrecke ich, weil ich fürchte, daß sie etwas anders sind, als sie seyn sollen; aber Frauenzimmer von Ihrem Charakter, die über die weiblichen Pflichten, die sie erlernen, sich durch das Lesen guter Bücher den Verstand aufheitern, und das Herz edler

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 42. Nr. 138.

bilden, diese achte ich sehr hoch und wenn ich solche Frauenzimmer denke, so bin ich oft geneigt, mit dem großen und frommen Engländer Doddridge zu glauben, daß das andre Geschlecht vielleicht die beste und tugendhafteste Hälfte des menschlichen Geschlechts sey. Fahren Sie fort, diesen Satz durch Ihr Beyspiel zu bestärken, und andre durch Ihr rühmliches Beyspiel zu eben so guten Eigenschaften zu ermuntern; mir aber geben Sie Gelegenheit, Ihnen nützlicher zu werden.

Daß ein Brief von Herr Rabenern, nebst einer Antwort von mir, in Dresden in Abschrift herumgeht, hat mich sehr befremdet, und ich kann nicht einsehn, wie Rabener, der sonst so vorsichtig ist, diese Briefe hat können bekannt werden lassen. Seyn Sie so gütig, Mademoiselle, und schreiben Sie den meinigen ab, und schicken Sie mir ihn; denn ich weis seinen Inhalt nicht so genau mehr. Ihren werthesten Aeltern empfehle ich mich gehorsamst, grüße Ihre Jungfer Schwester und den Herrn Bruder, und verharre mit wahrer Hochachtung

Leipzig, den 4. April 1761.

Ihr ergebenster Diener
Gellert.

9. *)

Hochzuehrender Herr Professor!

Sie machen mich recht unruhig durch das viele Gute, das Sie von mir denken, und zu meinem Lobe sagen. Ich fürchte immer, Sie werden mehr von mir halten, als ich verdiene, und daß vielleicht Ihre eignen Worte hernach an mir eintreffen möchten, wenn ich Ihnen scheinen kann, was ich mir selbst nicht bin. Was mich aber wieder beruhigt, ist dieß, daß ich mirs bewußt bin, daß ich alles das wirklich denke, was ich Ihnen schreibe und geschrieben habe; und daß nichts Verstelltes darunter ist, oder das erkünstelt wäre, um Sie zu meinem Vortheile einzunehmen. Denn freylich ist Ihre Gewogenheit und Ihr Beifall etwas so sehr Schmeichelhaftes, daß man dadurch einigermaßen entschuldigt seyn würde, wenn nur Lügen und Verstellung nicht zwey häßliche Laster wären, die am meisten Verachtung verdienen, und des Beyfalles tugendhafter und rechtschaffener Leute am unwürdigsten machen. Von dieser Wahrheit bin ich so stark überzeugt, daß ich fortfahren will, Ihnen alles, wie ichs denke, ohne Zurückhaltung, mit aller nur möglichen Aufrichtigkeit, zu schreiben. Dadurch werden Sie mich mit der Zeit völlig kennen lernen, und wenn Sie da Fehler in meiner Gemüthsart oder in meinem Verstande entdecken, so weis ich doch, daß Sie mir deswegen Ihre Gütigkeit nicht entziehen werden; sondern daß Sie mir vielmehr gewogen genug sind, um mir meine Fehler zu entdecken, und mir die Mittel anzuzeigen,

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 43. Nr. 139.

wodurch ich mich davon bessern kann. Ob ich einem Manne ein Glück seyn würde, weis ich nicht. Es möchte sehr eitel seyn, wenn ichs dächte. Ich werde auch schwerlich in diesem Stücke etwas Gewisses von mir erfahren. Ich bin nicht reich genug, um verheirathet zu werden. Ihr Dodbridge, mein lieber Herr Professor, erweißt uns Frauenzimmern sehr viel Ehre; aber, glauben Sie mirs, ich bin mit seinem Urtheile nicht wohl zufrieden. Aus Liebe zur Unparteilichkeit wollte ich, daß man von beyden Hälften des menschlichen Geschlechts gleich gute Meynungen hegte, und gewiß, es giebt unter beyden Hälften Leute, die man nicht besser wünschen kann. Sie und die Frau von Beaumont, sind ein guter Beweis davon, und Beyde, vornehmlich aber Sie, sind mir dadurch, daß Sie mich unterrichten, vergnügen, und zum Guten aufmuntern, so nützlich, daß ich Ihr gütiges Verlangen, mir noch nützlicher zu werden, fast für ganz unmöglich halten muß.

Seit acht Tagen habe ich erfahren, daß des Herrn Rabener's Brief an Sie nebst Ihrer Antwort (von welcher ich Ihrem Befehle zufolge, eine Abschrift beyschließe), ingleichen ein Brief, den Rabener kurz nach der Belagerung an den Secretär Ferber in Warschau geschrieben, und der ebenfalls lange zuvor, wie die Ihrigen, in aller Leute Händen war, in Berlin gedruckt und nun in hiesigen Buchläden zu verkaufen sind. Ich kenne den Herrn Rabener nicht: ich glaube aber, daß nicht sowohl er selbst, als vielmehr seine Freunde, Schuld sind, daß diese Briefe so sehr gemein und nun gar publicirt geworden. Außer diesen Briefen ist hier noch ein Auszug eines andern Briefes aus Leipzig bekannt, der einen Theil der Unterredung zwischen Ihnen und dem Könige enthält.

Dieser war nicht sehr gemein und ich habe ihn mit vieler Mühe bekommen und sehr geheim gehalten, weil ich fürchtete, er möchte auch etwa gedruckt werden. Heute aber habe ich gehört, daß er ebenfalls in Berlin gedruckt ist.

Itzt lese und schreibe ich gar nichts, ausgenommen an Sie. Ich bin itzt eine Krankenwärterin, und zwar, was das Betrübteste ist, bey meiner Mutter. Sie liegt an Schmerzen in der Hüfte und im Rücken so krank, daß sie sich nicht einmal allein im Bette aufrichten kann. Neulich sagte sie: Es geht mir, wie dem armen Gellert; ich muß Geduld haben, wie Er. Sie empfiehlt sich Ihnen, nebst meinem Vater, gehorsamst. Mein Bruder und meine Schwester versichern Sie von ihrer Liebe und Ehrerbietung. Wir reden itzt, da wir beysammen sind, recht oft von Ihnen, und wünschen Ihnen tausenderlei Gutes, und ich, mein lieber Herr Professor, wünsche auch mir, daß ich Ihre Gütigkeiten verdienen und niemals den Vorzug verlieren möge, mich nennen zu dürfen

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 7. April 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

10. *)

Liebe Mademoiselle!

Wenn meine Briefe Ihnen Beweise sind, wie hoch ich Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft achte: so sind sie das, was sie nach meiner Absicht seyn sollen; und wenn Ihnen mein Beyfall über Ihre Art zu denken, zu schreiben und zu leben, eine Aufmunterung ist: so werde ich stets etwas Nützliches thun, so oft ich an Sie schreibe; so wie ich stets etwas Gutes lese, so oft ich Ihre Briefe lese. In Wahrheit, liebe Mademoiselle, Sie sind eine meiner besten Correspondentinnen. Dieses Geständniß muß ich Ihnen aus Aufrichtigkeit wiederholen, und ich kann es wegen Ihrer großen Bescheidenheit ohne alle Furcht thun. Es wird Sie nicht stolz, es wird Sie nur beherzter machen, ein gutes Frauenzimmer zu seyn, und die glücklichen Umstände mit frohem Danke zu erkennen, in denen Sie geboren und erzogen sind. Sie müssen eine sehr gute Erziehung genossen haben; und welches Glück ist dieses nicht, an der Hand sorgfältiger und weiser Eltern so geleitet werden, daß wir früh das Beste kennen, lieben und ausüben lernen! Diese Erziehung wird Sie allerdings in den Stand setzen, daß Sie die Ruhe und Hülfe eines rechtschaffenen Mannes werden; denn eine fromme, verständige und liebreiche Frau ist ohne Ausnahme das Glück eines Mannes. Ich gebe es gern zu, daß viele Männer bey ihrer Wahl auf das Vermögen sehen, auch wohl darauf zu sehen Ursache haben; aber dennoch ist es die geringste Aus-

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 46. Nr. 140.

steuer eines Frauenzimmers, und Sie sind desto sicherer, wenn Ihnen künftig ein Mann die Hand anbietet, daß er Sie selbst, und nicht Ihre Erbschaft, sucht. Ich kann den vortrefflichen Charakter, den Salomo von einer guten Frau entwirft, nie ohne Bewunderung lesen.

„Wem ein tugendsam Weib bescheert ist, sagt er, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Lebelang. Sie gehet mit Wolle und Flachs um, und arbeitet gern mit ihren Händen. Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen, und reichet ihre Hand dem Dürftigen. Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist, und wird hernach lachen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugehet, und isset ihr Brod nicht mit Faulheit. Ihre Söhne kommen auf, und preisen sie selig; ihr Mann lobet sie. Viel Töchter bringen Reichthum; ein solch Weib aber übertrifft sie alle. Lieblich und schön seyn ist nichts. Ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben."

Unverheirathete Frauenzimmer können kein vortrefflicheres Bild von dem, was sie werden sollen, und verheirathete von dem, was sie seyn sollen, vor Augen haben, als dieses Gemälde der Tugenden und Pflichten einer Frau. Ich fange schon an, Sie, gute Mademoiselle, (so parteiisch werde ich) blos einem meiner Freunde zu gönnen, ohne einen selbst bestimmen zu können. Ihre Verbesse-

rung, die Sie mit des Doddridge Ausspruche vorgenommen haben, und die ich gern billige, scheint doch, weil sie so gütig ist, das Urtheil dieses Mannes immer noch zu rechtfertigen. Daß Sie aber so gut von mir denken, dazu, glaube ich, berechtigen Sie meine Schriften. Ich würde selbst so denken, wenn ich an Ihrer Stelle wäre; gleichwohl würden Sie, wenn Sie an der meinigen wären, sehr demüthig an der ganzen Richtigkeit zweifeln.

Ihre Nachricht von den gedruckten Briefen hat mich sehr erschreckt; mehr, als ich Ihnen sagen mag. Was ist der Ruhm für ein gefährliches Glück! Bald möchte ich mit Haller'n sagen:

> O selig, wen sein gut Geschicke
> Bewahrt vor grossem Ruhm und Glücke!

Also ist kein Brief mehr sicher, sobald er aus meiner Hand ist? Doch ich will nicht eifern; ich will Ihnen für die Abschrift und auch für die böse Nachricht danken.

Leben Sie wohl, und wünschen Sie Ihrer lieben kranken Mama Muth und Gesundheit in meinem Namen.

Leipzig, den 15. April 1761.

Gellert.

---

11. *)

Hochzuehrender Herr Professor!

Am 15ten April waren Sie so gütig, einen Brief an mich zu schreiben; am 17ten früh erhielt ich ihn zu meinem größten Vergnügen; heute haben wir den 19ten, und hier

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 49. Nr. 141.

sitze ich schon wieder, mit der Feder in der Hand, um Ihnen meine Danksagung dafür zu machen. — „Das ist zu bald,“ spricht ein gewisser Mensch, der manchmal sehr weise thut. „Einem Manne, der mehr zu thun „hat, als deine Briefe zu lesen, mußt du nicht „zu oft beschwerlich fallen. Eine Unhöflichkeit „ist es, es ist wahr, zu sorglos und nachlässig „im Umgange und in der Correspondenz mit „solchen Personen zu seyn, die uns damit Ehre „erweisen; doch muß man sie mit nichtsbedeu„tenden Briefen nicht so bombardiren.“ — Der gute Mensch! Er hat noch kein Bombardement erfahren; sonst würde er sich zu so gelinden Dingen keines so gewaltsamen Ausdrucks bedienen. Mit allem dem aber mag er wohl Recht haben, und ich kann auch Recht haben, und doch deswegen nicht seinem, sondern meinem, Willen folgen. Sehen Sie nur, mein lieber Herr Professor, wie ichs machen will. Ich will immer heute schreiben, weil ich so große Lust darzu habe. Hernach kann ich ja meinen Brief acht oder vierzehn Tage, oder so lange es das Ceremoniel (mit welchem ich allerdings nicht recht bekannt bin) erfordern wird, liegen lassen. Dieses Mittel gefällt mir außerordentlich wohl, weil es meine eigne glückliche Erfindung ist, und ich entdecke auch so eine gewisse Art von Delicatesse darinnen, die ich zwar selber nicht recht erklären kann, die aber doch wirklich darinnen seyn muß: denn durch dieses Betragen beweise ich — es scheint mir zum wenigsten so — meinen Eifer und meine Sorgfalt in Beobachtung meiner Schuldigkeit, und das Vergnügen, so ich darin finde; und dann zeige ich auch zugleich meinen Gehorsam gegen das, was Höflichkeit und Bescheidenheit vor-

schreiben. Ist das nicht recht hübsch? und gefällt es Ihnen nicht auch? — Wenn ich Ihnen doch immer so schriebe, daß es Ihnen gefiele, und daß Sie denken könnten, Sie läsen etwas Gutes, so würden Sie immer, und mit Recht glauben, etwas Nützliches zu thun, so oft Sie mich Ihres unschätzbaren Beyfalls versichern. Stolz wird er mich nicht machen; so weit haben Sie mich schon gebracht, daß ich darüber hinweg bin; aber aufmuntern wird er mich allerdings, recht gut zu seyn, immer besser zu werden, daß ich soviel Beförderung und Anleitung darzu gefunden habe, ohne die Hindernisse anzutreffen, die vielleicht Andere auf ihren guten Wegen aufhalten, oder gar davon abführen können. Glauben Sie nicht, hochgeehrter Herr Professor, daß ich bisher auf eine undankbare Art fühllos, dieses große Glück übersehen, und mich für weniger glücklich gehalten habe, weil meine äußerlichen Glücksumstände geringe sind. Man kann nicht stärker überzeugt seyn, als ichs bin, daß Gott unendlich weise und gütig ist, und bey Bestimmung unsrer Schicksale, allemal dasjenige wählet, was im vollkommensten Verstande für uns das Beste ist; und diese Ueberzeugung ist Ursache, daß die Zufriedenheit und Dankbarkeit, mit welcher ich das Vergangene überdenke, eben so groß ist, als das Vertrauen und die Zuversicht, womit ich auf das Zukünftige hinaussehe. Und gesetzt, ich fände Ursachen, die Aussichten vor mir nicht für glücklich zu halten; so kann mich doch dieß nicht unruhiger machen. Das Leben ist kurz, und wir leben nicht in der Welt, um glücklich zu seyn.

Um wohl zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir, so viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu seyn, der Tugend nachzustreben,
Dieß sey mein Sorgen auf der Welt.

Der Charakter, den Salomo von einer guten Frau zeichnet, ist sehr vollkommen, und den Begriffen dieses weisen Mannes anständig. Vielleicht würde er weniger selten seyn, als er ist, wenn alle Männer so richtige Begriffe von demjenigen hätten, was den wahren Werth eines Frauenzimmers ausmacht, und folglich im Stande wären, ihre Wahl darnach einzurichten. Doch daran ist nichts gelegen, und man muß sich dadurch nicht irre machen lassen. Genug, daß die Männer so denken und die Frauenzimmer so leben sollten.

Ihre Partheylichkeit, mein lieber Herr Professor, verdiene ich zwar im geringsten nicht. Dennoch will ichs Ihnen gestehen, daß sie mir so wohl gefällt, daß ich Ihnen nothwendig dafür verbunden seyn muß. Ich würde mich selbst keinem Andern, als Ihren Freunden, gönnen, wenn mir also zu reden erlaubt ist, und es kann mir, denke ich, erlaubt seyn; denn dieser Gedanke läßt eine sehr allgemeine Anwendung zu. Jeder rechtschaffene Mann, dessen Herz tugendhaft und empfindungsvoll ist, muß Sie lieben und Ihr Freund seyn. Ein Andrer aber, der das nicht ist, hat auch kein Recht, mir zu gefallen.

Ob ich an Ihrer Stelle so gar demüthig seyn würde, das kann ich nun eben nicht für gewiß nachsagen. Ich fürchte immer, ich würde auf wunderliche Einfälle gerathen seyn, und deswegen halte ichs für weit sicherer für mich, daß ich an meiner Stelle bin.

Es ist mir leid, daß ich Ihnen unvorsichtigerweise eine böse, erschreckliche Nachricht geschrieben habe. Um sie einigermaaßen wieder gut zu machen, kann ich Ihnen melden, daß diese gedruckten Briefe, die, wie die Buchhändler sagen, sehr fehlerhaft gewesen seyn sollen, unterdrückt und

gar nicht mehr verkauft werden sollen; es wäre denn, daß beide Herren Verfasser ihre ausdrückliche Einwilligung dazu gäben. Meine Mutter, deren Gesundheit ziemlich wieder hergestellet ist, stattet Ihnen für Ihren so gütigen Wunsch, den verbundensten Dank ab. Ich habe die Ehre zu seyn,

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

Den 28. April.

Des Herrn Bruders Brief ist am Montage nach Warschau abgegangen. Mein Vater, der sich Ihnen gehorsamst empfiehlt, wird allemal mit Vergnügen dasjenige ausrichten, was Sie ihm aufzutragen belieben werden. Ob ich gleich noch sehr wenig Platz übrig habe, so kann ich doch nicht unterlassen, Ihnen für das Zettelchen an mich, zu danken, womit Sie jenen Brief begleiteten. Ich möchte Ihnen gerne recht weitläuftig sagen, warum ich es besonders lieb habe. Nun besitze ich ein Papier, darauf es ausdrücklich geschrieben steht, daß Sie mein Freund sind. Dieses einzige Wort macht mich so vergnügt, und bestärkt mich so sehr in allen meinen guten Entschließungen, als der längste und lehrreichste Brief kaum hätte thun können. Lassen Sie meine Bemühungen, Ihrer Freundschaft — darf ich so sagen? — würdig zu werden, anstatt eines bessern Dankes gelten, und nehmen Sie gütig die Liebe und die Ehrerbietung an, die ich zeitlebens gegen Sie hegen werde.

C. C. Lucius.

12. *)

Liebste Mademoiselle!

Zur Vergeltung für Ihren lieben schönen Brief, den mir Ihr Herr Bruder heute, den 2ten May, überbracht hat, will ich Ihnen auch heute noch danken und Ihnen sagen, was ich selten meinen Correspondenten sage, daß Sie mir nie zu früh und zu viel antworten können, wenn es Ihre Geschäfte anders zulassen. Anstatt daß ichs, mit Ihrem Herrn Bruder, als einen Fehler ansehen sollte, daß Sie mir so fleißig und eiligst schreiben: so sehe ichs wirklich als eine Tugend an, in der es Ihnen hundert Frauenzimmer entweder gar nicht, oder nur aus Zwang, würden nachthun können; denn wenn sie auch Ihre Geschicklichkeit im Schreiben besäßen, so sind doch Geduld und Ernsthaftigkeit selten die Tugenden eines jungen Frauenzimmers. Der Inhalt unsrer Briefe ist wirklich sehr ernsthaft, und Ihre Geduld erkenne ich nicht blos aus der Länge Ihrer Antworten, sondern aus der Genauigkeit und Richtigkeit, alles zu beantworten. Ja ich muß offenherzig gestehen, daß Sie bey unsrer Correspondenz die schwere Seite tragen, und ich die leichte. Sie antworten mir genau, und ich antworte Ihnen bequem. Gesetzt, unsere Briefe kämen einmal auf die Nachwelt, so wird die Nachwelt sagen, was ich hier gesagt habe, und je mehr ich verliere, desto mehr werden Sie gewinnen. Aber, meine liebe Freundin, lassen Sie diesen Gedanken von der Nachwelt oder Welt nicht den geringsten Einfluß in Ihre künftigen Briefe haben, sonst

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 53. Nr. 142.

wird das freywillige Gute und Schöne Ihrer Art zu denken und zu schreiben den Augenblick verloren gehen. Schreiben Sie stets in der Verfassung und der Absicht, wie Sie zeither an mich geschrieben haben, so schreiben Sie mit Glück, mit Nutzen und mir zur Ehre und Freude. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Leipzig, den 2. May 1761.

Ihr ergebenster Diener
Gellert.

O

13.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich dachte es wohl, daß mein Bruder Unrecht behalten würde. Er hat selten Recht, wenn er nicht meiner Meynung ist, das sage ich ihm oft; allein er glaubt mirs niemals, ich aber weis es für gewis aus einer langen Erfahrung. Nun könnte ich ihn beschämen, und ihm das große Compliment schreiben, das Sie mir machen, indem Sie mir nicht bloß verzeihen, daß ich sobald habe antworten wollen: sondern daß Sie sogar die Gütigkeit haben, mir dafür zu danken, und es mir zur Tugend anzurechnen. Gewiß, mein lieber Herr Professor, ich muß Ihnen recht sehr verbunden seyn. Sie machen mich nun schon wieder um zwei Tugenden reicher, an die ich, das muß ich aufrichtig gestehen, zuvor wenig gedacht habe. Ernsthaft bin ich zuweilen, das ist wohl richtig; aber obs auch wirklich eine Tugend ist? — Wir haben einmal einen jungen Menschen gekannt, der ernsthaft aussah, nicht viel sprach, und niemals laut lachte, und da weis ich Leute, die, anstatt

ihn deswegen zu loben, vielmehr uns tadelten und über uns lachten, daß wir so einen sonderbaren Geschmack hätten und ihn gut leiden könnten. Und was meine andere Tugend, die Geduld, anbetrifft, so bin ich immer noch nicht recht gewiß. Die Beschaffenheit meiner Briefe ist zum wenigsten kein Beweis davon. Ich habe so wenig Geduld nöthig, sie zu schreiben, daß ich noch nicht einmal daran gedacht habe, daß vielleicht Sie, hochzuehrender Herr Professor, zum Lesen welche nöthig haben. Gleich, sobald ich nur einen Brief von Ihnen das Erstemal durchlese, fühle ichs schon, daß die Antwort lang werden wird; denn da fallen mir gleich wohl hunderterley Dinge auf einmal ein, die ich alle schreiben möchte. Wenn ich nun schreibe, so will ich allemal, um kürzer zu seyn, etwas weglassen; ich kann aber niemals mit der Auswahl fertig werden und darüber, indem ich immer darauf sinne, wie ich abkürzen will, schreibe ich so lange fort, bis alles auf dem Papiere steht, was ich zuvor im Kopfe hatte. Ich kann es gar nicht begreifen, wie gut Sie seyn müssen, mein lieber Herr Professor, daß Sie immer noch so mit mir können Geduld haben. Geben Sie mir aber nur manchmal einen Verweis, einen solchen Verweis, der mich nicht erschreckt, und aus dem ichs sehe, daß Sie mir verzeihen wollen, wenn ich Sie darum bitte, und mich bessere. Das wird ganz gewiß helfen. Sie antworten mir recht schön, und ich habe Sie für jeden Brief besonders lieb. Ich fing schon an, mich darauf zu freuen, daß die Nachwelt dieß einst von mir erfahren sollte; aber da schrecken Sie mich nun auf einmal wieder ab, wenn sie mir sagen, daß ich bei diesem Gedanken gar nicht mehr gut schreiben würde. Ich dächte es doch kaum, mein lieber Herr Professor; ein Autor schreibt

ja wohl selten etwas, ohne dabey an die Nachwelt zu gedenken: oft ist sie wohl s in vornehmster Gedanke, und dennoch sind, wie Sie wissen, so viel gute und schöne Sachen geschrieben worden. Allein im rechten Ernst davon zu reden, ich glaube, wenn ich auch zehnmal ein Autor geworden wäre, oder daß es mein Beruf erforderte, einer zu seyn, ich würde mir doch nicht viel aus der Nachwelt machen; (und die Nachwelt, denke ich, würde mir auch nicht gut seyn, wenn sie das von mir hörte). Es werden unter unserer Nachwelt eben solche wunderliche und alberne Köpfe bleiben, als unter der itztlebenden Nachwelt unserer Vorwelt sind, und ich kann über nichts verdrießlicher werden, als über die dummen Kritiken und die ungeschickten Lobsprüche, die man alle Tage hört und liest, und es geht mir so nahe, wenn sich das größte Genie von Leuten muß beurtheilen lassen, denen es gar nicht in den Sinn kommen sollte, daß ich mich lieber mit diesen Leuten zanken möchte, so sehr ich auch sonst den Frieden liebe. Sollten Sie mirs wohl glauben können, mein lieber Herr Professor? Wir Mädchen hier fangen an, Parteien für und wider den und jenen Schriftsteller zu machen. Es klingt sonderbar: ich kann es aber mit einem lebendigen Exempel beweisen. Ich und zwei von meinen Freundinnen (die Eine davon ist dreizehn Jahr alt) sind itzt in einen lebhaften und wichtigen Streit verwickelt. Pope ist unser Held, und wir sind, beiläufig gesagt, ein sehr geringer und unwürdiger Theil seiner Nachwelt. Das ist was Erbauliches, werden Sie sagen, und den Kopf dazu schütteln. — Freilich, mein lieber Herr Professor, ist es höchst lächerlich; aber gewiß, ich komme ganz unschuldigerweise dazu; denn ich — doch nein; Nichts mehr! Wenn ich meine einfältige Erzählung anfinge,

so müßte ich wohl noch eine Seite Platz haben, und die habe ich nicht, ob wohl mein Brief würklich kürzer ist als sonst, denn ich habe viel weitläuftiger geschrieben. Das mußte ich Ihnen sagen; Sie möchten es sonst etwan nicht bemerkt haben. Nun aber will ich mich auch einmal selbst überwinden, gleich hier abbrechen, und gar nichts mehr hinzufügen, als daß ich lebenslang mit der vollkommensten Ehrerbietung seyn werde

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 15. May 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Itzt habe ich diesen Brief meinen Eltern und meiner Schwester vorgelesen. Sie sagen alle, er wäre eben nicht hübsch. Ich sage es selbst; er ist so leer, so fade, daß ich mich recht darüber ärgere, und wenn ich mir glauben wollte, so schickte ich ihn gewiß nicht fort. Er muß aber fortgehen, wie Sie ihn hier sehen; denn heute ist nicht Zeit genug anders zu schreiben, und morgen, das hat mich eben so erschreckt, soll keine Post mehr gehen. Haben Sie also Mitleiden mit Ihrer armen Correspondentin, und werden Sie nicht böse. Ich fürchte mich vor Ihrer Antwort.

14.

Hochzuehrender Herr Professor!

Versprechen Sie mirs daß Sie nicht unwillig über mich werden wollen, weil ich schon wieder schreibe. Oder sind Sie es etwan schon geworden, ehe Sie den Brief aufgemacht haben: ach! so lassen Sie sichs wieder abbitten, und

haben Sie nur noch diesmal Geduld mit mir. Sehn Sie nur, wenn ich einmal Lust bekomme, an Sie zu schreiben, so ist das eine recht tyrannische Leidenschaft bey mir (ich stelle mir die Begeisterung eines Poeten ungefähr auch so vor), und wenn ich mich ihr widersetze, so bin ich so unruhig, so traurig — ich kann es gar nicht sagen, wie ich bin. Es ist heute ein so sehr schöner Abend, und ich müßte ihn höchst betrübt und misvergnügt zubringen, wenn ich nicht an Sie schreiben dürfte. Recht ist es freilich nicht, ich weis es wohl, daß man misvergnügt wird, wenn man seinen Willen nicht haben kann; ich bin nun einmal eine solche wunderliche Creatur. Sie kennen noch nicht die Hälfte meiner Fehler, und es ist mein großes Glück, daß Sie nichts weiter von mir erfahren können, als was ich Ihnen selbst sage. Doch damit Sie Sich nicht etwan einen noch schlimmern Begriff von mir machen, als ich wirklich verdiene, oder, welches noch ärger wäre, gar anfangen, sich meiner zu schämen; so muß ich mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und Ihnen sagen, daß ich meistens nur in dem gleichen Falle so unartig bin: denn in andern Sachen kann ich ganz wohl alle meine Zufriedenheit und Freundlichkeit behalten, ob ich gleich nicht thun darf, was ich gern will. Allein hier muß man mir gewiß verzeihen: denn nicht zu rechnen, daß ich sehr gern schreibe, so ist es auch so etwas Schmeichelhaftes und so viel Ehre für mich, an Sie schreiben zu dürfen, daß ich mir kein größer Vergnügen machen kann, als wenn ich mich und die Leute, die es wissen, daran erinnern kann. Heute aber, mein lieber Herr Professor, sage ichs niemanden. Der Papa und meine Schwester sind ausgegangen. Die Mama ist in einer andern Stube, und wenn sie ja zu mir kömmt,

so müßte ich wohl noch eine Seite Platz haben, und die habe ich nicht, ob wohl mein Brief würklich kürzer ist als sonst, denn ich habe viel weitläuftiger geschrieben. Das mußte ich Ihnen sagen; Sie möchten es sonst etwan nicht bemerkt haben. Nun aber will ich mich auch einmal selbst überwinden, gleich hier abbrechen, und gar nichts mehr hinzufügen, als daß ich lebenslang mit der vollkommensten Ehrerbietung seyn werde

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 15. May 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Itzt habe ich diesen Brief meinen Eltern und meiner Schwester vorgelesen. Sie sagen alle, er wäre eben nicht hübsch. Ich sage es selbst; er ist so leer, so fade, daß ich mich recht darüber ärgere, und wenn ich mir glauben wollte, so schickte ich ihn gewiß nicht fort. Er muß aber fortgehen, wie Sie ihn hier sehen; denn heute ist nicht Zeit genug anders zu schreiben, und morgen, das hat mich eben so erschreckt, soll keine Post mehr gehen. Haben Sie also Mitleiden mit Ihrer armen Correspondentin, und werden Sie nicht böse. Ich fürchte mich vor Ihrer Antwort.

14.

Hochzuehrender Herr Professor!

Versprechen Sie mirs daß Sie nicht unwillig über mich werden wollen, weil ich schon wieder schreibe. Oder sind Sie es etwan schon geworden, ehe Sie den Brief aufgemacht haben: ach! so lassen Sie sichs wieder abbitten, und

haben Sie nur noch diesmal Geduld mit mir. Sehn Sie nur, wenn ich einmal Lust bekomme, an Sie zu schreiben, so ist das eine recht tyrannische Leidenschaft bey mir (ich stelle mir die Begeisterung eines Poeten ungefähr auch so vor), und wenn ich mich ihr widersetze, so bin ich so unruhig, so traurig — ich kann es gar nicht sagen, wie ich bin. Es ist heute ein so sehr schöner Abend, und ich müßte ihn höchst betrübt und misvergnügt zubringen, wenn ich nicht an Sie schreiben dürfte. Recht ist es freilich nicht, ich weis es wohl, daß man misvergnügt wird, wenn man seinen Willen nicht haben kann; ich bin nun einmal eine solche wunderliche Creatur. Sie kennen noch nicht die Hälfte meiner Fehler, und es ist mein großes Glück, daß Sie nichts weiter von mir erfahren können, als was ich Ihnen selbst sage. Doch damit Sie Sich nicht etwan einen noch schlimmern Begriff von mir machen, als ich wirklich verdiene, oder, welches noch ärger wäre, gar anfangen, sich meiner zu schämen; so muß ich mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und Ihnen sagen, daß ich meistens nur in dem gleichen Falle so unartig bin: denn in andern Sachen kann ich ganz wohl alle meine Zufriedenheit und Freundlichkeit behalten, ob ich gleich nicht thun darf, was ich gern will. Allein hier muß man mir gewiß verzeihen: denn nicht zu rechnen, daß ich sehr gern schreibe, so ist es auch so etwas Schmeichelhaftes und so viel Ehre für mich, an Sie schreiben zu dürfen, daß ich mir kein größer Vergnügen machen kann, als wenn ich mich und die Leute, die es wissen, daran erinnern kann. Heute aber, mein lieber Herr Professor, sage ichs niemanden. Der Papa und meine Schwester sind ausgegangen. Die Mama ist in einer andern Stube, und wenn sie ja zu mir kömmt,

so will ich sie bitten, nicht herzusehen: denn ich weis gewiß, sie würde es mir nicht zulassen, und Sie, das prophezeie ich mir, werden mich tadeln, daß ich es heimlich thue. Schon seit vorgestern sinne ich auf einen Vorwand an Sie zu schreiben. Ich hoffte immer, die polnische Post würde kommen und Briefe an Sie mitbringen. Dieses hätte mir die beste und natürlichste Gelegenheit von der Welt gegeben. Die Post kam. Ja; aber leider! kein Brief an Sie in meines Vaters Paket. Nun, dachte ich, ist alles verloren — aber geschwind fiel mirs ein, daß ich am 17. Mai Nachmittags ein angenehmes liebes Zettelchen von Ihnen erhalten, in welchem Sie mir versprechen — wissen Sie wohl noch was? — mein guter Freund zu seyn, wenn ich meinem Vater den eingeschloßnen Brief an den Grafen Moritz *) zur Bestellung geben würde. Nun das habe ich gethan, und Ihr Brief ist den 18. fortgeschickt worden, folglich ist es wohl eine unumgängliche Nothwendigkeit, daß ich Ihnen Nachricht davon geben und Ihnen für Ihr gütiges Versprechen danken muß. Meine Schuldigkeit wäre gewesen, es sogleich zu thun; aber soll ich Ihnen sagen, was mich hinderte? — Eine einfältige Furcht wegen meines letzten Briefs. Als wenn ich gleich nicht wüßte, wie gütig Sie wären! Itzt fürchte ich mich nicht mehr: ich schäme mich nur noch, daß ichs gethan habe, da ich Ihnen doch versprach, so viel Vertrauen in Sie zu setzen, und da ich weis, daß Sie es gern sehen, wenn ichs thue.

Ja, mein hochzuverehrender Herr Professor Gelle — Ach wie bin ich erschrocken! — Bald hätte ich Sie bey

---

*) Graf Hans Moritz von Brühl, vierter Sohn des Ministers, Gellerts Liebling und würdiger Freund. S. von ihm das Conversationslexikon.

Ihrem Namen genennet, und das soll, hat man mir, wie ich noch klein war, gesagt, und ich habe es auch selber irgendwo gelesen, die größte Unhöflichkeit von der Welt seyn. Verzeihen Sie mirs ja, wenn Sie denken, daß es so sehr unhöflich ist: denn ich verstehe wirklich nichts davon. Sie denken es aber auch nicht, das weis ich aus Ihren Briefen. Da haben Sie immer gesagt: mein lieber Hr. R.. Herr von H..g, und Sie sprechen auch: liebster Rabener. Wenn es gebräuchlich wäre, so wollte ich Sie auch recht gern bei Ihrem Namen nennen: denn ich bin Ihrem Namen so gut, weil er Sie von andern Gelehrten, und vornehmlich Professoren, unterscheidet; denn da sind wirklich welche, an die ich eben nicht schreiben möchte, wenn ich es gleich dürfte.

Was ich sagen wollte, wie ich anfing: „Ja, mein lieber Herr Professor Gell —" das habe ich in der Angst gar vergessen, und es ist auch eben so gut. Nun will ich mich hersetzen und froh seyn, daß ich an Sie geschrieben habe. Vielleicht lese ich noch in einem Buche, welches ich nicht leiden kann (es heißt Ecole du monde), damit ich wieder ernsthaft werde; denn wenn ich recht aufgeräumt, wie itzo, bin, kann ich mich gar nicht verstellen, und da würde der Papa gleich errathen, was ich gemacht habe. Leben Sie recht wohl, mein lieber Herr Professor, und erlauben Sie, daß ich nicht eher, als bis ich gestorben seyn werde, aufhören darf, Ihnen zu sagen, daß Sie niemand von denen Leuten, die Sie nicht persönlich kennen, so sehr liebt und verehrt als

Dresden, den 26. May 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Verzeihen Sie mir, daß ich so schlecht geschrieben habe. Mein Schreibemeister ist nicht bei der Hand, und ich — schmälen Sie nicht — kann keine Feder schneiden.

15.

Liebe Mademoiselle!

Wenn ich nicht so gern schriebe, so hätte ich eine sehr gute Gelegenheit, meine Antwort auf Ihren letzten Brief noch etliche Wochen zu verschieben; denn ich trinke den Brunnen, und da glaubt man immer zu gewissen Freyheiten und Fehlern berechtigt zu seyn, ohne sich derselben schämen zu dürfen. Allein was auch andre Patienten gegen ihre Correspondenten thun, oder ich selbst bey meiner Cur gegen die meinigen thue: so muß ich doch bey Ihnen eine Ausnahme machen, wenn ich anders meinem Vergnügen und der Dankbarkeit, die ich Ihnen für Ihren fleißigen und geistreichen Briefwechsel schuldig bin, nicht zuwider handeln oder mediciniren will. In der That habe ich in dem Garten, wo ich dieses schreibe, Ihren Brief nicht; allein ich weis doch, daß er lang, schön und voll von guter Meynung von mir war. Für alles dreyes danke ich Ihnen, und bitte Sie, mit einer so kurzen Antwort zufrieden zu seyn, bis ich gesund genug bin, lange zu sitzen, und viel zu schreiben. Wirklich thue ich zu wenig, um die besondere Achtung zu verdienen, die Sie für mich tragen; allein, wenn ich klagen wollte, und Klagen nicht meistens Undankbarkeit wäre, so würden Sie sehen, daß ich in meinen itzigen Umständen selten schreiben kann, selten darf, und

über beides mich betrübe. Aber Geduld, und Hoffnung, und Ergebung!

Grüßen Sie Ihre werthesten Eltern auf das verbindlichste von mir, auch Ihre Jfr. Schwester, und leben Sie recht sehr wohl.

Ich bin mit wahrer Hochachtung

Leipzig, den 27. Jun. 1761.

Ihr verbundenster Diener und Freund
Gellert.

16.

Hochzuehrender Herr Professor!

Daß Sie den Brunnen trinken, daß Sie deswegen lange nicht an mich schreiben werden, und daß man ihnen dabey auf keine Art und Weise beschwerlich fallen sollte: das alles sind Sachen, die ich ganz wohl weis. Aber nur darüber kann ich mit mir nicht einig werden, ob ich dem ungeachtet es aufschieben kann, Ihnen für einen Brief zu danken, durch welchen Sie mich mit einer so besondern Gütigkeit unterscheiden, ohne bei der Ehre, die Sie mir erweisen, unempfindlicher zu scheinen, als ich seyn soll und es wirklich bin. Sie wissen wohl, mein lieber Herr Professor, daß ich Ihnen alles das glaube, was Sie mir sagen, und Sie setzen auch gewiß voraus (denn warum schrieben Sie sonst auf diese Art?), daß ich das Verbindliche, das Gütige davon verstehe. Also können Sie leicht urtheilen, wie sehr ich dadurch gerührt seyn müsse, und gewiß, wenn ich in Leipzig wäre, ich könnte nicht anders, ich müßte

Ihnen die Hand dafür küssen. Aber was würden Sie dazu sagen? —

Ich erfuhr es von meinem Bruder, daß Sie eine Cur brauchen, und ich war Ihrentwegen recht froh darüber; denn ich sah eine Cur als eine Gelegenheit an, auf dem Lande vergnügt zu leben, und sich allen verdrießlichen Geschäften zu entziehen, welches beides sehr angenehm ist. Aber ich bin sehr betrübt geworden, da ich aus Ihrem Briefe gesehen, daß Sie Sich nicht wohl genug befinden, um dabey nach Ihrer Freyheit zu leben. Unterdessen, mein lieber Herr Professor, bis es Ihnen nicht mehr schädlich seyn und keine Beschwerlichkeit verursachen kann, an mich zu schreiben, will ich oft an Sie denken, Ihnen viel Gutes wünschen, und Gott (ich spreche nicht mehr der Himmel, und wenn Sie es verlangen, will ich Ihnen auch wohl sagen warum?) und Gott für Sie bitten, daß er ihre Cur segne, und den Erfolg derselben eine dauerhafte Gesundheit seyn lasse.

Der Brief an den Grafen Moritz ist gestern nach Warschau abgegangen. Ich erhielt ihn recht glücklich den den Abend vor dem Posttage. Mein Vater macht sich ein wahres Vergnügen daraus, zu Ihrem Befehle zu seyn. Er empfiehlt sich Ihnen nebst meiner Mutter gehorsamst. Meine Schwester küßt Ihnen die Hände so sehr, sagt sie, als sichs in Gedanken thun läßt, und ich habe die Ehre lebenslang zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 3. Jul. 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

Eine Observation von dem Herrn Ober-Commissair Hofmann wollte ich Ihnen wohl noch schreiben, wenn Sie es mir erlauben, nehmlich diese: Gestern Mittags ist die Hitze hier bey uns 7 Minuten lang, 11 Grad höher gestiegen gewesen als zu Batavia auf der Insel Java.

17.

Hochzuverehrender Herr Professor!

Sehn Sie, nun habe ich auch einmal einen Brief an Sie zu bestellen. Gestern Abends erhielt mein Vater das polnische Packet; ich war gleich da, und horchte auf die Namen, als er das Verzeichniß von den eingeschlossenen Briefen las. Ich hörte Ihren Namen wohl, und sah es mit großer Angst an, wie der Aufwärter den Brief zu den andern in seinen Hut warf, um ihn mit fortzunehmen; allein ich sagte nichts, oder konnte, glaube ich, nichts sagen. Mein Vater aber nahm ihm den Brief wieder weg, und gab mir ihn zu besorgen. Hier haben Sie ihn also, mein lieber Herr Professor, mit der ersten Post. Des Herrn Bruders Brief ist gleich am Donnerstage abgegangen. Fahren Sie ja fort mich mit Ihren Aufträgen zu beehren: denn ich bestelle alles sehr ordentlich. Das ist freilich sehr leicht, Sie tragen mir nur sehr leichte Sachen auf; allein ich will doch alles dabey thun, was ich kann, um die Fortsetzung Ihrer Gütigkeit gegen mich und das Vergnügen zu verdienen, so ich empfinde, wenn ich Ihnen sagen

darf, daß ich niemals aufhören werde dafür mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 3. August 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

18.

Liebste Mademoiselle!

Erstlich danke ich Ihnen tausendmal für den Brief vom Grafen Moritz, alsdann für den Ihrigen, und endlich bitte ich Sie um eine neue Gefälligkeit, die Sie mir gewiß von Ihrem Herrn Vater auswirken werden, weil Sie viel auf mich halten, und er viel auf Sie hält. Der eingeschloßne Brief wird schon an meiner Statt reden.

Ich habe den Brunnen zum zweytenmale wieder anfangen müssen. Trauriges Schicksal! doch es ist unsere Pflicht und unser Glück, daß wir geduldig seyn, und das Beste von Gott hoffen sollen.

Leipzig, den 8. Aug. 1761.

Gellert.

19.

Hochzuehrender Herr Professor!

Der Graf Moritz ist doch recht sehr hübsch, daß er so oft an Sie schreibt, und mir dadurch einen guten Vorwand giebt, meiner Begierde an Sie zu schreiben, den Willen

zu lassen, und ich wäre ihm schon darum gut, wenn ich auch nicht wüßte, daß er Sie liebt und von Ihnen geliebt wird. Vor ein paar Stunden kam der hier eingeschloßne Brief von ihm an, den ich morgen früh mit der ersten Post an Sie abschicken werde. Wie, und wo wird er Sie antreffen? Immer noch krank? immer noch auf dem Garten? — Sie haben den Brunnen wieder anfangen müssen, und ein trauriges Schicksal nennen Sie das? — O mein lieber Herr Professor, ich werde manchmal recht sehr betrübt, wenn ich an Sie denke; aber oftmals führt mich auch diese Betrübniß auf einen so frohen, so gewissen, so großen Gedanken, der mich ganz entzückt, und durch seine allmächtige Kraft — so kann ich sie mit Recht nennen — alles Bekümmernde und Traurige in Hoffnung und Zufriedenheit verwandelt.

Mein Vater, der sich Ihnen gehorsamst empfiehlt, hat den Brief an den Grafen Moritz am 10. fortgeschickt und er und ich danken Ihnen dafür, daß Sie so gütig gewesen sind, es uns aufzutragen.

Nun hätte ich eigentlich weiter nichts zu thun, als diesen Brief zu schließen, wenn ich nur nicht so sehr große Lust hätte, eine Bitte an Sie zu wagen, die Ihrer ganzen Gütigkeit und Ihrer ganzen Verzeihung nöthig hat, und von der ich gar nicht weis, wie ich sie vorbringen soll. Weil Sie aber so fromm sind, und so gern verzeihen, so will ich sie immer ohne weitern Umschweif sagen, ehe ich den Muth wieder verliere, den ich mir dazu gefaßt habe; denn ich bin wirklich mehr als halb furchtsam. Hören Sie also nur, mein lieber Herr Professor, in dem beyliegenden Papiere ist etwas von meiner Arbeit, das ich, wenn meine Mutter mir nichts zu thun gab, gemacht habe. Meine

Eltern, denen es gefiel, vielleicht weil es von mir war, wollten, ich sollte einen von unsern Verwandten zu seinem Namenstage damit beschenken. Allein der Namenstag ist noch lange nicht, und ich kann unter der Zeit wohl noch so viel nähen, daß man einen ganzen Menschen darein packen könnte. Nun ward ich gestern schon fertig, und heute, wie die Gelegenheit kam an Sie zu schreiben lies ich mirs plötzlich einfallen, Sie ganz gehorsamst zu bitten, diese Manschetten manchmal, etwan im Regenwetter oder im Winter, wenn Sie die Hände verstecken, zu tragen. Ich würde Sie für Freuden und aus Dankbarkeit für diese Gütigkeit recht sehr lieb haben. Freilich ist es kein Geschenk für einen Gelehrten; aber ich bin ein Frauenzimmer und es ist meine Arbeit. Ich weis auch sehr wohl, daß kein Werth darinnen ist; allein, wo ich mich recht besinne, so schreibt der alte Graf Tessin einmal an den Erbprinzen von Schweden, daß kleine Geschenke die Freundschaft befestigen. Darf ich diesen Satz auf Sie und mich ziehen? — Das weis ich, daß Sie Sich meinen Freund und mich Ihre Freundin genannt haben, und Sie vermuthen wohl nicht, daß ich das vergessen werde.

Ueberhaupt habe ich immer geglaubt, es sey nichts von allen unschuldigen Dingen in der Welt, das man nicht thun könnte, wenn es nur mit einer guten Art geschähe; aber freilich die gute Art, das ist eben die Kunst. — Nun habe ich einmal in einem Buche, ich weis nicht mehr in welchem, folgenden Gedanken gefunden, den ich für wahr halte, weil er mir gefiel und ich gleich davon gerührt ward: La simplicité, heißt es, est le charme sécret de tout ce qui nous touche: un coeur simple, des moeurs simples, un genre de vie simple, un stile simple, un

goût simple; la simplicité est le vrai je ne sai quoi, und dieser Gedanke hat mich in den meisten Fällen, wo ich ungewiß gewesen bin, beruhiget. Denn, hochgeehrtester Herr Professor, ich will es Ihnen nur aufrichtig gestehen, ich weis fast niemals wie ich eine Sache thue; nur aus dem Erfolg urtheile ich, ob ichs gut oder schlimm gemacht habe. Ich bin zeitlebens so mir selbst gelassen gewesen, und habe die Sachen gethan, wie ich sie gedacht habe, und wie sie mir eingefallen sind, ohne mich dabey viel zu bekümmern, und da ist es mein Glück, wenn ich gute Leute antreffe, die es mir sagen wenn ich fehle und es mir verzeihen. Sie sehen also wohl, mein lieber Herr Professor, daß ichs itzt noch gar nicht recht weis, ob ich einen Fehler gegen die Regeln des Wohlstandes und der guten Aufführung begehe oder nicht. Morgen will ich diesen Brief überlesen und es noch einmal recht überlegen. Werde ich unterdessen überzeugt, daß ich etwas Unanständiges thue, so schreibe ich anders: bleibe ich aber so ungewiß wie heute, so wage ichs, schicke ihn fort, und verlasse mich ganz allein auf ihre Gütigkeit, nach welcher Sie überzeugt sind, daß, wenn ich auch einen Fehler begehe, solches gewiß niemals aus Mangel der Ehrerbietung geschehen wird, mit welcher es mir Ehre und Pflicht bleiben soll, lebenslang zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 15. Aug. 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

20.

Liebste Mademoiselle!

Ich wage es, Ihnen einen Antrag zu thun, der Ihnen ziemlich fremd vorkommen wird; aber thun Sie, als ob ich Ihr Onkel wäre und hören Sie mich gelassen an.

Der hiesige Cantor an der Thomasschule, Doles, einer meiner Bekannten und Freunde, ein Witwer, sucht eine gute Frau, und hat mich im Vertrauen gefragt, ob ich keine für ihn wüßte. Ich habe ihm im Vertrauen geantwortet, daß ich allerdings eine wüßte, ein sehr gutes liebes Frauenzimmer, die ich zwar nie gesehen hätte, und von der ich doch sicher glaubte, daß ein wackerer Mann sehr glücklich mit ihr leben würde. Es käme also überhaupt nur darauf an, ob Er Ihr und Sie ihm bis zu dieser genauesten Freundschaft gefallen würde, ob die Eltern — und so weiter.

Wer dieser Doles ist? Ich will Ihnen den Mann kennen lehren, wie man einen Unbekannten im Umgange kennen lernet; zuerst von Person. Stellen Sie sich also einen Mann von vierzig Jahren mit einer aufrichtigen, verständigen und heitern Mine vor, dessen Person gut gewachsen und durch sich angenehm ist, der sich gut trägt, und durch sein äußerliches Betragen Vertrauen erweckt.

Sein Charakter? Er ist ein rechtschaffner Mann, christlich, verständig und wirthschaftlich. Er ist nicht gelehrt und hat doch Wissenschaft genug für sein Amt, und Eifer und Geschicklichkeit, es gut zu führen. Er ist sehr musikalisch, und hat doch Geschmack und Liebe für die andern schönen Wissenschaften. Er ist ein vertragsamer College,

ein zufriedner Mann im Hause, und ein munterer bescheidner Mann in Gesellschaft. Mit seiner verstorbenen Frau hat er vortrefflich gelebt, und hat einen Sohn von ihr, dreyzehn bis vierzehn Jahre alt, den er wohl erzieht.

Sein Amt? Ich weis nicht, wie viel es beträgt; aber das weis ich, es ernährt den Mann und die Familie bequem. Vielleicht hat er auch einiges Vermögen mit seiner Frau bekommen; doch das weis ich nicht.

Nun bin ich fertig mit meinem Antrage; und was denken Sie dabey, liebste Mademoiselle? Wenigstens soviel, das ichs gut meine, daß die Sache überhaupt eine wichtige Sache, keine Sache für Sie allein, eine Sache Ihrer lieben Eltern vornehmlich und endlich die Sache ist, bey der uns die besondere Vorsorge Gottes leiten und beglücken muß.

Sie sind darum nicht sicher, wenn Sie diesen Antrag von sich entfernen; denn ich werde Ihnen von Zeit zu Zeit, aus wahrer Hochachtung und Freundschaft, neue thun; es wäre denn, daß Sie mirs ausdrücklich verböten.

Itzt schreiben Sie mir wenigstens soviel: ich werde noch nicht heirathen; der Mann ist gut und doch nicht für mich; meine Eltern verlangen mich noch bei sich, und Herr Doles braucht nicht sich uns zu präsentiren. Das ist genug.

Leben Sie wohl. Ich bin krank und schreibe doch eine ganze Stunde, um eine Pflicht auch heute gethan zu haben.

Leipzig, den 15. August 1761.

Gellert.

21.

„Schon wieder eine Commission? werden Sie denken; das ist ja schrecklich! Was wird mein Papa dazu sagen?“ Geduld, liebe Mademoiselle, ich wills gleich machen, daß er nicht viel sagen soll; ich will Ihnen den Inhalt dieser Commission erzählen.

Der Herr Hofrath Ferber hat mich, mir unbewußt, durch seine Dienste von einem Amte befreien helfen, das man mir in Warschau aus großer Gnade zugetheilet hatte, und das ich wegen meiner kränklichen Umstände mit gutem Gewissen nicht annehmen konnte *). Noch nicht genug! Eben dieser Mann hat mir, wie ich durch den Grafen Moritz erfahren, durch seine freiwilligen Bemühungen mit zu einer Pension von vierhundert Thalern, statt des Amtes geholfen, die ich nie gehofft, und an die ich kaum gedacht habe. Diesem Manne danke ich durch den beygelegten Brief. Wird es Ihrem Papa nun noch schwer werden, diesen Brief zu besorgen? Und damit ich Sie vollkommen überführe, so schicke ich Ihnen denselben in Abschrift, mit der Bitte, mir diese wieder zu übersenden, und sie in keine fremden Hände kommen zu lassen; denn Sie kennen das traurige Schicksal meiner Briefe. Ob ich über meine Pension eine große Freude habe? Gott vergebe mirs, es erfreut mich jetzt wenig; aber ein gutes Herz, wenn es sich auch nicht freuen kann, soll doch wenigstens die Pflicht der Dankbarkeit empfinden, wenn ihm ein Glück begegnet, und

*) Es war eine ordentliche Professur der Philosophie, welche durch den Tod des Prof. Müller erledigt worden war; s. Gellert's Leben im 10. Theile der Werke, S. 122 ff.

soll es besonders von der Seite der Vorsehung betrachten. Daran arbeite ich, das ist es alles, was ich mit Gewissen sagen kann. Uebrigens danke ich Ihnen ergebenst für Ihre getreuen Erfüllungen meiner Bitten, und für alle die Briefe, die ich zeither von Ihnen erhalten, und leider immer nur flüchtig beantwortet habe, und verharre mit größter Hochachtung und Dankbarkeit

Leipzig, den 17. August 1761.

Ihr verbundenster Diener
Gellert.

22.

Leipzig, den 18. August 1761.

Indem ich meinen letzten Brief von gestern fortschicken will, erhalte ich den Ihrigen und freue mich, daß ich ihn noch in der ersten Stunde beantworten kann. Sie sind ein gutes Kind und haben mir mit Ihrem Geschenke keine kleine Freude gemacht. Es ist wahr, daß ich keine genähten Manschetten ordentlicher Weise zu tragen pflege; aber die Ihrigen will ich Ihnen zum Danke und zur Freundschaft, so ungern ich auch sonst Staat mache, dennoch tragen und es klugen Leuten, wenn sie mich fragen, auch gestehen, daß ich sie von einem jungen Frauenzimmer nebst einem Briefe erhalten, der noch mehr werth gewesen, als ganze Commoden voll Nähtereyen, auch von Ihren eigenen Händen. So bald ich den Ekel vor meinen Büchern verliere, will ich sehen, ob ich eins finden kann, das sich für meine Correspondentin, Freundin und Wohlthäterin schickt.

Können Sie wohl glauben, daß ich am verwichenen Sonnabende einen langen Brief an Sie geschrieben und ihn einige Stunden darauf, als einen vergeblichen Brief, in mein Pult geschlossen habe? Ja, liebe Mademoiselle, so gewiß als ich lebe. Ich trug Ihnen, um es kurz zu sagen, einen meiner Freunde zum Manne an. Allein ich fand, da ich den Brief wieder überlas, daß ich aus großem Verlangen, etwas Gutes zu thun, die Umstände meines Freundes vielleicht zu günstig betrachtet. Ich erschrak, stellte mir die Wichtigkeit meines Antrags vor, und legte den Brief traurig in mein Pult. Kurz es war ein gutherziger Einfall, der Ihnen nicht schadet und mich nunmehr auch nicht weiter beunruhiget.

Den Brief an den Herrn Hofrath Ferber schicke ich Ihnen offen, damit ich die versprochene Abschrift erspare. Siegeln Sie ihn mit einem Petschafte zu, mit welchem Sie glauben, daß ich siegeln könnte. Ferner schicke ich Ihnen aus Dankbarkeit den Brief des Grafen Moritz zu lesen, den ich heute durch Ihre gütige Bemühung erhalten habe, und empfehle mich Ihrem Herrn Vater gehorsamst.

Gellert.

23.

Hochzuehrender Herr Professor!

Schwer werden? — Ob es meinem Vater schwer werden wird, einen Brief von Ihnen zu besorgen? — O mein lieber Herr Professor, wenn Sie es im Ernste fragen, so ist das ärger, als ganze Packwagen voll Briefe, und Sie

kennen die Hochachtung im geringsten nicht, die mein Vater für Sie hegt, und Ihnen durch den bereitwilligsten Gehorsam gegen alle Befehle, womit Sie ihn beehren werden, zu beweisen wünscht. Anfänglich beschämte es mich, daß Sie uns den Brief an den Herrn Hofrath Ferber offen schickten, und ich bat, man möchte ihn nicht lesen: denn das schiene mir gleich so viel zu seyn, als ob es wirklich nöthig sey, uns vollkommen zu überführen, wie Sie sich auszudrücken beliebten. Kurz ich hielt es für weit bescheidener und anständiger, uns einer Erlaubniß nicht zu bedienen, die Sie uns aus allzugroßer Gütigkeit ertheilet hatten. Meine Schwester aber, welche etwas neugierig ist, ließ nicht ab den Papa zu bitten. „Warum wollen wir ihn aber nicht lesen? sagte sie, es ist uns doch einmal erlaubt.“ — „Woher weißt du es denn?“ fragte mein Vater: denn er hatte noch nicht alles gehört. — „Je, da stehts ja im Briefe; sie soll ihn selber zusiegeln, und wer weis, wie hübsch er auch ist.“ — Mit einem Worte, Ihr Brief ward gelesen und von uns allen bewundert, und ich freute mich, daß man meiner Grille nicht nachgegeben, und uns dadurch des Vergnügens beraubt hatte, einen Brief zu lesen, der eben so vollkommen ein Beweis von der Vortrefflichkeit seines Verfassers ist, als er einem verdienstvollen Manne Gerechtigkeit widerfahren läßt, der ein so rührendes und so delicates Lob verdient, und welchen mein Vater nicht allein als seinen würdigen Vorgesetzten, sondern auch als den großmüthigen Freund seines Hauses betrachten zu dürfen das Glück hat.

Wenn Sie sich, liebster Herr Professor, über Ihre Pension freuen könnten: so wollte ich mich von ganzem Herzen mit erfreuen. Schlimm ist es, das ist wahr, wenn

einem etwas begegnet, das ein Glück heißt und doch keine rechte Ursache zur Freude ist. Allein daran finde ich in der That ein wahres und recht empfindliches Vergnügen, wenn ich sehe, wie viel verehrungswürdige Personen sich bestreben, einem verehrungswürdigen Manne Proben ihrer Achtung und Liebe zu geben, und sich betrüben, wenn sie in ihren Bemühungen für sein Glück, nicht so glücklich sind, als Er es verdient und sie es wünschen.

Werden Sie mirs wohl verzeihen, wenn ich noch ein paar Seiten vollschreibe? denn nun komme ich erst auf Ihren zweiten Brief.

Wie glücklich ist man nicht, wenn alles, was man sagt und thut, von Personen, denen man zu gefallen wünscht, gütig aufgenommen wird! — Mein kleines Geschenk, schreiben Sie mir, hat Ihnen Freude gemacht, und mein Brief ist Ihnen noch lieber gewesen? — Ich kann nicht, wie ich sollte und wünschte, dasjenige ausdrücken, was ich empfinde, wenn ich an die Gütigkeit denke, aus der Sie mir dieses alles sagen, und ich muß mich damit trösten, daß es nicht ausgemacht ist, daß eben diejenigen die dankbarsten seyn müssen, die am besten von ihrer Dankbarkeit und dem Guten, so man ihnen erwiesen, zu reden wissen. Allein, liebster Herr Professor, wenn Sie zu allem dem, was Sie Gütiges und Liebreiches für mich gethan haben, noch eine Wohlthat hinzusetzen wollen: so beschenken Sie mich nicht. Es würde mich nur kränken; denn ich will mir einbilden, daß Sie mich für eigennützig halten. Daß Sie mir aber einen Brief, und noch darzu einen langen Brief geschrieben und mir ihn dennoch nicht geschickt haben: das kömmt mir — ach, verzeihen Sie mirs! — das kömmt mir gar ein wenig unbillig, und so

vor, als ob Sie mir etwas vorenthielten, das von Rechtswegen mir gehörte. Bedenken Sie nur, lieber Herr Professor, einen langen Brief, von Ihnen an mich, den haben Sie mir zurückbehalten! „Es war nur ein vergeblicher Brief" — Wohl! aber ich dächte doch, es wäre viel besser gewesen, wenn Sie, anstatt, daß Sie ihn überlesen und traurig in Ihr Pult gelegt, ihn mir geschickt und hernach traurig widerrufen hätten. Dieses sage ich nicht in der Absicht, daß ich etwan wünschte ihn noch zu sehen: Keineswegs! Sie würden Ursache haben, mich für neugierig zu halten, und das bin ich nicht, und damit ich es beweise, bitte ich Sie vielmehr, mir denselben niemals zu zeigen.

Wenn ich hoffen dürfte, daß Sie mir nach Ihrer großen Gütigkeit einen vorwitzigen Einfall verzeihen könnten: so wollte ich mir die Freyheit nehmen, Sie zu fragen, wie es angeht, daß Sie glauben können, daß man wohl irgend einen Freund von Ihnen gut mit mir versorgen würde, da ich doch nicht so glücklich bin, Ihnen weiter als nach meinen Briefen bekannt zu seyn. Und diese beweisen noch eben nicht viel; denn kann ich mich nicht verstellen und besser scheinen, als ich bin? Ja, liebster Herr Professor, dies ist eine Sache, die in meinem eignen Kopfe noch nicht entschieden ist, und ich frage mich unzähligemal selbst, ob ich auch allemal so handle, wie ich denke und rede; und wenn ich aufrichtig seyn will, so muß ichs Ihnen gestehen, daß ich nicht selten bei meiner Untersuchung beschämt werde. Allein gesetzt, daß von Seiten meiner Gemüthsart alles seine Richtigkeit hätte: so kennen Sie doch meine Sitten nicht, ob ich mürrisch oder gefällig, ungeschickt oder manierlich, zu gezwungen oder zu frey in meinem Umgange

bin. Und was ich im Uebrigen für eine Figur vorstelle, das können Sie ganz und gar nicht aus meinen Briefen errathen. Man kann, wie Sie wissen, gut denken, gut schreiben, und dabey bucklicht, lahm, auf einem Auge blind, oder sonst abscheulich häßlich seyn.

Sie sind ein glücklicher Mann, Herr Professor, und der Graf Moritz ist ein vortrefflicher junger Herr, und so, wie man es erwarten kann und Sie es verdienen, daß diejenigen werden müssen, welche zu bilden Sie selbst Sorge getragen haben; und mit der größten Dankbarkeit schicke ich Ihnen hier seinen Brief zurück.

Nein, die Welt kann so böse nicht seyn, als sie beschrieen ist. — Von wie viel vortrefflichen Leuten ist nicht nur hier die Rede, die alle in dieser Welt leben und von derselben geehrt werden! — Sie, bester Herr Professor, der Graf Moritz, der Hofrath Ferber, der junge Ferber — und dieß sind gewiß noch die wenigsten von denen, die Sie kennen und lieben. Und wie viele kenne und liebe nicht ich unter meinen wenigen Bekannten, die auch gut sind! Zwar nicht so gut wie Sie; aber doch so gut wie ich, und daß ich nicht von den Schlimmen bin, das beweißt mir Ihre Freundschaft, mein Gewissen und meine Hoffnung. Wie angenehm und heiter wird nicht schon dieses finstere Leben, von einer so vortheilhaften Seite betrachtet! Gewiß! Sie haben Recht, es ist nichts Trauriges, an den Tod zu denken, der für uns die Thüre zu jenem seligern Leben ist, wo wir

Das ungestörte Glück erfahren,
Mit Frommen stets fromm umzugehn;

das große, das erhabne Glück, „mit allen Söhnen der „Vernunft, die durch allen bewohnbaren Raum weit zer-

„streut sind, wo sie auch geboren, wie sie auch begabt „seyn mögen, Glück, Umgang und Freundschaft zu thei„len," *) und dieses alles auch mit ihm, dem frommen verehrungswürdigen Greise zu theilen, den Sie kennen, ohne daß ich ihn nenne, der uns den Tod als unsern Wohlthäter kennen lehrt, und es uns lehrt, „wie groß es schon „hier sey, still zu stehen, in hohen Ahndungen vertieft, „durch die lange Bahn von tausend Jahren unser entfern„tes Selbst zu betrachten — unsere eigene Zukunft zu pro„phezeyen! Mit unsern Mit-Erben von Freuden zu re„den, die eben so weit über unsern Begriff, als über un„ser Verdienst erhaben sind; erstaunt einander zu erzählen, „und selbst die Geschichte zu seyn!"

Bis dahin, bester Herr Professor, soll es einer von meinen größten Vorzügen und meine wahrhafte Ehre seyn, mich Ihres Beyfalles und Ihrer Gütigkeiten zu rühmen, und mich zu nennen

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 22. August 1761.

Ihre gehorsamste Diene
C. C. Lucius.

Ich habe beym Ueberlesen viel ausstreichen müssen, und es ist bis zur Post nicht halb so viel Zeit übrig, als ich nöthig hätte, diesen Brief umzuschreiben. Gleichwohl muß der Brief des Grafen fort, und also auch meiner mit den Strichen. Sie vergeben mir doch, mein lieber Herr Professor?

---

*) Diese Stelle ist, wie die gleich folgende, aus Young's Nachtgedanken entlehnt.

24.

Liebste Mademoiselle!

Wenn ich auch noch so krank bin, und weder Briefe lesen, noch weniger beantworten mag: so darf doch nur einer von Ihnen kommen, so fange ich an zu lesen, lese ihn gern, wünsche am Ende, ihn beantworten zu können, und lange oft bei diesem Wunsche schon nach der Feder. Dieses wiederfährt mir auch bei dem, den ich heute, den 24. August, von Ihnen erhalte. Man kann nicht aufrichtiger schreiben, als Sie schreiben; und schwerlich die Aufrichtigkeit mit so viel Behutsamkeit und Bescheidenheit verbinden, als Sie zu thun wissen. Dank sey es Ihrem guten Herzen, das Ihren Verstand stets inspirirt, und was er richtig und wahr denkt, immer noch wahrer und empfindlicher macht! — —

So viel für heute. Es schlägt fünf Uhr, da nehme ich Studentenbesuche an, um mich meinem Amte nicht ganz zu entziehen; und es ist besser, ich sage einem jungen Studenten etwas Nützliches, als meiner Correspondentin etwas Gewöhnliches.

Den 25. August.

Ich will sehen, ob ich Ihnen heute mehr sagen kann, als gestern, ob ich gleich in der That kränker bin, als gestern. — Daß Ihnen mein Brief an den Herrn Hofrath Ferber so wohl gefallen hat, dieses bestärkt mich in der Meynung, daß er gut gewesen seyn müsse.

Allein die Dankbarkeit ist auch natürlicher Weise die beredteste Empfindung, und einem verdienstvollen Manne nachdrücklich danken, einem Manne, dessen Vorsorge uns

Ehre ist, der uns aus eignem Antriebe der Güte gedienet, ohne unser Wissen und noch dazu glücklich gedienet hat, dieses ist sehr leicht. Denn man darf ihm nur alles dieses, kurz zusammen gezogen, sagen, so hat man ihm auf eine wahre und kräftige Art gesagt, daß man den Werth seiner Wohlthat kennet, und also auch dankbar ist, oder es doch gern seyn will. In der That würde ich unzufrieden gewesen seyn, wenn Sie den gedachten Brief ungelesen fortgeschickt hätten, und dieses um desto mehr, da Sie sagen, daß Herr Ferber ein Freund Ihres Hauses ist. In dieser Aussicht hat Ihnen der Brief sogar wichtig seyn können.

Wegen meiner gutherzigen Eilfertigkeit, einen meiner Freunde mit Ihnen zu versorgen, haben Sie mich auf eine Art beschämt, die ich fühle und die mir doch nicht weh thut. Vermuthlich sind einige Ihrer Einwendungen die Ursache gewesen, warum ich die Tractaten, die ich zu Ihrer Verbindung aufgesetzet, zurückbehalten habe. Indessen wollte ich doch jedem meiner Freunde für Ihren Charakter gut sagen, ohne Sie erst durch einen persönlichen Umgang mehr kennen zu lernen. Eben das edle Mißtrauen gegen sich selbst, das Sie mir bey dieser Gelegenheit und in andern Briefen zu erkennen geben, ist mir Bürge, daß Sie mir und sich das sind, was Sie scheinen, und daß Sie mit Wissen nicht besser scheinen wollen, als Sie sind. So gut, meine liebe Freundin, als wir seyn sollen, sind wir niemals, und also werden wir uns zeitlebens Vorwürfe machen können; aber sich aufrichtig bestreben, seine Fehler zu kennen und zu verbessern und im Guten zu wachsen, das muß uns wieder mit uns selbst aussöhnen, und eben dieses ist unsre wahre Weisheit, unsre tägliche Pflicht, und

also auch unser tägliches Verdienst. Wenn Sie einen guten Mann bekommen, so ists nach meinen Gedanken unmöglich, daß Sie nicht auch eine sehr gute Frau seyn sollten; gesetzt daß Sie auch verschiedne Fehler des Naturells mit zu ihm brächten, die er nicht kennte; und wer bringt von beiden Seiten nicht solche Fehler mit? Eine Person, die Verstand und Religion hat, und die liebt; o die kann alles über sich durch Hülfe der Uebung und der Zeit ausrichten. Indessen will ich mirs nie wieder einfallen lassen, einen meiner Freunde eher mit Ihnen zu versorgen, als bis Sie ihn wenigstens zehnmal gesehen haben und er Sie auch so vielmal. Sie können also lange für neuen Anfällen von meiner Gutherzigkeit sicher seyn.

Es geht nicht mit dem Schreiben. Lassen Sie mich schließen, und Ihnen für Ihren langen und mir so angenehmen Brief aufrichtigst danken.

Leipzig, den 25. August 1761.

Gellert.

P. S. Es folgt schon wieder ein Brief an den Grafen Moritz; wenn ich nur nicht die Güte Ihres Papa's mißbrauche. —

Unser Briefwechsel, liebe Mademoiselle, wird, wie ich sehe, weitläuftig. Ich hebe Ihre Briefe auf, und wenn Sie die meinigen auch aufheben, so werde ich mir über lang oder kurz eine Abschrift von denselben ausbitten: theils, daß ich sehe, was ich Ihnen geschrieben habe, theils, daß ich die Ihrigen placiren kann; denn itzt liegen sie noch unter den andern Briefen meiner Freunde ohne alle Ordnung. Den 28. August. Leider schreibe ich an einem Briefe von drey Seiten itzt immer auch so viel

Tage, weil ich auf einmal nicht viel schreiben kann und auch nicht soll. S.

25.

Hochzuehrender Herr Professor!

Lassen Sie sich einmal einen von meinen Fehlern klagen. Ich bin so unschlüßig. Wenn ich zwei Bücher vor mir habe, so kann ich nicht mit mir einig werden, welches ich zuerst lesen will; soll ich spazieren gehen, und es fällt mir zum Unglück mehr als ein Ort ein, so fange ich ungefähr Vormittags an mich zu entschließen, und werde selten eher damit fertig, als bis ich vors Thor komme. Und so geht es mir in hundert Fällen. Itzt weis ich nicht, ob ich, ohne unbescheiden zu seyn, an Sie schreiben kann. Wenn ichs nur gleich erfahren könnte, ob Sie sich besser befinden, als bey meinem letzten Briefe — ich hoffe es wohl, weil ichs sehr wünsche; aber ich weis es doch nicht gewiß. Befänden Sie sich wohl: gut, so würde ich mir kein Bedenken machen, zu schreiben. Sind Sie aber noch krank, so weis ich wirklich nicht, was ich thun soll. Einmal denke ich, es möchte wohl unbescheiden seyn, wenn ich Ihnen beschwerlich fiele; ein Andermal lese ich etwa den Anfang Ihres letzten, schönen, mir unschätzbaren Briefes; und dieser macht mir fast Muth zu denken, ich würde — — ich bin doch nicht eitel, Herr Professor, wenn ich so denke? — ich würde eben nicht Unrecht daran thun, wenn ich Ihnen auch bey Ihrer Unpäßlichkeit schriebe. Mit solchen Widersprüchen und Einwürfen, die ich mir selbst mache,

habe ich mich nun schon viele Tage geplagt, und itzt dachte ich, ich könnte es Ihnen wohl klagen, und mache also damit, ohne daran zu denken, ohne mich entschlossen zu haben, und so, daß ich mich selbst darüber wundere, einen recht unförmlichen Anfang zu der Beantwortung Ihres Briefs. —

Daß die Dankbarkeit die beredteste Empfindung oder doch eine von den beredtesten Empfindungen seyn müsse, beweißt dasjenige, was Sie dem Hofrath Ferber sagen, auf eine solche Art, daß ich nichts dawider einwenden kann, so große Lust ich auch dazu habe. Allein, liebster Herr Professor, glauben Sie denn, daß dieser Satz ganz keine Ausnahme leide? — Wenn Sie dieses glauben, so werde ich mit dem, was ich in meinem letzten Briefe gesagt habe, sehr schlecht wegkommen, und es wird wenig fehlen, daß Sie mich nicht für undankbar halten. Aber nein, dafür halten Sie mich nicht. Ich bin ein gutes Kind, wie Sie wissen; nun müßte ich sehr böse seyn, wenn ich undankbar seyn wollte, gegen Sie undankbar seyn wollte, da Sie doch so sehr gütig von mir denken, daß Sie sogar für meinen Charakter gut sagen wollten, und es mir auch zutrauen, daß ich mit Wissen und Willen nicht besser scheinen will, als ich bin. Ich will es auch in der That niemals; allein Ihr Urtheil, hochzuverehrender Herr Professor, ob es mir gleich hierin nur blos Gerechtigkeit erweißt, bleibt doch allemal blos Gütigkeit von Ihnen; denn was könnte Sie wohl verbinden, mir auf mein Wort zu glauben, da ich mich ja zeigen kann, wie ichs für gut finde, und Sie nichts von mir erfahren können, als was ich Ihnen selbst sage? — Sie müßten es denn an meinen Ausdrücken sehen, daß ich die Wahrheit rede.

Indessen kann es einem doch wohl begegnen, daß man bey dem besten Willen, aufrichtig zu seyn, sich vortheilhafter zeigt, als man es selbst denkt. Mir scheint es fast so gegangen zu seyn; denn ich habe Ursache zu fürchten, daß ich nicht so viel Mistrauen in mich setze, als Sie vielleicht denken, und ich nöthig hätte. Vielmehr glaube ichs selbst, daß ich, bey einem guten Manne, wenn ich ja heirathen sollte, eine gute Frau seyn würde, und dieses ist, meines Erachtens, auch eben nicht schwer, wenn man nur seine Pflichten recht kennt, und sich stets erinnert, daß die getreue und fröhliche Ausübung aller Pflichten dieses Lebens, der größten und kleinsten, der beschwerlichsten und leichtesten, uns zu einem Segen wird, der sich noch über dieses Leben hinaus erstreckt. Ja, auch bei einem schlimmen Manne, sollte, meiner Meynung nach, eine Person, die Verstand und Religion hat, gut bleiben. Wo die Pflichten gegenseitig sind, da spricht eine Verletzung derselben auf der andern Seite uns nicht von einer gewissenhaften Beobachtung auf der unsrigen los; wiewohl sie alsdann keine angenehme Schuldigkeit, und auch, in gewissem Verstande, keine allzufreywillige Tugend bleiben kann, sondern eine sehr schwere Last werden muß, welche nichts, als das innerlich belohnende Zeugniß eines, ungeachtet aller Schwierigkeiten unverletzt erhaltenen, Gewissens, zu erleichtern geschickt ist.

Ja, hochzuehrender Herr Professor, zehnmal ist genug. Wer mich zehnmal sieht, muß eben so viel von mir wissen können, als wer mich zehn Jahre lang gesehen hat. Obs aber bey mir auch genug wäre, oder obs überhaupt gar nöthig ist, das will ich Ihnen nicht sagen; denn sonst würde ich Ihnen ein Compliment machen, das Sie wohl für übertrieben, wo nicht gar für eine ungeschickte Schmei=

cheley halten möchten. Dennoch würde es eine Wahrheit, obwohl eine sehr seltsame Wahrheit seyn, von der ichs aus Bescheidenheit nicht verlangen darf, daß Sie mir sie glauben, und also will ichs lieber gar nicht sagen, als Sie in die augenscheinliche Gefahr setzen, mir Unrecht zu thun.

Um Ihnen mit den Abschriften von den Briefen aufzuwarten, wodurch Sie mich so oft vergnügter und glücklicher gemacht haben, als ich ohne dieselben gewesen seyn würde, die ich allerdings als das Beste und Schätzbarste, das ich besitze, aufhebe, und denen ich von ganzem Herzen den vornehmsten Platz unter den Zeugnissen, die meine Freunde mir von ihrer Liebe und ihrem Andenken gegeben, einräume, erwarte ich nur Ihre Befehle, wie ich dieselben einrichten soll, und ob sie, jeder auf ein einzeln Blatt, oder alle zusammen in ein Buch geschrieben, zu Ihrer Absicht am bequemsten sind. Es wird mir ein fast eben so großes Vergnügen seyn, sie abzuschreiben, als es mir gewesen ist, sie zu erhalten. Urtheilen Sie selbst, wie viel Gutes ich bei diesem Vergnügen demjenigen wünschen werde, dem ichs zu danken habe, und wie hoch ich überhaupt das Glück schätzen müsse, mich nennen zu dürfen

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 6. Sept. 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

26. *)

Liebste Freundin!

Das waren harte Tage, sehr schwere, harte Tage! Aber diese kurze Klage sey auch meine ganze Klage; denn was ist das für ein Christ, der nicht im Leiden Geduld beweisen und lernen will; er, der auch im Elende Gott noch preisen soll? O wie beschämt ward ich, liebste Freundin, als ich vorigen Sonntag traurig und niedergeschlagen in die Kirche trat, und bey dem Eintritte das Lied von den Schülern mir entgegen singen hörte: O Herr mein Gott, durch den ich bin und lebe, gieb, daß ich mich stets deinem Rath ergebe rc. **) Bist du der Mensch, dachte ich, der dieses Lied gemacht hat; und seine Kraft nicht im Herzen hat? So dachte ich, und fing an, bitterlich zu weinen, und um Muth und Freudigkeit zu beten und zu kämpfen.

Heute, Mittwochs, will ich diesen Muth in diesem meinen Briefe an Sie zu beweisen suchen, nicht klagen, sondern Gott danken, der alles, alles wohl macht, und Niemanden über Vermögen versucht werden läßt. Wie, wenn ich so krank wäre, daß ich auch diesen Brief nicht mehr schreiben könnte; und das bin ich ja noch nicht!

Getrost also! Wir wissen nicht, was zu unserm Besten dienet; aber Gott weis es, und Gott ist die Liebe; auch wenn er uns züchtiget. Dieser Glaube muß unser Trost seyn. Es ist ja noch eine ganze Ewigkeit voll Se-

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 55. Nr. 143.

**) Es steht in den Werken Th. II. S. 223.

ligkeit für uns übrig, die wir glauben, und auf sein Wort hoffen. Diese Betrachtungen scheinen freilich mehr ein Brief oder eine Rede an mich, als an Sie, zu seyn; aber ich weis doch, daß Sie solche Gedanken, Gedanken der Religion, schätzen und lieben, wo Sie sie auch immer finden, in dem Briefe des Freundes, oder im guten Buche. Der Ernst der Religion hat die Eigenschaft, daß er das Herz freudig und getrost macht; und dieses wollen wir ja gern alle Tage unsers Lebens seyn.

Ihren letzten Brief, meine gute Correspondentin, habe ich wieder sehr begierig gelesen.

O ein großer Lobspruch für Ihre Briefe; denn was ist, das ich itzt gern läse? (ein frommes Buch ausgenommen.) Meine Briefe, wenn Sie mir die Wohlthat, sie abzuschreiben, erweisen wollen, müssen Sie einzeln copiren, damit ich Ihre Antworten dazwischen legen kann. Genung! genung! Gott gebe Ihnen und Ihrem Hause Gesundheit und alle Zufriedenheit! Ich bin mit wahrer Hochachtung

Leipzig, den 16. u. 17. Sept. 1761.

Ihr Freund und Diener

Gellert.

Den 22. September.

Sie haben nichts verloren, daß mein Brief so spät abgeht. Einige schwere Zufälle ließen mich, seitdem ich ihn geschrieben, an nichts denken, als an die Pflichten gegen mich selbst. Heute, und das sey Gott im Himmel gedanket! genieße ich einige Erholung. Dieses melde ich Ihnen und überschicke Ihnen meinen Brief. Leben Sie wohl.

27. *)

Hochzuehrender Herr Professor!

Daß die Besserung, die Sie an dem Tage zu empfinden angefangen, an welchem Sie mir Ihren letzten schönen Brief, einen Brief, der mich gleich stark gerührt und ermunt hat, überschickten, von Beständigkeit gewesen seyn möge, das wünsche ich nicht allein von ganzem Herzen, sondern ich hoffe es auch zugleich so sehr, (denn wie leicht hofft man nicht, was man sehnlich wünscht? und wie gegründet hofft man es nicht, wenn man Gott, der uns alles gewähren kann, was er für gut findet, ernstlich und in der Ordnung, in der man bitten soll, darum gebeten hat?) daß ichs itzt wage, an Sie zu schreiben, um so vielmehr, da der eingeschlossene Brief, den die Post heute mitgebracht, und den mir mein Vater, der sich Ihnen gehorsamst empfiehlt, zur Bestellung gegeben hat, mir zur Entschuldigung dienen kann, wie er denn auch wirklich meine Veranlassung ist.

Ihre Gedanken, liebster Herr Professor, schätze und liebe ich allemal; aber die Gedanken in Ihrem letzten Briefe würde ich schätzen und lieben, auch wenn ich nicht wüßte, wer ihn geschrieben hätte, und die Abschilderung, die Sie mir von dem Zustande Ihres Gemüths beym Eintritte in die Kirche und von den Empfindungen machen, die Ihr Kinder in Ihnen erreget, haben mich unaussprechlich gerührt: Mein Gott! dachte ich, warum genießen so viele das Glück der Gesundheit, die es nicht schätzen, dich nicht da-

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 57. Nr. 144.

für loben und es nicht zu deiner Ehre und nach deinem Willen gebrauchen? Und einem Manne, den du liebst, der den Werth dieser Wohlthat zu schätzen wüßte, der dich dafür loben und sie zu dem Endzwecke, zu welchem du sie erzeigst, anwenden würde, dem versagst du sie? — Aber war das nicht verwegen, bester Herr Professor? Sie sind frömmer, als ich; Sie denken gewiß nicht so. Ich sah es nicht sogleich ein; sonst hätte ichs gewiß auch niemals gedacht. Wie leicht kann man fehlen! und wie viel Vorsichtigkeit ist nöthig, auch bey den besten, unschuldigsten Regungen! War es nicht, als ob ich mich für weiser und billiger, als unsern Gott, hielte, der doch allein weis, was zu unserm Besten dienet, und der die Liebe ist; oder als ob ich glaubte, er handele nach bloßem Eigensinne mit uns Menschen? — Wieviel Dank weis ichs nicht Ihren nachfolgenden Gedanken, die mich wieder zurecht brachten, und es mir empfindlich machten, wie heilsam und tröstlich es sey, sich Gott in seiner Liebe, Weisheit und Allmacht zu denken, diesen drey Eigenschaften, nach welchen er unser Glück will, was dazu dienet, kennt, und ein uneingeschränktes Vermögen besitzt, es uns zu verschaffen! Eine ganze Ewigkeit voll Seligkeit wartet unser! Dort also, nicht hier, wird das Gute belohnt. Hier ist lauter Prüfung. Glück und Unglück, Lust und Schmerz sind einerley, sind beydes Prüfungen; nur unser Verhalten dabei entscheidet unsern Zustand, und macht denselben glücklich oder unglücklich; und wer weis, obs nicht gefährlicher ist, durch Glück und Freude geprüft zu werden. Wenigstens wird mehr Stärke des Geistes dazu erfordert, sich wohl dabei aufzuführen. Es mag wohl selten geschehen, daß wir Glück und Freuden für das halten, was sie sind, nehmlich für Prü-

fungen. Sie schmeicheln unsern Empfindungen zu sehr, bemächtigen sich unsers Herzens, lassen uns nicht die gehörige Freyheit nachzudenken, und besitzen uns, anstatt daß wir sie besitzen sollten. Wir betrachten sie als billige Belohnungen, genießen derselben in Sicherheit, und vergessen darüber, auf unsrer Huth zu seyn. Bey Widerwärtigkeiten im Gegentheile hört die Zerstreuung auf. Sie lassen uns mehr in unsrer eignen Gewalt, unterrichten uns von der Unbeständigkeit und Unzulänglichkeit irdischer Glückseligkeiten, und die Entbehrung des Vergnügens und der Zufriedenheit treibt uns an, nach etwas zu streben, das uns schadlos halten könne, und wesentlicher und beständiger, als jene, sey; und wo fänden wir das sonst, als in Gott und in der Ausübung des Guten? Denn diese allein giebt uns Freudigkeit zu ihm, und wir wissen wohl, daß wir ohne dieselbe uns keine Rechnung auf seinen Beistand und seine Hülfe machen können. Ich weis nicht, hochzuehrender Herr Professor, ob ich richtig unterscheide; aber ich bin schon seit langer Zeit hiervon überzeugt, und vielleicht ist diese Ueberzeugung nöthig, um solche, die hier wenig Glück haben, gegen die Versündigung des Murrens und der Unzufriedenheit zu bewahren. Denn wenn ich annehme, daß alles Prüfungen sind, und daß es sicherer für uns ist, durch Unglück, als durch Glück, geprüft zu werden: so muß sogar, wenn ich mein Bestes liebe, meine Vernunft mich hindern, kleinmüthig oder unzufrieden zu seyn, zumal da das Leben so kurz, und am Ende desselben, das man sich ja zu seinem Troste, auch zu seiner Ermunterung, immer als sehr nahe vorstellen kann, nicht das geringste daran gelegen ist, ob es glücklich oder unglücklich gewesen, sondern ob es in beiden Fällen wohl oder übel geführet worden. — Ich halte

mich wohl, mein lieber Herr Professor, zu lange bey Sachen auf, von welchen Sie weit besser zu reden wissen; aber die Materie, auf die Sie mich gebracht haben, gefällt mir, ich lerne gern von Ihnen, rede mit Ihnen gern davon, und es ist natürlich, daß ich mich freue, wenn ich bedenke, daß wir durch Gottes Gnade so selig sind, daß nichts, nichts uns begegnen kann, das im eigentlichen Verstande ein Unglück für uns wäre, oder das wir nicht, durch unser Wohlverhalten dabei, in einen wahren Segen verwandeln könnten, dessen wir noch in alle Ewigkeit geniessen sollen; denn wir haben ja die Verheißung, daß Geduld, Ergebung und Unterwerfung im Leiden uns im Himmel wohl belohnt soll werden. Freylich sind diese Tugenden unsere Pflicht, aber Gott ist so gütig, daß er sie uns zum Verdienst anrechnen und uns dafür belohnen will. Je mehr er uns also Leiden zuschickt, desto mehr Gelegenheit giebt er uns, diese Tugenden auszuüben, und je größere Belohnungen haben wir zu erwarten, und dieß ist ein großer Trost.

Die Abschriften von Ihren Briefen, liebster Herr Professor, sind größtentheils fertig, und ich werde bald Gelegenheit nehmen, sie Ihnen zu überschicken. Leben Sie unterdessen recht wohl. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 2. Oct. 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

28.

Hochzuehrender Herr Professor!

Werden Sie doch ja nicht ungeduldig über mich, daß Sie schon wieder einen Brief bekommen. Es soll kein Brief heißen: ich will Ihnen nur sagen, daß dieses hier die Abschriften von Ihren Briefen sind, die Sie von mir verlanget haben. Nun werde ich Ihnen lange nicht wieder beschwerlich fallen, zum wenigsten setze ich mirs vor; aber, warten Sie doch, ich muß erst sehn, ehe ich etwas verspreche, wie lange ich mit gutem Gewissen nicht schreiben kann. — Gewiß nicht länger, als bis auf den 21. oder 22. October. Einer von den beiden Tagen ist, wie ich glaube, der Geburtstag unsers Briefwechsels und unsrer Bekanntschaft, und ich habe mich viel zu lieb, als daß ich mir nicht an diesem Tage, aus Dankbarkeit gegen mich selbst, für den glücklichen Einfall, den ich damals gehabt, ein Vergnügen machen sollte. Und wie könnte ich denselben vergnügter und besser begehen, als wenn ich Ihnen für alle Ihre Gütigkeiten und für das große, unschätzbare Geschenk, das Sie mir in diesem Jahre gemacht haben, für Ihre Freundschaft, danke? — Wenn ich nun an alles dieses denke, so werde ich Ihnen gewiß recht herzlich, recht aufrichtig, recht mit Empfindung (und wer weis, ob nicht auch glücklich?) sagen, daß ich mit Liebe, Ehrerbietung, Dankbarkeit und allem dem, was ich Ihnen schuldig bin, zeitlebens seyn werde

Bester Herr Professor!

Dresden, den 5. Oct. 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Sie werden vielleicht darüber lachen, daß ich auch alle die kleinen Zettelchen abgeschrieben habe: ich aber finde es gar nicht lächerlich. Mir ist alles von Wichtigkeit, was Sie mir schreiben.

---

29. *)

Allerdings, liebste Freundin, sind Glück und Unglück, frohe und traurige Begegnisse, Prüfungen, bey denen wir unsern Gehorsam gegen Gott üben sollen, und in Ansehung der glücklichen Tage, die wir insgemein so zu nennen pflegen, mag es wohl sehr wahr seyn, daß sie schwerer zu tragen sind, als die traurigen. Die Tugenden, zu welchen uns die Tage des Glücks verbinden, ich meyne die Mäßigung in dem Genusse der Freuden des Lebens, Dankbarkeit und Demuth gegen die unverdienten göttlichen Wohlthaten, Vertrauen auf die fernere gnädige Vorsorge Gottes, und Eifer, andere Menschen auch, gleich uns, glücklich zu wissen und gern glücklich zu machen, scheinen leichtere und frohere Tugenden zu seyn, als die Tugenden im Elende, als Gelassenheit, Geduld und nöthige Ergebung in anhaltenden Widerwärtigkeiten, die Gott schickt oder zuläßt. Allein die Natur eines ungestörten Glücks, das die Sinnlichkeit, die Eigenliebe, den Stolz und Leichtsinn unsers Herzens unvermerkt nährt und ihm schmeichelt, macht durch diese heimlichen Feinde die Ausübung der Pflichten des Gehorsams in guten Tagen gemeiniglich schwerer, als wir im Anfange

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 61. Nr. 145.

denken. Wir erinnern uns zwar an diese Tugenden, wir sprechen von ihnen, loben sie, bewundern sie, beten um dieselben, und meynen, daß wir sie haben und ausüben, weil wir ihre Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit einsehen, und entfernen uns doch täglich mehr von ihnen, bis wir endlich durch sichtbare Vergehungen aus dem Schlummer der guten Meynung von uns selbst erwachen. Jedoch, liebe Mademoiselle, wenn das Elend, das uns trifft, unverschuldetes Elend ist, so sind die bösen Tage für ein christliches Herz leichter zu tragen, als es die guten meistens nicht sind; und wenn sie auch nicht leichter zu tragen wären, so sind doch die Züchtigungen in Ansehung ihres heilsamen Einflusses auf das Glück unsrer Seelen, wenn sie geduldig überstanden sind, unaussprechlich große Wohlthaten, für die wir Gott, der mit uns, als kranken Seelen, verfahren muß, noch ewig danken werden. Alle Züchtigung, so lange sie da ist, dünket sie uns nicht Freude zu seyn; aber nachmals wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit, denen, die dadurch geübt sind *). So denkt ein Christ, und tröstet sich. Aber ach! haben wir nicht oft die meisten Leiden verdient, und wo nicht stets die, die uns treffen, doch andere und oft härtere, die uns nicht treffen? Und wir können verlangen, daß es uns immerdar wohl gehen soll? Wie unbillig und begehrlich ist der Mensch! Und wie unglücklich würde er seyn, wenn ihm nichts wiederführe, als was er wünscht!

Ich merke, daß ich krank bin, liebe Mademoiselle, weil ich einen Gedanken, den ich Ihnen in wenig Zeilen hätte

*) Worte der Schrift.

beantworten und getrost zugeben können, so weitläuftig umschrieben habe. Aber das Vergnügen, mit Ihnen so ernsthaft reden zu können, entschuldigt einen Theil der Länge dieses Briefs, und heimlich mag ich ihn wohl wieder mehr an mich, als an Sie, geschrieben haben. Doch nun auch kein Wort weiter auf heute. Morgen beantworte ich vielleicht eine Stelle aus Ihrem Briefe, die mich angeht. Wenn ich ein Vater wäre, und meine Tochter hätte diesen Brief geschrieben, so würde ich vor Freuden geweinet haben; das weis ich gewiß. Leben Sie wohl, beste Correspondentin.

Leipzig, den 7. Oct. 1761.

Den 8. October.

„Sie sind frömmer, als ich" — so sagen Sie, und ich glaube sicher, daß Sie es für wahr halten. Allein habe ich nicht eben die Pflicht, so günstig von Ihnen zu denken, als Sie von mir denken? Unstreitig! Ich erschrecke, so oft ich meine Tugend gelobt finde, vermuthlich weil ich allemal an meine Fehler denke, die andre Menschen, denen ich so gut vorkomme, nicht wissen oder sehen können. In der That will und darf ich Ihnen Ihre gute Meynung von mir nicht benehmen; aber bitten darf ich Sie wohl, daß Sie Ihre gute Meynung nicht immer meinen Lobspruch seyn lassen. Ein solches Geständniß der Bescheidenheit und Demuth (so dachte ich, als ich die angeführte Stelle Ihres Briefes las), ein solches Geständniß kann dieses Frauenzimmer thun, und sie thut es gewiß von Herzen. Ist sie nun nicht eben deswegen besser, als du? Würde es dich nichts kosten, wenn du ihr eben das sagen solltest? Und gleichwohl fällt es dir gar nicht schwer, es zu denken und in Gedanken für wahr zu halten. Ist

sie also nicht bescheidener, als du? Das Uebrige Ihres Briefs will ich nicht beantworten. Ich lese Sie gern, wenn Sie munter schreiben, ich lese Sie gern, wenn Sie ernsthaft schreiben, und ich danke Ihnen freundschaftlichst, daß Sie so oft, und so gern, und so viel an mich schreiben. Leben Sie stets wohl.

Den 8. October Nachmittags.

Schon wieder einen Brief von Ihnen, für den ich Ihnen geschwind danken muß. O wie sehr werde ich Ihr Schuldner! Sie haben mir eigenhändige Abschriften von allen meinen Briefen an Sie geschickt; das ist sehr viel Freundschaft! Nein, so gütig wäre ich nicht, ich sage es Ihnen aufrichtig, und wenn Sie mich auch noch so inständig bäten. Aber desto mehr will ich mich bemühen, unsern Briefwechsel, der nunmehr schon ein Jahr gedauert hat, fleißig zu unterhalten. Möchte ich ihn doch auch zu Ihrem wahren Vortheile unterhalten können! Wenigstens müssen Sie mir dafür verbunden seyn, daß ich Ihnen Gelegenheit zu so viel guten Briefen gegeben, daß ich Sie durch meinen Beyfall ermuntert, und daß ich oft, wenn ich aus Krankheit andern nicht geantwortet, doch Ihnen geantwortet habe. Den auf den 21. October versprochenen Jahresbrief unsrer Correspondenz erwarte ich zuversichtlich, und bin mit aller Hochachtung und Freundschaft

Ihr ergebenster Diener
Gellert.

30. *)

Hochzuehrender Herr Professor!

Heute ist, wie Sie wissen, der Neujahrstag unsrer Correspondenz, und ich setze mich nieder, Ihnen einen Brief zu schreiben, wie ich Ihnen versprochen und Sie mir erlaubt haben, und dieses thue ich mit einer desto größern Empfindung von dankbarem Vergnügen, da Ihr vortrefflicher Brief vor mir, mir ein neuer, größter Beweis von der Gütigkeit ist, mit welcher Sie von mir denken, und eben deswegen auch eine starke, nachdrückliche Aufmunterung, nichts zu unterlassen, was mich Ihres großmüthigen Versprechens, den Briefwechsel mit mir, noch ferner zu unterhalten, würdiger machen könnte, und alles zu vermeiden, was die Erfüllung Ihres noch großmüthigern Wunsches, ihn zu meinem wahren Vortheile unterhalten zu können, verhindern würde; denn dieser Wunsch wird gewiß erfüllet werden, so lange ich nichts von dem, was Sie mir schreiben, aus einer undankbaren, leichtsinnigen Unachtsamkeit vergesse, oder mir etwas ingeheim verzeihe oder nachsehe, was ich mir unter Ihrer Aufsicht und vor Ihren Augen nicht erlauben würde.

Sehr wohl bin ich mit mir zufrieden, ich muß es Ihnen nur gestehen, und ich darf es doch auch wohl seyn? daß ich Ihnen nunmehr ein Jahr lang so zu schreiben gewußt, daß Sie die Zeit, die Sie angewendet, mir zu antworten, nicht für verloren achten. Möchte ich Ihnen doch künftig — und ich will hoffen, daß ichs können werde —

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 65. Nr. 146.

wenigstens Ursache zu so viel Zufriedenheit über mich geben, daß sie Ihnen die Mühe belohnt, die Sie auf Ihre Briefe an mich wenden; denn die Gütigkeit, aus welcher Sie mir sie schreiben, nur auf irgend die geringste Weise zu ersetzen, dieses fühle ich zu sehr, daß ichs nicht kann. Sie mein Schuldner? — Nein, liebster Herr Professor, ich weis zu gut, wofür ich Ihnen verbunden seyn muß. Ich will gern Ihre Schuldnerin seyn. Es ist mir Freude und Ruhm. Ich würde weniger froh, weniger glücklich seyn, wenn ich weniger Ihre Schuldnerin wäre, und dennoch sind Sie unter allen Menschen der Einzige, gegen den ich die Verbindlichkeiten zu haben wünschte, die ich gegen Sie habe. Mein Vater hat über meinen und über Ihren Brief geweint, und es fehlt wenig, daß ich nicht über Ihre Gütigkeit weine. Wie rührend ist der Lobspruch, den Sie meinem Briefe ertheilen! „Wenn Sie ein Vater wären" — Wie viel Freuden würden da Ihre seyn! Wie gut, wie liebenswürdig müßte Ihre Tochter seyn! — Sie wäre (das weis ich gewis, Sie hättens erlaubt) meine Correspondentin und Freundin geworden. Wie würden wir uns unter Ihrer Aufsicht, Eine die Andre, geliebt, vergnügt und ermuntert haben! —

Ich kann mir nicht helfen, bester Herr Professor, ich muß es Ihnen noch einmal wiederholen: Sie sind doch frömmer, als ich, und dieses will ich Ihnen gleich beweisen. Es kam mir sehr leicht, sehr natürlich vor, Ihnen offenherzig, ohne Kränkung meiner Eigenliebe, nach meiner Ueberzeugung zu sagen, daß Sie frömmer sind, als ich. Hätte ich aber eine Widersetzung bey mir empfunden, dieses, ungeachtet meiner innerlichen Ueberzeugung, zu thun: so weis ich nicht, ob ich mich würde haben überwin-

den können, Ihnen diese Widersetzung zu gestehen. Und gleichwohl sagen Sie mir etwas von der Art, so gütig, so ungezwungen, so edel — ich will es Ihnen nicht einmal sagen, wie viel Tugend ich in diesem Theile Ihres Briefs finde, und wie groß Sie mir vorkommen — Gewiß, Sie können nichts thun oder sagen, das mich nicht in meiner guten Meynung bestärken sollte. Noch weniger können Sie mir dieselbe benehmen. Dieses ist weder in Ihrer noch in eines Menschen Gewalt. Und gesetzt, es wüßte es jemand möglich zu machen, so wäre dieses der ärgste Verdruß, den man mir anthun könnte; denn ich fühle die allerangenehmste Zufriedenheit, Sie als den Mann zu denken, den die Welt in Ehren hält, den die Rechtschaffenen lieben, den auch die hochschätzen, die es nicht sind. Und wenn Sie sich hierbey an den Namen meines Freundes erinnern, den Sie sich — nie werde ichs Ihnen verdanken können — selbst gegeben: so wird es Ihnen nicht schwer fallen, diese Empfindung zu erklären. Thun Sie mir, ich bitte Sie, liebster Herr Professor, thun Sie mir keinen Zwang an in demjenigen, was ich von Ihnen sage. Soll ich denn nicht reden, wie ich denke? Dazu werde ichs nimmermehr bringen. Meine Gedanken überraschen mich; ich schreibe sie Ihnen hin, wie ich sie Ihnen sagen würde, und mein größtes Vergnügen beym Schreiben besteht mit darinnen, daß ich mir einbilde, daß meine Aufrichtigkeit Ihnen gefällt. Ja, wie ich sagte: Sie sind frömmer, als ich (und hier verdiene ich wohl getadelt zu werden), so fiel es mir nicht einmal ein, daß es eine Pflicht giebt, die mir befiehlt, so zu denken. Ich dachte es blos, weil es so ist, und sagte es Ihnen; weil ichs dachte, ohne die geringste andre Absicht. Soviel, hochzuehrender Herr Professor, will ich Ih-

nen indessen doch versprechen, daß ich niemals in der Absicht, Ihnen einen Lobspruch zu halten, so von Ihnen sprechen will, wie ich denke, zugleich aber kann ich Ihnen auch versichern, daß ich meine Meynung von Ihnen niemals zu Ihrem Lobspruche habe machen wollen. Ich halte meine Meynung — zwar wird sie hier von dem Urtheile der Welt unterstützt — aber doch halte ich sie für so wichtig nicht, daß ich glauben sollte, ich könnte Sie damit loben. Sie aber können mich loben, das fühle ich, und ich kann nicht glauben, daß es Eitelkeit ist, wenn ich ganz und gar nicht gleichgültig dabey bin. „Ein Lob, aus dem Munde des „redlichen Mannes = = von den Lippen des Christen ver„kündigt = = wie beruhigend ist dieser Beyfall! Dieser „kostbare Beyfall, der eigentlich von Gott mir zuerkannt, „und von seinem Verehrer mir nur ausgetheilt wird" — der sollte meinem Herzen nicht Aufmunterung und Belohnung seyn? — Daß ein Merkel so denkt und empfindet, und ich und Andre, die ihn lesen, es ihm nachdenken und nachempfinden können, haben wir dieses nicht auch, wenigstens zum Theil, einem Gellert zu danken? — Welch Glück für mich, Ihre Freundschaft erlangt zu haben! Sie schon ein Jahr zu besitzen, und versichert zu seyn, daß ich sie nie (es müßte denn durch meine Schuld geschehen, und dafür will ich mich durch Gottes Hülfe hüten) verlieren werde! Bestes, großmüthigstes Geschenk! Ich kenne seinen ganzen Werth, fühle die ganze Stärke der Verbindlichkeiten, die es mir auflegt, gut und tugendhaft zu seyn. Sehen Sie, liebster Herr Professor, dieß, (ich meyne die Glückseligkeit, einen Freund zu besitzen, wie Sie mir sind,) dieß ist eine unschädliche Art von irdischer Glückseligkeit, die man mit völliger Sicherheit, ohne Gefahr genießen kann,

und bey der man eben um deswillen mehr glücklich als bey andern ist. Doch die Ewigkeit gewinnt allemal ihre Sache ganz. Wäre das Glück der Freundschaft eine blos irdische und also endliche Glückseligkeit, so würde sie viel verlieren, und kaum den Namen verdienen. Es würde für unsere Ruhe gefährlich seyn, sich derselben zu sehr und zu sicher zu überlassen, und die Furcht vor der Verachtung unsrer Glückseligkeit, zu welcher ein jeder Augenblick bevollmächtigt seyn kann, würde uns alle Süßigkeit des Genusses rauben. Allein wir sind besser unterrichtet. Wir wissen, daß die Freundschaft, eine Glückseligkeit für den Geist, gleich ihm unsterblich, nur hier ihren Anfang nimmt, um ewig mit ihm in unendlich größerer Vollkommenheit fortzudauern. Ich freue mich auf alles, was ich auch hierinnen in der Ewigkeit gewinnen soll. Sie sehen, mit Ihnen sprechen, oder irgend eine fromme Pflicht gemeinschaftlich mit Ihnen ausüben, wie ich dort thun werde, ohne Furcht, Sie wieder zu verlieren, dieses ist ein Glück, das ich vielleicht hier immer werde entbehren müssen, das mir aber aufbehalten ist. O wenn man an alles dieses gedächte, so würde man die Freundschaft allemal anwenden, wozu sie gegeben ist, und nicht so traurig seyn, wenn unsre Freunde uns verlassen, oder wir sie verlassen müssen. Ich habe auch Freunde, die mir sehr lieb waren, durch den Tod aus dem Gesichte (nicht aus dem Herzen) verloren; aber ich bin nicht mehr betrübt darüber. Ich weis, daß sie mich noch lieben, daß ich sie wieder finden und eine ganze Ewigkeit mit ihnen zubringen soll.

Ist denn Niemand da, der mir befiehlt aufzuhören? — Ich bin doch sehr unbedachtsam. Ich werde es noch so weit treiben, daß Sie meiner überdrüßig werden! Wenig-

stens müssen Sie mich für außerordentlich geschwätzig halten. Aber Sie wissen wohl, daß Sie sich bey mir bedankt haben; und wofür? Dafür, daß ich so oft, und so gern, und so viel an Sie schreibe. Aber schon die siebente Seite —

Nein, das war wohl Ihre Meinung nicht. Leben Sie wohl, stets wohl, liebster Herr Professor, und verzeihen Sie nur heute — es ist Neujahrstag — Ihrer

Dresden, den 21. October 1761.

gehorsamsten Dienerin
C. C. Lucius.

31.

Liebste Correspondentin!

Als mir der Abt Jerusalem, den ich vor einigen Jahren besuchte, seine sehr guten Kinder zeigte, fragte ich ihn, welches ihm das liebste wäre. Das weis ich selbst nicht, gab er mir zur Antwort; das Nächste ist mir stets das liebste. Eben so muß ich mir antworten, wenn ich mich frage, welcher mir unter Ihren Briefen der liebste ist; allemal der Nächste; heute der Letzte und in acht Tagen wieder der Letzte. Hätte ich eine Tochter, so sollte sie allerdings wöchentlich Briefe mit Ihnen wechseln, und sie würde es, wenn sie Geschmack und ein gutes Herz besäße, so gern, als ihr Vater, thun, sich oft mit mir über Ihre Freundschaft erfreuen und Ihnen heimlich alles das Gute schreiben, was ich von Ihnen denke, und was ich Ihnen wünsche. Aber, liebe Mademoiselle, könnte ich nicht auch einen Sohn haben, einen erwachsenen Sohn, der einige

von den guten Eigenschaften eines Grandison's besäße, der eines Bartlett's würdig, und seines Vaters Freude wäre? Wenn ich nun so einen Sohn hätte, sollte dieser nicht auch Briefe mit Ihnen wechseln dürfen, so wie Grandison mit der Byron? Und wenn er nun das einige Zeit gethan hätte, ohne Sie, wie ich, von Person zu kennen, und er bäte mich, mit ihm nach Dresden zu reisen, dürfte ich ihn da wohl mitnehmen? Wenn er nun endlich auf der Rückreise ganz tiefsinnig neben mir in der Kutsche säße, und zu mir sagte: „Liebster Papa, das ist ein „sehr liebenswürdiges Frauenzimmer. Diese wünschte ich „mir wohl, und daß ich Ihren lieben Eltern gefiele. Sie „hat Verstand, ein frommes gutes Herz, und wie Sie „mir selbst gesagt haben, so viel gute weibliche Eigenschaften „und Tugenden —" Wenn er nun dieses sagte, und ich mit diesem meinem Sohne mitten auf der Straße wieder umkehrte, und zu Ihnen käme, würden Sie über unsre Zurückkunft erschrecken, oder Sie heimlich billigen? Ein süßer Traum für mich! und o wie rührend würde er mir erst seyn, wenn ich ihn, als Vater, dächte und zur Wahrheit und zum Glücke für einen guten Sohn und eine gute Tochter machen könnte! Aber auch ohne diese Fesseln der Verwandtschaft will ich Ihr eben so gewisser und aufrichtiger Freund seyn, und, wie ich mit Ihnen sicher hoffe, nicht bloß auf dieses kurze Leben. Indessen hoffe ich, Sie auch in dieser Welt noch gewiß zu sprechen, wenn mir Gott das Leben fristet, und uns Frieden schenkt. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen lieben Hause; und ich weis es sicher, es wird Ihnen wohlgehen.

Leipzig, den 30. Oct. 1761. Gellert.

32.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich will mich nur nicht fragen, welcher unter Ihren Briefen mir der liebste ist; ich wüßte doch nicht, was ich mir antworten sollte. Erstlich würde ich vielleicht auch sprechen wollen, der Nächste, weil Sie so gesagt haben; aber bald — Sie wissen, daß ich sehr unschlüßig bin — würde ich wieder denken: der vorhergehende, und immer so zurück, bis auf den ersten, der mir auch wirklich aus vielen Ursachen vorzüglich lieb seyn muß. Kurz ich kann nicht sagen, welchem ich den Vorzug geben wollte. Sie sind mir alle unschätzbar, und wenn Sie mich nicht auslachten, so wollte ich Ihnen wohl sagen, daß mir sogar Ihre Couverte einigermaaßen lieb sind. Ich habe sie letzthin ausgesucht, und die von Ihnen überschriebenen zusammen in den Kasten gelegt, wo die Briefe liegen. Die andern, von einer fremden Hand, vielleicht von — dem guten Manne — wie heißt er auch? — von Gödicke, oder wer weis von wem, die hebe ich bei weitem nicht so sorgfältig auf, und ich kann mich darüber zufrieden geben, wenn gleich Eines davon verloren geht. — Liebster Herr Professor, Sie sagen mir wieder viel, sehr viel Gutes in Ihrem Briefe. Vor einigen Tagen saß ich und arbeitete, da las mir der Papa ein Stück, ich weis nicht, ob aus dem Hussiten- oder aus dem Schwedenkriege vor. Ich hatte aber nicht Lust darauf zu hören, es gefiel mir nicht. Ich sagte nur immer, wenn sich der Papa unterbrach, etwa bei Stellen, die ihm merkwürdig vorkommen mochten, hm! und schüttelte so ein wenig mit dem Kopfe dazu, wie ichs itzt machte, Herr

Professor. Dabey ward mir nun, wie Sie wohl glauben, die Zeit sehr lang. Zum Glück kam mir Ihr Brief in die Gedanken, und da durchgieng ich in der Stille (und mein Vater las immer in seiner Mordgeschichte fort) alles das Gute, das Sie mir darinnen sagen. Wenn Sie mich nun itzt fragen wollten, welche Stelle mir daraus am allerbesten gefällt; so will ich Ihnen antworten: diese, da Sie mir sagen, Sie hofften mich gewiß noch in dieser Welt zu sprechen. Denn ob ich gleich immer gern an die zukünftige Welt denke und davon rede, so bin ich doch zu viel aufgeräumt, als daß ich nicht durch alles, was sich in der gegenwärtigen, Angenehmes und Glückliches für mich zuträgt, sehr lebhaft sollte können gerührt werden. Aus eben diesem Grunde gefällt mir auch Ihr süßer Traum, wie Sie ihn nennen, außerordentlich wohl, ob es gleich nur ein Traum ist. Das thut nichts; ist er doch schön und einnehmend. Und bestehen nicht unsre meisten Vergnügungen in Träumen? — Ich habe zum wenigsten einen Kopf, der sehr aufgelegt ist, sich diese Art von Ergötzlichkeiten zu verschaffen. Vielleicht weil es mir an wesentlichern fehlt; vielleicht aber auch, weil ich öfters der Gesellschaft meiner eignen Gedanken überlassen bin, und, um mir dieselbe angenehm zu machen, sie mit lachenden Bildern erfüllt habe. Und diese Gedanken oder Träumereyen, vertreten bey mir so wohl die Stelle desjenigen, was Andere Vergnügen nennen, daß sie mir bisweilen eine so zufriedne und aufgeweckte Miene geben, über die sich viele Leute wundern, welche glauben, ich könne gar keine Ursache zur Freude haben.

Ich kenne keine Ausdrücke, gütiger Herr Professor, die so viel Dankbegierde und Erkenntlichkeit in sich fassen,

als ich Ihnen gern für alle die großmüthigen Gesinnungen zeigen wollte, aus denen Sie mir die Freundschaft Ihrer Kinder, wenn Sie ein Vater wären, wünschen, und mir einen Briefwechsel mit ihnen verstatten wollten. — Ob Ihr Sohn Briefe mit mir wechseln dürfte? — Warum das nicht, Herr Professor, wenn Sie es billigten. Wenn Sie uns nun mit ihm besuchten, und ich wäre so glücklich, daß ich Ihnen und ihm gefiele, und daß er mich wünschte, dann dürfte ich ihn auch wünschen, das ist ausgemacht. Wenn Sie nun wieder fortwären, und ich säße still, und dächte nach, wie angenehm der Besuch gewesen, und da kämen etwan meine Eltern und meine Schwester, und fingen an, mit mir davon zu reden, wie würdig der junge Gellert seines Vaters und seines Namens sey, und wir wiederholten da einander, wie er sich bezeiget, und was er geredet — wenn Sie nun da, sage ich, plötzlich wieder mit ihm zurückkämen, so sehe ichs eben nicht für sehr natürlich an, daß ich darüber unzufrieden seyn würde; aber erschrecken müßte ich nothwendig. Die Byron erschrickt ja, glaube ich, auch, wenn Grandison zu ihr kömmt. Allein lassen Sie mich den Fall setzen, daß ich, wie es leicht geschehen könnte, ihm nicht genug gefiele, mich zu wünschen; daß er sich schon ein anderes Frauenzimmer wünschte, oder auf eines wartete, das er sich herzlicher, als mich, wünschen könnte; und ich ihn also auch nicht wünschen dürfte: könnten wir nicht, dem ungeachtet, noch Correspondenten und gute Freunde bleiben? Und hier, mein lieber Herr Professor, erlauben Sie mir, Sie um Ihre Gedanken von der Freundschaft zwischen jungen Personen beyderley Geschlechts, die an keine nähere Vereinigung denken, zu bitten. Es giebt Leute, die diese Art von Verbindung für

schlechterdings unmöglich halten. Ich sehe nicht ein, warum? Andere haben seltsame Meynungen davon, und man hat mir einmal etwas gesagt, das der Herr de la Bruyère davon soll geschrieben haben, das ich aber für falsch halte. Der Gedanke ist dieser: „L'amitié peut subsister entre des „gens de différens sexes, exempte même de grossièreté. „Une femme néansmoins regarde toujours un homme „comme un homme, et reciproquement un homme re-„garde une femme comme une femme. Cette liaison „n'est ni passion, ni amitié pure, elle fait une classe „à part.“ Ich halte es der Neugierigkeit werth, zu wissen, ob sichs also verhält. Ich bin aber der Meynung, daß dieses selbst aus der Natur der Freundschaft, wo nicht gar aus der Erfahrung, widerlegt werden könne. — Der Schluß Ihres Briefes — ich meyne damit nicht die letzten Worte, sondern die letzten neun Zeilen — ist der schönste von der Welt, und versichert mir alles, was ich mir von Ihnen wünschen kann. Sie sagen: Es werde mir wohlgehen. Ich hoffe es, und sollte auch mein Schicksal nicht besser seyn, als das des armen Schusters in dem Mährchen von der gutthätigen Feyenkönigin im Abendzeitvertreibe, so wollte ich doch mit Gottes Hülfe zufrieden seyn, und wie er, als ihm die Feye einen guten Tag wünschte, sagen: Ich habe nie einen bösen gehabt. — Wenn ich mir nur nichts vorzuwerfen habe, insoweit meine Ruhe und Zufriedenheit von mir abhängt, so bin ich wegen des Uebrigen, das nicht in meiner Gewalt steht, ohne Kummer.

Ich schleiche fort, bereit zu Lust und Plage,
Gleich Einem, der im Nebel irrt.

U z.

O wie große Lust hätte ich noch, Sie etwas von Uz und Wieland zu fragen! Aber leider! es ist kein Platz mehr da. — Mit den eifrigsten Wünschen, geehrter Herr Professor, für Ihre Gesundheit und Glück, habe ich die Ehre zu seyn

Dresden, den 7. Nov. 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Nun kann ich mich auch rühmen, einen deutschen Autor, einen berühmten Mann, der Ihr Freund ist, von weitem gesehen zu haben. Herr Rabener wohnt nunmehr auf unsrer Gasse, aber etwas entfernt, und dieses ist eben Ursache, daß ich nichts mehr von ihm weis, als daß er ein braunes Kleid und eine roth und weiße Mütze hat. Leben Sie recht wohl, bester Herr Professor.

33.

Leipzig, den 10. Nov. 1761.

Liebste Mademoiselle!

Sie heben sogar meine Couverte auf? Das ist nun freilich eine Liebe für meine Briefe, über die ich ein wenig gelacht habe; aber ich schämte mich doch zugleich, daß ich nicht alle meine Couverte eigenhändig überschrieben, und ich verspreche Ihnen von dieser Stunde an, daß Herr Gödicke, wenn ich auch noch so viel zu thun hätte und wenn auch zehn Besuche um mich herum säßen, dennoch niemals mehr mein Secretair seyn, sondern daß jedes Couvert, ich

müßte denn sehr krank seyn, von mir selbst soll überschrieben werden.

In der kleinen Streitfrage, bey der Sie mich zum Richter aufwerfen, wird der gute la Bruyère wohl ziemlich Recht haben. Ich selbst befürchte, daß sich bey der Freundschaft unter Personen beyderley Geschlechts nur gar zu öfters etwas, der Liebe ähnliches, mit einmischet, ohne daß wir es wissen und denken, und ohne daß wir es wollen und wünschen. Vielleicht hüten wir uns auch, wenn wir es merken, es zu wissen, daß wirs gemerkt haben; aus Furcht, zu verlieren. Werden Sie indessen nicht unruhig, liebe Mademoiselle, daß ich nicht ganz Ihrer Meynung bin. Sie haben dennoch Recht, und ich habe auch Recht und la Bruyère auch. Man redet in solchen allgemeinen Aussprüchen nur von dem, was oft und in vielen Fällen, nicht von dem, was stets und in jedem einzelnen Falle geschieht. Es kann Freundschaften unter beyderley Geschlechten geben, die nichts von der natürlichen Neigung des einen Geschlechts gegen das andre an sich nehmen; auch bei unverehelichten und jungen Personen, sowohl auf einer Seite, als auf beiden Seiten. Das gebe ich gern zu, und ich würde mich kränken, wenn es nicht wahr wäre. Ach ja, im Anfange der Freundschaft kann es bloße Freundschaft seyn; es kann heute, es kann morgen, es kann ein Jahr, zwey Jahre, und noch länger wahr seyn, daß ich blos Freund bin, und in kurzer Zeit kann durch den Dienst des Umgangs und durch die erlaubten Gefälligkeiten der Freundschaft aus dieser Wahrheit eine Unwahrheit, aus dem Freunde halb Freund, halb Liebhaber werden, oder auch aus der Freundin, oder auch aus beiden zugleich. Aber was disputire ich wider Sie? Ich weis Jahre aus meinem eig=

nen Leben, wo ich mich sicher erinnere, daß Sie Recht haben; aber ich weis auch Perioden, wenigstens kurze, wo Sie nicht ganz Recht hatten. Genug, je unschuldiger und frömmer beyde Personen sind, desto eher wird ihre Freundschaft bloße Freundschaft bleiben, und desto leichter werden sie die geheime Stimme der Liebe verhören. Indessen bin ich völlig überzeugt, wenn es auf Gründe und Beredsamkeit ankäme, so würden Sie, Mademoiselle, in dem Streite mit dem la Bruyère gewiß gewinnen, und dieses um desto eher, jemehr Sie Ihr eignes freundschaftliches Herz in diesem Falle unterstützen würde. Nach der gemeinsten Erfahrung hingegen zu urtheilen, dürften Sie wohl verlieren, und zwey Autoren einmal gegen ein Frauenzimmer Recht behalten.

Den 11. November.

Bis hieher schrieb ich gestern, um mich von meinen Schularbeiten zu erholen, und itzt, da meine Zöhörer alle fort sind, will ich zur Erholung noch einige Augenblicke mit meiner Zuhörerin reden, die, nach ihren Briefen zu urtheilen, die meisten meiner Zuhörer an Geschmack übertrifft. Ich weis nicht, welchem alten Philosophen einmal alle Zuhörer davon liefen, bis auf Einen. Zu diesem sagte er: Tu mihi solus amplum theatrum! und las immer fort. Erschrecken Sie nicht über diese lateinischen Worte. Ihr Papa wird Sie auf sein Gewissen versichern, daß sie Ihnen nicht nachtheilig sind; und warum soll ich die französische Stelle in Ihrem letzten Briefe nicht mit einer lateinischen im Vorbeygehen vergelten? Sie erwarten vermuthlich nach diesem Eingange eine kleine Dissertation über die Poesie des Herrn Uz, der in der That ein sehr harmonischer Poet und einer unsrer besten Dichter ist (seine freyen

Stellen ausgenommen), und über die Schreibart des Herrn Wieland, die sich der englischen Poesie sehr nähert, und sich ihr vielleicht oft weniger nähern könnte, um für die deutschen Leser noch schöner zu seyn; Sie erwarten, sage ich, durch den Schluß Ihres Briefs dazu berechtiget, vermuthlich diese kleine Dissertation, da ich Sie noch dazu meine Zuhörerin genannt und gethan habe, als ob ich fortdociren wollte; allein Sie irren sich sehr, meine liebe Correspondentin. Anfangs, da ich das Collegium geschlossen hatte und mich geschwind an mein Pult setzte, mag es wohl mein Einfall gewesen seyn, itzt aber, da ich schon eine Seite geschrieben habe, ist er es nicht mehr. Endlich bin ich, offenherzig zu reden, nicht der beste Richter, und die Poesie und ihr Verdienst wird mir alle Tage fremder, und warum sage ich nicht, gleichgültiger? Young spricht einmal in einem Briefe (er redet die Autoren an): Um gut zu schreiben, verbrennet die Hälfte eurer Bibliothek, und ich, um gut zu lesen, dürfte mit meinen wenigen Büchern beinahe auch so etwas wagen, denn Jahre und Krankheit machen mich sehr eigensinnig in der Lectüre, und in der Kritik vielleicht nicht selten hart und wohl gar ungerecht. Ueberhaupt zu reden lobe ich weit lieber, als daß ich tadle, und Uzen und Wielanden zu loben ist Pflicht; aber darum kann uns der eine wohl besser gefallen als der andre, und dieses ohne Nachtheil des guten Geschmacks. Das heißt recht, schreiben, um sich zu erholen. Nun weis ich doch, daß Sie mir die Bequemlichkeit meines Briefs vergeben, den ich fortsetzen würde, wenn nicht mein Bruder diesen Abend seinen funfzigsten Geburtstag beginge und mich zu sich gebeten hätte. Er hat Ihnen immer gedroht, daß er sich noch wegen des Vor-

wurfs, den Sie ihm in Ihrem ersten Briefe an mich gemacht, an Ihnen rächen, und Ihnen ich weis nicht was für Bitterkeiten sagen wollte. Aber Sie haben nicht viel zu fürchten. Er kann wirklich gut schreiben; er ist auch boshaft genug, um satyrisch zu schreiben. Noch letztens sagte er bey Tische zu mir: Lobe er die Briefe seiner Correspondentin wie er will. Wenn ich an sie schreiben wollte, so würde sie sehen, daß man mehr Geschmack und Genie haben muß, an mich, als an ihn zu schreiben. — Das muß ich meinem Bruder nachsagen, daß er seinen eigenen Verdiensten gern Gerechtigkeit widerfahren läßt, auch wohl mehr als Gerechtigkeit.

Noch ein Wort, Mademoiselle! Ich bin zu meiner großen Verwunderung fünf Tage auf dem Lande verreißt gewesen, so wenig gern ich auch reise. Einmal rief mich eine meiner besten Correspondentinnen und Freundinnen, die Frau von Zetwitz *), zu sich auf ihr Landgut, und zwar in der Angelegenheit ihrer beyden Söhne, die sie gern aus dem Hause und nach Leipzig thun wollte. Bey dieser vortrefflichen Dame habe ich im Jahre 57 zur Zeit der Roßbacher Schlacht an einer tödtlichen Pleuresie darnieder gelegen, und sie hat mir Dreyvierteljahre lang tausend Freundschaften und Wohlthäten erwiesen **). Von dieser Seite war also die Reise Dankbarkeit. Ferner wollte sich der Herr Cantor Doles in Leipzig mit einem Frauenzimmer, die sich oft bey dieser Dame aufhält, und die ich ihm ehedem zur Frau vorgeschlagen, versprechen, und also reißte ich auch von dieser Seite aus Pflicht und Freundschaft.

*) Gemahlin des Kammerherrn von Zetwitz.

**) S. Gellerts Leben in seinen Werken, Th. X. S. 109.

Diese Versprechung ward also in Bonau, so heißt das Gut der Frau von Zetwitz, vollzogen, und ich hoffe eine sehr glückliche Ehe. Auch bin ich auf dieser Reise, so sehr ich es von mir und dem Wetter fürchten mußte, doch nicht krank geworden. Für diese Wohlthat danke ich Gott noch itzt, so wohl als für die, daß ich seit der Messe täglich drei bis vier Stunden meine Arbeit habe verrichten können. Leben Sie wohl! O welch ein langer Brief! Wenn ich mehr Zeit gehabt hätte, sagte Balzac einmal von einem langen Briefe, so wäre er gewiß kürzer geworden. Leben Sie wohl und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester.

Gellert.

P. S. Schreiben Sie mir immer Ihre aufrichtige Meynung von beyden Dichtern; ich werde es gern lesen. Und wenn Sie sonst von guten Büchern mit mir reden wollen, so thun Sie es ohne Bedenken.

34.

Hochzuehrender Herr Professor!

Sie vermuthen wohl, und sehr mit Recht, daß ich über Ihr, gegen meine Schwachheit so gefälliges Versprechen, künftig alle Couverte eigenhändig zu überschreiben, vergnügt bin, oder doch, daß ich es aus Dankbarkeit seyn sollte; allein, liebster Herr Professor, ich bin es nicht. — „Warum nicht?" — Sie werden wieder lachen; aber lachen Sie immer. Ich kann mir nun nicht helfen, wenn ich keine große Freude daran finde, viel Couverte von Ihnen zu haben: sondern daran, daß ich die Ihrigen

aufheben, und die andern darneben wegwerfen kann. O, wenn ich bitten darf, fahren Sie fort, Herr Gödicken Ihren Secretair seyn zu lassen, wenn Sie selbst nicht Lust haben. Die Einrichtung war mir so recht lieb. Wenn ich einen Brief von Herr Gödicken überschrieben erhielt, so nahm ich ihn ganz gleichgültig an und sagte gelassen: Das wird wohl einer nach Warschau seyn. Erbrach ich ihn nun, und fand unvermuthet daß er an mich war, so war ich doppelt froh. Bekam ich aber Einen von Ihnen überschrieben, so hielt ichs für ganz unmöglich, daß er nicht an mich seyn sollte, und da riß ich ihn voll Freuden, mit großer Eilfertigkeit auf. So hatte ich immer eine Abwechslung in meinem Vergnügen, und bedenken Sie, liebster Herr Professor, wie sehr ich erschrecken müßte, wenn ichs gleich dem Couverte ansehen soll, daß Sie sehr krank sind. —

So? Wird la Bruyère gewinnen und Ihre arme Correspondentin verlieren müssen? — Gut! Das mag seyn! Ich bin damit zufrieden, daß er doch nicht durchgängig Recht hat; denn das, denke ich, werde auch mich kränken, weil ich glaube, es könne uns nicht zur Ehre gereichen, wenn es wahr wäre, daß die Art von Freundschaft, von der die Rede ist, nothwendig so seyn müßte, wie er sie beschreibt. „Je unschuldiger und tugendhafter „beyde Personen sind, desto eher wird ihre Freundschaft „bloße Freundschaft bleiben, und desto leichter werden sie „die geheime Stimme der Liebe verhören." — Das ist so viel gesagt: Die Freunde, nach seiner Beschreibung, sind nicht ganz unschuldig, nicht so fromm, als man seyn sollte und seyn könnte. Ich streite eigentlich nicht mit dem de la Bruyère, hochzuehrender Herr Professor, ich hätte

nur gewünscht, er möchte nicht so viel Recht behalten, als ich sehe, daß Sie ihm gegeben haben. Ich werde mirs also nicht einfallen lassen, meine einzelne Meynung gegen die zwey Autoren zu behaupten. Auf Gründe und Beredsamkeit (gesetzt, ich hätte beydes in meiner Gewalt, wie Sie zu gütig vorauszusetzen belieben) wollte ich nunmehr nichts wagen, da Sie sich wider mich auf eigne Erfahrungen berufen, und das kann ich nicht. Indessen empfinde ich vollkommen, wie gütig Sie sind, daß Sie doch halb auf meiner Seite bleiben, wiewohl Sie mit der andern Hälfte Ihrer Meynung weiter gegangen zu seyn scheinen, als la Bruyère selbst. Ich sehe aber auch nicht weniger ein, daß Sie mir hernach heimlich alles wieder entziehen, was Sie mir anfänglich einzuräumen Willens sind. „Es kann Freundschaften geben." — — Ja, das ist etwas; ich war recht vergnügt, wie ichs las; aber da muß gleich wieder eine betrübte Stelle kommen, die sich mit: Ach ja — anfängt, für die ich Ihnen, ich wills Ihnen offenherzig gestehen, nicht eben sehr verbunden bin. Sehen Sie, Herr Professor, so will ich mich mit dem la Bruyère vergleichen. Die gemeinste Erfahrung will ich ihm erlauben für sich zu haben, aber die besondere will ich wider ihn behalten. Und sollte sich jemand finden, der kühn genug wäre, mir auch diese streitig zu machen: gegen diesen werde ich mich allemal auf Ihre Erfahrung in den Jahren beziehen, wo ich Recht hatte; dabey aber werde ich mich sehr hüten, die vorhin erwähnte bedenkliche Stelle aus Ihrem Briefe, auf der andern Seite, zu verrathen; denn dadurch würde ich meinen Gegnern allen Vortheil in die Hände spielen, und jedem Grunde, der aus der besondern Erfahrung hergeleitet werden könnte, seine Stärke benehmen; es müßte

denn eine vierzig- oder funfzigjährige Erfahrung seyn, und solche sind wohl ziemlich selten.

Länger als vier und zwanzig Stunden vorher, ehe ich Ihren Brief erhielt, wußte ichs, daß Sie wieder lesen, und zwar ein vortreffliches Collegium, von den Eigenschaften eines Hofmeisters und der Bildung eines jungen Herzens; daß Sie über dreyhundert Zuhörer haben, obs gleich im Hörsaale sehr kalt ist, weil nicht eingeheizt werden kann. — Das alles hat mir geträumt, und ich (Sie sehen, wie abergläubisch ich bin) glaube meinen Träumen. Vor etlichen Jahren hatte ich einmal den Einfall, mir aus sehr guten und ernsthaften Ursachen zu wünschen, daß ich eine Mannsperson seyn möchte. Itzt wünsche ich mirs wieder, weil ich alsdenn Ihr Zuhörer seyn und Ihr Lateinisch selbst verstehen könnte.

Aufrichtig soll ich Ihnen meine Meynung von den Herren Uz und Wieland sagen? — O sehr gern, Herr Professor. Uz hat, so viel ich weis, eine lebhafte Einbildungskraft, ist schimmernd, reich an Gemälden, abwechselnd, und drückt sich ungezwungen und edel aus. Für die Schriften der Engländer habe ich eine etwas parteyische Neigung, und dieß ist vielleicht Ursach, daß ich Wielanden gern lese. Er hat die Eigenschaft, daß er mein Herz in Bewegung setzt, es erweitert, und meine Wünsche und Hoffnungen auf die erhabensten und besten Gegenstände lenkt. Ich denke, ich würde eben nichts wider ihn einzuwenden haben, wenn er sich nicht öfters so fremder und unnatürlicher Bilder bediente; denn ob man gleich versteht, was er damit anzeigen will, so sind es doch höchst erzwungene und theils lächerliche Ideen, wenn er (nur ein Beyspiel anzuführen) die Seelen gehen, knien, oder wohl

gar grasen läßt. Indessen, hochzuehrender Herr Professor, kann ich nicht sagen, welcher von beyden mir am besten gefällt. Ich liebe die Vergleichungen nicht sonderlich, und ich habe auch immer in den Gedanken gestanden, sie wären sich nicht ähnlich genug, um bequem verglichen zu werden. Was ich aber, liebster Herr Professor, Sie zu fragen, mir die Freyheit genommen hätte, wäre mein letzter Brief nicht schon so lang gewesen, betraf nicht sowohl die Poesie des Einen und die Schreibart des Andern, sondern vielmehr den moralischen Charakter des Herrn Uz und seiner Gedichte, und den Grund oder Ungrund des strengen Urtheils, welches Herr Wieland von ihm fället. — Es sind also freye Stellen in den Liedern des Herrn Uz? — Ich habe seine lyrischen Gedichte vor langer Zeit einmal bey meinem Bruder gelesen. So viel weis ich noch, daß ich damals die Eigenschaften daran fand, die ich eben genannt habe, und daß ich eine Menge sehr schöner Stellen aus ihm behalten, wider welche, wie ich gewiß bin, nicht die geringste Einwendung kann gemacht werden. Eine gute Zeit nachher las ich in Wielands Sympathieen, und noch kürzlicher in einigen andern Schriften, auf die ich mich nicht besinne, solche Urtheile von diesem Uz, daß ich mich von Herzen schämte, ihn gelesen und, noch mehr, es gestanden zu haben, daß er mir gefiel. Ich halte Wielanden für einen wirklich frommen Mann, der es mit seinem Eifer redlich meynt, und ich konnte mir nicht einbilden, daß ein solcher Mann einem Andern vor der ganzen Welt so viel Böses nachsagen und alle Leute so ängstlich vor ihm warnen würde, wenn er sich nicht in seinem Gewissen dazu verbunden glaubte. Da betrachtete ich nun Uzen im ganzen Ernst als einen bösen, liederlichen Men-

schen und, was noch ärger ist, als einen Heuchler, der sich zuweilen unter der edlen Gestalt eines eifrigen Anhängers der Tugend hatte zeigen können; und damals bekam mein Verstand den Vorwurf, daß er das Schlimme nicht unterschieden hätte, welches nicht geschehen seyn mußte, weil mich Wieland mit seiner Strenge ganz bestürzt machte; zugleich aber machte ich meinem Gedächtnisse ein Compliment, daß es nur sein Gutes behalten hatte. Bald darauf nun fiel mirs ein, daß Zachariä in seinen Tageszeiten, im Mittage, den Namen Uz mit vielen verehrungswürdigen Namen (der Ihrige, Herr Professor, ist auch dabey, wie Sie wissen) und mit Wielanden selbst in eine Classe gesetzt. Nun halte ich Zachariä auch für fromm und tugendhaft (er ist unser Liebling, und meine Schwester wünscht, ich weis nicht warum, vermuthlich weil sie ihm alles Gutes gönnt, daß Sie sein Freund seyn möchten), und ich kann ebenfalls nicht von ihm glauben, daß er sich nicht scheuen sollte, einen Menschen, der ärgerliche und verwerfliche Dinge schreibt und denkt, mit so viel bessern Leuten zu vergleichen. Da wollte ich Sie nun, mein liebster Herr Professor, gehorsamst bitten, mir zu sagen, was man davon zu halten hat. Ist Wieland ungerecht? Ist Uz gottlos und ärgerlich? — Ist Zachariä leichtsinnig und ihm Tugend und Laster gleichgültig? — Oder will man Wielands spotten, wenn man Uz und ihn zusammensetzt und beide lobt? Seltsam ist es doch wirklich, daß man in Schriften, wo Dichter gelobt werden, diese zwey Namen fast öfter als andre neben einander findet, da doch die Personen, die ihn führen, wenigstens Wieland, über die Vergleichung erröthen.

Ihr Herr Bruder, bester Herr Professor, hat dennoch

alle meine guten Wünsche, ob er mir gleich droht. Lassen Sie ihn immer; er ist bequem: wie es ihm beliebt, ich fürchte mich nicht. — „Er ist boshaft genug satyrisch zu schreiben?" — Ich lese sonst gern Satyren. Ob ich sie alsdann gern lese, wenn sie an mich gerichtet sind, das weis ich nicht; das muß mich die Erfahrung lehren. Auf allen Fall habe ich viel Gewalt über meine Vorstellungen. Bekäme ich einen Brief, der mir nicht gefiele: so wollte ich mir einbilden, daß er nicht an mich geschrieben, sondern mir nur zum Durchlesen geschickt worden. Halten Sie's für rathsam, daß ich so seiner Rache trotze? — Wie wenn ich ihr zuvorkäme und mich demüthigte? Was ich ihm Böses nachgeredet habe, das weis ich nur vom Hörensagen; was kann ich also dafür? Sobald ich etwas Gutes von ihm erfahren werde, ich verspreche es ihm, will ichs Ihnen auch schreiben. Es — — ja gewiß! es fällt mir schon etwas ein. Ich traf einmal (es ist schon lange) den Ober-Commissair Hofmann irgendwo an. Dieser redte von Ihrem Herrn Bruder: „Ja, sagte er, er „ist nicht ungeschickt; er hat einen vortreflichen Kopf, er hätte" — Soll ichs, darf ichs ganz erzählen, Herr Professor? wie es Hofmann gesagt hat? — Ja, sagen Sie. Gut, ich wage es: „er hätte was Rechtes lernen können" — Nun ists geschehen. Was soll ich thun, wo Sie mich für unverschämt halten? — Wird ihn aber das versöhnen? Wo nicht, so muß ich wohl, wenn ich nichts anders erfahre, selbst etwas recht Schönes von ihm erfinden, und das wird noch mehr Genugthuung seyn, als wenns von andern Leuten kommt, und Sie sind doch wohl so gütig und vertrauen mirs ingeheim, was der Herr Bruder gern von sich sagen hört? Nun, liebster Herr Professor, wenn

ich so fortfahre, den Leuten alles wieder zu sagen, was hier und da von ihnen gesprochen wird, werde ich nicht bald artige Klätschereyen machen lernen? Ich habe zumal die gute Art dabei, daß ich allemal die Person nenne, von der ichs habe.

Sie sind auf das Land verreißt gewesen, zu Ihrer großen Verwunderung? — o gewiß auch zu meiner. Ich erfuhr es am Sonnabende früh, und hatte den ganzen Tag Zeit mich darüber zu verwundern, bis auf den Abend, da man mir Ihren Brief brachte: dann wunderte ich mich nicht mehr, da ich Ihre Ursachen las. Aus Dankbarkeit gegen eine so gute Dame, wie die Frau von Zetwitz seyn muß, und aus Freundschaft gegen Ihren guten Cantor, den Herrn Doles (vielleicht der, welcher sonst bey Ferber's Hofmeister gewesen), um ihm eine gute Frau zu geben, bey so schlimmen Wetter eine Reise thun zu können, ohne krank zu werden, dieses ist wirklich eine Wohlthat, für die auch ich Gott danke, weil er sie Ihnen, und zu Ihren guten Absichten, erwiesen hat. — Meine Schwester küßt Ihnen die Hände, voller Freuden über Ihr gütiges Andenken. Ihr ist bange, Sie werden mit Ihrer Bibliothek das ganze schwarze Bret, und unsern Bruder mit, in Brand stecken. Mir nicht.

Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 17. Novbr. 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Herr Goedicke hat mir zwey Briefe des Herrn Bruders an den Herrn Ferber zugeschickt, welche, so viel auf

uns ankam, richtig besorgt sind. Bey dem letzten sagt er mir, daß er nunmehr anfangen will, sich ein Gewissen zu machen. Ich habe meinem Bruder aufgetragen, ihn in meinem Namen zu bitten, dieses nicht zu thun, sondern ohne Bedenken alle die Briefe an mich zu schicken, die man ihm geben will.

35.

Liebste Mademoiselle!

Außerdem, daß Uz meistens von Wein und Liebe gesungen, und sich, wenigstens in einigen Gedichten, vielleicht in der neuesten Ausgabe, die Sie noch nicht gesehn, freyer Stellen bedienet hat, weis ich keine Ursache, warum Wieland dessen Charakter so heruntersetzt. Ueberhaupt sollten Gegner einander nicht durch persönliche Vorwürfe anfallen, auch wenn sie die Wahrheit auf ihrer Seite hätten. Der selige Baron Cronegk, der aus Anspach gebürtig und Uzens Freund war, hat mir von dieses Dichters Aufführung nie etwas Nachtheiliges gesagt. Herr Professor Zachariä ist allerdings mein Freund seit vielen Jahren, und Ihre Jgfr. Schwester hat dadurch, daß sie ihn gern liest, einen Beweis ihres guten Geschmacks für sich. Unter seinen komischen Heldengedichten hat mir der Phaeton immer vorzüglich gefallen. Sie, liebste Mademoiselle, werden aus meiner flüchtigen Art, Ihren letzten Brief zu beantworten, ohne Zweifel schließen, daß ich entweder nicht wohl, oder mit Arbeiten des Berufs überhäuft bin. Beides ist wahr, und dennoch ist es ein geringerer Fehler, flüchtig als gar nicht auf einen so lieben Brief zu antworten. Haben Sie

wenigstens Dank für den großen Fleiß, den Sie auf unsre Correspondenz verwenden, und setzen Sie ihn, wenn wir leben, zu meinem Vergnügen in dem künftigen Jahre fort, zu dem ich Ihnen im Voraus tausendfaches Glück wünsche, Ihnen und Ihrem ganzen Hause. Also leben Sie wohl, liebe Freundin, und beschließen Sie das alte Jahr, so wie Sie es durchlebt haben, zufrieden und freudig dankbar. Ich bin zeitlebens mit wahrer Hochachtung

Leipzig, den 16. Decbr. 1761.

Ihr ergebenster Freund und Diener
Gellert.

36.

Gütigster Herr Professor!

Nicht wohl, und noch dazu mit Arbeiten überhäuft? Das ist sehr schlimm; das betrübt mich! Ich weis, Sie zweifeln gewiß nicht an meiner Liebe und an dem Antheile, den ich an allem dem nehme, was Ihnen angenehm oder unangenehm seyn kann, und doch — verzeihen Sie dem eigennützigen Mädchen! — und doch ist mirs nicht so betrübt, als, wenn Sie böse auf mich wären, es mir seyn würde. Ich habe mich sehr gefürchtet. Mein Gewissen sagt mirs, daß ich zu kühn gewesen bin; daß ich mir Freyheiten genommen habe, die mir im geringsten nicht zukommen. — Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß es mir möglich gewesen ist, die Ehrfurcht zu beleidigen, die ich Ihnen auch in der Person Ihres Herrn Bruders schuldig bin. „Es klingt seltsam, werden Sie sagen, an einen Fehler nicht denken, und ihn doch begehen können" —

Aber gewiß, ich werde ihn nie wieder begehen. Vielleicht war er mir zu meiner Demüthigung nothwendig. Nichts ist demüthigender und unangenehmer, als Reue und Unzufriedenheit über unsre eigne Aufführung. Ich will tausendmal lieber von Andern, als von mir selbst, Verdruß haben.

Aber Sie sind so großmüthig! so ausnehmend gütig! auch nicht einen Schatten von Vorwurf oder Verweise. Können Sie meinen Fehler so übersehen? Sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen; sagen Sie mir, daß Sie mich lossprechen, wenns möglich ist: dann will ich wieder ruhig werden, gar nicht mehr muthwillig und unbescheiden, sondern ganz und gar Ihr gutes Kind seyn, so lange ich lebe.

Der Herr Bruder hat mir die Ehre erwiesen und an mich geschrieben. Ich hoffe wohl, ohne einen Proceß davon zu kommen. Er scheint mir ja fast eben so sanftmüthig und versöhnlich zu seyn, als ich selbst bin. Sie werden wohl den Brief gelesen haben. Mich hat er sehr froh gemacht. Sie müssen es bemerkt haben, liebster Herr Professor, daß ich ein wenig davon verstehe, wie man sich aufzuführen hat. Sie aber wissen vollkommen, was sich in einem jeden Falle zu sagen, oder nicht zu sagen schickt. Erlauben Sie also gütigst, daß ich meine Antwort hier einschließe, und Ihrer Beurtheilung überlasse, und Sie gehorsamst bitte, sie dem Herrn Bruder nicht zu geben, wenn etwas darinnen seyn sollte, das ihm misfallen könnte. Ich bin so munter darinnen, als ichs bey der Empfindung meines Fehlers seyn konnte, und dieses mit Vorsatz, weil ich muthmaaße, daß ein sehr ernsthaftes Betragen dem Herrn Bruder nicht sonderlich gefällt, und weil ichs gern sähe, wenn er mit mir zufrieden seyn könnte.

Wenn Sie diesen Brief hier dem Herrn Bruder sehen

lassen, so wird er wieder von der Lady G. und dergleichen, reden und sprechen, daß ich nur bey Ihnen, und wenn Sie krank sind, ernsthaft thue, bey meines gleichen aber ganz anders bin. Es beliebt ihm zwar, mir, meiner Offenherzigkeit wegen, ein Compliment zu machen; und doch scheint es fast, als wenn er mich im Herzen für eine halbe Heuchlerin hielte. Wenn das ist, so geschieht mir zu viel. Ich weis es gewiß: ich bin aufrichtig.

Die Freundschaft eines so weisen Jünglings, als der selige Baron Cronegk gewesen, mit Uzen, stellt mich, in Absicht auf die Unschuld dieses Dichters, zufrieden. Da ein jeder Autor es in seiner Gewalt hat, der Welt einen Begriff von seinem Character zu machen, wie er selbst will, so beklage ich denjenigen, deßen Herz unschuldiger als seine Feder ist. Sagt nicht Young: Wer die Tugend verläßt, wird durch große Gaben verächtlich, und die, welche unser Lob für bloße Talente fordern, vertheidigen Lucifers abscheuliche Sache.

Meiner Schwester ist Ihre Freundschaft für den Herrn Prof. Zachariä eine große Freude, und es ist uns lieb, daß Ihnen der Phaeton unter den komischen Heldengedichten am besten gefällt. Wir denken auch so. Sehen Sie hier unsre Rangordnung. Erstlich der Phaeton. Diesem folgt Murner — ich bin sonst diesen Creaturen nicht sonderlich gut. Es wäre mir lieber, wenns ein Badingen, ein Joli, oder so etwas wäre — Hernach das Schnupftuch. Die Verwandlungen gefallen uns nicht; und den Renomisten haben wir nicht einmal gelesen. Wir haben keine Lust dazu; der Titel schreckt uns gleich ab.

Aber ich schwatze zu viel, ohne daran zu denken, daß Sie beschäftigt sind. Ich begehe immer Fehler, ohne daran

zu denken. Aber was hilft das? Hernach reuen sie mich; und da muß ich daran denken.

Mit welcher einnehmenden Gütigkeit beschließen Sie Ihren Brief! So eine liebreiche Aufmunterung zur fernern Fortsetzung meines Geschwätzes, das Sie allemal mit so viel Zärtlichkeit zu beantworten für sich nicht zu gering halten! — „Zu Ihrem Vergnügen? — o wenn ich dazu etwas beytragen kann — Wie glücklich ist Ihre Correspondentin, wenn sie das kann! Unstreitig müssen Sie, bester Herr Professor, die guten Wünsche aller derer, die Sie kennen, und auch derer, die nur von Ihnen gehört haben, zu allen Zeiten ohne Ausnahme für Sich haben. Aber gewiß, niemand kann Ihnen mehr Glück, und dieses mit mehr Aufrichtigkeit und Empfindung, sowohl zu dem künftigen Jahre, als zu jedem Tage Ihres Lebens, zu jedem Wunsche Ihres edlen Herzens, und zu jedem Erfolge Ihrer Handlungen und Absichten wünschen, als ich thue, und mit mir meine Eltern und meine Geschwister thun. Und ich, muß ich, werde ich nicht glücklich seyn, wenn ich, so lange ich lebe, den Willen und den Muth behalte, in allen Fällen und Gelegenheiten so zu denken und zu handeln, daß die schätzbaren Gütigkeiten, mit welchen Sie mich unterscheiden, mir nicht zum Vorwurf oder zur geheimen Beschämung, sondern vielmehr zu Ehre und Freude, zur beständigen Aufmunterung in der Ausübung meiner Pflichten, zur Billigung meines Wandels, und zur innerlichen Belohnung meiner Bemühungen gereichen? Nur wenn mein Herz mir den Vorzug zuerkennt, den ich mir anmaße, wenn ich Sie (lassen Sie mich sagen: den besten, den vortrefflichsten Mann) in dem Lichte meines theuersten, meines verehrungswürdigsten Freundes betrachte, nur dann bin ich geschickt, dieses

Glück freudig zu empfinden, und auf meine eigne Art in meinen vergnügten Stunden Ihnen zu sagen, daß ich niemals aufhören werde, zu seyn

Dresden, den 20. Decbr. 1761.

Ihre
ewig dankbare, ewig ergebne und gehorsamste
Dienerin
C. C. Lucius.

Den 21. Decbr. früh.

Die Abschrift Ihres Briefs, liebster Herr Professor, soll ehestens nachfolgen. Den Augenblick erhält mein Vater beiliegenden Brief an den Herrn Bruder. Er empfiehlt sich Ihnen beiden ganz gehorsamst.

37.

O mein liebster, bester Herr Professor, wenn Sie doch nur nicht krank, nur nicht so krank wären, als ich gehört habe, daß Sie es sind, und ich dürfte Ihnen eine recht ausführliche Beschreibung von der Freude machen, die ich habe, nunmehr einen Gellert zu kennen — Ja, Herr Professor, da ist nun Ihr lieber Herr Oberpostcommissär gestern hergekommen, und hat das einfältige, nichtsbedeutende Mädchen gesehen, das Sie mit solcher unverdienten Gütigkeit beehren, und dem er selbst so viel Ehre zu erweisen sich die Mühe gegeben hat. Wird es ihn nun wohl gereuen, daß ers gethan hat? Und was wird er Ihnen von Ihrer armen Correspondentin sagen? — Aber was? Ist er nicht großmüthig? Er wird Ihnen gewiß von mir nichts sagen,

das Ihre Gütigkeit gegen mich verringern könnte. Nein. Er muß der gütigste Mann seyn. So einen verbindlichen Brief, als er nur vorige Woche mir geschrieben, und so einen verbindlichen Besuch! — Der Herr Bruder hat uns das Vergnügen gemacht, und uns viel von Ihnen erzählt, und doch denke ich, ich hätte gern noch mehr hören, und ihn über zwey oder drey Dinge noch mehr fragen mögen; aber ich war zu blöde. —

Meiner Schwester gefällt Er ganz außerordentlich, und wem sollte er auch nicht gefallen, da er so gefällig in seinen Sitten und — Ihr Bruder ist, und seine zärtliche und achtungsvolle Liebe für Sie auch mitten in seinem Scherze, auf die angenehmste Art von der Welt zeigt? —

Aber scheine ich Ihnen wirklich so voll Freude und so vergnügt, als ich seyn sollte und auch gern scheinen wollte? Ich befürchte: Nein. Verzeihen Sie mirs, theuerster Herr Professor, wenn es so ist. Die Ankunft Ihres hochgeschätzten Herrn Bruders, und die Ehre, so er uns erwiesen, hat mir wirklich viel Freude gemacht, und ich bin mit mir selbst unzufrieden, weil ich denke, daß ich sie ihm gar nicht so bezeugt und ihm gar nicht so dafür gedankt habe, als ich hätte thun sollen und als ich willens gewesen bin. Aber ich bin bekümmert. Wenn ich an Sie, und an das denke, was der Herr Bruder mir von Ihnen und Ihrem Gesundheitszustande gesagt, so muß ich mich nach den Empfindungen des Vergnügens bemühen, die doch gestern und vorgestern sehr freywillig waren. Wie wenig Vergnügen habe ich doch gehabt, das nicht mit etwas Schmerzhaftem vermischt oder begleitet gewesen! Verzeihen Sie mir! Ich bin auf eine ungewöhnlich traurige Art gerührt, und ich weis nicht, was es ist. Ich hätte itzt nicht schreiben sollen,

doch war ich ruhiger, als ich anfing; aber es mag seyn. Unruhige Besorgniß und ungezwungne Freude vertragen sich nicht leicht in Einem Herzen, wenigstens in meinem nicht. Ich will meinem Bruder auftragen, sich täglich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Möchte ich doch bald einige beruhigende Nachricht von Ihnen hören! Nicht blos um meinetwillen — o nein! so eingeschränkt denkt Ihre gütigst angenommene Correspondentin bey ihren Wünschen nicht. Möchten Sie noch lange der Welt ein Beispiel, der menschlichen Natur eine Ehre und das Glück und die Freude derer, die Sie lieben, seyn! — Stets wird Sie mit der ehrfurchtsvollsten Liebe einer Tochter lieben, und für das Wohl ihres väterlichen Freundes, wie für Ihre Aeltern, beten

Dresden, den 18. Jan. 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen gehorsamst.

---

38. *)

Liebste Freundin!

In der That habe ich ein großes Vergnügen eingebüßt, daß ich die Reise nach Dresden mit meinem Bruder nicht

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 70. Nr. 147. Daß daselbst die Stelle: Gehen Sie den Weg — — — mich leicht stolz, lediglich willkürliche Erfindung des Herausgebers ist, wird blos deshalb bemerkt, weil man ohne diese ausdrückliche Versicherung eine solche Ballhornisirung kaum für möglich halten sollte.

habe thun, und also auch nicht die Person habe kennen lernen, die mir durch ihre Briefe so viel Freude und ihrem Verstande und Herzen in meinen Augen durch dieselben so viel Ehre macht, die mir so viel wahre Hochachtung bezeugt, und die mich gewiß eben so gern würde gesehen haben, als ich sie hätte sehen und sprechen mögen. Mein Bruder, liebste Mademoiselle, hat mir freylich diesen Verlust durch seine Erzählungen von Ihnen und Ihrem guten Charakter zu ersetzen gesuchet; aber alle Geschichte, wenn sie auch noch so gut gesagt wird, läßt unsrer Wißbegierde immer noch viele Fragen übrig, die nicht jeder Zeuge beantworten kann. Genug, er ist Ihr und Ihrer Jgfr. Schwester Lobredner, und spricht von Ihrem ganzen Hause so, wie man spricht, wenn man mit Vergnügen und Hochachtung von Abwesenden redet. Herr Krebel ist sein Nachfolger und oft sein Vorgänger.

Alles dieses würde ich Ihnen schon vor einigen Wochen gesagt haben; aber ich war zu krank, es Ihnen gern zu sagen, und hoffte immer auf eine heitere und willige Stunde. Ich kann nicht sagen, daß ich sie eben jetzt hätte; aber ich habe doch so viel Gewalt über mich, den Fehler zu empfinden, den ich begehen würde, wenn ich meiner besten Correspondentin noch länger auf zween Briefe nicht wenigstens etliche Zeilen antwortete. Der ganze erste Monat des Jahres ist ohne Brief an Sie verstrichen, und schon auch die Hälfte des zweyten; das geht wohl zu weit. Vielleicht verbessere ich diese Fehler in der Folge, wenn ich weniger Versuchung habe, sie zu begehen. Ob ich jetzt gesünder bin, als letzthin? Das kann ich wohl nicht ganz mit Wahrheit sagen, gute Mademoiselle; aber ich danke Gott, daß meine Beschwerungen erträglich sind, und mich

ermuntern helfen, immer besser zu leben und zu sterben. Daß Sie mir tausend Gutes wünschen und herzlich für mein Glück beten, das weis ich gewiß, und danke Ihnen dafür zeitlebens mit der Liebe eines Freundes und Bruders.

Leipzig, den 13. Febr. 1762.

Gellert.

---

39. *)

Hochzuehrender Herr Professor!

Nun habe ich den Herrn Bruder erst recht lieb, oder, wenn es besser gesagt ist, nun liebe ich ihn noch einmal so stark als zuvor, weil er Ihnen so viel Gutes von mir sagt, und überhaupt so gütig von uns urtheilt. Ich bin doch recht glücklich ihm gefallen zu haben, und ich freue mich darüber: nicht aus Eitelkeit; gewiß nicht! aber ich denke, ich müsse mich über die günstige Meynung aller Leute freuen, die Ihnen wieder sagen können, was sie Gutes von mir denken. Herr Krebel — ich bin vergnügt über ihn — kann wohl nur wenig von mir wissen; er hat mich nur ein paar Stunden gesehen; aber desto gütiger ist es von ihm, daß er vortheilhaft von mir spricht. Er hat meine Dankbarkeit und meine guten Wünsche dafür.

Aber, liebster Herr Professor, wenn der Herr Bruder mich einmal tadelt — (und sollte er das noch nicht gethan haben?) — oder Sie selbst etwas von mir entdecken, das Ihren Beyfall nicht hat, das Ihrer Gütigkeit gegen mich nicht Ehre macht, und dem Charakter einer Person, die

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 72. Nr. 148.

Sie Ihre Freundin nennen, nicht gemäß seyn kann: dann, versprechen Sie mirs, daß Sie mich erinnern wollen. Ich habe bisweilen, es ist wahr, wunderliche Einfälle, die eben nicht alle Leute haben können. Hier ist vielleicht einer davon. Es kömmt mir manchmal vor, als ob mich verlangte zu wissen, auf welche Art Sie mir einen Verweis geben würden, und was ich dabey empfinden würde. Ich denke, ich würde stolz darauf seyn. Es müßte mich zwar demüthigen wegen meines Fehlers, aber auch erheben wegen des Antheils, den Sie an mir zu nehmen bezeugten, dadurch, daß Sie die Sorgfalt, mich gut zu behalten, und die Mühe, mich besser und vollkommner zu machen, für Sich nicht zu gering hielten. — Sie sind lauter Güte und Sanftmuth. Ihre Verweise müssen die Verweise der Liebe, und väterliche Erinnerungen, Ihre Erinnerungen seyn. — Brüderliche Erinnerungen habe ich vielleicht sagen sollen. Sie, bester Herr Professor, haben sich — so außerordentlich gütig! — den brüderlichen Character beygelegt — ich verehre und liebe diese Güte — aber ich kann Sie nicht (und Sie erwarten es wohl auch nicht?) mit der Liebe lieben, mit der man einen Bruder liebet. Meine Liebe ist eine ehrfurchtsvollere, gehorsamere, dankbarere Liebe; eine Liebe, die, so freywillig, so selbstgewählt (ich fürchte, ich drücke mich schlecht und unverständlich aus, und Sie werden mich nicht verstehen können) sie auch ist: dennoch mehr Empfindung von der Schuldigkeit, von der Verbindlichkeit zu lieben, bey sich hat, als die Liebe gegen Brüder, ob sie wohl deswegen keine Entfernung zuläßt, und ein uneingeschränktes Vertrauen nicht ausschließt.

Wie oft nenne ichs nicht in Gedanken ein Unglück, oder doch einen unangenehmen Umstand meines Lebens,

daß ich nicht an dem Orte seyn kann, wo Sie leben? Wie sehr gern wollte ich gehalten seyn, Ihnen von allen meinen Gedanken Rechenschaft zu geben, Sie zum Richter über alle meine Handlungen zu machen! Wie wollte ich Sie um vielerley fragen, und mit begieriger Aufmerksamkeit den weisen Unterricht von Ihren Lippen hören! Ihre liebreichen Lehren und die stillschweigende Vorschrift Ihres Beyspiels würden mich noch mehr unterweisen, wie ich Ihres Beyfalls würdiger werden könnte; es würde mir noch leichter werden, und ich könnte etwa Gelegenheiten finden, Ihre Gewogenheit besser zu verdienen, und vielleicht würden Sie dann noch mehr mein Freund seyn, als Sie itzt sind. Sie würden (ja, lieber Herr Professor, ich weis es, ich weis es, daß ich lauter vergebliche Dinge rede; aber lassen Sie mich sie nur ausreden; es läßt sich so hübsch denken, was da alles geschehn würde, und ich schreibe Ihnen so gern, was ich gern denke) — — Sie würden, sage ich, sehn, daß, ob ich wohl Ihre Gütigkeiten unter allen, denen Sie welche erweisen, am wenigsten verdienen mag, ich doch gewiß zu denen gehöre, die am meisten geschickt sind, sie zu verstehn und zu empfinden. Keines von Ihren Worten geht bey mir verloren; ich zergliedre so zu reden Ihre Gedanken. Ich fühle das Große, das Christliche, das Rührende, die Herablaßung, die Güte — zum Beyspiel: ich empfinde es ganz wie gütig es von Ihnen ist, daß Sie nachrechnen, wie viel Zeit ohne Brief an mich verstrichen; ja, noch mehr — o mein liebster Herr Professor, wie sehr beschämen Sie mich! wie wenig verdiene ichs! — daß Sie sogar Sich einigermaßen zwingen, und die heitere und willige Stunde nicht erwarten, auf die Sie hofften. O daß doch alle Ihre Stunden heiter wären! Nur Ihrentwegen wünsche ichs;

denn der Brief, der liebe, schöne, in einer unwilligen umwölkten Stunde geschriebene Brief, hat so wenig Unwilliges und Düsteres an sich, daß ich mein ganzes Leben durch, lauter solche Briefe lesen, und demjenigen, der sie mir geschrieben, aufs freudigste und eifrigste dafür danken wollte.

Endlich, hochzuehrender Herr Professor, wenn Sie etwa dem Herrn Bruder die Mühe machen sollten, mein Geschwätz zu lesen, so erlauben Sie gütigst, daß ich hier, ehe ich schließe, die Gelegenheit ergreife, Demselben meine Ehrerbietung und größte Dankbarkeit für die besondere Gewogenheit zu bezeugen, aus welcher er mich mit seiner guten Meynung beehret, und meinen besten Herrn Professor in der Seinigen bestätigt hat. Erhalten Sie mir dieselbe, gütiger Herr Ober-Post-Commissarius: ich werde mich bestreben, sie zu verdienen.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Meine Eltern empfehlen sich Ihnen und dem Herrn Bruder gehorsamst. Meine Schwester küßt Ihnen die Hände.

Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 22. Febr. 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

40.

Liebste Mademoiselle!

Es ist vielleicht eben so gut, daß Sie nicht mit mir an Einem Orte zugleich wohnen. Ich würde gewiß verlieren, nicht weil ich das gar nicht bin, wofür Sie mich aus gutem Herzen halten, sondern weil Sie mich in der Ferne für viel besser halten, als ich bin, und sich das von mir denken, was man sich gern an Personen denkt, die man hochhält. Und Sie, meine Correspondentin, würden wenigstens von dem lebhaften Eindrucke etwas verlieren, den meine Briefe und Schriften itzt auf Ihren Charakter machen. Gehn Sie nur den Weg, auf dem Sie so glücklich fortgerückt sind, immer freudig fort. Es ist der Weg des stillen Verdienstes, der zur Zufriedenheit führt, und Sie zu einem der besten, nützlichsten und liebenswürdigsten Frauenzimmer machen wird, das unser Vaterland noch gesehn hat. Haben Sie ja die Beyspiele nicht immer in der Nähe, die sich Ihr edler Eifer wünscht; nun wohl gut:

Wenn ungewiß bey meiner Pflicht ich wanke,
So stärkt mich oft der mächtige Gedanke:
Was thät dein Freund bey dieser Pflicht?
Verfahre so, als wär er selbst zugegen!
So giebt ein Blick auf ihn mir ein Vermögen,
Und der erst wankte, wankt itzt nicht.

Sie fürchten sich immer vor Ihren Fehlern; ich auch, mein gutes Kind. Aber mir fällt bey solchen Gelegenheiten auch immer der Gedanke eines sehr frommen Mannes ein: „Vor meinen Fehlern, sagte er, fürchte ich mich nicht

sehr, diese machen mich behutsam und demüthig; aber vor meinen Tugenden fürchte ich mich weit mehr, diese machen mich leicht stolz."

Ich weis, daß Sie auch an meinen kleinen Angelegenheiten Theil nehmen, darum will ich Ihnen hier ein Paar Briefe beylegen, die Sie nicht ungern lesen werden. Der eine, von meinem Bruder, dem Bergrathe in Freyberg, wird Ihnen sagen, daß ich eine neue Ursache hätte, nach Dresden zu reisen. Ob ich reisen werde? Ich zweifle sehr daran, und eben wegen dieses neuen Beweggrundes mehr als jemals. Der Hof und die Studierstube sind gar zu verschiedne Oerter. Der Brief des österreichischen Hauptmanns wird Ihnen wegen seiner treuherzigen Schreibart und der Achtung für meine Schriften und meine Vaterstadt gefallen. Leben Sie wohl, liebste Mademoiselle, und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester von mir auf das Beste. Itzt erinnere ich mich auch, daß ich Ihr Präsent noch nicht trage. Das ist freylich nicht sehr galant; aber ich will mirs zu den Feyertagen gewiß lassen zurechte machen, und Ihnen alsdenn noch einmal dafür danken.

Leipzig, den 25. Febr. 1762.

Gellert.

Warum frankiren Sie Ihre Briefe an mich? Das ist nicht recht.

41.

Hochzuehrender Herr Professor!

Es ist freylich sehr gut, daß wir uns die Abwesenheit unsrer Freunde einigermaßen dadurch ersetzen können, daß wir sie zu unserm zweyten Gewissen machen, wie Grandison seinen Bartlett nennt. Ich denke, ich will es auch thun; aber, liebster Herr Professor, Sie müssen mich dessenungeachtet manchmal darüber murren lassen, daß Sie so weit von mir sind. Ich habe zuweilen meine Freude daran, so wie ich mich zu einer andern Zeit vergnüge, daß Jemand ist, den ich nicht von Person kenne, dem ich nicht bekannt bin, und der dennoch mein Freund ist, und wohl mehr mein Freund ist, als alle die andern, die ich mehr kenne. Sie haben wohl auf gewisse Art Recht; allein wenn es auch zehnmal eben so gut wäre, daß ich hier in Dresden sitze, und Sie dort in Leipzig, dreyzehn Meilen von mir entfernt sind, so können Sie es doch von mir nicht verlangen, daß ichs Ihnen nachsagen soll. Ich habe es alles überlegt: ich, und nur ich allein, könnte etwas dabey verlieren; aber was heißt das? ich allein würde auch viel dabey gewinnen; daran denke ich immer, und niemals an das, was ich verlieren könnte.

Aber ist es nicht erbärmlich, daß wir uns auch vor unsern Tugenden fürchten sollen? Ich hätte wohl Lust, Ihnen meine Gedanken davon zu sagen, wenn ichs wagen dürfte. Und warum sollte ichs nicht? Wenn ich sie einmal denke, und wenn ich sie Ihnen gesagt hätte, wie ich gewiß ohne Bedenken würde gethan haben: warum sollte ich mich fürchten, sie Ihnen zu schreiben? Ich will nur

allemal thun, als wenn ich mit Ihnen redete. Werden Sie nur nicht unwillig auf mich, gütiger Herr Professor, ich muß eine Frage aufwerfen: Ist nicht schon Stolz dabey, wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten mich stolz machen? Muß ich mirs nicht da schon sehr bewußt seyn, daß ich sehr fromm und besser, als andere, bin? Denn gemeiniglich, sagt man, entsteht unser Stolz aus der Vergleichung, die wir zwischen uns und andern anstellen, weil wir nur vergleichungsweise gut sind. Ich gestehe es Ihnen aufrichtig, mir gefällt die Furcht vor den Fehlern besser. Sie scheint mir natürlicher und auch demüthiger zu seyn, und vielleicht ist Demuth und Behutsamkeit eben sowohl eine Folge von der Furcht vor unsern Fehlern, als von den Fehlern selbst.

Viel, vielmal danke ich Ihnen, hochzuehrender Herr Professor, für das Vergnügen, so Sie mir durch die gütige Mittheilung der beyliegenden zwey Briefe verschafft haben. Indessen bin ich mit des Herrn Bruders seinem nicht halb zufrieden. O wenn der Herr Bergrath mein Herr Bruder wäre, er hätte mir das Alles viel umständlicher und weitläuftiger beschreiben müssen, wenn er mir hätte genug thun wollen. Zudem hat er Sie auch gar nicht gebeten, er hat Ihnen gar nicht ein Bißchen zugeredet, daß Sie doch der Churprinzessin den Gefallen erweisen möchten. — Wollen Sie es denn wirklich nicht thun? O gewiß Sie thun es! — „Hof und Studirstube" — Was will das sagen? das ist einerley. Sie kennen doch die Churprinzessin schon sonst? — Sie soll eine so gute Dame seyn. Alle Welt ist hier voll von ihrem Lobe. Sie spricht mit allen Leuten so gutherzig — recht vertraulich. Ich bilde mir ein, sie werde eben so erfreut über Sie seyn, als

es Ihre Frau Schwester über den Hauptmann gewesen seyn wird. Ihr Hof, spricht man, ist gar nicht wie andre Höfe. Freylich ist er deswegen keine Studirstube; das will ich damit nicht sagen. Aber es sind sonst in Dresden Stübchen, in denen man schon soviel studiren kann, als sich studiren läßt, wenn man nicht zu Hause vor seinen Bücherschränken und Schreibepulten sitzt. In Gasthöfen aber, das glauben Sie mir, lieber Herr Professor, giebts keine solche stillen Stübchen; allein ich will mir die Freyheit nehmen, Ihnen eine Addresse zu geben. Auf der breiten Gasse (es ist die stillste, einsamste Gasse in der ganzen Stadt) im Wiedemannischen Hause (es wohnen lauter stille, eingezogne Leute in dem Hause, und der Wirth ist siebenzig Jahr, ein Mann, den wir sehr lieb haben) drey Treppen hoch, da würden Sie recht ruhig und stille seyn können. Es sieht Sie niemand, und Sie sehen auch niemanden, wenn Sie nicht wollen. Es wohnt niemand gegen über, als ein Mann, — der stört Sie nicht, — der sieht nur, wenn er ja ans Fenster kömmt, durch ein Sehrohr nach dem Himmel *); und es wäre überhaupt aus vielerley Ursachen, die ich jetzt nicht anführen will, sehr hübsch, wenn Sie da Ihre Wohnung zu nehmen belieben wollten.

Der Brief des Hauptmanns gefällt mir sehr wohl, und gewiß besser, als er allen andern Leuten gefallen kann. Warum? Das werden Sie sehr leicht errathen. Es ist bey allem dem ein großes Glück für Sie, bester Herr Professor, daß nicht die ganze halbe Welt, von der Sie, wie

*) Anspielung auf den in diesen Briefen oft vorkommenden Herrn Zeis, der sich in Nebenstunden, doch blos als Dilettant, mit Astronomie beschäftigte.

der Hauptmann mit Recht sagt, verehrt werden, aus lauter solchen Leuten besteht, wie der Hauptmann und noch jemand, den ich nicht gern nennen will, und daß es vielleicht noch viel kleine Organisten darinnen giebt. Ich ärgere mich über mich selbst (ich will es nur gestehen, daß ich von mir selbst rede), daß der Hauptmann mehr Blödigkeit hatte, als ich, und daß ich mich keines Augenblicks erinnern kann, in welchem die Geschichte vom kleinen Organisten auf mich paßt.

O ich bitte Sie um alles, liebster Herr Professor, danken Sie mir nicht noch einmal für mein Präsent, wie Sie es nennen. Ich würde es Ihnen nicht abschreiben können.

Von meinen Eltern und meiner Schwester viel und große und gehorsamste Empfehlungen. Und von mir nehmen Sie mit Ihrer gewöhnlichen Gütigkeit die Versicherung, daß ich mit unveränderlicher Ehrerbietung lebenslang bin

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 5. März 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

42. *)

Liebste Mademoiselle!

Der fromme Mann mit seiner Tugendfurcht hat also, wie Sie meynen, nicht sogar Recht; und ich fürchte, er hat sehr Recht. — „Ist nicht schon Stolz dabey," spricht Ihr Brief, „wenn ich mich fürchte: meine Tugenden möch= „ten mich stolz machen? Muß ich mirs nicht da schon sehr „bewußt seyn, daß ich sehr fromm und soviel besser, als „andere, bin?" — — Warum sollte das schon Stolz seyn, gute Correspondentin, wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten mich stolz machen? Es ist in einem gu= ten Herzen, was es ist; eine Besorgniß, die sich auf gar zu gute Erfahrungen gründet: auf die Gewißheit, daß wir uns bey unsern Tugenden gern zu sehr gefallen, und unsern Kräften zu viel zutrauen. Wir sollen uns also freylich nicht sowohl vor unsern Tugenden, als vor der Ei= genliebe und dem Stolze fürchten, die unsre Tugenden über= all begleiten, und von ihnen Gelegenheit nehmen, uns sicher oder schläfrig zu machen. — Bewußt seyn darf ich mirs wohl, daß ich fromm bin, auch sehr fromm, und besser, als andre; das ist der Stolz nicht. Wenn es wahr ist, daß ich so beschaffen bin, und ich sehe meine Vorzüge, Ga= ben und Tugenden für das an, was sie sind, für un= verdiente Geschenke und Gnaden der Vorsehung, so bin ich demüthig, wenn gleich mein Herz den Aus= spruch thut, daß ich besser bin, als tausend Andre. Aber weil wir so leicht in dieser Vergleichung mit andern irren

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 76.

können, so ist es sichrer und eine Pflicht, sich lieber geringer, als andre, und andre höher, als sich, zu schätzen. Wenn wir hingegen noch so bescheiden von unsern Tugenden urtheilen und sie als unser eignes Werk ansehen, so sind wir stolz, und lassen uns von unserm Herzen belügen. Wir können daher andre, es sey nun mit Wahrheit oder aus Irrthum, weit über uns in Gedanken setzen, uns gegen sie für klein achten, und doch auf das wenige Gute, das wir an uns antreffen, eben so herzlich stolz seyn, als andre auf ihre großen Verdienste. Müssen wir uns endlich prüfen, und uns selbst erkennen, so dürfen und müssen wir auch unsre Tugenden erkennen, und damit sie uns nicht stolz machen, so müssen wir sowohl auf ihre Mängel sehen, die unser Werk sind und die wir nicht gern sehen, als auch auf unser Unvermögen bey aller unsrer Tugend, damit wir die Quelle des Guten nicht aus den Augen verlieren und eben dadurch unser Gutes selbst. Liebste Correspondentin, die Sache, die ich Ihnen auf diesen zwo Seiten gesagt habe, mag wohl wahr seyn, aber um schön gesagt zu seyn, sollte sie nur eine halbe Seite einnehmen. Vergeben Sie es meinen Krankheiten und Berufsarbeiten.

Zugleich sende ich Ihnen wieder einen Brief von fremder Hand, nebst meiner Antwort zum Durchlesen, theils um Ihnen mein Vertrauen und meine Freundschaft zu beweisen, und theils, um Sie mit dem Charakter des ungenannten Frauenzimmers bekannt zu machen. Dieses Fräulein, die ich beklage, ist sowohl des Mitleidens einer guten Lucius, als auch ihres Briefwechsels werth, und vielleicht könnten Sie viel zu ihrer Beruhigung beytragen. — Aber lassen Sie diese Briefe, ich bitte Sie herzlich, ja nicht in

fremde Hände kommen. Sie wissen die Ursachen nur zu gut, die mich zu dieser Aengstlichkeit bringen.

Leben Sie wohl, meine liebe Freundin, und grüßen Sie Ihre werthen Eltern und Ihre gute Schwester gehorsamst und freundlichst von mir.

Leipzig, den 29. März 1762.

Gellert.

N. S. Bald hätte ich das bequeme Logis vergessen, das Sie mir angewiesen haben. Es scheint recht für mich gemacht zu seyn, und dennoch zweifle ich sehr, ob ichs so bald beziehen werde. Indessen heben Sie es so lange für mich auf, als es möglich ist, und bezahlen Sie die Miethe immer auf ein Jahr voraus.

43.

Hochzuehrender Herr Professor!

Mein letzter Brief war noch nicht lange fort, als ich in einer Rede des frommen Doddridge folgende Stelle las, deren Wahrheit und Richtigkeit mein Herz sogleich mit völliger Ueberzeugung annahm. So heißt sie: „Eine demüthige Empfindung unsrer eignen Unvollkommenheiten bey „unserm besten Thun wird uns hoffentlich sattsame Anleitung geben, eine bessere Gerechtigkeit zu suchen, als die „unsrige ist: eine Gerechtigkeit, in der wir allein vor Gott „heilig seyn und den Forderungen des Gesetzes genug thun „können. Inzwischen ist es uns erlaubt, daß wir das „Zeugniß unsers eignen Gewissens genießen und auf die „Pflichtmäßigkeit unsers Verhaltens sehen, dafern es mit

„der Vernunft und Schrift übereinstimmt, und es ist eine „besonders wichtige Pflicht, den Einfluß der heiligenden „und stärkenden Gnade zu erkennen, durch welche wir das „sind, was wir sind.“ Und da mir natürlicher Weise, bey dieser Stelle die Frage einfallen mußte, die ich an meinen besten Herrn Professor zu thun mir die Freyheit genommen hatte, so überführte sie mich auch zugleich von dem falschen Gedanken, den dieselbe enthielt. Indessen war mirs sehr lieb, daß ich sie nicht zuvor gelesen hatte; denn sonst hätte ich gewiß meinen Brief geändert und die Frage weggelassen, und also den neuen großen Beweis von Ihrer Gütigkeit und großmüthigen Sorge für die Richtigkeit meiner Begriffe, in einer Sache von nicht geringer Wichtigkeit, Ihre schöne Beantwortung verloren, auf welche ich mir schon im voraus Rechnung zu machen anfing, und nunmehr bin ich noch zufriedener darüber, da Sie die Tugenden, die wir etwan an uns finden können, von der Beschuldigung befreyen, als ob sie zu fürchten wären, und sie vielmehr unsrer eiteln Selbstgefälligkeit, unsrer verführerischen Eigenliebe aufbürden. Für diese und alle andre Proben Ihrer Gütigkeit, für alle die Mühe, die Sie sich mit mir machen, für alle Zeit, die Sie auf mich wenden, für jeden Gedanken, den Sie für mich denken — haben Sie meine ganzen Empfindungen der Dankbarkeit; aber ich weis nicht, wer die Worte hat, wenn ich Ihnen etwas davon sagen will.

Ihre neue Correspondentin, hochzuehrender Herr Professor, die ich ausnehmend hochachte, hat um so vielmehr ein Recht zu meinem Mitleiden, da ich mich in einer angenehmern Verfassung befinde. Der Zwang, über den sie klagt, der gänzliche Mangel am Umgange und Verbindung

mit Personen, deren Charaktere mit dem ihrigen übereinstimmten, und die Nothwendigkeit, täglich mit Leuten umzugehen, die das Widerspiel von ihr und noch dazu ihre nächsten Anverwandten sind: dieß ist in der That eine Situation, die ich mir höchst traurig und ängstlich vorstelle. Das liebe Fräulein! — Wäre der Brief von mir geschrieben, und Sie hätten ihr denselben mitgetheilt, so würde sie es nicht haben wagen dürfen, ihn in Gegenwart ihrer Eltern und Schwester zu lesen, noch weniger darüber zu weinen, ohne sich und der Verfasserin Vorwürfe, wo nicht gar Spott, das Aergste von Allem, zuzuziehen; da hingegen ich den Brief las, meine Eltern und Schwester um mich her stunden, mit mir weinten, und wenn ich nicht mehr fortlesen konnte, das Fräulein beklagten, dann jedes für sich die Briefe nahmen, und sich die Augen trockneten, wenn sie mir sie wiedergaben. Ueberdieß bin ich mit einer Schwester gesegnet, die, ob sie gleich viel jünger ist als ich, dennoch in ihren Neigungen völlig mit mir übereinstimmt. Wir haben einerley Geschmack, einerley Wünsche, einerley Vergnügen, wir finden an einerley Personen Gefallen, lieben einerley Bücher, und werden durch gleiche Dinge fast allezeit auf gleiche Art gerührt. Es finden sich wohl zuweilen kleine Abweichungen, aber die müssen auch seyn, wenn man recht vergnügt seyn will. Denn meinem Urtheile nach, ist nichts verdrüßlicher und langweiliger, als lauter ja und ja, und, du hast Recht, und, wie du willst — zu hören, und immer einerley Meynung zu seyn. Besorgen wir ja, diese Verschiedenheit möchte unserm Vergnügen nachtheilig seyn: so sind wir höflich und vergleichen uns, und welche am aufgeräumtesten ist, richtet sich alsdann nach der, die es am wenigsten ist. Urtheilen Sie,

liebster Herr Professor, ob ich nicht dankbar und froh bey diesem angenehmen Umstande meines Lebens seyn muß, da meine Schwester meine meiste Gesellschaft ist, und ob ich nicht durch die Vergleichung des verdrüßlichen Zustandes, in welchem sich das Fräulein befindet, mit meiner glücklichern Verfassung, die ich, durch die Gleichheit der Empfindung, die ihr Brief in uns allen erweckte, veranlaßt, in der Eil anstellte, aufs empfindlichste für sie gerührt und mit dem zärtlichsten Mitleiden für sie eingenommen werden mußte? Indessen, wie mein Zustand auch seine unangenehmen Seiten hat, wenn ich mich dabey aufhalten wollte (und wo ist der Mensch, der sich rühmen kann, ganz davon frey zu seyn?) so hat des Fräuleins Zustand gewiß auch seine angenehmen Seiten, die ihr gefallen müssen, sobald sie nur dahin gebracht werden kann, aufmerksam darauf zu seyn! Lebt sie nicht auf dem Lande? — O es ist nicht möglich, daß sie traurig bleiben sollte, wenn der Frühling alles um sie her heiter, neubelebt und fröhlich macht, wenn sie ihre Augen nirgends hinlenken kann, ohne einen lachenden Gegenstand zu erblicken. Die Freude der Natur wird sich ihrem Herzen mittheilen, sie wird ein gutes Kind seyn, und Ihrem vortrefflichen Rathe folgen. Ich hoffe, sie wird es thun. Nur in Ansehung der Bücher, die Sie ihr vorgeschlagen haben, zweifle ich, ob sie folgen wird. Ich will es Ihnen nur gestehen, bester Herr Professor, ich glaube, ich folgte selber nicht, so lieb ich Sie auch habe, und so gern ich Ihnen auch gehorsam bin. Es wird ihr alles zu trocken, zu allgemein, zu gleichgültig vorkommen, da sie an lauter Bücher gewöhnt ist, die mehr fürs Herz geschrieben sind. Der Grandison ist gar zu hübsch; er hat auch seine vergnügten Abwechselungen. Aber die Clarisse, —

freylich, die sollte sie ganz und gar nicht lesen. Es ist eine gar zu ängstliche und fürchterliche Geschichte, und ich denke, wenn man haben wollte, daß jemand, der auch eben von Natur nicht gar zu traurig wäre, zum Exempel, ich, sich todtgrämen sollte, dem dürfte man nur auf ein halbes Jahr allen Umgang, alle Arbeit und alle Bücher verbieten, und ihn nöthigen, die Clarisse zu lesen, so wird man es dazu bringen können, ohne daß man nöthig hat, ihm sonst etwas zu Leide zu thun.

Ihre neue Correspondentin scheint das Original zu dem liebenswürdigen und rührenden Charakter des Patrice, in des Prevot Dechant von Killerine zu seyn; und Sie, theuerster Herr Professor, erweisen meinem Herzen Ehre, wenn Sie dasselbe der Freundschaft dieses Fräuleins werth halten; denn es könnte ebenfalls nicht blos Briefwechsel, es müßte wahre freundschaftliche Liebe unter uns seyn. Wenn sie weiter an Sie schreibt, und Sie dafürhalten, daß es zu ihrer Beruhigung dienen könne, wenn sie weis, daß ein Herz in der Welt ist, bey welchem keine ihrer erzeigten Zärtlichkeiten verloren gehen würde, ein Herz, welches die Fähigkeit besäße, jede ihrer feinsten Empfindungen zu verstehen und mit gleicher Empfindung zu erwiedern, und von welchem sie keine Unbeständigkeit noch Kaltsinn zu befürchten hätte; wenn Sie, liebster Herr Professor, dieses denken, und es gütigst übernehmen wollten, mich dem Fräulein auf irgend eine angenehme Art bekannt zu machen, und ihr einige gütige Gedanken gegen mich beyzubringen, so würden Sie mich sehr bereitwillig finden, mich zu bestreben, alle die Erwartungen zu erfüllen, die Sie dem Fräulein von mir zu machen für gut befinden würden.

Seyn Sie indessen für die Sicherheit der anvertrauten Briefe, die ich mit der größten Dankbarkeit zurücksende, unbekümmert, und trauen Sie es Ihrer Correspondentin nicht zu, daß sie eine Unvorsichtigkeit begehen und sich dadurch Ihres unschätzbaren Vertrauens und der Gewogenheit verlustig und unwürdig machen werde, aus welcher Sie ihr auftragen, für Ihr künftiges hiesiges Logis zu sorgen.

Ich habe die Ehre, mit der vollkommensten Ehrerbietung zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 5. April 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Herr Steuer=Secretair Rabener ist sehr krank gewesen, will aber heute wieder ausgehen.

44.

Hochzuehrender Herr Professor!

Der Graf Moritz schreibt, dächte ich, auch jetzt gar zu selten. Was mir daran gelegen ist? Freylich nicht so gar viel, liebster Herr Professor! Sonst schickte ich Ihnen wohl allemal seine Briefe zu, itzt nicht mehr, und das ist mir nicht lieb. Indessen könnte ichs Ihnen doch anzeigen, daß Briefe für Sie gekommen wären, wenn er nur schriebe. Aber gut! Ich weis doch wohl, wie ichs machen will, daß ich nichts dabey verliere. Ich werde mir künftig manchmal die Freyheit nehmen, und es Ihnen auch mel=

den, wenn keine Briefe da sind. Und weil ich mir einbilde, daß es etwas sehr hübsches für mich seyn wird, wenn ich diese Gewohnheit werde angenommen haben, so will ich mit Ihrer gütigsten Erlaubniß heute den Anfang damit machen. Ich gestehe es Ihnen gern, hochzuehrender Herr Professor, daß ich mit diesem Inhalte, oder besser, mit dieser Ursache zu einem Briefe an Sie nicht sehr zufrieden bin; aber was will ich thun, wenn ich keine bessere weis, und doch so große Lust habe, an Sie zu schreiben? So muß ich mirs immer noch Dank wissen, daß ich mir sie ausgesonnen habe, wenn ich nur Ihren Beyfall dazu erlangen kann. Gewiß, ich bin, wenn ich es bedenke, recht schlimm daran. Alle Ihre andern Correspondenten haben es besser! Sie haben alle mehr Sachen, wovon sie mit Ihnen reden können. Wäre ich ein Mann, ein Gelehrter, so könnte ich mit Ihnen von hunderterley Dingen, von Gelehrsamkeit und Wissenschaften, von Geschäften, vielleicht von Ihren übrigen Bekannten und Freunden, und, welches besser ist als Alles, von unsrer Freundschaft mit Ihnen reden. Oder hätte ich wenigstens mehr Jahre, und verdienten nur mein Name und meine Eigenschaften einige Aufmerksamkeit, so könnte ich mir und dem, was ich Ihnen sagen würde, schon ein etwas besseres Ansehen geben. Aber freylich, was kann ich, so wie ich bin, Ihnen immer zu sagen haben, das es werth wäre, Ihnen gesagt zu werden? Sobald ich an Sie denke, bester Herr Professor, so denke ich auch zugleich an alle Ihre Gütigkeiten, und an die Ehrerbietung und Dankbegierde, die ich Ihnen schuldig bin. Dies ist freylich kein geringer Gedanke für mich; es ist einer von meinen besten und liebsten Gedanken, und ich habe wenige, mit welchen ich mich so gern beschäftige, als

mit diesem; allein meine Ehrerbietung und Dankbegierde, sind beyde, ob Sie wohl großmüthig genug sind, mich zu lieben, doch für Sie so wichtig nicht, daß ichs wagen sollte, Ihnen, so oft mirs einfällt, etwas davon vorzusagen. Und hernach, wenn ichs auch thun will, so werde ich ordentlich traurig, daß ichs Ihnen nicht stark genug sagen kann, wie sehr mich Ihre Herablassung und Güte rührt. Ich fürchte immer, Sie denken sich meine Freude darüber nur halb, und es ist mir doch viel, recht sehr viel daran gelegen, daß Sie sich sie ganz denken; denn ich habe ja sonst nichts als die Größe meiner Empfindungen, womit ich Ihnen danken kann.

Zuweilen bekümmert mich auch dies, daß ich nicht weis, wie Sie sich befinden, wie Sie aufgeräumt sind, und in welchem Tone ich mit Ihnen reden soll. Der Zuschauer giebt die Regel, „man solle allezeit bereit seyn, die Art der „Gesellschaft anzunehmen, in die man gehen will, oder „lieber gar davon wegbleiben." Dies ist ziemlich leicht, wenn ich mit Leuten reden soll, die ich vor mir sehe, und denen ichs anmerken kann, wie sie aufgelegt sind. Beym Schreiben ist schon mehr Schwierigkeit. Ein Brief ist mein Abgesandter, der meine Stelle bey einer abwesenden Person vertritt, und der kann nun freylich nicht so manierlich und gefällig seyn, als ichs allenfalls seyn könnte, weil er das Ansehen und die Sitten behalten muß, die ich ihm einmal gegeben habe, und weil ichs vorher nicht wissen kann, in welcher Gemüthsbeschaffenheit er die Leute antreffen wird. Wenn ichs aufrichtig sagen soll, so muß ich gestehen, daß ich eben nicht viel Geschmack an dieser Regel des Zuschauers finde. Ich bin ein wenig — — halsstarrig, will ich sprechen; es sagt wohl zu viel, aber ich weis

es nicht anders auszudrücken, und das mag daher kommen, weil ich wenig in Gesellschaft gehe. Ja wenn ich gewiß wüßte, daß der Zuschauer nichts weiter damit meynte, als „daß man mit Betrübten ernsthaft, mit Fröhlichen heiter, „mit Alten verständig, und mit Jungen lustig leben soll," so gefiele mirs, und ich wollte mich gern darnach bequemen. Ich fürchte aber immer nach der Beschreibung, die er von seinem Freunde Acastus macht (im 386. Stücke), er verlangt, man solle sich noch eigentlicher nach der Art einer jeden Gesellschaft richten; und das ist meines Erachtens zu viel Zwang. Auf diese Weise könnte ja niemand seinen eignen bestimmten Charakter haben, und sich demselben gemäß aufführen. Vielleicht kann man den Vortheil haben, daß man vor dem Tadel wegen kleiner Fehler und Ungereimtheiten gesichert ist, weil man von uns glaubt, daß wir uns denselben nur aus Gefälligkeit gegen andre unterwerfen; allein wir verlieren auf der andern Seite auch das Verdienst von unsrer anständigern Aufführung, weil man ebenfalls berechtigt seyn wird zu denken, daß es bloß aus Achtung für die Gesellschaft geschieht, daß wir uns so gut betragen. Die meisten Leute gefallen auch wirklich besser, wenn sie natürlich und nach ihrem eignen Charakter handeln und reden, als wenn sie andern nachahmen. Zudem hat eine Gesellschaft oft mehr als einerley Art, und da muß es wieder beschwerlich seyn zu wählen, welche man annehmen soll. Mich verdrösse es, wenn ich nicht selbst die Freyheit haben sollte, selbst eine Figur vorzustellen, sondern nur wie der Gesellschaft ihr Spiegel seyn sollte, in welchem sie ihre Gestalt und Ansehen wieder erblickte.

O wie geschwätzig bin ich! Verzeihen Sie mir ja, liebster Herr Professor. Ich wollte gewiß von allem diesem

nichts sagen, ich wollte nur sprechen, daß ich, wenn ichs recht überlege, schreiben mag, wie ich will und wie ich kann. Sie sind sehr gütig gegen mich, das ist einmal gewiß, weil Sie wissen, daß man von mir nicht soviel fordern kann, als von andern, und hernach ist auch ein ungelegner geschwätziger Brief kein so sehr beschwerliches Ding, als ein ungelegner Besuch; denn wenn ich will, daß er schweigen soll, so darf ich ihn ja nur nicht lesen. Was ich hier für tiefsinnige Wahrheiten ausfindig mache! Ich wundre mich, wie ich so von mir selbst darauf kommen kann.

Schließen Sie aber ja nicht etwan hieraus, theuerster Herr Professor, als ob mirs sehr gleichgültig wäre, meine Briefe möchten von Ihnen gelesen werden oder nicht. Nein, liebster Herr Professor, wenn ich an Sie schreibe, so habe ich nicht allein den Ehrgeiz, zu wünschen, daß Sie den Brief lesen, sondern auch den, daß Sie in einem jeden Briefe wenigstens einen oder zwey Gedanken finden möchten, die Sie gern lesen könnten. Mein liebster Wunsch aber ist allemal der, daß, wenn Ihnen auch sonst gar nichts gefiele, Ihnen doch dieß gefallen möchte, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit der aufrichtigsten Ehrerbietung mein ganzes Leben durch seyn werde

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 30. März 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

N. S. Ich bin recht erschrocken, itzt da ich überlese, daß ich einen so langen Brief habe schreiben können, der keinen Inhalt hat. Ich wünschte, daß Sie geneigt seyn möchten zu schlafen, wenn Sie ihn lesen. Wie wäre es,

wenn man es einführte, und setzte über jeden Brief, den man schriebe: „Lesen Sie diesen Brief, wenn Sie nachdenken wollen" — „wenn Sie lachen wollen" — „wenn Sie ruhig sind" — u. s. w. nachdem nun der Brief wäre? Ich thäte es gewiß und schriebe gleich über diesen: „Lesen Sie, wenn Sie schlafen wollen." — Haben Sie denn gar nichts von dem Fräulein erfahren, dessen Brief mir mitzutheilen Sie die Gewogenheit hatten? Leben Sie recht wohl.

45.

Liebste Mademoiselle!

In der That haben es alle meine Correspondenten leichter, als Sie, und dieses nicht blos aus den sehr wahren Ursachen, die Sie angeführt haben. Nein, ich will billig seyn, und Ihnen noch etliche nennen, die Sie entweder nicht haben wissen können, oder die Sie aus Bescheidenheit nicht bemerket haben. Niemand, ja Niemand, weder Mannsperson noch Frauenzimmer, schreibt so oft an mich, als Sie. Niemand schreibt auch so viel an mich, oder so lange Briefe, und Niemand schreibt mir endlich auch so schöne Briefe. Alle aber haben meistens mehr Inhalt und Materie zur Correspondenz, als meine Dresdner Freundin. Es ist wahr, die Fräulein Schönfeld schreibt treffliche Briefe, aber sie schreibt nicht oft und hat den Ausdruck im Deutschen nicht so sehr in der Gewalt. Endlich schreibt sie stets ernsthaft an mich. Die Fräulein Erdmuthe — ja, liebe Mademoiselle, die könnte auch eine große Nebenbuhle-

rin Ihres Verdienstes werden, aber es scheint nicht, daß sie es Ihnen so bald streitig machen wird, denn sie hat mir noch nicht auf meinen ersten Brief geantwortet. Ich habe es Ihnen, wo ich mich recht besinne, schon im Anfange unsrer Correspondenz gestanden, daß Sie bey derselben die Hauptrolle haben, und ich hingegen die leichte. Ich beantworte selten Ihre Briefe genau, und raube Ihnen also den Vorrath zu künftigen; oder, welches noch schlimmer ist, ich antworte gar nicht, bis Sie zum zweytenmale geschrieben haben. Und ich denke, in dieser traurigen Stellung stehen Sie itzt mit mir. Aber lassen Sie mich auch sagen, daß ich vor der Messe oft krank, nachher vier Wochen auf dem Lande mit einer Cur beschäftiget, und die übrige Zeit in Fahren und Reiten vertheilet gewesen, und endlich nunmehr wieder Docent und aller Menschen Correspondent und über dieses immer noch krank bin. Damit ich Ihnen indessen Materien zu einem Briefe, und mir mein eignes Vergnügen zugleich verschaffe, so schicke ich Ihnen ein kleines Gedicht an den Herrn Grafen **Moltke** und seine Antwort darauf. Schreiben Sie mir, wie Ihnen beydes gefällt: so habe ich einen Brief mehr von Ihnen, und Sie haben wenigstens keinen ganz undankbaren Inhalt. Daß ich auf die Poesie seit vielen Jahren keinen Anspruch mehr mache, und also auch nicht auf das Lob etlicher Zeilen, dieses habe ich Ihnen, was den ersten Punkt betrifft, schon bey andrer Gelegenheit gesagt, und den andern werden Sie mir schon zutrauen.

Also habe ich doch nach vielen Monaten wieder einmal an meine so liebe und beste Correspondentin, an meine vorzügliche Freundin in Dresden, an die gute Lucius ge=

schrieben! Leben Sie wohl, und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester, auch Ihren Herrn Bruder.

Leipzig, den 15. Juny 1762.

Gellert.

Wie ich mich bey dem Gebrauche der Cur befunden habe? Recht erträglich, Dank sey Gott! recht erträglich; bis auf den letzten Tag. Der war hart, sehr hart, gleich einigen, die ich vor zwey Jahren in eben diesem Monate und in eben den Tagen desselben dulden müssen.

---

46. *)

Hochzuehrender Herr Professor!

Mag es doch immer von Ihren übrigen Correspondenten gesagt werden können, daß sie es leichter haben, als ich! Was haben sie denn nun bey allem dem voraus? Mehr Inhalt und Materie? Kleinigkeit! Ich schreibe dennoch öfter, und mehr und besser, also muß es mir wohl leichter werden. — Aber oft und viel und kein Inhalt, und doch schön? Gut, ich mag das nicht erklärt haben; genug, daß es so ist, weil Sie so sagen. Ja den ersten Theil Ihres Lobspruchs, den Sie gütig genug sind mir beyzulegen, kann ich bey aller meiner Bescheidenheit für sehr gegründet halten; aber den letzten — — — verzeihen Sie mirs, liebster Herr Professor, Sie haben nicht daran gedacht. Was hat denn Graf Moltke, was hat denn Graf Moritz gethan? Schreiben denn die nicht schönere Briefe? und die

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 79.

Fräulein Schönfeld? — — Lassen Sie sie ernsthaft schreiben, so haben ihre Briefe immer ein Verdienst, das meine seltner haben, und sie weis also durch die Wahl der Gedanken das zu ersetzen, was der Wahl des Ausdrucks abgeht. Der Fräulein Erdmuthe bin ich nicht mehr recht gut; sie hätte nothwendig antworten sollen. Ist denn das genug, wenn ich die Leute zu meinem Vortheile einnehme, und ihre Sorgen und ihr Mitleiden bey meinem Schicksale interessire, und es hernach dabey bewenden lasse und mich nicht mehr darum bekümmere, ob sie weiter etwas von mir erfahren oder nicht? Sie hätte wenigstens Ihnen danken, und, wenn es möglich wäre, Sie durch eine Nachricht von dem glücklichen Erfolge Ihres freundschaftlichen Rathes erfreuen sollen. Aber wer weis? Vielleicht hat das gute Fräulein nicht gekonnt oder nicht gedurft.

Lassen Sie mir immer meine Rolle, bester Herr Professor; sie gefällt mir und ich will schon damit zurecht kommen. Wenn nur nicht Krankheit, wenn nur nicht Unzufriedenheit über mich Sie abhalten, mich mit einer Antwort zu beehren, so hat diese Stellung nichts Trauriges an sich, zumal wenn mir bisweilen erlaubt ist, zum zweytenmale zu schreiben. O Sie wissen nicht, wie sehr gern ich auf Ihre Briefe warte, und auch lange warte. Die kleine Ungeduld, mit der ich mich darauf freue, ist mir fast eben so lieb, als die Freude, die ich fühle, wenn ich einen erhalte; denn die Geschicklichkeit, daß ich mir beynahe alles zur Freude machen kann, ist mein eigentliches Talent. Weil Ihr letzter Brief lange außen blieb, weil ich und meine Schwester uns sehr darauf freuten: so sagte ich etliche Tage vorher: Fritzchen, wenn ein Brief von unserm Gellert — — (Sie wissen wohl, liebster Herr Professor,

wenn man so für sich redt, da spricht man nicht allemal: von dem Herrn Professor, von dem Herrn Ober-Post-Commissär, sondern: von unserm Gellert) kömmt, so wollen wir ihn nicht eher als den andern Tag öffnen und lesen. Sie erschrak. „Was soll denn das heißen?“ fragte sie. Nichts weiter, als nur, daß wir sehn, wie wir unsre Ungeduld und Neubegierde beherrschen können. Ich lese ihn gewiß nicht eher, ich wette, soviel du willst. — „Ach das ist nichts! das hältst du auch nicht!“ sagte sie. Sey ruhig, dachte ich, und freute mich darauf, je stärker meine Ungeduld ward, wie ich meine Wette halten wollte. Ich machte es auch wirklich recht gut, Herr Professor. Die Mama brachte mir Ihren Brief, ich nahm ihn von ihren Händen und legte ihn ganz ruhig hin aufs Fenster: Morgen früh! sagte ich, diesen Abend wird er nicht gelesen. — „Ach du bist nicht“ — — — (klug vermuthlich) sagte Fritzchen, und Mama: „Lies ihn!“ mit einem despotischen Tone. Ich las also, wie konnte ich anders? Meine Schuld wars nicht. O ich habe große Hoffnung von mir, es wird schon noch etwas aus mir werden. Auf Ihren künftigen Brief will ich wieder eine Wette eingehen, aber nicht mit Fritzchen, die verführt einen nur, und ich denke, ich will es noch so weit bringen, daß ich keinen Brief länger als zwo Seiten schreiben will. Diesmal habe ich mir drey erlaubt; denn ich muß ja noch von Ihrem Gedichte an den Grafen Moltke und von seiner Antwort mit Ihnen reden, und Ihnen für beides danken. Sie sind allzugütig, hochzuehrender Herr Professor, daß Sie sich die Mühe geben, Ursachen anzuführen, die Sie bisher abgehalten haben, mir neue Beweise Ihrer Güte zu geben, und noch gütiger ist es von Ihnen, daß Sie mich durch

die sehr angenehme Nachricht von Ihrem leiblichen Befinden beym Gebrauche der Cur erfreuen. Auch der Herr Ober-Post-Commissär hat die Gewogenheit für mich gehabt, mich hiervon zu versichern, und mir von Ihrer ganzen Lebensart, fast nach allen Stunden des Tages, eine ausführliche Beschreibung zu geben. Urtheilen Sie selbst, theuerster Herr Professor, ob ichs gern gelesen habe, und ob ich ihm dafür verbunden bin? — Es ist wahr, blos das Geschenk der Gesundheit scheint zu mangeln, um Ihren Zustand zu demjenigen Grade von Glückseligkeit zu erheben, dessen das menschliche Leben hier fähig ist, und Ihr würdiger junger Freund, Ihr Graf Moltke, und alle diejenigen, die mit ihm Gott um Gesundheit für Sie bitten, haben sehr Recht, wenn sie es auch in der Absicht thun, daß die Welt es erfahren möge, daß Gott auch schon in diesem Leben diejenigen segne, die ihn fürchten. Keiner zwar von denen, die Sie so gut kennen, als der Graf Moltke, wird daran zweifeln, daß Sie, glücklicher Herr Professor, mit den auserlesensten Glückseligkeiten gesegnet sind. Allein freylich, diese Glückseligkeiten, oder doch die besten derselben, sind von der Art, daß sie sogar über den Neid erhaben sind, und also den Augen der Wenigsten kenntbar werden. Denn ist es nicht gewiß, daß schon ein gewisser Grad der Tugend dazu gehört, einen Begriff von dem Segen zu haben, der aus der Tugend fließt, einen Geschmack daran zu bekommen, und einen Wunsch darnach zu empfinden? Wäre die Welt geschickt, diese Ruhe und diese Glückseligkeit zu verstehen; so würde sie bald die Gewohnheit verlieren, die Glückseligkeit und Unglückseligkeit eines Menschen nach der Beschaffenheit seines äußerlichen Zustandes zu entscheiden,

und sie würde einsehen lernen, daß bey dem größten Theile der sogenannten Glücklichen

— — — — — — si riduce
Nel parère a noi felici
Ogni la felicità.

Und hätte sie feine Empfindung genug, den Unterschied zwischen Beyfall und Beyfall, und Liebe und Liebe zu machen, so würde sie denjenigen höchstglücklich nennen, der, außer dem allgemeinen Beyfalle, außer dem eignen Bewußtseyn seiner Tugend und der Gewißheit, daß er am Ende des Lebens Gott danken und sich freuen wird, gelebt zu haben, noch die Tugend anderer genießt, die sie ihm verdanken, und das Lob, das sie sich dadurch verdienen, ja noch mehr, die entferntesten, glänzendsten Hoffnungen, die sie ihnen verspricht, mit ihnen theilet. — O Graf Moltke, wie würdig denken Sie des besten Mannes! — Vor dem Angesichte Gottes will er sich einst seines Lehrers, seines Freundes, rühmen, und wie viele noch werden dieß mit ihm thun! — —

Ein strahlend Zeugen-Heer, um Gott für ihn zu danken,
Von Gott ihn nun belohnt zu sehn!

Kann nicht der Mann, der außer der allgemeinen Liebe die besten Zuneigungen solcher Herzen besitzt, die einen eigenthümlichen, vorzüglichen Werth haben, und dadurch, daß sie ihn lieben, und durch die Art, womit sie ihn lieben, ihren Werth noch erhöhen, das Schätzbarste unter allen schätzbaren Dingen, die nur in der Welt erlangt und besessen werden können, sein Eigenthum nennen? — O wie muß eine Seele, wie die Ihrige, theuerster Herr Professor, das Glück empfinden, in den Stand gesetzt zu seyn, sich den Herzen anderer auf eine solche Art theuer zu machen, daß

die Gränzen des Lebens zu enge sind, ihre Dankbarkeit und Liebe zu fassen. — Wir alle, die wir glauben, haben Hoffnungen auf hohe Seligkeiten, aber Sie haben hier eine Hoffnung; dort eine Seligkeit mehr. In Ihren letzten feyerlichsten Augenblicken, wenn die Seele schon anfängt, sich die Freuden der Herrlichkeit als gegenwärtig zu denken; dann wird die Vorstellung von der glorreichen Scene, die Ihrer wartet, nicht der geringste oder gleichgültigste unter Ihren Gedanken seyn. — Glücklicher Graf! auch Sie werden alsdann, vielleicht fern von ihm und Ihnen unwissend, etwas beytragen, die letzten Stunden Ihres Freundes heiterer zu machen. — — Wundern Sie sich nicht, bester Herr Professor, daß ich so lange und mit so vielem Vergnügen, dem Gedanken Ihres Todes nachhänge. Sie verdienen, so wie Menschen es verdienen können, (das muß ich dazu setzen; Sie sind viel zu groß, um es nicht gern zu sehen, wenn ich auch in Ihrem Namen demüthig bin,) das Glück, das Ihrer erwartet, und dieß Glück ist zu schön, als daß ich das Mittel nicht lieben sollte, das Sie dazu erhebt, auch selbst dann, wenn es mich kränken wird. Sie selbst müssen sich darauf freuen, und diese Freude auf das zukünftige Leben ist eine eigne Annehmlichkeit des gegenwärtigen. Es ist also nichts Widersprechendes, wenn ich sage, daß ich mit einem lebhaften Vergnügen an Ihren Tod und an die Folgen desselben denken und dennoch mit dem größten Eifer um die Verlängerung Ihres Lebens beten kann. Denn durch ein längeres Leben können Ihnen die zukünftigen Freuden des Genusses nicht verkürzt werden. Es bleibt allemal eine Ewigkeit übrig. Aber durch ein kurzes Leben müßten Sie nothwendig von den gegenwärtigen Freuden der Hoffnung und Erwartung verlieren.

Der Inhalt, den Sie, gütiger Professor, mir verschafft haben *), ist so wenig undankbar, daß er mich von Betrachtung zu Betrachtung führen würde, wenn ich mich demselben länger überließe. Erlauben Sie mir indessen nur noch, hier einer Art des ausgesuchtesten Vergnügens zu gedenken, das ich dem glücklichen Eindrucke, den Ihr Werth auf mein Herz gemacht und der durch die großmüthigste Freundschaft, deren Sie mich würdigen, und durch die dankbarsten Empfindungen, die ich Ihnen dafür schuldig bin, noch rührender gemacht worden, zu danken habe, indem er mich berechtiget, einen besondern Antheil an Ihnen und demjenigen, was Ihnen angeht, zu nehmen. Haben Sie jemals einen Menschen gefunden, dessen Herz zum Gefühle einer allgemeinen Menschenliebe empfindlich gebildet gewesen, und der bey dem Gedanken, daß alle übrige Menschen mit ihm Ursprung, Wesen und Interesse gemein haben und mit ihm zu einerley allgemeinen Hauptpflichten berufen und zu einerley Bestimmung erschaffen sind, fühllos geblieben? Es ist gewiß, daß diese Betrachtungen ein jedes Herz, das menschlich empfinden kann, auf die angenehmste Weise rühren müssen. Und nun denken Sie sich die Empfindung eines solchen, oder wenn Sie lieber wollen, die Empfindung meines Herzens, das sich im Stande befindet, sich aus der Verbindung aller übrigen Menschen eine kleine Anzahl auszusondern, mit denen es ein besonderes Interesse, einige besondere Pflichten und Hoffnungen, gemeinschaftlich theilt und ihnen deswegen näher anzugehen scheint; und dann Sie als das Band dieser engern Verbindung betrachtet. —

*) Nehmlich zu diesem Briefe durch die Uebersendung der beyden Gedichte.

Man hätte mich mit den Charakteren des Grafen Moltke, des Grafen Moritz, des Fräulein Schönfeld und aller Ihrer Freunde bekannt machen können, ich würde mich ihres Werths gefreuet und ihnen dazu Glück gewünscht haben. Allein zu wissen, daß ich ein besonderes Interesse mit ihnen theile, daß wir in Absicht auf dasselbe einerley Wünsche, einerley Pflichten, einerley Hoffnungen haben, zu wissen, daß wenigstens einmal des Tages unsere Gebete, im genauesten Verstande, einerley Inhalt haben, und dann die glückliche Phantasie höher zu treiben und zu glauben, daß wir vielleicht manchmal zu einerley Stunde Gott für Sie danken oder für Sie anflehen, dieß, theuerster Herr Professor, ist eine Vorstellung, die die allgemeine Menschenliebe in Ansehung ihrer erhöht, zärtlicher macht und meinen bessern Zuneigungen in ihnen neue Gegenstände zeigt.

Ich habe mich sehr schwach ausgedrückt. Je empfindungsreicher ein Inhalt bey mir ist, desto mehr zeigt er, daß Worte blos Worte sind. Sie sehen indessen, liebster Herr Professor, ob ich den Inhalt zu brauchen gewußt habe, den Sie mir zu geben gütig genug gewesen sind. Welch eine Menge habe ich geschrieben! Und doch habe ich noch nicht gesagt, wie Ihr Gedicht und die Antwort mir gefällt. Ich will beydes schön nennen und dann nichts mehr davon sagen. Ich fühle es nur allzuwohl, daß ichs nicht bin, die Sie und diejenigen, so Ihrer werth sind, loben kann, und es ist mir auch genug, daß meine Empfindung so richtig ist, daß ich das wahre Schöne selten verkenne.

Meine Eltern empfehlen sich gehorsamst. Mein Bruder und meine Schwester sind aufs dankbarste durch das

sehr gütige Andenken gerührt, womit Sie dieselben beehren. Sie küssen Ihnen die Hände. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 29. Juni 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

47.

Liebste Mademoiselle!

Herr Reich, der Compagnon der Weidmannischen Buchhandlung, mein Verleger und guter Freund, reiset nach Dresden und fragt mich, ob ich nichts an meine Correspondentin zu bestellen habe; denn er kennt Sie aus Ihrem ersten Briefe, den ich ihn um die Zeit, da ich ihn erhielt, bey einem Besuche habe lesen lassen, weil er ein Mann ist, der Verstand und Geschmack liebt und besitzt. Dieser Mann mag also immer die Freude haben, Ihnen einen Brief von mir zu überbringen, und zugleich eine kleine Meuble auf Ihre Toilette, die schon drey Jahre ungebraucht in meiner Commode gelegen hat, und zu der ich auf eine sonderbare Art gekommen bin. Ich gab um die gedachte Zeit einen Besuch bei etlichen Damen, die von dem Lande zur Messe herein gekommen waren, und, unbekümmert um ihre Hände, gab ich nur auf ihre Reden Acht, sprach das Nothwendigste, und ging wieder meinen Weg. Den Tag darauf fand ich das beygelegte Etui in meinem Rocke. Dieses ist die Geschichte des Etui. In der That weis ich nicht gewiß, von

wem sichs herschreibt; aber es ist doch höchstwahrscheinlich, daß es durch die Hände einer der erwähnten Damen in mein Kleid ist practicirt worden. Es mag also immer wieder in die Hände eines Frauenzimmers kommen, in denen es am besten aufgehoben ist. — Schriebe ich noch Bücher, liebe Mademoiselle, so würde ich Ihnen freylich lieber ein Buch von mir als die Meuble eines Galanteriehändlers schicken; allein da ich keine Bücher mehr schreibe und Ihnen also kein proportionirlich Gegengeschenk für Ihre Manschetten machen kann, so können Sie ja leicht ein mir heimlich gemachtes Präsent unter der Bedingung von mir annehmen, daß Sie mir den größten Gefallen dadurch erweisen. Nun sollte ich noch Ihren langen und schönen Brief vom 29. Junius beantworten, aber wie viel würde ich von mir selbst reden müssen, wenn ich ihn aufrichtig und genau beantworten wollte, und wie oft würde ich sagen müssen: Das ist zu viel Gutes von mir gesagt und Das auch —! Ich will Ihnen also lieber danken, als antworten. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause, und schreiben Sie mir bald, daß Sie wohl leben. Ich bin stets . . . .

Leipzig, den 23. August 1762.

Ihr verbundenster Freund und Diener
Gellert.

48.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich hoffe, Herr Reich wird mich entschuldigen, daß ich so frey bin, und ihn bitte, die Besorgung dieses Briefs zu übernehmen. Es ist ein so angenehmer Umstand, etwas aus den Händen eines Freundes zu erhalten, der uns auch die gleichgültigsten Dinge von der Welt einigermaßen interessant macht, daß ich unmöglich die Gelegenheit vorbeylassen kann, meinem Briefe den gleichen Vortheil zu verschaffen; und es ist, denke ich, meine Pflicht, demselben alle die Annehmlichkeiten zu geben, die in meiner Gewalt stehen, da er eine Antwort und den Dank für einen Brief enthält, der so voller Güte ist, der mir die schätzbare Bekanntschaft eines Ihrer Freunde verschafft und mir, nach Ihrem sehr großmüthigen Ausdrucke, Gelegenheit giebt, Ihnen den größten Gefallen zu erweisen. — Einen sehr sonderbaren Gefallen, liebster Herr Professor, da die Verbindlichkeit auf die Seite der Person fällt, die ihn erweisen soll! — O warum wählten Sie sich denn nicht einen andern Gefallen, den ich Ihnen erweisen konnte, wenn Sie mir ja die Ehre lassen wollten, Sie zu verbinden; einen Gefallen, durch welchen ich wenigstens nicht so deutlich belohnt würde? Und warum reden Sie von Gegengeschenk? Und warum beschenken Sie mich wirklich? Sie wissen nicht, in was für Verlegenheit Sie mich setzen. Ihre Gütigkeit erfordert von mir die größte Danksagung; allein ich fürchte mich Ihnen einen unrechten Begriff von mir beyzubringen, wenn ich Ihnen Anlaß gäbe, daran zu zweifeln, daß ich einen jeden gütigen Gedanken, den Sie für mich hegen, unendlich hö-

her zu schätzen weis, als das reichste Geschenk, das mir könnte gemacht werden. Nein, bester Herr Professor, beschenken Sie mich nicht mehr. Sie machen mir dadurch gewiß mehr Sorgen, als Sie mir wünschen. Wenn ich itzt mein Testament machen müßte, so wüßte ich nicht, wie ich alles eintheilen und wem ich alles zuwenden sollte, daß hernach nach meinem Tode kein Streit entsteht; und wenn ich krank würde, und meine Schwester und meine Freunde kämen mir nicht so traurig vor, als sie, meinen Gedanken nach, bey einem so großen Verluste seyn sollten, so würde ich unruhig seyn und mir einbilden, daß sie sich heimlich auf meine Erbschaft freuen, und ich werde nicht gern sterben wollen, damit ich ihnen nur keine so bösartige Freude mache. Hätten Sie mir auch ein Buch geschickt, so wäre ich deswegen eben nichts gebessert; denn meine Schwester ist wenigstens eben so begierig darauf als auf Galanteriewaaren. Meine Geschwister wissen, wie sehr hoch ich alles schätze, was ich Ihrer und des Herrn Bruders Gütigkeit zu danken habe; und sie werden glauben, daß meine Zuneigung eben nach der Art unter sie getheilt gewesen, als ich Ihre Geschenke unter sie theilen werde. Nun soll meine Schwester das Magazin und mein Bruder den Jüngling bekommen; das ist billig, und darüber zanken sie sich gewiß nicht. Aber Ihr Etui, Herr Professor, das wird den Saamen der Uneinigkeit unter sie ausstreuen. Es gefällt meiner Schwester ungemein. Wenn ich haben will, daß sie von meiner Liebe zu ihr so urtheilen soll, wie ichs verdiene, so muß ichs ihr zuwenden, und um meinen Bruder schadlos zu halten, muß ich ihm die Handschuhe vermachen (wenn ich sie nicht etwan noch vor meinem Tode zerreiße), die mir der Herr Ober-Post-Commissär geschenkt hat.

(Sie wissens doch, lieber Herr Professor, daß mir der Herr D. P. C. viel Handschuh geschickt hat?) Wie nun meinem Bruder diese Eintheilung gefallen wird, das muß die Zeit lehren; ich denke nicht gern daran.

Aber, hochzuehrender Herr Professor, nun muß ich Sie noch ganz im Vertrauen um etwas fragen. Sie kennen vermuthlich Herr Reichen sehr genau, weil er Ihr Freund ist. Sind es alles Wahrheiten, was er sagt? — Es ist mir viel daran gelegen, dieses zu wissen; denn er hat mir von Etwas einen Wink gegeben, und ich weiß nicht, ob ichs ihm glauben darf. Ich freue mich aber dennoch darüber; allein was es eigentlich betrifft, und wie sehr ich mich freue, das möchte ich Ihnen aus einer gewissen Bescheidenheit nicht gern sagen. Durch ein Exempel könnte ichs Ihnen inzwischen wohl ein wenig erläutern.

Stellen Sie sich also vor, liebster Herr Professor, es wäre eine Person irgendwo in der Welt, die Sie sehr liebten und ehrten; (ungefähr auf die Art liebten und ehrten, als ich Sie liebe und ehre.) Stellen Sie sich vor, daß dem ungeachtet diese geliebte Person Ihnen gänzlich unbekannt ist. Sie mögen wohl hier und da einige Beschreibungen von dieser Person gehört oder gelesen, und sich nach denselben eine Idee gebildet haben, allein da diese Beschreibungen nicht selten von einander abweichend waren, so müssen Sie doch eben nicht sehr gewiß versichert seyn, ob das Bild in Ihrer Einbildung der unbekannten hochgeachteten Person recht ähnlich ist. Nun wissen Sie, liebster Herr Professor, daß es eine allgemeine und natürliche Neubegierde und ein eignes Vergnügen ist, zu wissen, wie die Leute aussehen, an denen man Antheil nimmt, die Ursache zu solchem Antheile mag nun seyn, welche sie will.

Daher suchen wir die Bildnisse berühmter und guter Könige, großer Helden und Gelehrten zu haben, die wir selbst nicht sehen können. Und daher behalten Eltern ihren Kindern die Familiengemälde von Großvätern, Großmüttern, und andern Verwandten auf.

Stellen Sie sich also weiter vor, bester Herr Professor, es käme Jemand zu Ihnen, und spräche: „Die Person, „die Sie so werth achten, sieht so und so aus, und ich „denke, Sie werden sie bald besser kennen lernen, Sie „werden wohl bald ein Bild von ihr zu sehen bekommen." — Nun sagen Sie mir, würden Sie sich nicht freuen, und würde Ihnen nicht daran gelegen seyn zu wissen, ob der Mann, der so zu Ihnen spräche, auch die Wahrheit redete? Aber wie sollten Sie das erfahren? Denn, Herr Professor, Sie müssen es niemals erwartet haben, daß die Person, die Sie ehren, die Geduld haben und sich den Zwang anthun sollte, der dazu gehört, sich malen oder abzeichnen zu lassen, und Sie müssen nothwendiger Weise so viel Ehrerbietung für diese Person und so viel Achtung für ihre Bequemlichkeit haben, daß Sie es nicht einmal wagen, sich den geringsten Wunsch zu erlauben, dessen Erfüllung ihr einigen Zwang oder einige Unbequemlichkeit kosten könnte. Wenn Sie sich eine solche Stellung denken können, so möchten Sie wohl so ungefähr auf einen Begriff von meiner heimlichen zweifelhaften Freude und furchtsamen Bescheidenheit kommen.

Doch dem sey wie ihm wolle; Herr Reich ist dennoch ein allerliebster Mann. Er hat zu mir gesagt: „Der Herr Professor hat Sie herzlich lieb; das kann ich Sie versichern" — und er sah dabey ganz so aus, als wenn er im Ernst redete. Muß er nicht recht gütig gegen mich gesinnet seyn,

daß er mir so angenehme Sachen sagt? Auch für dieses schätzbaren Mannes gute Meynung und für die Ehre, so er mir dadurch erzeigt, bin ich Ihnen den Dank schuldig, und wenn ich ihm glauben soll, so ist er nicht der einzige Unbekannte, der aus Achtung für Ihr gütiges Urtheil ein eben so günstiges von mir fällt. Und, lieber Herr Professor, Sie wissen die Vortheile nicht einmal alle, die Ihre Rechte auf meine Dankbarkeit vermehren. Bloß der Ruf von der Ehre, die Sie mir erwiesen, hat mir eine Freundin geschenkt, die ich herzlich liebe, und der ich zur Vergeltung, daß sie sich dadurch so für mich hat einnehmen lassen, alle Ihre Briefe zeige, und ich werde mich nicht leicht irren, wenn ich sage, daß diese Briefe mehr dazu beytragen, ihre Liebe gegen mich zu unterhalten, als alle die Freundschaftsbezeugungen, die sie unmittelbar von mir erhält. Ich zweifle auch nicht, daß ich mir noch mehr Ansehn, als ich gegenwärtig habe, bey meinen andern Freundinnen, die es verdienen, erwerben könnte, wenn ich sie mit eben dem Vertrauen beehrte; allein bisher bin ich noch sehr geheim gewesen. Wundern Sie sich darüber nicht? Ich habe wohl noch eine sehr gute Freundin, die ich der vorhin erwähnten im geringsten nicht nachsetze, und die mich etliche mal geplagt hat, ihr Ihre Briefe zu zeigen. Ich wäre wohl geneigt, ihr zu willfahren, wenn Sie es gütigst erlaubten, und weil sie zugleich auch die meinigen sehn will, so muß ich sie Ihnen einigermaßen bekannt machen, wenn ich mich nicht der Gefahr aussetzen will, daß sie mir alle ihre Freundschaft aufsagt. „Was macht Ihr Professor Gellert?" fragte sie mich neulich. „Befindet er sich wohl? Hat er „geschrieben? Läßt er mir kein Compliment machen —?" „„Ich weiß nicht, wie er sich befindet. Er hat lange nicht

„„geschrieben, und wenn ers auch gethan hätte, so würde „„er doch Ihnen kein Compliment machen; er weiß nichts „„von Ihnen.““ — „Wie? Er weiß nichts von mir? „Pfuy! schämen Sie sich. Ich dachte, ich wäre Ihre gute „Freundin, und Sie haben ihm noch nichts von mir gesagt?“ — Erlauben Sie mir also, gütiger Herr Professor, Ihnen zu sagen (weil sie doch etwas von sich gesagt haben will), daß sie ein junges lebhaftes Frauenzimmer ist und das beste Herz besitzt, das gedacht werden kann. Ihr Vater ist der Kammerassistenzrath Schilling, ihre Stiefmutter des Hofrath Ferbers älteste Tochter, und sie selbst ist vor wenig Monaten an den jungen D. Hauschild verheirathet. Ich liebe sie sehr.

Leben Sie wohl, liebster Herr Professor. Ich muß eilen, daß Herr Reich meinen Brief bekömmt, ehe er so groß wird, daß er ihn nicht mit fortbringen kann. Ich habe wieder sehr lang geschrieben, und ich weiß nichts mehr zur Entschuldigung zu ersinnen. Vielleicht brauche ich auch keine; denn vielleicht ist es mir natürlich, lange Briefe zu schreiben, und Herr Reich sagte gestern: man müßte sich zu nichts zwingen; es geriethe schlecht, wenn man andre Leute nachahmen wollte. Herr Reich hat recht. Uebermorgen, oder doch nicht viel später, wird er das Vergnügen haben, Sie wiederzusehen. Hernach werden Sie vielleicht diesen Brief lesen, und dann bin ich so glücklich, daß Sie an mich denken. Zweifeln Sie niemals an den dankbarsten Gesinnungen, die Ihre Gewogenheit gegen uns uns einzuflößen berechtigt ist, und glauben Sie, daß wir alle die gehörige Empfindung von der Ehre haben, die Sie uns auf die gütigste und angenehmste Art erweisen.

Meine Eltern und Geschwister empfehlen sich Ihnen gehorsamst. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 27. August 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

O

49.

Liebe Mademoiselle!

Da Sie meine Bitte wegen des Etui so willig erfüllt haben, so ist es billig, daß ich Ihre Gegenbitte eben so willig erfülle, und das will ich so bald als möglich thun. Herr Oeser, mein Maler, ist ein sehr geschickter Mann, aber auch, wie alle Künstler, ein langsamer Arbeiter. Wenn wird er mir also, liebste Freundin, eine Copie liefern können, da ich weiß, daß wohl schon ein Dutzend bey ihm bestellt sind! Er hat mir dieses selbst gestanden, und es kömmt mir auch nicht fremd vor, da ich das Glück in der Welt genieße, viele Freunde zu haben. Mit einem Worte, Sie sollen mein Portrait haben; denn welche meiner Correspondentinnen hätte ein besseres Recht dazu, als Sie? und wer hätte mich so beredt und zugleich so bescheiden und liebreich darum bitten können, als Sie? Vielleicht kann mein Bruder die Erfüllung Ihres Wunsches beschleunigen helfen, da er Herr Oesern gleich gegenüber wohnt. Wenn ich nicht durchdringen kann, so weis ich keinen Rath, der helfen wird, als daß Sie selbst an Oesern schreiben. Er liebt das Geld nicht sehr, sonst wollte ich seine Eilfer-

tigkeit gern durch eine doppelte Erkenntlichkeit zu gewinnen suchen.

Ihre Freundin, die Sie so sehr lieben, hat das Recht unsre Correspondenz zu lesen, weil sie Ihre Freundin ist, das versteht sich; und wenn lauter gute Leute in der Welt wären, so möchte alle Welt unsre Briefe lesen: ich denke, ich hätte nicht viel darwider. Grüßen Sie diese Ihre Freundin auf das Verbindlichste von mir, und danken sie ihr, daß sie so gut von Ihnen und von mir denkt. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause. Der Jgfr. Schwester können Sie immer die kleine Galanterie abtreten, wenn es wahr wird, daß Sie mein Portrait erhalten. Für Ihren Herrn Bruder, den ich nebst der kleinen Friderike vielmal grüße, will ich schon ein Buch finden.

Leipzig, den 4. Septbr. 1762.

Ihr ergebenster Freund
Gellert.

50.

Hochzuehrender Herr Professor!

Was versprechen Sie mir? Ihr Portrait? — So habe ich Sie denn wirklich um Ihr Portrait gebeten? Sie erschrecken mich. Bedenken Sie nur, liebster Herr Professor, ist es nicht unerträglich? Indem ich Ihnen nur für ein Geschenk gedankt habe, und kaum gedankt habe, (denn was heißt mein Danken?) bitte ich schon wieder um ein neues und viel wichtigeres Geschenk. — — In der That, Sie müssen mir gram werden. Aber Herr Reich, der machte mir eine Hoffnung, und diese war mir zu lieb; das gestehe

ich Ihnen gern (wenn man es auch als eine wiederholte Bitte sollte ansehen können); als daß ich sie Ihnen mit einem kalten Stillschweigen hätte verschweigen sollen. Das weiß ich indessen gewiß, daß ich Sie nicht habe bitten wollen, weil ich weiß, daß Sie nicht gern etwas abschlagen; und eben deswegen hätte ich, um aller Welt willen, keine Bitte an Sie thun wollen, von der ich nicht wissen konnte, ob Sie Ihnen ganz gefallen würde, damit ich Ihnen den Verdruß ersparen möchte, sie zu verweigern. Sie sind wohl so gütig und sagen, ich hätte Sie auf eine bescheidene Art um Ihr Portrait gebeten; allein, bester Herr Professor, wenn Sie, wie es scheint, den gütigen Gedanken, mich damit zu beschenken, nicht schon vorher gehabt haben, so bin ich mit aller meiner eingebildeten Bescheidenheit sehr unbescheiden, und das kann ich, und das können Sie selbst nicht mehr verhindern, und ich habe alle Ursache von der Welt, auf mich verdrießlich zu seyn, daß ich mich durch das, was Herr Reich sagte, so habe verleiten lassen. Ich begreife auch nicht, was Herr Reich damit hat meynen können oder was seine Absicht dabey gewesen. Wäre die unbescheidene Bitte, die ich zu thun gewagt habe, nicht um Ihr Portrait, so könnte ich mirs niemals verzeihen. Allein Ihr Portrait ist werth, daß man wohl zwanzig Fehler darüber begeht, und wenn ichs nur erst haben werde, so denke ich, will ich mich eben nicht mehr sehr darauf besinnen, ob ichs durch einen Fehler oder auf die beste Art von der Welt, erhalten habe. Es ist mir schon, indem ich davon schreibe, als ob ich anfinge mich zu trösten. Strafen Sie mich, wenn ich zu leichtsinnig bin. Sie wissen nicht, was für ein lebendiger Widerspruch ich bin. Ich kann in einer Viertelstunde mit mir zanken, daß ich mirs

zugelassen habe, um ein solches Geschenk zu bitten, und in eben der Viertelstunde freue ich mich auch darauf, und denke mir schon tausend Gelegenheiten, bey denen es mich besonders vergnügen soll. Ich sinne mir aus, was ich mir alles dabey vorstellen will, und wenn ichs erhalte, kann es wohl noch so weit kommen, daß ich mich förmlich bey mir selbst dafür bedanke. Aber in der That, Sie gehn gar zu gütig mit mir um. Es ist recht sehr gut, daß es eben nicht viel mehr Leute thun; denn sonst würde ich verwöhnt werden, und alles, womit ich immer noch ganz zufrieden gewesen bin, für rauh und ungütig halten. Gleichwohl bin ich sehr unruhig, auch bey aller der Gütigkeit, mit der Sie mir sagen, daß ichs gut gemacht habe; (merken Sie es etwan, warum ich Sie so oft daran erinnere, daß Sie das gesagt haben? Darum, daß Sie es künftig nicht vergessen und sich selbst widersprechen mögen, wenn Sie recht daran denken); denn auch diese Gütigkeit verdiene ich nicht, und auch für diese kann ich Ihnen nicht danken, wie ich sollte. Lassen Sie ja Herr Desern nicht übereilt werden. Ich habe gar kein Recht, seine Eilfertigkeit für mich zu fordern. Wenn er mir nur ein Portrait malt, von dem die Leute, die es sehen, sagen: Ja! ja! Er sieht sich vollkommen ähnlich. Das ist sicher der Herr Professor Gellert! so will ich mehr als zufrieden seyn und den Mann zeitlebens dafür lieb haben.

Die Freundin, die ich liebe und der Sie die Ehre erzeigen, ihrer in Ihrem Briefe zu gedenken, stattet Ihnen den allerverbindlichsten Dank dafür ab, wie auch für die Erlaubniß, die Sie mir geben, ihr Ihre Briefe zu zeigen. Für diese Erlaubniß, sagt sie, will sie Sie eben so sehr lieben, als für alle die schönen Bücher, womit Sie die

Welt beschenkt haben. Mein Bruder und meine Schwester küssen Ihnen die Hand. Allein, bester Herr Professor, lassen Sie mich noch eine Bitte thun, und dabey hoffen, daß Sie sie willig erfüllen wollen. Machen Sie mich und meinen Bruder nicht noch mehr zu Ihren Schuldnern, als wir es schon sind. Unsre Verbindlichkeit wird durch jeden Augenblick, in welchem Sie uns Ihre gütige Gesinnungen fortsetzen, vermehrt, und jeder Augenblick wird eine neue Ursache, die uns zur Dankbarkeit verpflichtet. Ja, liebster Herr Professor, überlassen Sie das mir, wie ich meinen Bruder und meine Schwester unter einander vergleichen soll. Es wird mir sehr leicht werden, diese Leute zu befriedigen. Leben Sie recht wohl, liebster Herr Professor. Ich bin mit der stärksten Empfindung von der Ehre und Gütigkeit, die Sie mir erzeigen,

Dresden, den 18. Sept. 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

51.

Hochzuehrender Herr Professor!

Die Frau von Sevigné nennts grausam gegen sich seyn, wenn man sich ein Vergnügen entzieht, das man sich auf eine unschuldige und ungezwungene Art verschaffen kann. Ach ich habe vielleicht weit weniger, als andre, unter Vergnügen zu wählen; und grausam gegen mich zu seyn: dazu habe ich mir, denke ich, keine Ursache gegeben. Sie wissen, wie vergnügt ich bin, wenn ich Ihnen schrei-

ben darf, und ich habe so lange nicht geschrieben! — Außerdem ist hier noch ein gewisser Herr Seidelin*), der morgen nach Leipzig reißt, und der mir verspricht, daß er auch vergnügt seyn will, wenn ich ihm einen Brief an meinen besten Herrn Professor mitgeben kann. Sie erlauben doch gütigst, daß ich ihm dieses Vergnügen mache? Eine lächerliche Frage! werden Sie denken. Freylich; aber ich bin mit allem dem zufrieden, daß Sie mir nicht darauf antworten können, und daß ich nur Ihre Antwort voraussetzen muß. Einmal kömmt mirs doch zu, so zu fragen. Wenn Sie mir nun antworten könnten, so würde es oft heißen: Heute nicht, mein gutes Kind! — — So ungefähr, wie manchmal bey uns, wenn sich jemand melden läßt: „Ja, heute gehts nicht an. Wir haben zu thun. — Wir haben Kopfschmerzen. Wir müssen ausgehen." Kommen aber die Leute, ohne vorher zu fragen; Gut! So sind sie da. Wer kann sich helfen? Vielleicht thut man erst ein wenig steif und fremd, hernach schickt man sich, so gut man kann, und endlich wird man wohl gar verdrießlich, wenn sie wieder fortgehen wollen. Denken Sie ja nicht, daß ich das Letzte hier auf meinen Brief anwenden will. O nein, liebster Herr Professor, dafür ist schon gesorgt! Denn was habe ich Ihnen zu sagen, das Sie verdrießlich machen könnte, wenn ich aufhöre?

Eine einzige Frage wollte ich mir indessen wohl die Freiheit nehmen an Sie zu thun, und gehorsamst bitten, daß Sie mir dieselbe einmal nach Ihrer Bequemlichkeit beantworten wollen.

---

*) ein junger Däne, der damals in Leipzig studirte.

Mein Vetter, der D. Stieglitz *), gab mir den ersten Theil von dem Emil des Rousseau zu lesen, ohne selbst etwas von diesem Buche gelesen zu haben. Es war mir lieb; denn die Verfolgungen, die dieses Buch erlitten und seinem Verfasser zugezogen, machen es interessant, und so natürlich es ist, wenn jemanden der Kopf abgeschlagen wird, zu fragen: Was hat er gethan? eben so natürlich ist es, wissen zu wollen, warum das Buch zum Feuer verdammt worden. Heute kommt Stieglitz zu mir. Ich spreche: Hier haben Sie Ihr Buch wieder, geben Sie mir nun den andern Theil. — — „„Nein, Cousine."" „Nun? „warum?" „„Ich lese selbst nicht weiter."" „Des- „wegen kann ichs doch wohl lesen." „„Im Ernst, Cou- „„sine, Sie kriegens nicht; ich darfs Ihnen „„nicht geben."" „Wer verwehrts denn?" — „„Doctor „„Reinh — „Was geht uns D. Reinhold **) an?" — „„Fragen Sie nur Ihren Bruder, der hats ge- „„hört; der Doctor sagte, es wäre ein giftiges „„Buch. Er giebt mir den Fluch, wenn ichs Ih- „„nen lesen lasse."" — „Was steht aber so Gefähr- „liches darinnen?" — „„Auf mein Wort, ich weiß „„es nicht, ich habe es ja nicht gelesen, aber der „„Doctor"" — „O mit Ihrem Reinhold!" — „„Auch „„andre Leute. Der Geh. Rath Fritsch fragte „„mich, ob ich närrisch wäre, daß ichs Ihnen ge- „„geben hätte? Ich darf gewiß nicht."" So strit-

*) Sohn des geheimen Kriegsraths und Bürgermeisters Stieglitz in Leipzig, der durch seinen unstäten und flatterhaften Sinn seinem würdigen und durch Ernesti's classische Zueignung des Cicero berühmten Vater vielen Kummer machte.

**) Hofrath Reinhold, damaliger Amtmann zu Dresden.

ten wir, liebster Herr Professor, und endlich verglichen wir uns dahin, daß ich Sie fragen sollte, wofern Sie das Buch kennen, ob er mirs geben darf, und er ließ mich versprechen, es nicht zu lesen, wenn Sie es nicht wollen, und wenn mirs auch hundert Leute geben wollten. Das that ich gern, und wills ihm auch halten. Große Lust hätte ich, zu sehen, was für ein Lehrgebäude von Religion Rousseau seinem Emil beybringen und auf welche Art er sie ihn lehren wird.

So habe ich Ihnen denn wieder, mein theuerster Herr Professor, eine halbe Viertelstunde Zeit verderbt! Nun will ich eilen und es dem Herrn Oberpostcommissär eben so machen, und hernach untröstlich seyn, wenn Sie verdrießlich darüber werden.

Herr Seidelin hat mir auf die Fragen, die ich Ihrer Gesundheit wegen an ihn that, solche Antworten gegeben, wie ich sie immer zu erhalten wünsche. Leben Sie ferner recht sehr wohl. Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen gehorsamst. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 14. October 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

52.

Liebste Mademoiselle!

Alle Ihre Briefe sind mir lieb, Sie mögen mir sie durch die Hände des Briefträgers oder guter Freunde schicken, und das müßte auch ein sehr mürrischer Kopf seyn, dem sie nicht gefielen, und der sich nicht darüber freuen sollte, daß Sie so gern an ihn schreiben. So viel ist gewiß, daß es mir kein geringeres Vergnügen ist, Ihre Briefe zu lesen, als Ihnen, an mich zu schreiben; denn ich lege Ihr Geständniß nach dem Buchstaben aus, weil ich weiß, daß Sie nichts anders reden, als was Sie denken. Und warum sollten Sie auch nicht gern an einen Mann schreiben, der Sie als seine Tochter liebt, und das aus den besten Gründen?

Aber auf den Emil des Herrn Rousseau zu kommen, meine beredte Freundin, so muß ich Ihnen kurz gestehen, daß ich von diesem Buche nichts als die Vorrede gelesen habe, daß mein Leben, nach meinen Gedanken, zu kurz ist, als daß ichs jemals ganz lesen sollte, und daß ich, wenn auch dieß nicht wäre, zu wenig ein Freund der Schreibart des Rousseau bin, als daß ichs ganz lesen könnte. Ich liebe das Natürliche und einfältig Schöne und Wahre, und Rousseau liebt das Sonderbare, das Paradoxe, und höchstens das schimmernde Wahre, das in Verwunderung und Bestürzung setzt, es mag überzeugen oder nicht, bessern oder verderben. Es kann seyn, daß in seinem Emil oft viel Gutes und der Tour nach Neues steht, das man vielleicht in andern Büchern von der Erziehung, in dieser Art gesagt, nicht findet. Allein wenn seine Weisheit im Ganzen sich nicht mit der Religion verträgt, wie

man ihm Schuld giebt, und auch nur einer einzigen Wahrheit der heiligen Schrift widerspräche, so entbehre ich sie mit großer Zufriedenheit, und werde, so lange mich zuverlässige Richter nicht das Gegentheil lehren, andre lieber bitten, das Werk nicht zu lesen. Bey Ihnen aber, liebe Mademoiselle, (und hier sehen Sie die Größe meines Zutrauens zu Ihnen) bey Ihnen, sage ich, will ich eine Ausnahme machen. Denn so viel Beredsamkeit und Scharfsinn Rousseau auch hat, das Ungegründete gegründet, und das Mögliche zum Wahren zu machen, so bin ich doch überzeugt, daß er Ihren Verstand nicht so leicht hintergehen, und von Ihrem guten und für die Ehre der Religion empfindlichen Herzen mehr zu fürchten haben wird, als von aller Philosophie. Wen gefährliche und ungläubige Grundsätze in seiner Ueberzeugung nicht wankend machen, sondern seinen Glauben, wenn er sie liest, durch ihre Ungereimtheit und Thorheit und Widerspruch nur noch mehr befestigen, wer das von sich weiß und fühlet, der kann in der That das Recht und zuweilen eine Pflicht haben, solche Schriften zu lesen. Ich aber, meine Freundin, der ich bey meinen siechen Stunden die schönen Psalmen eines Rousseau *) (ich meine den Dichter Rousseau) selbst nicht schön finde, wie sollte ich Geschmack an dem Emil des übelberufenen Rousseau finden? Ich bin so stolz, daß ich glaube, das Beste von der Erziehung gelesen oder gedacht zu haben, und so viel mir auch Rousseau von dem noch Mangelhaften und Unentdeckten in dieser Materie in seiner

*) Jean Batiste Rousseau, dem es (beiläufig gesagt) an übelm Rufe, und vielleicht mit mehrerm Rechte, nicht weniger fehlte, als dem ehrlichen Jean Jaques.

Vorrede vorsagt, so habe ich doch zu den Grundsätzen einer gesunden und durch die Religion verbesserten und aufgeklärten Vernunft so vieler grossen Männer das Vertrauen, daß sie das Wichtigste, Brauchbarste und durch die Erfahrung ganzer Jahrhunderte am meisten Bestätigte in ihrem Unterrichte nicht so leicht werden übersehen haben, wenn sie uns auch viel Müßiges und nur im Gedanken Wahres mitgelehret hätten. Ich wollte wohl wetten, daß Mosheim zu Ende seines ersten Theiles der Sittenlehre, auf wenig Blättern, mehr brauchbare Weisheit zur guten Erziehung vorgetragen hat, als Rousseau in seinen vielen Bänden. Ja, ich wette noch mehr, ich verwette meinen Namen, und alle meine Schriften, und alle meine Freunde, daß wenn Sie, meine liebe Lucius, die Tochter des Rousseau wären, Sie unter seinen philosophischen Händen nicht halb so vortrefflich erzogen wären, als Sie an der Seite einer nicht speculativen, sondern verständigen frommen Mutter sind erzogen worden. Basedow in seiner practischen Philosophie für alle Stände hat in zwey kurzen Capiteln die vornehmsten Regeln von dem Unterrichte und der Erziehung der Jugend (zu Ende des ersten Bandes) gesammlet, und, einfältig mit Zahlen bemerkt, dem Leser hingesetzt. Lesen Sie diese, gute Mademoiselle, wenn Sie den witzigen Emil gelesen haben, und sagen Sie mirs alsdann auf Ihr Gewissen, ob ein verständiger, sorgfältiger, christlicher Vater, oder auch eine ihm ähnliche Mutter, oder so ein Lehrer, Anführer, oder Freund, bey einer klugen Anwendung dieser und andrer einfältigen Regeln, den Verstand und das Herz ihrer Jugend nicht gewisser und kürzer und glücklicher bilden werden, als nach den feyerlichen Betrachtungen eines Rousseau, der sich in denselben, vielleicht mehr ihrer Kühn-

heit, als Nutzbarkeit wegen, gefällt. — Doch wozu dieses Alles? Scheint es doch, als ob ich die Erlaubniß, die ich Ihnen ertheilet, nur darum ertheilet hätte, um Sie Ihnen mit der andern Hand wieder zu nehmen. Aber nein, Sie sollen sie behalten, weil ich Ihnen mehr Stärke zutraue, als den meisten hundert andern Lesern; es wäre denn, daß Ihr Herr Vetter D. Stieglitz sich diesem Privilegio widersetzte. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause, das ich ergebenst grüße, und dessen Güte Herr Seidelin sehr rühmet.

Leipzig, den 26. October 1762.

Gellert.

53.

Liebste Mademoiselle!

In dem Augenblicke, da Goedicke *) meinen Brief auf die Post getragen, kam ein wackrer Mann zu mir, dem ich sagte, was ich Ihnen auf Ihre Frage wegen des Emils geantwortet hätte. „Ich, sprach er, habe das Buch schon in Braunschweig gelesen. Es ist wegen seiner hinreißenden Beredsamkeit das gefährlichste, das vielleicht jemals zum Umsturze der christlichen Religion geschrieben worden. Er entwirft, indem er die Wahrheiten und Grundsätze der Offenbarung geschickt zu Vernunftwahrheiten macht und sie naturalisirt, so ein reitzendes Bild der natürlichen Religion, daß alle geoffenbarte überflüßig zu seyn scheint. Endlich

*) Gellerts Famulus.

erklärt er sich offenbar wider die Göttlichkeit der Schrift, ob er sie gleich wegen ihrer Einfalt und Hoheit zu dem besten Buche, und unsern Erlöser zum göttlichsten Menschen mit tausendfachen Lobsprüchen erhebt." Wer, setzte mein Freund hinzu, wer in seinem Glauben wahrhaftig und göttlich gegründet ist, und in seinem Herzen die Kraft der Schrift empfindet, der wird, wenn er das Buch gelesen hat, Gott danken, daß er nicht Rousseau ist; Gott bitten, daß er ihn nicht zum Glauben eines Rousseau herabfallen lasse; an diesem geistreichen Scribenten erkennen, wie sehr der Glaube dem Witze und Stolze des Menschen zuwider ist, und wie gern er sich in der Naturtugend allen Zwang anthut, wenn er nur die Fesseln einer Offenbarung dadurch zerbrechen kann. — Dieses sagte der wackre Mann, und kaum hat ers gesagt, so eile ich aus Pflicht und Liebe, es Ihnen zu sagen, und Sie zu bitten, mit der Lectüre der übrigen Theile des Rousseau noch einige Zeit anzustehen; und was könnten Sie wohl der Bitte Ihres Freundes Gellerts versagen?

Leipzig, den 26. October 1762.

54.

Hochzuehrender Herr Professor!

Der neun und zwanzigste October war mir ein sehr glücklicher Tag, und das aus zweyerley Ursachen. Zwey Briefe auf einmal von meinem besten, meinem verehrtesten Freunde! und gleich vorher — — — Doch die Ursache, die mich zuerst auf die Gedanken brachte, daß der Tag für

mich glücklich sey, will ich Ihnen hernach sagen. Itzt will ich nur an Sie und Ihre Güte denken; aber alle meine Liebe, alle meine Ehrerbietung, alle meine Dankbarkeit ist nicht hinreichend für Sie. Ich könnte keine Zufriedenheit haben, wenn ich nicht wüßte, daß Sie mein ganzes Herz kennen. — — O gewiß! Sie kennen es. Niemand kann seinen Vater besser lieben; und wenn ich, denke ich, meine liebsten Anverwandten nicht hätte und niemanden angehörte, der mir werth wäre, so würde doch der Gedanke, daß einer von den besten verehrungswürdigsten Männern, der Mann, den alle Rechtschaffne lieben, den auch die hochachten, die es nicht sind, mich wie seine Tochter liebt, und es mir selbst sagt, stark genug seyn, mein leeres Herz zu erfüllen und zufrieden zu stellen. Ja, mein theuerster Herr Professor, ich will Sie beständig kindlich verehren. Lassen Sie mich immer Ihre Tochter, Ihre Caroline seyn. Hören Sie, nennen Sie mich manchmal Ihre Caroline, wie mein Vater und meine Mutter thun, und wie Sie thun würden, wenn ich wirklich Ihre Tochter wäre.

Was Sie sich für Mühe geben, und wie viel gütige Sorgfalt tragen Sie nicht für mich! — Ja, liebster Herr Professor, ich will den Emil nicht lesen. Dr. Stieglitz hätte sich dem Privilegio, es zu lesen, widersetzt, wie er mir gesagt hat. Er hat das Buch nunmehr gelesen. Er spricht, das Irrige darinnen sey sehr subtil, und er hält dafür, daß es Leuten von feinem Verstande gefährlicher seyn kann, als gemeinen Lesern; doch freute er sich über den Rath, den auch Sie mir gegeben haben, es nicht zu lesen, und lobte meine Folgsamkeit! Ich gebe es willig auf; denn gesetzt auch, diese Lectüre schadete mir gar nichts, so ist sie mir doch sehr entbehrlich; und eine Schrift, die unsere

Grundsätze und unsern Glauben in Gefahr setzen könnte, aus bloßer Neubegierde zu lesen (und das war, ich gestehe es, mein erster Bewegungsgrund), ist für uns Menschen, die wir keine Zeit zu verschwenden haben, ein Misbrauch und ein Vorwitz, der vielleicht bestraft zu werden verdient. Indessen bin ich eben nicht verdrießlich, den ersten Theil gelesen zu haben. Er enthält schlechterdings nicht das geringste Anstößige, und wie es mir vorkam, etliche sehr nützliche und sehr wahre, aber auch viel gemeine, viel chimärische und schwer auszuübende Dinge. Der Schein der Wahrheit aber, und die überredende einnehmende Art, mit der sie gesagt werden, und die es nicht zuläßt, daß sie einem so langweilig, so falsch und so unmöglich vorkommen, als bey einem andern Vortrage geschehen müßte, ist wenigstens eine gute Warnung, sich mit der Beredsamkeit der folgenden Theile, die mehr interessiren und gefährliche Materien enthalten, nicht auf gut Glück einzulassen. Rousseau mag wohl seinen Witz und seine Beredsamkeit verschwenden, das Ungegründete gegründet und das Falsche zum Wahren zu machen, es ist aber Schade, daß er sie dadurch heruntersetzt und entkräftet, da er sie, wo er Wahrheiten, die aller Annehmung würdig sind und die jeder von Vorurtheilen freye Verstand für richtig erkennen muß, empfehlen und unterstützen will, auf eine sehr rührende und überredende Art anzuwenden weiß. Ich habe Lust, eine Stelle anzuführen, die ich für einen Beweis von demjenigen halte, was ich eben gesagt habe. Wenn ich Ihnen, liebster Herr Professor, damit beschwerlich bin, so werden Sie die Güte haben, diese Stelle zu übergehen.

Von der sehr strengen Zucht und der vielen Arbeit, welcher die meisten Kinder, die man gut zu erziehen gedenkt,

von ihren ersten Jahren an unterworfen werden, schreibt Rousseau im andern Buche auf der 139. Seite also:

Des enfans qui naissant, la moitié tout au plus parvient à l'âge d'adolescence, et il est probable, que vôtre élévé n'atteindra pas l'âge d'homme. Que faut-il donc penser de cette éducation barbare, qui sacrifie le présent à un avenir incertain, qui charge un enfant des chaînes de toute espèce, et commence par le rendre misérable, pour lui préparer au loin, je ne saï quel prétendu bonheur, dont il est à croire qu'il ne jouira jamais? Quand je supposerois cette éducation raisonnable dans son objet: comment voir sans indignation, de pauvres infortunés soumis à un joug insupportable, et condamnés à des travaux continuels, sans être assurés que tant de soins leur seront jamais utiles? L'âge de la gaïté passe au milieu des pleurs, des châtimens, des menaces, de l'esclavage. On tourmente le malheureux pour son bien, et l'on ne voit pas la mort qu'on appelle, et qui va le saisir au milieu de ce triste apareil. Qui sait combien d'enfans perissent victimes de l'extravagante sagesse d'un pére ou d'un maître! Heureux d'échaper à sa cruauté, le seul avantage qu'ils tirent des maux qu'il leur a fait souffrir, est, de mourir, sans regretter la vie dont il n'a connu que les tourmens.

Aber welcher strenge Vater oder Lehrer wird die gleich darauf folgende Apostrophe lesen können, ohne gerührt zu werden, und sich Vorwürfe zu machen? So fährt er fort:

Hommes, soyez humains! c'est vôtre prémier devoir: Soyez — le, pour tous les états, pour tous les âges, pour tout ce qui n'est pas étranger à l'homme! Quelle sagesse y a-t-il pour vous hors de l'humanité?

Aimez l'enfance, favorisez ses jeux, ses plaisirs, son aimable instinct. Qui de vous n'a pas regretté quelquefois cet âge où le rire est toujours sur les lèvres, et où l'ame est toujours en paix? Pourquoi voulez-yous ôter à ces petits innocens la jouissance d'un tems si court qui leur échappe, et d'un bien si précieux dont ils ne sauroient abuser? Pourquoi voulez vous remplir d'amertumes et de douleurs ces premiers ans si rapides, qui ne reviendront pas plus pour eux, qui ne peuvent revenir pour vous? Pères, savez-vous le moment où la mort attend vos enfans? Ne vous préparez des regrets en leur ôtant le peu d'instans que la nature leur donne. Aussitôt, qu'ils peuvent sentir le plaisir d'être, faites qu'ils en jouissent; faites qu'à quelque heure que Dieu les appelle, ils ne meurent point sans avoir gouté la vie.,

Was kann menschlicher seyn? Ich weiß noch eine Stelle, welche die Mütter angeht, die ihre kleinen Kinder aus ihrer Sorge und fremden Händen überlassen, die wegen ihrer größern Nutzbarkeit der itzt angeführten noch vorzuziehen ist und die Ermahnungen enthält, welche wohl Gehorsam verdienten. Aber was hilft das alles? Es ist vielmehr ein Unglück für die Leser, wenn ein Buch in gewissen Betrachtungen so gut und in andern wieder so sehr schlimm ist. Doch wir wollen den Emil verlassen.

Lassen Sie nun, liebster Herr Professor, mich Ihnen auch mein andres Glück erzählen, das mir an dem Tage widerfuhr, an welchem ich Ihre Briefe erhielt. Ich saß bey meiner Schwester, als man mir ein versiegeltes Paket und ein Compliment vom Herrn Consistorialregistrator Zeis brachte, der mir sagen ließ, hier schicke er mir ein schönes Buch zu lesen. Ich riß es auf, und fand die Geschichte

der Miß Sidney Biddulph, und in derselben einen Brief, worinn er mir das Buch mit sehr eifrigen Ausdrücken anpries und auf die gütigste Art meine Freundschaft verlangte. Ich muß Ihnen sagen, hochzuehrender Herr Professor, daß Herr Zeis schon länger als zwey Jahre mein naher Nachbar ist, ich aber habe sonst nichts von ihm gewußt und ihn nicht weiter gekannt, als daß ich ihn und seine Frau habe auf der Gasse gehen sehen. Herr Zeis aber ist mehr von mir unterrichtet gewesen; denn eine meiner Freundinnen, welche auch die seinige ist, hat ihn, mir unbewußt, mit meinem Character auf eine für mich vortheilhafte Art bekannt gemacht. Ich habe eine aufrichtige Freude über das unerwartete Geschenk seiner Freundschaft. Künftig soll es eine meiner liebsten Sorgen seyn, sie zu verdienen und zu unterhalten. Ich habe mich bemüht, ihm meine Dankbegierde in meiner Antwort zu bezeigen, und ich hatte das Vergnügen zu sehen, daß er damit zufrieden war; denn er schickte mir gleich den darauffolgenden Morgen eine Gegenantwort, die voll von Güte und Freundschaft ist. Er hat mir einige Briefe geschickt, die Sie, bester Herr Professor, zu verschiedenen Zeiten an ihn geschrieben, und ich habe daraus gesehen, wie sehr Sie sein Freund sind, und wie hoch ich ihn zu schätzen habe. — Billigen Sie aber auch die Güte Ihres Freundes, liebster Herr Professor? Ach ja! Sie gönnen mir seine Freundschaft. Ich bin glücklicher, als ichs verdiene; aber Sie werden sich freuen, daß ich so glücklich bin. Morgen will ich ihm seine Miß Biddulph wieder schicken und dazu schreiben; denn er hat mirs gesagt, daß sie nicht leer wiederkommen soll, und da will ich ihm alles sagen, wovon ich glaube, daß es ihm gefallen kann; denn ich bin meinem neuen Freunde recht sehr gut, ob ich

wohl in meinem Leben kein Wort mit ihm gesprochen habe.

Herr Seidelin ist ein gutherziger Mensch. Er hat an meinen Bruder und auch an mich geschrieben und uns viel unverdienten Dank gesagt. Wir haben ihm nur wenige und gemeine Höflichkeiten erweisen können; aber gute Leute schätzen jede, auch noch so kleine Gefälligkeit. Sein Brief war recht artig. Ich wunderte mich, daß er so hübsch war, da er doch unsrer Sprache nicht einmal recht mächtig ist.

Leben Sie wohl, liebster Herr Professor. Unser Haus empfiehlt sich gehorsamst, und ich kenne und liebe die große Pflicht, die ich habe, lebenslang mit der vollkommensten Ehrerbietung zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 8. Novbr. 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

C
55.

Bester Herr Professor!

Vor etlichen Tagen meldete ich Ihnen mein unerwartetes Glück, daß mir Herr Zeis, Ihr Freund, mein Nachbar, seine Freundschaft angeboten und mich damit beschenkt hat, und Sie wissen, mit wie viel Freude ichs that. Aber damals wußte ich noch nicht die Hälfte von Allem dem, was diesen meinen neuen Freund angeht, und von dem, was ihm das größte Recht auf meine Hochachtung und meine besten Wünsche giebt. Seitdem habe ich ihn und seine

liebe Frau besucht, und beide haben mir auf die gütigste und freundschaftlichste Art begegnet, und er hat mir die wichtigsten Umstände seines Lebens mit einer so aufrichtigen Miene erzählt, daß ich außerordentlich wohl mit ihm zufrieden bin. Liebster Herr Professor, Sie werden sagen: ich könnte Ihnen wohl die Mühe ersparen, dieses alles von mir anzuhören, und Sie haben sehr recht; denn Sie kennen Herr Zeisen und kennen auch mich: so wird es Ihnen leicht seyn, den Grad unsrer Zufriedenheit mit einander zu beurtheilen.

Aber Herr Zeis wills haben, daß ich mit ihm zugleich schreiben soll, ungeachtet er Ihnen selbst einen sehr langen Brief sendet. Aber sein Brief ermüdet nicht, das weiß ich aus der Erfahrung. Er war so gütig und schickte mir ihn gestern Abends zu lesen, und ich las ihn und schrieb ihn auch ab, ohne müde zu werden. Sagen Sie nur Ihrem Freunde nichts davon, daß ich ihn mir abgeschrieben habe. — Wiewohl, wird sichs schicken, daß ich meinen Brief versiegle, da er ihn zumal selbst fortschicken will? Er hat mir seinen Brief lesen lassen: kann er da nicht auch erwarten, das zu lesen, was ich schreibe? — — Freylich! Je nun, liebster Herr Professor, wer kann sich helfen? Abgeschrieben habe ich ihn, das ist sicher; und ich bin auch nicht willens, ihn wieder heraus zu geben. Seyn Sie nur nicht unruhig. Herr Zeis wird wohl darüber nicht mit mir böse werden, und wenn ers thäte, so wollte ich zu ihm sprechen. „Lieber Herr Zeis, sie müssen nicht böse „seyn, daß ich mir Ihren Brief abgeschrieben habe. Sie „haben mirs auch so gemacht, und das mit Briefen, die „ich Ihnen nicht zum Lesen gesandt habe, und sehen Sie,

„ich bin doch nicht böse geworden.“ — So will ich sprechen, und da wird er wieder gut werden. Dächten Sie nicht?

Ich freue mich, wie Ihnen sein Brief gefallen, und wie seine, und seiner Schwester Geschichte Sie rühren wird. Bald hätten Sie einige meiner Thränen mit bekommen. Ich mußte immer im Lesen weg sehen, daß keine auf das Papier fiel. — — In dem tröstlichen Theile seiner Erzählung hat er mir aus Freundschaft eine ansehnliche Stelle eingeräumt. Wenn er in seiner Güte zu weit geht, liebster Herr Professor, so bestimmen Sie ihm, wieviel er von mir halten darf. Mit dem Antheile von seiner guten Meynung, den Sie mir als billig zuerkennen, will ich sehr zufrieden seyn und gern keinen vorzüglichern verlangen. Aber was sagen Sie zu der Ehre, die er mir neben Ihnen zu erweisen gedenkt? Und was sagen Sie zu der Einrichtung unsrer Verwandschaft? — O die billigen Sie! Theuerster Herr Professor, diese Bitte ist groß; aber heute bewilligen Sie sie. Sie haben mich heute lieber als sonst, und mein Brief ist Ihnen auch lieber, das weiß ich. Sie haben sonst Briefe von mir aus den Händen der Briefträger und aus den Händen guter Freunde erhalten. Dieser erscheint in einer ganz neuen Gesellschaft. Es ist ein Bruder und eine Schwester — es sind Ihre beiden Kinder, die zugleich an Sie schreiben. — —

Leben Sie recht wohl theuerster Herr Professor! Ich höre niemals auf zu seyn

Dresden, den 19. Novbr. 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

56.

Liebste Mademoiselle!

Es ist jetzt fünf Uhr, da ich mein letztes Collegium geschlossen, und ich bin außerordentlich ermüdet. Möchte ich mich doch an einem Briefe an Sie, meine liebe Freundin, einige Augenblicke erholen können; denn lange kann ich doch nicht mit Ihnen reden, weil ich um sechs Uhr Besuche, das ist nach meiner Empfindung, neue Arbeiten habe.

Erstlich wollen Sie also den Emil des Rousseau nicht fort lesen. Das ist vortrefflich, und ich danke Ihnen für diesen Entschluß, als für eine große Wohlthat, ob ich gleich, selbst aus den Stellen, die Sie mir angeführet haben, sehr überzeugt bin, daß weder Ihr Verstand noch Ihr Herz auch da, wo Rousseau gut ist, viel verlieren würden. Wir haben ja so viel vortreffliche Bücher; warum sollten wir die halbguten oder die mehr gefährlichen, als nützlichen, lesen? Viel vortreffliche Bücher? werden Sie vielleicht denken. Ja, Mademoiselle, nach meiner Rechnung giebt es viele. Wenn ich zehn auserlesne Bücher habe und jedes zehnmal lese, so ist es für mich, als hätte ich derselben hundert. Damit tröste ich mich, wenn andre mit Recht über den Mangel guter Schriften, gegen die vielen schlechten gehalten, klagen.

Aber was geht uns Rousseau weiter an? Nichts mehr von ihm. Herr Zeis ist uns doch wohl wichtiger; wenigstens steht in seinem langen Briefe, den ich heute von ihm erhalten, und den Sie auch gelesen haben, mehr, das rührt und unterrichtet und erbaut, als gewiß in dem ganzen Lebenslaufe des Emils, in den ganzen drey Bänden,

ewig nicht vorkommen wird. Er und seine liebe Frau sind also unerwartet Ihre Freunde geworden, ein Glück für Sie, meine beste Correspondentin, und eben so wohl ein Glück für den guten Zeis und seine Friederike.

Habe ichs Ihnen nicht vorher verkündigt, daß sich die Zahl Ihrer Freunde ohne Ihr Wissen bald vermehren würde? Sie verdienen geliebt zu werden und Ihr Verdienst wird in dem Umgange mit so rechtschaffnen Freunden, wieder ohne Ihr Wissen, sich vermehren und Ihnen immer mehr Achtung und Liebe erwerben, und so wird endlich, auch unvermerkt, der Freund erscheinen, der ganz für Ihr Herz, für Ihre Tugend, Ihre Liebe und Ihr Leben bestimmt ist. Nach meinem Wunsche soll es einer der besten Menschen seyn. Gott gebe Ihnen dieses Glück, wenn es seiner Weisheit gefällt. Leben Sie wohl, meine liebe Caroline, und grüßen Sie Herr Zeisen und seine Frau Liebste auf das beste von mir.

Leipzig, den 23. Novbr. 1762.

Gellert.

57.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich und Herr Zeis haben uns bald gezankt. — Ja, liebster Herr Professor, gewiß bald gezankt. So weit sind wir schon in unsrer Freundschaft gekommen. „Worüber wir uns zanken wollten?“ Sehen Sie, Sie waren so gütig und antworteten uns beiden sehr bald auf unsre Briefe, und eben als Ihr gewünschtes Paket ankam, hatte ich einen Brief an Herr Zeisen zugesiegelt (wir schreiben uns

unbegreiflich oft und viel) und war im Begriffe ihn fortzuschicken. Weil es früh und gleich um die Zeit war um die er sonst ausgeht, so wollte ich mich nicht aufhalten, sondern schickte ihm Ihren Brief unverzüglich mit, ehe ich noch selbst etwas von dem las, womit Sie mich beehret haben. Ob ich nun wohl nicht zweifeln will, daß sich unser Herr Zeis sehr über Ihren Brief wird gefreuet haben, so muß doch seine Freude nicht groß genug gewesen seyn, alles mürrische Wesen aus seinem Gemüthe zu vertreiben; denn er ward böse über mich, weil er in meinem Briefe kein Wort von dem fand, was Sie mir geschrieben hatten. Er erklärte mein Stillschweigen davon aus falschen Ursachen, und kurz, er schrieb mir, zweifelte an meiner Freundschaft, widerrufte es wieder, und ich sahe es deutlich daß er noch unentschlossen war, ob er gut oder böse seyn wollte. Endlich fing er an sich zu beklagen, daß ich so zurückhaltend wäre, nannte es ein wenig Bosheit, redete davon, daß er sich rächen könnte, daß ers thun wollte, und daß ich, wenn ich ihn auch bäte, doch nicht erfahren sollte, was Sie ihm für Heimlichkeiten in einem sehr vertrauten Briefe geschrieben hätten. Denken Sie, daß mich das verdroß? Nein, lieber Herr Professor, gar nicht; aber ich ward doch trotzig. Armer Herr Zeis, dachte ich, Sie werden mich wohl eher bitten. Ich sagte ihm aber das nicht. Ich stellte ihm nur liebreich vor, daß er sich übereilte, daß es nicht erbaulich wäre, von Rache zu reden, am wenigsten, da er nicht wüßte, ob er einmal Ursache dazu hätte unwillig zu seyn. Ich grüßte ihn und seine Frau Liebste in Ihrem Namen, wie Sie mir befohlen haben, und sagte ihm freundlich, daß, da Ihr Brief Geheimnisse enthielte, die ich zu wissen kein Recht hätte, so verlangte ich gar nicht ihn zu lesen.

Dagegen wollte ich ihm aber auch meinen Brief nicht zeigen, weil ich mirs zum Gesetz gemacht hätte, ihm nachzuahmen, so wie ich ihm bisher in allen Schritten, die er zu unsrer Freundschaft gethan, willig gefolgt wäre, und das that ich, um ihm beyläufig die Verbindlichkeit zu zeigen, in der er ist, mir ein gutes Beyspiel zu geben, und nichts Argwöhnisches und nichts von Rache mehr blicken zu lassen. Diese meine Sanftmuth hat so viel gewirkt, daß er sein Unrecht einsah, daß er mirs abbat und mir Ihren Brief schickte. Aus willfähriger Versöhnlichkeit ließ ich nicht vierundzwanzig Stunden vorbeystreichen ohne ihm zu antworten, und ihm Ihren Brief an mich, auch mitzutheilen. Vielleicht ließt er ihn itzt in diesem Augenblicke, und wer weiß, wie er sich dabey über mein versöhnliches Herz freut. Herr Zeis hat mich schon gefragt, ob ich Ihnen bald antworten würde. Wenn er nun diesen Brief zu sehen verlangt, so darf ichs ihm wohl nicht abschlagen, sonst kömmt er mit dem, was er mir immer vorpredigt: „Einem Bruder guter Art (und das ist er) muß man nichts verschweigen, nichts übelnehmen.“ — — — Gut, Herr Zeis, auch einer Schwester nicht. So dürfen Sie mirs auch nicht übelnehmen, daß ich unserm besten Professor unsern kleinen Streit erzählt habe.

Und nun, mein gütiger Herr Professor, lassen Sie mich Ihnen meinen Dank für die Gütigkeit abstatten, aus welcher Sie mich in der Stelle seiner verstorbenen Juliane confirmiren, die er mir gern eingeräumt hat. Dieses schätzbare Frauenzimmer, das ich niemals gekannt habe, hat dennoch meine aufrichtigste Liebe und Hochachtung. Erlauben Sie, lieber Herr Professor, daß ich die Abschrift eines Briefs beylege, den Sie an ihres Bruders Braut geschrie-

ben und der fast das einzige Andenken ist, das Madame Zeis von dieser lieben Schwester hat.

Ich betrachte und schätze die Freundschaft unsers Herr Zeisens und seiner Frau Liebste allerdings als ein Glück, das mich um so viel mehr rührt, da ichs nicht verdient und niemals erwartet habe. Vielleicht verbessern sich wirklich durch dieses Glück die wenigen guten Eigenschaften, die mir Ihre unschätzbare Gewogenheit ehemals haben erlangen helfen. Von dem Unterrichte oder dem Beyfalle, der Warnung oder Aufmunterung eines entfernten verehrungswürdigen väterlichen Freundes, und dann von dem Beyspiele und den aufrichtigen Erinnerungen eines brüderlichen Freundes und nähern Zeugen meiner Aufführung, und endlich von dem ehrbegierigen Verlangen beiden zu gefallen und beider Liebe zu erhalten, und von den Empfindungen der Dankbarkeit für ein so reines und großes Glück sollte wohl viel Gutes zu mehrerer Verbesserung meines Charakters zu hoffen seyn.

Von Ihren so liebreichen Wünschen für mein zeitliches Glück wird Gott so viel erfüllt werden lassen, als für mich gut seyn mag. Wenn es ihm gefällt, meine eifrigsten Wünsche zu billigen, so müssen Sie, theuerster Herr Professor, das gesegnetste, zufriedenste Alter erreichen, und ich noch das Glück haben, Ihnen Proben meiner ehrfurchtvollesten Liebe zu geben, und niemals der Ehre unwürdig werden, die Sie mir erweisen, wenn Sie mich Ihre Caroline nennen. Ja, liebster Herr Professor, ich will gar keine andre Ehre verlangen, als diese, mich lebenslang nennen zu dürfen.

Dresden, den 4. Decbr. 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Den 5. Decbr.

Herr Zeis ist völlig mit mir ausgesöhnt. Er hat mir heute erstlich einen sehr freundschaftlichen Brief geschickt und mich hernach auch selbst besucht. Gleich itzt verließ er mich, und wir haben viel, sehr viel von Ihnen geplaudert.

O

58.

Bester Herr Professor!

Ich habe wohl dem Herrn Oberpostcommissär noch zwey Briefe in diesem Jahre zu schreiben versprechen müssen, und heute haben wir den letzten Tag, oder vielmehr, itzt geht die letzte Nacht im Jahre an, und ich habe noch nicht damit fertig werden können. Vielleicht hätte ich itzt Zeit, es zu thun; aber unser lieber Herr Oberpostcommissär wird es mir gütigst vergeben, ich fühle jetzt einen stärkern Beruf in mir, Ihnen zu schreiben, und Ihnen zu sagen, daß ich mich freue, diesen letzten Tag des Jahres damit zu beschließen, daß ich an Sie, mein theuerster Herr Professor, denke, daß ich Gott für jede Wohlthat, so er Ihnen das Jahr hindurch erwiesen, wenigstens mit eben der Empfindung danke, mit der ichs für die besten, mir unmittelbar erwiesenen, Wohlthaten thue. Ich mache mir die vergnügten Gedanken, daß Sie diesen Schluß des Jahres so gesund und zufrieden werden erreicht haben, als ich und unser ganzes Haus und alle, die Sie verehren und lieben, es Ihnen wünschen. Gott lasse Sie in dem neuen Jahre und zu allen Zeiten, mit Allem dem gesegnet seyn, was Sie Ihres Verlangens werth halten. In Allem, was Sie

angeht, bester Herr Professor, in Ihren Verwandten, in Ihren Freunden und in Allen, derer Sie sich aus Freundschaft oder Gütigkeit annehmen, müssen Sie, wenn meine Wünsche erhört werden (und das wird gewiß geschehen), beglückseligt seyn! Möchte doch auch ich, so wie ich sollte, für die Ehre, Ihrer mir in diesem Jahre beybehaltenen unschätzbaren Gewogenheit dankbar seyn können, und besser das vorzügliche Glück verdienen, Sie, meinen theuersten Herrn Professor als meinen besten, verehrungswürdigsten Freund zu denken! Unser Herr Zeis (wie viel Gutes wünscht Ihnen sein Herz nicht! Er ist gewiß der redlichste Mann) Unser Herr Zeis sage ich, ist unter meinen guten Freunden, die ich hier habe, derjenige, mit dem ich am allerliebsten umgehe; denn mit ihm kann ich am besten und am meisten von meinem liebsten Herrn Professor reden. Er geht in alle meine Empfindungen für Sie ein, Er liebt Sie und ehrt Sie, wie ich Sie liebe und ehre, und er wünschts so herzlich als ichs selbst wünsche, daß ich immer mehr und mehr der Ehre würdig werden möge, Ihre Caroline zu heißen.

Dresden, den 31. Decbr. 1762.

C. C. Lucius.

Darf ich Ihnen meine Eltern und Geschwister, und mich dem Herrn Oberpostcommissär, gehorsamst empfehlen?

59.

Liebste Freundin!

Es kränkt mich, daß ich den Briefwechsel mit Ihnen auch in dem neuen Jahre, wie es scheint, nicht sorgfältig, nützlich und freundschaftlich genug unterhalten werde. Aber meine Beschwerungen, die mich täglich mehr unterdrücken, sind in der That groß und entschuldigen die Versäumung dieser Pflicht und meines eignen Vergnügens, wenigstens größten Theils. Sonst war ich größtentheils für mich und meine Freunde brauchbarer; das, denke ich, kann ich mit Gewissen sagen. Doch in guten Tagen willig, dienstfertig und zufrieden seyn, dieß ist keine große Tugend. O wie wohl wird mirs künftig ergehn, wenn mirs nach den guten Wünschen geht, mit denen Ihr Herz den letzten Brief erfüllt hat. Gott gebe mir, was mir gut, für die Ewigkeit gut ist, wenn es auch nach dem menschlichen Auge nicht in die Classe der Güter zu gehören scheint; denn es kann ja wohl eine angreifende Arzney bey aller ihrer Bitterkeit für viele Kranke die größte Wohlthat seyn, wenn gleich nicht für alle. Daß Sie, beste Caroline, sich oft mit Herr Zeisen von mir (vielleicht nur zu oft) unterhalten, o das glaube ich Ihnen und Ihrem Freunde ohne alle Versicherung. Wie oft ich gegen meine Freunde Ihrer gedenke, das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ich mir oft vorgenommen habe, Sie seltener und weniger zu loben, und habe mich doch wohl bey der ersten Gelegenheit vergessen. Kann Sie nicht mein Lob über lang oder kurz gewissen Beschwerlichkeiten aussetzen, die eben nicht geringe sind? Der freundschaftliche Umgang mit Herrn Zeisen, der Ih-

unbegreiflich oft und viel) und war im Begriffe ihn fortzuschicken. Weil es früh und gleich um die Zeit war um die er sonst ausgeht, so wollte ich mich nicht aufhalten, sondern schickte ihm Ihren Brief unverzüglich mit, ehe ich noch selbst etwas von dem las, womit Sie mich beehret haben. Ob ich nun wohl nicht zweifeln will, daß sich unser Herr Zeis sehr über Ihren Brief wird gefreuet haben, so muß doch seine Freude nicht groß genug gewesen seyn, alles mürrische Wesen aus seinem Gemüthe zu vertreiben; denn er ward böse über mich, weil er in meinem Briefe kein Wort von dem fand, was Sie mir geschrieben hatten. Er erklärte mein Stillschweigen davon aus falschen Ursachen, und kurz, er schrieb mir, zweifelte an meiner Freundschaft, widerrufte es wieder, und ich sahe es deutlich daß er noch unentschlossen war, ob er gut oder böse seyn wollte. Endlich fing er an sich zu beklagen, daß ich so zurückhaltend wäre, nannte es ein wenig Bosheit, redete davon, daß er sich rächen könnte, daß ers thun wollte, und daß ich, wenn ich ihn auch bäte, doch nicht erfahren sollte, was Sie ihm für Heimlichkeiten in einem sehr vertrauten Briefe geschrieben hätten. Denken Sie, daß mich das verdroß? Nein, lieber Herr Professor, gar nicht; aber ich ward doch trotzig. Armer Herr Zeis, dachte ich, Sie werden mich wohl eher bitten. Ich sagte ihm aber das nicht. Ich stellte ihm nur liebreich vor, daß er sich übereilte, daß es nicht erbaulich wäre, von Rache zu reden, am wenigsten, da er nicht wüßte, ob er einmal Ursache dazu hätte unwillig zu seyn. Ich grüßte ihn und seine Frau Liebste in Ihrem Namen, wie Sie mir befohlen haben, und sagte ihm freundlich, daß, da Ihr Brief Geheimnisse enthielte, die ich zu wissen kein Recht hätte, so verlangte ich gar nicht ihn zu lesen.

Dagegen wollte ich ihm aber auch meinen Brief nicht zeigen, weil ich mirs zum Gesetz gemacht hätte, ihm nachzuahmen, so wie ich ihm bisher in allen Schritten, die er zu unsrer Freundschaft gethan, willig gefolgt wäre, und das that ich, um ihm beyläufig die Verbindlichkeit zu zeigen, in der er ist, mir ein gutes Beyspiel zu geben, und nichts Argwöhnisches und nichts von Rache mehr blicken zu lassen. Diese meine Sanftmuth hat so viel gewirkt, daß er sein Unrecht einsah, daß er mirs abbat und mir Ihren Brief schickte. Aus willfähriger Versöhnlichkeit ließ ich nicht vierundzwanzig Stunden vorbeystreichen ohne ihm zu antworten, und ihm Ihren Brief an mich, auch mitzutheilen. Vielleicht ließt er ihn itzt in diesem Augenblicke, und wer weiß, wie er sich dabey über mein versöhnliches Herz freut. Herr Zeis hat mich schon gefragt, ob ich Ihnen bald antworten würde. Wenn er nun diesen Brief zu sehen verlangt, so darf ichs ihm wohl nicht abschlagen, sonst kömmt er mit dem, was er mir immer vorpredigt: „Einem Bruder guter Art (und das ist er) muß man nichts verschweigen, nichts übelnehmen.“ — — — Gut, Herr Zeis, auch einer Schwester nicht. So dürfen Sie mirs auch nicht übelnehmen, daß ich unserm besten Professor unsern kleinen Streit erzählt habe.

Und nun, mein gütiger Herr Professor, lassen Sie mich Ihnen meinen Dank für die Gütigkeit abstatten, aus welcher Sie mich in der Stelle seiner verstorbenen Juliane confirmiren, die er mir gern eingeräumt hat. Dieses schätzbare Frauenzimmer, das ich niemals gekannt habe, hat dennoch meine aufrichtigste Liebe und Hochachtung. Erlauben Sie, lieber Herr Professor, daß ich die Abschrift eines Briefs beylege, den Sie an ihres Bruders Braut geschrie-

ben und der fast das einzige Andenken ist, das Madame Zeis von dieser lieben Schwester hat.

Ich betrachte und schätze die Freundschaft unsers Herr Zeisens und seiner Frau Liebste allerdings als ein Glück, das mich um so viel mehr rührt, da ichs nicht verdient und niemals erwartet habe. Vielleicht verbessern sich wirklich durch dieses Glück die wenigen guten Eigenschaften, die mir Ihre unschätzbare Gewogenheit ehemals haben erlangen helfen. Von dem Unterrichte oder dem Beyfalle, der Warnung oder Aufmunterung eines entfernten verehrungswürdigen väterlichen Freundes, und dann von dem Beyspiele und den aufrichtigen Erinnerungen eines brüderlichen Freundes und nähern Zeugen meiner Aufführung, und endlich von dem ehrbegierigen Verlangen beiden zu gefallen und beider Liebe zu erhalten, und von den Empfindungen der Dankbarkeit für ein so reines und großes Glück sollte wohl viel Gutes zu mehrerer Verbesserung meines Charakters zu hoffen seyn.

Von Ihren so liebreichen Wünschen für mein zeitliches Glück wird Gott so viel erfüllt werden lassen, als für mich gut seyn mag. Wenn es ihm gefällt, meine eifrigsten Wünsche zu billigen, so müssen Sie, theuerster Herr Professor, das gesegnetste, zufriedenste Alter erreichen, und ich noch das Glück haben, Ihnen Proben meiner ehrfurchtvollesten Liebe zu geben, und niemals der Ehre unwürdig werden, die Sie mir erweisen, wenn Sie mich Ihre Caroline nennen. Ja, liebster Herr Professor, ich will gar keine andre Ehre verlangen, als diese, mich lebenslang nennen zu dürfen.

Dresden, den 4. Decbr. 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Den 5. Decbr.

Herr Zeis ist völlig mit mir ausgesöhnt. Er hat mir heute erstlich einen sehr freundschaftlichen Brief geschickt und mich hernach auch selbst besucht. Gleich itzt verließ er mich, und wir haben viel, sehr viel von Ihnen geplaudert.

58.

Bester Herr Professor!

Ich habe wohl dem Herrn Oberpostcommissär noch zwey Briefe in diesem Jahre zu schreiben versprechen müssen, und heute haben wir den letzten Tag, oder vielmehr, itzt geht die letzte Nacht im Jahre an, und ich habe noch nicht damit fertig werden können. Vielleicht hätte ich itzt Zeit, es zu thun; aber unser lieber Herr Oberpostcommissär wird es mir gütigst vergeben, ich fühle jetzt einen stärkern Beruf in mir, Ihnen zu schreiben, und Ihnen zu sagen, daß ich mich freue, diesen letzten Tag des Jahres damit zu beschließen, daß ich an Sie, mein theuerster Herr Professor, denke, daß ich Gott für jede Wohlthat, so er Ihnen das Jahr hindurch erwiesen, wenigstens mit eben der Empfindung danke, mit der ichs für die besten, mir unmittelbar erwiesenen, Wohlthaten thue. Ich mache mir die vergnügten Gedanken, daß Sie diesen Schluß des Jahres so gesund und zufrieden werden erreicht haben, als ich und unser ganzes Haus und alle, die Sie verehren und lieben, es Ihnen wünschen. Gott lasse Sie in dem neuen Jahre und zu allen Zeiten, mit Allem dem gesegnet seyn, was Sie Ihres Verlangens werth halten. In Allem, was Sie

angeht, bester Herr Professor, in Ihren Verwandten, in Ihren Freunden und in Allen, derer Sie sich aus Freundschaft oder Gütigkeit annehmen, müssen Sie, wenn meine Wünsche erhört werden (und das wird gewiß geschehen), beglückseligt seyn! Möchte doch auch ich, so wie ich sollte, für die Ehre, Ihrer mir in diesem Jahre beybehaltenen unschätzbaren Gewogenheit dankbar seyn können, und besser das vorzügliche Glück verdienen, Sie, meinen theuersten Herrn Professor als meinen besten, verehrungswürdigsten Freund zu denken! Unser Herr Zeis (wie viel Gutes wünscht Ihnen sein Herz nicht! Er ist gewiß der redlichste Mann) Unser Herr Zeis sage ich, ist unter meinen guten Freunden, die ich hier habe, derjenige, mit dem ich am allerliebsten umgehe; denn mit ihm kann ich am besten und am meisten von meinem liebsten Herrn Professor reden. Er geht in alle meine Empfindungen für Sie ein, Er liebt Sie und ehrt Sie, wie ich Sie liebe und ehre; und er wünschts so herzlich als ichs selbst wünsche, daß ich immer mehr und mehr der Ehre würdig werden möge, Ihre Caroline zu heißen.

Dresden, den 31. Decbr. 1762.

C. C. Lucius.

Darf ich Ihnen meine Eltern und Geschwister, und mich dem Herrn Oberpostcommissär, gehorsamst empfehlen?

59.

Liebste Freundin!

Es kränkt mich, daß ich den Briefwechsel mit Ihnen auch in dem neuen Jahre, wie es scheint, nicht sorgfältig, nützlich und freundschaftlich genug unterhalten werde. Aber meine Beschwerungen, die mich täglich mehr unterdrücken, sind in der That groß und entschuldigen die Versäumung dieser Pflicht und meines eignen Vergnügens, wenigstens größten Theils. Sonst war ich größtentheils für mich und meine Freunde brauchbarer; das, denke ich, kann ich mit Gewissen sagen. Doch in guten Tagen willig, dienstfertig und zufrieden seyn, dieß ist keine große Tugend. O wie wohl wird mirs künftig ergehn, wenn mirs nach den guten Wünschen geht, mit denen Ihr Herz den letzten Brief erfüllt hat. Gott gebe mir, was mir gut, für die Ewigkeit gut ist, wenn es auch nach dem menschlichen Auge nicht in die Classe der Güter zu gehören scheint; denn es kann ja wohl eine angreifende Arzney bey aller ihrer Bitterkeit für viele Kranke die größte Wohlthat seyn, wenn gleich nicht für alle. Daß Sie, beste Caroline, sich oft mit Herr Zeisen von mir (vielleicht nur zu oft) unterhalten, o das glaube ich Ihnen und Ihrem Freunde ohne alle Versicherung. Wie oft ich gegen meine Freunde Ihrer gedenke, das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ich mir oft vorgenommen habe, Sie seltener und weniger zu loben, und habe mich doch wohl bey der ersten Gelegenheit vergessen. Kann Sie nicht mein Lob über lang oder kurz gewissen Beschwerlichkeiten aussetzen, die eben nicht geringe sind? Der freundschaftliche Umgang mit Herrn Zeisen, der Ih-

nen soviel Vergnügen und Nutzen bringt, ist, wie Sie selbst sagen, kein geringer Zuwachs Ihres Glücks, und deswegen muß er auch mir Freude und Ehre seyn. Versichern Sie diesen wackern Mann meiner Hochachtung und Liebe, und bitten Sie ihn, daß er mirs vergiebt, wenn ich ihm zu spät antworte. Sie, meine liebe Freundin, würden vielleicht eben so lange warten müssen, wenn ich nicht glaubte, daß Ihnen meine Briefe, jährlich gerechnet, die Dienste thun könnten, die eine kleine Pension einem verdienstvollen Manne thut. Sie vermehrt seine Tugend nicht, aber sie erinnert ihn doch, sie zu üben. Gott lasse Ihr ganzes Leben gesegnet, Ihres Hauses Freude und vieler Menschen Wunsch seyn!

Leipzig, den 5. Januar 1763.

Gellert.

60.

Hochzuehrender Herr Professor!

Mit wie viel Empfindung, mit was für dankbarer Freude schreibe ich Ihnen nicht den ersten Brief im Frieden! —— Welch ein Pack Briefe hier vor mir! Alle im Kriege geschrieben! —— O wie viel Briefe (ja, bester Herr Professor, Gott wird mir den Wunsch gewähren, und Ihnen Gesundheit und Leben schenken, um Ihrem menschenfreundlichen Herzen das Glück des Friedens noch empfindlicher zu machen, und Sie noch viel, viel Jahre daran Theil nehmen zu lassen), wie viel mehr Briefe, sage ich, will ich nun noch erst die Freude haben, Ihnen im Frieden zu schreiben und auch von Ihnen zu erhalten.

Schreiben Sie mir immer selten; wenn ich nur noch recht viel Briefe von Ihnen erhalte, so werde ich dadurch nur um desto glücklicher seyn. Aber setzen Sie meine Demuth nicht mehr auf die gefährliche Probe, den Briefwechsel mit mir Pflicht und Vergnügen zu nennen und die Versäumung derselben zu entschuldigen. Nein, liebster Herr Professor, soviel Glück und Freude mir Ihre Briefe sind, so werde ich mir doch nie den eigennützigen Wunsch erlauben, dieses Vergnügen zu haben, als wenn Sie mirs vollkommen freywillig und ohne alle Beschwerlichkeit geben können, und eben so wenig kann ichs jemals vergessen, daß ein jeder gütiger Gedanke, den Sie für mich denken, schon mehr Ehre ist, als ich verdiene, oder jemals zu hoffen gewagt hätte.

Herr Zeis empfiehlt sich Ihnen ehrerbietigst, und dankt Ihnen für die Gütigkeiten, welche Sie ihm erweisen, eben sowohl als für die, womit Sie mich beehren. Ich denke, daß er gewiß nicht eifersüchtig darüber ist, wenn Sie ihm später antworten, als mir. Noch weniger denke ich, daß ers seyn sollte. Ich habe es ihm recht demonstrirt, daß er den Rang hoch über mir hat, so lange er der verdienstvolle Mann bleibt, der durch keine Pension darf erinnert werden, wenn er seine Tugend üben soll. Er that sehr bescheiden, wie ich ihm das sagte; aber ich weis doch, daß er den Vorzug fühlt. Doch wird ers (das weis ich auch) nicht leicht für eine Demüthigung halten, wenn Sie ihn einmal zur Pension herunter setzen.

Ich bin sehr froh über meine Pension, und könnte sie mir doch auf Lebenslang versichert werden! Nach dem Preise, wornach ich sie schätze, habe ich mir nun schon ein großes Capital davon gesammelt, denn nun nenne ich alle

Ihre Briefe so; der Name gefällt mir. Wenn Ihre Briefe Pension sind, so sind meine Antworten nichts anders, als Quittungen darüber. Ein neues großes Recht, zu schreiben! Wer darf denn Quittungen an sich behalten?

Zu oft kann ich wohl nicht von Ihnen mit Herr Zeisen reden. Man kann nicht zu oft etwas Gutes sprechen und auch nicht zu oft vergnügt seyn; und wovon unterhält man sich wohl nützlicher und angenehmer, als wenn man mit Freunden von dem spricht, was man mit Recht aus Pflicht und aus freyer Wahl verehrt und liebt? Seine Freundschaft und sein Umgang sind mir schon an sich sehr schätzbar, noch schätzbarer aber wird mir beydes durch den Antheil, den Sie gütigst daran nehmen wollen, und durch den Gedanken, daß ich beydes vornehmlich der Ehre, die Sie mir erweisen, und der Güte, die Sie für mich haben, schuldig bin; und Sie wissen nicht, wie gern ich Ihnen Alles, was mir lieb und vortheilhaft ist, zu verdanken haben möchte. Dennoch entsage ich gern dem Vergnügen zu wissen, daß hochachtungswürdige Personen in der Welt sind, deren gute Meynung ich dem Lobe eines Gellerts zu danken habe, da ich nicht einmal die Ehre verdiene, der Inhalt seines Gesprächs zu seyn, ob ich gleich von den Beschwerlichkeiten, denen Ihr Lob mich aussetzen könnte, ganz und gar keine Idee habe; es müßte denn seyn, daß diejenigen, die es hörten, dadurch auf mich aufmerksam gemacht würden, und daß es mir alsdann schwer fiele, diesem Lobe Ehre zu machen: und in der That, diese Betrachtung hat genug, das einem den Muth benehmen könnte, aber ich muß das nicht zulassen, und wenn ich einen rechtmäßigen Ehrgeiz besitze, muß sie mir da nicht vielmehr Muth geben, verdoppelten Fleiß anzuwenden, um der Ehre

nicht ganz unwerth zu bleiben, die ich mir selbst erweise, wenn ich mich mit der vollkommensten Ehrerbietung nenne

Dresden, den 26. Januar 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

61.

Liebste Mademoiselle!

Diesen Brief, hoffe ich, wird Ihnen der Commissionsrath Wagner überbringen, ein sehr lieber Mann, für dessen Bekanntschaft ich gewiß Ihren Dank verdienen werde. Ja ich erwarte ihn. Sie können so zuversichtlich mit ihm sprechen, als wenn ich selbst käme, und ihn förmlich ausfragen, wie gut ich von Ihnen denke; denn er weiß es besser, als andre meiner Freunde. — Und hier, liebste Freundin, schließe ich schon. Nicht Geschäfte, nicht Besuche, nein, meine Beschwerungen hindern mich, mehr zu schreiben. Leben Sie wohl.

Leipzig, den 9. Februar 1763.

Gellert.

62.

Hochzuehrender Herr Professor!

Was könnte ich wohl durch Sie erlangen, das Ihnen nicht meinen besten Dank verdienen sollte? Ganz gewiß haben Sie ihn für die Güte, nach welcher Sie mir die vorzügliche Ehre, einem Ihrer würdigsten Freunde bekannt zu werden, haben verschaffen wollen. Und Ihr Freund, bester Herr Professor? Der hat auch meinen Dank, daß er alle die Hoffnung erfüllt hat, die Sie mir von ihm gemacht haben. Ja, liebster Herr Professor, ich konnte gleich so viel Vertrauen zu ihm fassen, als Sie von mir verlangten. Der Herr Commissionsrath wirds Ihnen von mir wiedersagen, wie zuversichtlich ich mit ihm gesprochen habe. Ich konnte es ohne Bedenken thun, das wissen Sie. Mein Recht dazu durfte ich ihm nur gleich aus Ihrem Briefe beweisen. Aber, daß er auch sehr gütig mit mir gesprochen, das muß ich Ihnen von ihm sagen. Ja, er hat mir so viel von Ihrer Nachsicht, von Ihrer Gewogenheit und unverdienten gütigen Meynung von mir erzählt, daß ichs kaum zu glauben wage, und daß michs kränkt, weil ichs nicht halb verdiene, und noch mehr, weil ichs Ihnen nicht halb sagen kann, wie viel mein Herz dabey empfindet.

Sie sind krank, liebster Herr Professor? Es ist Pflicht, Sie zu schonen, und nicht mit langen Briefen zu ermüden. Leben Sie also wohl, theuerster Herr Professor, und befinden Sie sich bald besser! — — Ich fragte den Herrn Commissionsrath: „Wird denn der Friede unsern besten Gellert nicht gesund machen?" — Ich zweifle, gab er

zur Antwort; und das ist unter allem, was ich ihn habe sagen hören, das Einzige, was mir nicht gefiel.

Noch einmal, bester Herr Professor, leben Sie wohl und lassen Sie Ihrem gütigen Andenken noch ferner empfohlen seyn

Dresden, den 16. Febr. 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Herr Zeis hat von mir verlangt daß ich diesen Brief einschließen soll.

63.

Liebste Mademoiselle!

Der Commissionsrath Wagner danket mir eben so sehr für Ihre Bekanntschaft, als Sie mir für die seinige danken, und also bin ich doppelt belohnet. Er machet mir auch Hoffnung, meine liebe Correspondentin und Freundin bald von Person kennen zu lernen, und ich bemühe mich, diese Hoffnung anzunehmen; denn Sie wissen wohl, daß der Kranke leichter fürchtet, als hoffet. Doch da mich Gott das Glück des Friedens hat erleben lassen, warum wollte ich nicht auch die guten Freuden des Lebens hoffen? Leben Sie wohl; denn Sie merken es doch, daß mir das Schreiben sauer werden mag? Leben Sie also wohl, und grüßen Sie Ihre liebsten Eltern und Jungfer Schwester auf das verbindlichste von mir, auch Ihren Herrn Bruder.

Leipzig, den 26. Februar 1763.

Gellert.

64.

Bester Herr Professor!

Wie befinden Sie sich? Sie sehen in Ihren letzten Briefen immer noch krank aus, und wenn ich bescheiden wäre, sollte ich Ihnen vielleicht nicht beschwerlich fallen. Aber, liebster Herr Professor, ich habe Ihnen etwas zu erzählen, und ich weiß gar nicht, wie ichs anfangen soll, wenn ichs Ihnen verschweigen will. Nein, das ist mir unmöglich, verschweigen kann ichs Ihnen nicht. Lassen Sie michs Ihnen erzählen, ichs wills recht kurz machen.

Sie wissen doch, liebster Herr Professor, daß die Frau Generalin von Vitzthum hier in Dresden ist? Und ich weiß, daß das Fräulein Schönfeld ihre Tochter ist. Nun gut! Die Frau Generalin hat, vermuthlich durch Ihre Gütigkeit, theuerster Herr Professor, etwas von mir gehört, und die kleine Neugierigkeit gehabt, mich sehen zu wollen. Dieses hat Herr Zeis durch den Herrn Geh. Kriegsrath von Ponikau erfahren. Er selbst hat der Frau Generalin aufgewartet und von dieser Dame den Befehl für mich erhalten, daß ich zu ihr kommen sollte. Vorgestern habe ich also der Frau Generalin und zugleich dem Herrn Generale und dem Fräulein Schönfeld aufzuwarten die Gnade gehabt, uud alle haben mir, einem ganz unbekannten Mädchen, mit einer Güte begegnet, die mir desto unschätzbarer ist, da ich weiß, daß ich sie keiner andern Ursache, als der Gewogenheit des verehrungswürdigsten Mannes, zuzuschreiben habe. Ja die Frau Generalin war so gnädig mir zu befehlen, daß ich wiederkommen und einige von den Briefen mitbringen sollte, womit Sie mich

beehret haben, um ihr solche vorzulesen. „Sie sollen nicht gedruckt werden,“ setzte sie hinzu. Aber, liebster Herr Professor, ich weiß nicht ob ich gehorchen kann. Wenigstens wird mir die Wahl der Briefe sehr schwer werden. Es steht in allen so sehr viel Gutes von mir; wie werde ich das vorlesen können? und wie wird sichs für mich schicken? Wie, wenn die Gräfin oder das Fräulein dächten, ich wäre eitel, und möchte wohl mit Fleiß nur diejenigen Briefe ausgesucht haben, die am vortheilhaftesten für mich wären? — Gleichwohl kann ich mich selbst nicht so weit verleugnen, dieser Dame gar nichts zu zeigen, das sie veranlassen könnte, einige gütige Gedanken für mich zu fassen; denn, bester Herr Professor, ich bin stolz auf Ihre Meynung von mir und auf die Ehre Ihrer Gewogenheit, der ich so viele wahre Vortheile und unter denselben auch die Bekanntschaft dieser edeln Familie verdanke; wie sollte ich nun derselben alles entziehen, womit ichs beweisen kann, daß ich diese Ehre besitze? Ich weiß wohl, wie ichs machen will; ich werde es wagen, und das Fräulein Schönfeld bitten, mir die Gnade zu erweisen, und ihrer gnädigen Mama an meiner Statt, was ihr gefällt, aus den Briefen vorzulesen; das wird für mich das beste Mittel seyn.

Nun, liebster Herr Professor, was sagen Sie? Können Sie mirs vergeben, wenn ich Ihnen mit meiner kleinen Erzählung beschwerlich bin? Aber ich habe etwas, womit ichs einigermaßen wieder gut machen kann. Die Frau Generalin und das Fräulein haben mir recht viel Complimente an Sie aufgetragen und gesagt, sie hofften Sie nunmehr bald selbst in Leipzig zu sehen.

Ob ich denn wohl auch einmal dieses Glück haben

werde? Ich wünsche es selbst mehr, als ichs hoffe; aber vielleicht — Der Friede war ja ein viel schwereres Werk, als eine Reise nach Leipzig, und kam doch endlich zu Stande. Ich will also hoffen, daß mir wohl das empfindungsvolle Vergnügen noch könne aufbehalten seyn, Ihnen, theuerster Herr Professor, meine Ehrerbietung persönlich zu bezeigen. Ja das kann geschehen. Indessen soll es (ich mag nun wirklich so glücklich werden oder nicht) allemal zu meinen besten Vergnügungen und zu meinen ersten Pflichten gehören, mit der ehrfurchtvollsten, zärtlichsten Dankbarkeit zu seyn

Dresden, den 14. März 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Erlauben Sie, lieber Herr Professor, daß meine Eltern und meine Geschwister sich Ihnen ehrerbietigst empfehlen. Dem Herrn Commissionsrath Wagner danke ich gehorsamst für die Nachsicht, mit welcher derselbe, von mir zu urtheilen, die Gütigkeit gehabt hat.

65.

Liebste Mademoiselle!

Ich freue mich im voraus über die Vortheile, die Ihnen die Bekanntschaft mit der Gräfin Vitzthum und ihrer Tochter bringen wird. Die Gräfin ist eine der besten Damen, die ich jemals gekannt habe. Sie macht ihrem Geschlechte nicht blos durch Verstand, Geschmack und Lebensart sondern noch mehr durch Güte des Herzens, durch Religion und ein leutseliges Betragen Ehre, und die Tochter

ist dieser Mutter werth. Wenn Ihr Hof in Dresden viel solche Damen hat, so ist er ohne Ausnahme der beste, und wenn Sie, liebste Lucius, den Beyfall und die Gewogenheit der Gräfin und ihrer Tochter haben, so können Sie mit sich zufrieden seyn, wenn Sie auch hundert andern Damen nicht gefallen sollten. Ich gehöre, stolz zu reden, zu dem Vitzthumischen Hause, kenne es durch einen vieljährigen Umgang und durch oftmaligen Aufenthalt in demselben, genau, und habe nicht blos Ein Recht mehr, als andre, sondern eine Pflicht, die Gräfin, als ein Beyspiel der ehelichen und mütterlichen Tugenden Ihnen anzupreisen. Wenn ich Ihnen endlich sage, daß diese Mutter und Tochter, mich mit einem besondern Vertrauen beehren und mit großer Freundschaft für mich besorgt sind, so wird es Ihnen wohl nicht schwer werden, beyde zu lieben und gleichsam in meinem Namen dankbar zu seyn. Vielleicht habe ich, wenn es meine Gesundheit erlaubt, das Vergnügen, die Frau Gräfin nach den Feyertagen in Welkau zu besuchen, und da, hoffe ich, wird sie mir viel Gutes von meiner Correspondentin erzählen und mich loben. Sie hat auf ihren Gütern beynahe lauter Geistliche, die sie auf mein Wort gewählet hat, treffliche und fromme Männer, die sie in Ehren hält und als eine große Wohlthat von Gott ansieht. Meine Briefe an Sie, liebe Freundin, kann die Gräfin allerdings und vor allen andern lesen; aber ich fürchte, unsre Correspondenz wird über lang oder kurz in die Hände der Welt fallen, und für diese ist sie doch nicht geführet worden. Herr Zeisen, den ich herzlichst grüße, können Sie sagen, daß ihm Herr Krebel in wenig Tagen eine Collecte überbringen wird, die wir an unserm Tische für den blinden Jüngling gesammelt haben. Sie würde

größer seyn, wenn diese Herren nicht fast täglich gutthätig wären; ja, sie sind es ohne Zeugen, und gute Herzen haben immer auch ihre eignen Lieblinge unter den Armen und Elenden. Leben Sie wohl und halten Sie zufriedne Feyertage, Sie und Ihr ganzes Haus.

Leipzig, den 31. März 1763.

Gellert.

66.

Hochzuehrender Herr Professor!

Das errathen Sie nicht, was mich bey Ihrem Briefe am meisten erfreut hat — daß er zwo Seiten lang war. Wenn ich ein Blättchen nur mit zehn oder zwölf Zeilen finde, ach, denke ich da, mein lieber Gellert ist wohl krank. Aber zwo Seiten, das sieht schon so krank nicht aus. Nur drey Tage zuvor hatte ich einen eben so langen Brief von Ihnen, an Herr Zeisen, gelesen, in welchem Sie sich meiner gütigst erinnerten; (aber ich habe es dem Herrn Zeis aufgetragen, Ihnen in meinem Namen zu danken: geht das an lieber Herr Professor?) und nicht lange vorher, durch Herr Seidelin einige nicht unangenehme Nachricht von Ihnen erhalten. Aus allem diesen mache ich mir die beste Hoffnung, daß Sie sich immer besser befinden, und Ihr Vorhaben, die Gräfin Vitzthum zu besuchen, werden ausführen können. Ja, liebster Herr Professor, bleiben Sie, wenns möglich ist, bey diesem Vorsatze; denn die Frau Generalin freute sich auf Sie, und machte sich schon auf den dritten Feyertag Rechnung, Sie bey sich in Welkau zu sehen. Doch vielleicht sind Sie schon bey dieser

Dame, und da kann es wohl geschehen, daß sie Ihnen ihre Meynung von mir sagt, und da werden Sie, bester Herr Professor, ganz gewiß die Gütigkeit haben, sie zu bitten, mir in den Fehlern nachzusehen, die ich etwan aus Unwissenheit kann begangen haben, und in der That, da ich sehr wenig Bekanntschaft habe, und fast nur mit einer einzigen Gattung von Leuten umgegangen bin, kann ich einigermaßen mehr berechtigt seyn, Nachsicht zu erwarten, als andre, die mehr Umgang und eben dadurch (im guten Verstande gesagt) mehr Welt haben. Ganz gewiß weiß ichs freylich nicht, ob ich glücklich genug gewesen bin, den Beyfall und die Gewogenheit dieser Gräfin und ihrer Tochter zu erhalten, allein ob ich gleich, vielleicht durch die Ehre befriedigt, welche Sie, gütigster Herr Professor, mir erweisen, wenig Ehrgeiz übrig habe, so denke ich doch, es könne mir nicht zu verzeihen seyn, wenn ich nicht wünschen wollte, daß diese Damen, die so sehr Ihre Freundinnen sind und in Ihrer Achtung so hoch stehen, von Ihrer Correspondentin nicht ganz nachtheilige Gedanken möchten gefasset haben. Ja, wenn ich auch außer diesem Zusammenhange ihr Urtheil betrachte, halte ichs für Ehre, ihres Beyfalls nicht unwerth geachtet zu werden; denn Sie entwerfen mir von ihnen einen Charakter, den ich lieben und verehren müßte, wenn auch weder die Damen selbst noch jemand, der mit ihnen in Verbindung stünde, mir bekannt oder theuer wären. So viel weiß ich aus der Erfahrung, daß die Gräfin ausnehmend leutselig und in ihrer Güte sogar liebreich ist. Das Fräulein ist auch sehr gütig, aber ernsthafter und entfernter. Unfehlbar werde ich die Gnade, die mir hier erwiesen worden, stets mit der ehrerbietigsten Dankbarkeit empfinden, und die besondere Freund=

schaft, welche diese würdige Damen für den besten, verdientesten Mann hegen und wodurch sie sich selbst ehren, soll diese Dankbarkeit nicht nur unterhalten sondern auch vermehren. Als ich zum zweytenmale, auf eine schriftliche Einladung von Ihrem lieben Fräulein, die Ehre hatte, der Frau Gräfin aufzuwarten, überreichte ich demselben Ihre Briefe, einen Schatz, welchen ich ungern weggebe, den ich aber, ob ich wohl damals Ihre Einwilligung noch nicht wußte sondern nur als gewiß voraussetzte, ihren Händen mit großer Zufriedenheit überließ, aus welchen ich ihn auch vollständig nach zween Tagen zurückerhielt, und ich bin gewiß, das Fräulein weiß mir Dank dafür.

Aber, liebster Herr Professor, warum besorgen Sie, unsre Correspondenz werde in die Hände der Welt fallen? Ich weiß zwar nicht recht, was Sie eigentlich unter diesem Ausdrucke verstehn, allein ich mag ihn erklären, wie ich will, so habe ich doch diese Furcht nicht, und ich habe auch keinen Grund dazu. Die wenigen meiner Freunde, denen ich etwas von den Briefen, womit Sie mich beehret haben, gezeiget, sind zu freundschaftlich und auch zu dankbar, als daß sie aus Unachtsamkeit oder Vorsatz eine Indiscretion begehen sollten, von der sie wissen, daß sie meinem verehrungswürdigen Correspondenten oder mir misfallen würde. Es kann mich auch nicht reuen, daß ich diesen meinen Freunden Briefe habe lesen lassen, die der unwidersprechliche Beweis von der Freundschaft des besten Mannes für mich, und meine vorzügliche Ehre, und alles sind, worauf ich stolz seyn könnte. Und ist nicht ein Glück, das man, mistrauisch, ganz allein und unmitgetheilt, besitzt, nur ein halb genoßnes Glück? Und würden nicht die schätzbarsten meiner Freunde, die mich itzt in einem hohen Grade lieben,

nur eine gemeinere Art von Freundschaft für mich hegen, wenn sie von dem Verhältnisse nichts wüßten, in welchem ich mit Ihnen, theuerster Herr Professor stehe? Dennoch will ich, wenn Sie für nöthig finden es mir zu befehlen, gern dem Vergnügen entsagen, meine Freunde an demjenigen Theil nehmen zu lassen, welches mir Ihre Briefe geben, und sie werden sichs auch gern gefallen lassen, sobald ich Ihren ausdrücklichen Befehl anführen kann.

Einer von den rechtschaffenen Geistlichen, welche die Frau Gräfin Vitzthum durch Ihre Vorsorge erhalten, der Herr Pastor Buschmann in Löbnitz, ist mir als Dichter aus verschiedenen Stücken bekannt. Von ihm haben wir die Texte zu unsern besten Passions- und Festmusiken, auch den zum Friedens-Dankfeste.

Herr Seidelin mit seinen Landsleuten wird heute von uns Abschied nehmen. Da er wieder nach Leipzig geht, wird er mich vermuthlich wieder bitten, wie er schon etliche mal gethan hat, ihm einen Brief an Sie, liebster Herr Professor, mitzugeben. Ich wollte ihm wohl gern den Gefallen erweisen, weil er es dafür ansieht, wenn ich nur wüßte, daß es Ihnen nicht beschwerlich wäre. Verzeihen Sie mirs diesmal, hochzuehrender Herr Professor, und befehlen Sie mir künftig; dann sollen Sie sehen, daß mir nichts leichter zu thun wird, als dasjenige, wodurch ich Ihnen beweisen kann, daß ich ohne alle Ausnahme sey

Dresden, den 7. April 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Lassen Sie unser ganzes Haus Ihrer Gütigkeit empfohlen seyn.

67.

Liebste Mademoiselle!

Nur ein Wort. Der Graf Scheel, ein Däne, mein Freund und gewesener Schüler, ein vortreffliches Kind, der von hier auf Reisen und über Dresden geht, der Sie nicht blos durch mich, sondern durch seine Landsleute kennt, will Sie gern persönlich kennen lernen. Damit Sie ihm und sich und Ihren liebsten Eltern den Besuch erleichtern, so bitten Sie Herr Zeisen, daß er zu ihm geht und ihn auf einige Augenblicke in Ihr Haus bringt. Es wird Sie und Herr Zeisen nicht gereuen; denn ich habe seit dreyßig Jahren nicht viel solcher junger Herren gekannt. Ich schreibe dieses in Welkau, bey Ihrer großen Gönnerin, der Gräfin Vitzthum, die ich auf etliche Tage besucht habe. Diese Veränderung hat mir, Dank und Preis sey Gott! nicht geschadet, wie ich doch fürchten mußte. Ich bin größtentheils geritten, denn ich habe ein gutes, stilles, bequemes Pferd, ohne zu wissen, von wem ichs habe, ob von dem Prinzen Heinrich oder seinem Adjutanten, dem Herrn von Kalkreuter; genug es ist für mich das beste Pferd und eine Wohlthat, die ich nicht verdienet habe. Leben Sie wohl! Die Gräfin lobt und liebt sie, nebst ihrer Tochter und der Mademoiselle Paret.

Welkau, den 20. April 1763.

Gellert.

Grüßen Sie Herr Zeisen von Herzen von mir.

68.

Liebste Mademoiselle!

Ich bin noch immer in Welkau, und Sie helfen itzt einen Theil meiner Nachmittagsbeschäftigungen und Vergnügungen ausmachen, ohne daß Sie es wissen. Ich muß es Ihnen also aus Dankbarkeit erzählen. Vor etlichen Tagen ließ ich Ihre und meine Briefe aus Leipzig kommen und diese lese ich von vier bis fünf Uhr vor. Meine Zuhörer sind die Gräfin, ihre Tochter und Mademoiselle Paret. Dieses sind die ordentlichen Zuhörer; denn die Mutter der Gräfin, der General Ponikau und M. Heyer *) gehören unter die außerordentlichen, die nicht allemal zugegen sind. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie zufrieden die Frau Gräfin mit Ihren Briefen ist. Ausnehmend zufrieden. Nunmehr, sagte sie noch vorgestern, habe ich die Lucius erst recht lieb, da ich sie aus ihren Briefen kenne. Sie hat einen Charakter, wie ich ihn wünsche, und eine Art zu denken und zu schreiben, die ich selten bey einem Frauenzimmer wieder finden werde. Das ist ein vortrefliches Mädchen, rief sie laut, als ich Ihren Brief las, darinnen Sie den meinigen, der sich, denke ich, anfängt: „Das waren harte Tage," beantworten. Ich will die Lobsprüche, die sie Ihrem Herzen und Verstande beylegt, nicht hersetzen, noch das, was ich dazu sage, wenn die Gräfin Sie so herzlich, als ein einsichtvolles und tugendhaftes, frommes Kind lobet; nein ich will es nicht thun, ob ich gleich

*) Nachmaliger Mitherausgeber der Gellertschen Werke, auch als Uebersetzer des Saurin bekannt. Er starb im Jahre 1796.

Ihre Bescheidenheit kenne. Sie wissen genug, um sich erfreuen zu können und erfreuen sollen Sie sich über den Beyfall guter Menschen. Damit die Gräfin Ihnen einen Beweis ihrer Liebe gebe, so will sie, wenn sie nach Dresden geht, mein Portrait von Welkau mitnehmen, in Dresden von einem geschickten Manne copiren lassen und Ihnen ein Geschenk mit der Copie machen. In der That hat sie das wahreste Portrait, das jemals von mir da gewesen ist; das zwar nur mit Tusche, aber mit großem Fleiße (der Maler war mein Freund und Schüler, der mich mit Thränen zwang, daß ich mich mußte malen lassen) gemalet ist. Dieses zukünftige Geschenk wird Ihnen, ich weiß es gewiß, doppelt angenehm seyn, und die Fräulein macht sich schon eine Freude daraus, es Ihnen selbst zu überreichen. Auch muß ich Ihnen melden, meine beste Correspondentin, daß ich nunmehr Ihr Geschenk, Ihre Manschetten, trage, wenigstens kann ich sie alle Tage tragen, denn sie sind ganz zum Gebrauche fertig, und die Dankbarkeit wird es erfordern, daß ich sie zum mindesten alsdann anlege, wenn Sie nach Leipzig kommen, oder ich nach Dresden. Das mag auf heute genug seyn. Leben Sie wohl. Die Gräfin, die Fräulein und die Mademoiselle Paret grüßen Sie alle dreye herzlich.

Welkau, den 22. April 1763.

Gellert.

P. S. Lesen Sie doch den beygelegten Brief einer meiner neuen Correspondentinnen, die ich eben so wenig von Person kenne, als die Mademoiselle Lucius. Ich glaube, es fehlt ihr, um recht schreiben zu lernen, nichts als Ihr Beyspiel, meine liebe Freundin, und Sie thäten

vielleicht ein gutes Werk, wenn Sie sichs gefallen ließen, mit ihr Briefe zu wechseln. Ich bin zu träge und zu krank, um dieses Geschäft zu übernehmen; aber Ihnen ist das vielleicht eine Erholung, was mir eine Arbeit ist. Wenigstens weiß ich, daß Sie gern Gutes thun, und es williger thun, als daß Sie erst meiner Aufmunterung bedürften. Genug ich sehe nicht, wie ich dankbarer für die Achtung und das besondere Vertrauen, das mir die Mademoiselle Kirchhof bezeugt, seyn kann, als wenn ich derselben Ihre Bekanntschaft auswirke, und wer weiß, was für glückliche Wirkungen diese gestiftete Bekanntschaft auf viele Menschen noch lange nach meinem Tode hat. Denn wie viele danken mir nicht oft für die geringsten Dienste, die ihnen, wie sie sagen, viel genützet haben! Eine Wohlthat von Gott, deren ich unendlich zu geringe bin, und die mich zu einem desto sorgfältigern Gebrauche der günstigen Umstände, in die er mich ohne alle meine Würdigkeit gesetzt hat, anfeuern sollte. Gleichwohl fühle ich bey meiner gegenwärtigen Verfassung diesen Eifer so wenig, daß ich oft vor mir selber erschrecke. Aber so soll der Mensch Demuth lernen, und sein eignes Nichts. Zugleich schicke ich Ihnen noch einen andern Brief einer meiner ältern Correspondentinnen, einer vortreflichen Dame, der Frau von Kamecke. Ich kann Ihnen ihr Verdienst nicht kürzer und nachdrücklicher beschreiben, als wenn ich Ihnen sage, daß sie als Wittwe fünf Kinder selbst ohne alle Beyhülfe mit der größten Sorgfalt und allen guten Eigenschaften einer weisen und arbeitsamen Mutter erzieht, mit der Frau von Beaumont im Briefwechsel steht, und diese zu dem Entschlusse gebracht hat, sich von London nächstens nach Berlin (ich sähe es lieber, nach Dresden) zu wenden. Diese Dame hat mir, ohne daß ichs im Ge-

ringsten um sie verdienet, sehr wichtige und ganz freywillige Beweise der Freundschaft und Hochachtung gegeben, und sie ist es werth, Ihnen durch mich bekannt zu werden. Itzt lebt sie in Berlin, vorher aber war ihr Aufenthalt in der Stadt Brandenburg. Es sind nur wenig Monate, daß ich sie habe von Person kennen lernen, denn sie erwies mir auf einer Reise nach Erfurt die Ehre, ihren Weg über Leipzig zu nehmen und mich zweymal, weil ich krank war, zu besuchen. Sie ist selbst kränklich und etwan 30 Jahr alt, auch wohl jünger; eine sehr verständige und fromme Dame.

Das wird ein langes Postscript. Nun, wenns kein Postscript ist, so sey es ein zweyter Brief, so sey es Freude und Wohlthat für mich, daß ich heute so viel schreiben kann. Denn gestern Sonntags, meine liebe Freundin, kam ich krank aus der Kirche, fühlte einen meiner schrecklichsten Zufälle, und wagte es, ihm durch Fasten zuvorzukommen. Ich ging also zu Mittage nicht zur Tafel, aß keinen Bissen bis Abends, riß mich von der Stube los, ging um 3 Uhr aufs Filial in die Betstunde, so schwach ich auch war, und siehe, wie groß ist Gottes Güte! Mein traurigster Zufall verlor sich, ich konnte Abends essen, und habe weit besser geschlafen, als sonst. Heute gäbe ich nun gern die ganze Welt hin, wenn das Dankbarkeit wäre; so wie ich alles, alles auf Erden, um die völlige Befreyung von diesem harten Uebel mit Freuden, mit unaussprechlichen Freuden verlieren würde. Danken Sie Gott mit mir über diese Wohlthat, und lernen Sie an diesem Beyspiele, wie sichtbar und oft die Hand Gottes hilft. Wie lange ich noch in Welkau bleiben werde? Das kann ich Ihnen nicht sagen. Vielleicht gehe ich übermorgen nach Leipzig zurück.

In der That habe ich hier alles, was ich wünschen kann, wenn ichs gleich nicht ganz zu genießen fähig bin. Die beste Wirthin, den besten Umgang, die größten und erlaubtesten Bequemlichkeiten, und an M. Heyern einen Prediger, als Sie ihn im ganzen Lande nicht oft finden werden. Wer dieser Heyer ist? Mein Freund, mein ehemaliger liebster Zuhörer, der Gräfin von mir empfohlen, ein würdiger, gelehrter, frommer, und gleich einem Saurin eigenthümlich beredter Mann, der fast alle Gaben eines Redners besitzt, und dessen Herz seinen ganzen Ton zu einem Commentar seiner Reden macht, der allen Menschen verständlich und eindringend ist. Vermuthlich will ich dieses Blatt auch noch vollschreiben, weil ich Ihnen alles sage, was mir zu Herzen geht. Ist der Graf Scheel bey Ihnen gewesen? Grandison der jüngere, wenigstens dem guten und edlen Herzen nach, und auch dem Verhältnisse nach, daß er schon eine Byron hat, die ihm seine Stiefmutter (sie liebt ihn unglaublich) erzieht und in ihren Armen bis zu seiner Zurückkunft von Reisen bewahret. Wir haben also an unserm Tische zween Grafen verloren, ihn und seinen Freund, den Graf Heinrich Brühl *), von dem ich Dresden und dem Vaterlande aus Erfahrung und mit Ueberzeugung sehr viel Gutes versprechen kann, und den ich auch herzlich und väterlich liebe. Es fehlt ihm nichts, als die Zeit der völligen Reife. Bei dem Herlesen Ihrer Briefe, meine gute Correspondentin, habe ich mich geschämt, daß ich Ihre Freundin, die Frau D. Hauschild so lange nicht habe grüßen lassen. Thun Sie es auf die beste und hochachtungs-

*) Nachmals Sächsischer Gesandter am Münchner und dann am Londner Hofe.

vollste Art, und leben Sie immerdar mit Ihrem ganzen Hause wohl.

Welkau, den 24. April 1763.

Gellert.

69.

Hochzuehrender Herr Professor!

Es ist viel, in der That zu viel Ehre, die mir und meinen Briefen in Welkau wiederfährt. Ich bin sehr aufrichtig davon überzeugt. Doch empfinde ich freylich auch, daß Briefe, die an Sie gerichtet, und von Ihnen beantwortet sind, und eine Person, die Sie selbst mit dem Namen Ihrer Correspondentin und Freundin beehren, nichts ganz Gleichgültiges bleiben können, und daß Sie, da Sie selbst gütig genug sind, sich bisweilen damit zu beschäftigen, wohl einige Aufmerksamkeit von zwo gütigen Damen, welche Ihre Freundinnen sind, blos um Ihrentwillen, erlangen können. Lassen Sie mich also, bester Herr Professor, lassen Sie mich Ihnen ganz die Freude verdanken, welche der Beyfall guter Menschen mir erweckt. Ja, liebster Herr Professor, dieser Beyfall ist mir Freude. Ich habe schon etlichemal gewünscht, es lieber nicht zu wissen, daß Sie mich itzt täglich eine Stunde mit Ihrem Andenken beehret, indem Sie meine Briefe gelesen, und daß die Gräfin, die Fräulein und Mademoiselle Paret dabey Zuhörer gewesen; denn ich fürchte immer, ich werde nie so dankbar scheinen können, als ichs bin.

Liebster Herr Professor, Sie verstehen ja die Kunst, beydes, beredt und aufrichtig, zu danken — o danken Sie

der Gräfin und dem Fräulein, in meinem Namen, wie ich danken sollte, und empfehlen Sie mich ihnen ehrerbietigst, auch der Mademoiselle Paret danken Sie. Das Geschenk, das mir die Gräfin als einen Beweis ihrer Liebe — ist es wohl zu stolz, es nachzusagen? — zugedacht hat, wird mir, wie Sie sagen, aus doppelten Ursachen lieb und unschätzbar seyn. Es ist mehr, als alles, was ich erwarten können, mehr als alles, was ich jemals verdienen kann; aber gewiß eben das, was ich gewünscht haben würde, wäre es möglich gewesen, einen solchen Wunsch zu wagen. Ich bin bekümmert, wie ich der gütigen Gräfin und der gütigen Fräulein für so viel unverdiente Gnade Dankbarkeit zeigen will. Aber liebster Herr Professor, nennen Sie mir den Maler, der dies treue Portrait von Ihnen gemacht hat. Ich will ihn lieben, ihn als meinen Freund und Wohlthäter lieben, und deswegen gern dem Namen nach kennen. Dann will ich aus Dankbarkeit, den Leuten, welche die Copie seiner Arbeit bey mir sehen werden, seinen Namen, und auch das sagen, daß er Ihr Freund und Schüler gewesen, und ihm dadurch noch mehr Ehre erwerben. Es ist ein General Ponikau hier in Dresden, und ich glaube, es wird der seyn, dessen Sie in Ihrem Briefe gedenken. Wo ich nicht irre, hat er ehedem vor dem Kriege etliche Jahre in dem Hause gewohnt, wo wir wohnen. Damals war er erst Major, dann Obrist-Lieutnant und hatte zwo Töchter und zween Söhne, die aber, soviel ich weiß, alle bis auf die älteste Fräulein, Charlotte, die nun erwachsen seyn muß, gestorben sind. Von M. Heyern habe ich immer, vornehmlich bey Herr Zeisen, rühmlich sprechen hören. Herr Zeis will mir itzt den Saurin, von Heyern übersetzt, zu lesen geben, auch habe ich bey

ihm Briefe von Ihnen an den Herrn Buschmann gesehen, in welchen Sie desselben sehr vortheilhaft gedenken. Wie müssen Sie sich freuen, diesen würdigen Geistlichen einer Dame empfohlen zu haben, die seine Verdienste zu schätzen und zu belohnen weiß.

Bleiben Sie ja so lange in Welkau, als Sie nur können. Ich sehe es, daß Sie sich dort weit besser befinden als anderwärts, und auch, selbst in Krankheit, bald wieder besser werdet. Ja, theuerster Herr Professor, gern, recht von Herzen gern und mit jeder Empfindung sage ich Gott Dank, daß er Ihnen so bald und glücklich den letzten traurigen Anfall von Krankheit, hat überstehen helfen, und meine ganze Seele nimmt Theil daran, wenn ichs thue. Wie wird die liebe Gräfin und die Fräulein für Sie bekümmert und besorgt gewesen seyn! Ich kann mir recht eigentlich das Vergnügen vorstellen, das sie fühlten, Sie wieder an ihrer Abendtafel zu finden, und Ihnen die Empfindungen des Dankes und der Freude über die Befreyung von dem schweren Uebel anzusehen, und Ihnen dazu Glück zu wünschen. In der That, ich bin voll Freude, wenn ich daran denke, wie viel vortreffliche Menschen in der Welt seyn müssen, und Gott wird Sie noch lange erhalten, die Zahl derselben durch sich selbst und durch andere, die Sie dazu bilden werden, zu vermehren. Gewiß, es giebt in irdischen Dingen kein reineres und höheres Vergnügen, keines, das so sehr für sich selbst besteht, als dasjenige, welches über den Anblick der Güte und Vollkommenheit in den Seelen der andern und auch in unsern eignen, in uns entsteht.

Dem Briefe der Mademoiselle Kirchhof, für den ich Ihnen, wie auch für die übrigen gütigst mitgetheilten Briefe,

gehorsamst danke, sieht mans an, daß die Verfasserin desselben Sie aufrichtig liebt, und wer, liebster Herr Professor, wollte Sie auch nicht aufrichtig lieben? Mir würde es ein wahres Vergnügen seyn, mit diesem Frauenzimmer Briefe zu wechseln. Nicht daß ich sie durch mein Beyspiel zu belehren gedenke; nein, sie würde wenig von mir lernen können; sondern meiner eigenen Belustigung wegen, und weil der Grund zur Freundschaft zwischen uns bereits gelegt ist. Sie liebt Sie, wie ich; sie wird durch den Titel Ihrer Freundin und Correspondentin geehrt, wie ich. Vielleicht verdient sie diese Ehre mehr als ich, das kann wohl seyn. Aber das thut nichts; sie ist mir dennoch gleich. Von Person ist sie Ihnen unbekannt, wie ich, und sie wünscht eben so herzlich, als ich, Sie zu sehen. Ist so viel Uebereinstimmung nicht schon ein guter Anfang zur Freundschaft zwischen uns? Aber wird die Jungfer Kirchhof auch mit meiner Correspondenz zufrieden seyn? Das ist eine andre Frage. Sie kann wohl schon itzt bessere Correspondenten haben; wenigstens dürfen wirs ihr nicht wissen lassen, daß ich an Ihrer Statt mit ihr Briefe wechseln soll, sonst ist sie es gewiß nicht. Insgeheim wollte ich mich wohl bemühen, sie einigermaßen schadlos zu halten; ich wollte so oft, als möglich, von Ihnen mit ihr reden, und mich freuen, wenn sie mich mit der Zeit, um ihres neuerlangten Freundes willen, ein wenig lieben lernte. Ich habe schon einen halben Brief im Kopfe, den ich ihr gleich schreiben wollte, wenn ich nur wüßte, wie sie es aufnehmen und ob sies auch für eine unbescheidene Neugier halten würde, wenn ich sie etwan im Vorbeygehen frage, auf welche Art sie die Ehre Ihres Briefwechsels erlangt hat. Sonst habe ich recht gegründete Ursachen, zu denken,

daß ich mich sehr gut zur Freundin und Correspondentin für sie schicken würde, und wenn sie diese Ursachen so leicht begreift, als ich, so schickt sie sich unfehlbar auch zur Freundin und Correspondentin für mich. Ich verspreche mir wenigstens Vergnügen von der Bekanntschaft mit Ihrer neuen Correspondentin, wenn Sie auf dem gütigen Gedanken bleiben, mir dieselbe zu verschaffen. Alles, was Sie thun und veranlassen, muß auf gewisse Weise gesegnet seyn; denn Sie thun alles mit den besten Absichten, aus dem besten Herzen und auf die beste Art: und ich wundere mich nicht, wenn auch klein scheinende Dienste, wichtigere und nützlichere Folgen gehabt haben, als Sie selbst nicht voraussehen können. Welch eine zufriedene Aussicht muß es für Sie in Ihre Nachwelt seyn, der Sie nicht blos durch Ihre Schriften, sondern auch durch tausend andere, größtentheils der Welt unbekannte, Thaten, ein öffentlicher und verborgener Segen seyn werden! Und wie sehr verdienen Sie vor andern dieses Glück.

Die Frau von Kamecke ist sehr glücklich, nicht allein Ihre Freundschaft zu besitzen, sondern auch Gelegenheit gefunden zu haben, Ihnen wahre und wichtige Beweise ihrer Hochachtung und Freundschaft zu geben. Auch schätze ich sie darum glücklich, daß sie ihren Freund von Person hat kennen lernen. Ich zweifle, ob ich so glücklich seyn werde; wenigstens für dieses Jahr. Aber vielleicht künftig; so will ich mich trösten, wie ichs bey dem Frieden machte, der doch nun endlich erfolgt ist. Ich ehre die Frau von Kamecke als eine Dame, die durch Verdienst, Weisheit und Tugend die Achtung und Freundschaft des besten Mannes erlangt hat, und so wenig ich auch von ihren Widerwärtigkeiten weiß, so hat sie dennoch mein Mitleiden.

Allein, theuerster Herr Professor, wie sehr verehre ich nicht auch Sie, wenn Sie Ihrer schätzbaren Freundin auf die ungezwungenste, gütigste und sorgfältigste Art, nicht mit der Miene des Lehrers sondern in der freundschaftlichen Erzählung Ihrer eignen Geschichte, Geduld, Trost und Muth predigen. Habe ich je in meinem Leben über einen Punkt von Wichtigkeit richtig gedacht, so ist es über diesen, über den Werth des Glücks und Unglücks dieses Lebens und über die Quellen gewesen, aus denen wir in beyden Fällen, entweder Behutsamkeit und Demuth, oder Ergebung und Muth, und bey fehlgeschlagenen Wünschen Beruhigung schöpfen sollen, und jedesmal habe ich mich gefreut, wenn ich meine Gesinnungen hierinnen geprüft und sie nicht im geringsten von den Ihrigen abweichend gefunden habe. —

Also wird es Deutschland der Frau von Kamecke verdanken, wenn es die Frau von Beaumont von den Engländern erhält. Diese vortreffliche Frau unserm eigentlichen Vaterlande, unserm Sachsen, ja unserm Dresden zu wünschen, ist, weil es hier vielleicht mehr als an andern Orten an so würdigen Personen fehlt, ein wahrer patriotischer Gedanke; doch aus Liebe und Dankbarkeit gegen ihre Freundin, die Frau von Kamecke, sey die Frau von Beaumont der Stadt Berlin gegönnt.

Der Herr Graf Scheel ist noch nicht hier gewesen. Er ist erst am Dienstage in Dresden angelangt, und Mittwochs Vormittags dem Churprinzen und den übrigen Herrschaften vorgestellet worden. Dieses erfuhr ich von dem Herrn von Duncan *), der uns noch denselben Nachmit-

*) Führer der Grafen Scheel und Moltke, nachher bey dem Zoll zu Bergen in Norwegen angestellt.

tag, gleich als Herr Zeis und sein Fritzchen, welche mir aufgetragen haben, Sie von ihrer ehrerbietigsten Ergebenheit zu versichern, bey uns waren, mit seinem Besuche beehrte. Mein Vater und mein Bruder haben bereits dem Herrn Grafen aufgewartet, und sind außerordentlich von seinen gütigen und leutseligen Manieren eingenommen. Ich freue mich darauf, Grandison den Jüngern bald zu sehen; denn diese Ehre ist mir vorbehalten. Da der Herr von Duncan sich in unserm Hause bekannt gemacht hat, wird es unfehlbar, den Grafen zu uns zu bringen, keine Umschweife bedürfen. Herr Zeis wird dadurch von einer Bemühung befreyt; aber er läuft auch Gefahr, ganz um das Glück zu kommen, diesen so verdienstvollen jungen Herrn kennen zu lernen. Lassen Sie mich Ihnen, liebster Herr Professor, im voraus für das Vergnügen danken, so mich erwartet, wie ich Ihnen denn überhaupt die ganze gütige Art des Herrn Grafen von mir zu denken, und die ihm die Neugierigkeit mich zu kennen, eingeflößt hat, verdanke. Der Graf Heinrich Brühl ist gestern mit des Premier-Ministers Söhnen und den beyden Königlichen Prinzen nach Pförten *) gereist, unsern lieben König zu empfangen, der morgen hier erwartet wird.

Ich danke Ihnen, liebster Herr Professor, daß Sie sich meiner Freundin so gütig erinnern. Sie solls bald durch mich erfahren, und ich weiß gewiß, sie wird sehr dankbar bey der Ehre seyn, die Sie ihr erweisen. Die gute Hauschild! itzt ist sie um das Leben ihrer Stiefgroßmutter, der

---

*) Brühl'sches Majorat in der Niederlausitz. Am 30. April traf der König, nach siebenjähriger Entfernung von seinem Lande, wieder in Dresden ein.

Frau Hofräthin Ferber, bekümmert, welche sie sehr liebt und ehrt, und die seit wenig Tagen sich in dem gefährlichsten Zustande befindet. Vorgestern vermuthete man ihren Tod alle Augenblicke; gestern hat sie wieder einige Empfindung bekommen. Aber wer weiß, ob sie die Zurückkunft ihres Mannes und ihres Sohnes erlebt? und wenn sie auch lebt, ob sie sie kennen und verstehen wird? — Ich sollte Ihnen dieses nicht schreiben, Ihr freundschaftliches Herz wird den Streich mit empfinden, der den würdigen Hofrath und seinen Herrn Sohn treffen wird, die ganz unvorbereitet, voll froher Erwartung, ihr Haus, nach einer langen betrübten Entfernung, nach mancher Bekümmerniß für dasselbe bey so viel Gefahren, nach so viel angenehmen Veränderungen, von welchen sie selbst nicht Zeugen seyn konnten, nun ganz in Freude zu finden und selbst die Freude desselben auszumachen hoffen: die sollen nun ihre ganze Erwartung vernichtet, und ihr Haus in Thränen um das Krankenbette, wo nicht um den Sarg, einer geliebten Person versammlet sehen, oder vielleicht anstatt der frohen Umarmung einer zärtlichen Gattin und Mutter, dem schwarzen Leichengefolge begegnen! — Verzeihen Sie mirs, bester Herr Professor, daß ich so viel und lange hiervon geredet. Durch die lange aufrichtige Ergebenheit meiner Eltern für das Ferberische Haus, ist mirs zur Gewohnheit geworden, dasselbe zu lieben, und an allem, was demselben Erfreuliches oder Trauriges widerfährt, Theil zu nehmen. Ich habe mich itzt um so viel leichter verführen lassen, da ich weiß, wie sehr Sie den Hofrath hochschätzen und seinen Sohn lieben. Ueberdieß macht die Lehre von der Unzuverläßigkeit menschlicher Erwartungen und der Hinfälligkeit auch der besten und unschuldigsten Freuden (und

die Freude, welche sich dem Ferberischen Hause in einer so nahen Aussicht zeigte, war gewiß von der Art), die ich aus diesem Beyspiele ziehe, einen tiefen Eindruck auf mein Herz.

Ob es denn Zeit ist, daß ich mit Schreiben aufhöre? — In der That, ich fürchte mich, diesen Brief meinen Eltern sehen zu lassen; ich werde gescholten werden, daß er so lang ist. Wenn Sie mirs nur verzeihen! — Schelten Sie mich ja nicht! Wenn der Herr Graf Scheel wird bey uns gewesen seyn, dann habe ich die Ehre es Ihnen zu melden; aber recht kurz, und kein Wort mehr, als was eigentlich zur Sache gehört. Morgen wird der Churprinz und die Churprinzessin dem Könige nach Königsbrück entgegengehen. Die gute Kirchhof, sie weiß noch lange nicht, was schwatzhaftig seyn heißt. Man sollte sie nur einmal mit einem Briefe, wie dieser ist, erschrecken. Nun das kann geschehen, wenns ihr Schicksal haben will, daß sie meine Correspondentin wird.

Leben Sie wohl, bester Herr Professor, und seyn Sie gegen sich selbst und gegen alle Ihre Freunde, denen ich Liebe, Dankbarkeit und Ehrerbietung schuldig bin, der Ausleger von den Empfindungen meines Herzens, welches Sie kennen, und mit welchem ich unverändert bis an das Ende meines Lebens bleiben werde

Ihre

Dresden, den 29. April 1763.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen ehrerbietigst: Die Abschrift Ihres letzten lieben langen Briefs wird künftig nachfolgen.

70.

Bester Herr Professor!

Mein Vetter, der Herr D. Stieglitz nahm heute von mir Abschied, und versicherte mich, daß ich mir ihn verbinden könnte, wenn ich ihm einen kleinen Auftrag an Sie mitgeben wollte. Ich schlugs ihm ab, weil ich Ihnen nur gestern geschrieben. Allein er nahm ein Bild, das von mir, als ich nur zwey Jahr alt war, gemacht ist, und ich sehe daraus, daß ers recht erzwingen will, Sie von meinetwegen zu besuchen. Ich kann eben nicht sagen, daß es mir misfällt. Ich habe in Eil Ihren letzten Brief abgeschrieben, nur damit ich bey dieser Gelegenheit mir die Freyheit nehmen könnte, Sie zu bitten es gütig aufzunehmen, wenn er sich die Ehre giebt, sich und mich Ihnen persönlich zu empfehlen. Ich muß Ihnen zugleich melden, liebster Herr Professor, daß ich heute das Vergnügen gehabt habe, meinen andern Vetter, den Lieutenant Stieglitz, kennen zu lernen. Er sagt mir, daß er einige Zeit das Glück Ihres Unterrichts genossen, und er zeigt so viel wahre Ehrerbietung und aufrichtige Hochachtung für Sie, daß ich ihn deswegen liebe. Erlauben Sie mir Ihnen denselben zu empfehlen. Er würde mirs selbst auftragen, wenn er wüßte, daß ich schriebe.

Diesen Nachmittag ist auch unser lieber König gekommen. Er hat uns überrascht; er ward spät erst erwartet.

Vom Herrn Grafen Scheel kann ich Ihnen sagen, daß er sich wohlbefindet, und heute die Königliche Bildergallerie gesehen hat. Er erwies meinem Bruder die Gnade, ihn dazu zu nehmen. Der Herr von Duncan war so gütig, mir gestern Ihren Abschiedsbrief an ihn und sein Communionbuch mit Ihrem Namen zu zeigen. In der That, er ist ein schätzbarer Herr, und die Dänen sind gute Menschen. Leben Sie wohl, bester Herr Professor.

Dresden, den 30. April 1763.

C. C. Lucius.

71.

Liebste Mademoiselle!

Also ist der Leipziger D. Stieglitz Ihr Vetter? Ja, das habe ich nicht gewußt, und mich deswegen sehr geschämet, als er mich bey der Ueberbringung Ihres Briefs, noch über meinem Irrthume antraf, daß er Ihr Vetter war, und nicht der Unbekannte, den ich mir unter seinem Namen seit der Zeit des gelesenen und verbotenen Emils vorgestellet hatte. Der Mann kam mir bey seinem Besuche unruhig vor. Was fehlet ihm? Ich denke, ein Amt mit Arbeit, und eine Frau mit Verstand und gutem frohen Herzen. Möchte ich ihm doch beydes verschaffen können! Und Ihr zweyter Stieglitz, der Lieutenant, ja liebste Freundin, der ist mir sehr wohl bekannt, der ist mein Schüler nach dem Willen seines seligen Vaters ganz besonders gewesen, und ich muß ihn lieben, da mir alle Menschen, die ihn in der Campagne gekannt, viel Gutes von ihm erzählet ha-

der Gräfin und dem Fräulein, in meinem Namen, wie ich danken sollte, und empfehlen Sie mich ihnen ehrerbietigst, auch der Mademoiselle Paret danken Sie. Das Geschenk, das mir die Gräfin als einen Beweis ihrer Liebe — ist es wohl zu stolz, es nachzusagen? — zugedacht hat, wird mir, wie Sie sagen, aus doppelten Ursachen lieb und unschätzbar seyn. Es ist mehr, als alles, was ich erwarten können, mehr als alles, was ich jemals verdienen kann; aber gewiß eben das, was ich gewünscht haben würde, wäre es möglich gewesen, einen solchen Wunsch zu wagen. Ich bin bekümmert, wie ich der gütigen Gräfin und der gütigen Fräulein für so viel unverdiente Gnade Dankbarkeit zeigen will. Aber liebster Herr Professor, nennen Sie mir den Maler, der dies treue Portrait von Ihnen gemacht hat. Ich will ihn lieben, ihn als meinen Freund und Wohlthäter lieben, und deswegen gern dem Namen nach kennen. Dann will ich aus Dankbarkeit, den Leuten, welche die Copie seiner Arbeit bey mir sehen werden, seinen Namen, und auch das sagen, daß er Ihr Freund und Schüler gewesen, und ihm dadurch noch mehr Ehre erwerben. Es ist ein General Ponikau hier in Dresden, und ich glaube, es wird der seyn, dessen Sie in Ihrem Briefe gedenken. Wo ich nicht irre, hat er ehedem vor dem Kriege etliche Jahre in dem Hause gewohnt, wo wir wohnen. Damals war er erst Major, dann Obrist-Lieutnant und hatte zwo Töchter und zween Söhne, die aber, soviel ich weiß, alle bis auf die älteste Fräulein, Charlotte, die nun erwachsen seyn muß, gestorben sind. Von M. Heyern habe ich immer, vornehmlich bey Herr Zeisen, rühmlich sprechen hören. Herr Zeis will mir itzt den Saurin, von Heyern übersetzt, zu lesen geben, auch habe ich bey

ihm Briefe von Ihnen an den Herrn Buschmann gesehen, in welchen Sie desselben sehr vortheilhaft gedenken. Wie müssen Sie sich freuen, diesen würdigen Geistlichen einer Dame empfohlen zu haben, die seine Verdienste zu schätzen und zu belohnen weiß.

Bleiben Sie ja so lange in Welkau, als Sie nur können. Ich sehe es, daß Sie sich dort weit besser befinden als anderwärts, und auch, selbst in Krankheit, bald wieder besser werdet. Ja, theuerster Herr Professor, gern, recht von Herzen gern und mit jeder Empfindung sage ich Gott Dank, daß er Ihnen so bald und glücklich den letzten traurigen Anfall von Krankheit, hat überstehen helfen, und meine ganze Seele nimmt Theil daran, wenn ichs thue. Wie wird die liebe Gräfin und die Fräulein für Sie bekümmert und besorgt gewesen seyn! Ich kann mir recht eigentlich das Vergnügen vorstellen, das sie fühlten, Sie wieder an ihrer Abendtafel zu finden, und Ihnen die Empfindungen des Dankes und der Freude über die Befreyung von dem schweren Uebel anzusehen, und Ihnen dazu Glück zu wünschen. In der That, ich bin voll Freude, wenn ich daran denke, wie viel vortreffliche Menschen in der Welt seyn müssen, und Gott wird Sie noch lange erhalten, die Zahl derselben durch sich selbst und durch andere, die Sie dazu bilden werden, zu vermehren. Gewiß, es giebt in irdischen Dingen kein reineres und höheres Vergnügen, keines, das so sehr für sich selbst besteht, als dasjenige, welches über den Anblick der Güte und Vollkommenheit in den Seelen der andern und auch in unsern eignen, in uns entsteht.

Dem Briefe der Mademoiselle Kirchhof, für den ich Ihnen, wie auch für die übrigen gütigst mitgetheilten Briefe,

gehorsamst danke, sieht mans an, daß die Verfasserin desselben Sie aufrichtig liebt, und wer, liebster Herr Professor, wollte Sie auch nicht aufrichtig lieben? Mir würde es ein wahres Vergnügen seyn, mit diesem Frauenzimmer Briefe zu wechseln. Nicht daß ich sie durch mein Beyspiel zu belehren gedenke; nein, sie würde wenig von mir lernen können; sondern meiner eigenen Belustigung wegen, und weil der Grund zur Freundschaft zwischen uns bereits gelegt ist. Sie liebt Sie, wie ich; sie wird durch den Titel Ihrer Freundin und Correspondentin geehrt, wie ich. Vielleicht verdient sie diese Ehre mehr als ich, das kann wohl seyn. Aber das thut nichts; sie ist mir dennoch gleich. Von Person ist sie Ihnen unbekannt, wie ich, und sie wünscht eben so herzlich, als ich, Sie zu sehen. Ist so viel Uebereinstimmung nicht schon ein guter Anfang zur Freundschaft zwischen uns? Aber wird die Jungfer Kirchhof auch mit meiner Correspondenz zufrieden seyn? Das ist eine andre Frage. Sie kann wohl schon itzt bessere Correspondenten haben; wenigstens dürfen wirs ihr nicht wissen lassen, daß ich an Ihrer Statt mit ihr Briefe wechseln soll, sonst ist sie es gewiß nicht. Insgeheim wollte ich mich wohl bemühen, sie einigermaßen schadlos zu halten; ich wollte so oft, als möglich, von Ihnen mit ihr reden, und mich freuen, wenn sie mich mit der Zeit, um ihres neuerlangten Freundes willen, ein wenig lieben lernte. Ich habe schon einen halben Brief im Kopfe, den ich ihr gleich schreiben wollte, wenn ich nur wüßte, wie sie es aufnehmen und ob sies auch für eine unbescheidene Neugier halten würde, wenn ich sie etwan im Vorbeygehen frage, auf welche Art sie die Ehre Ihres Briefwechsels erlangt hat. Sonst habe ich recht gegründete Ursachen, zu denken,

daß ich mich sehr gut zur Freundin und Correspondentin für sie schicken würde, und wenn sie diese Ursachen so leicht begreift, als ich, so schickt sie sich unfehlbar auch zur Freundin und Correspondentin für mich. Ich verspreche mir wenigstens Vergnügen von der Bekanntschaft mit Ihrer neuen Correspondentin, wenn Sie auf dem gütigen Gedanken bleiben, mir dieselbe zu verschaffen. Alles, was Sie thun und veranlassen, muß auf gewisse Weise gesegnet seyn; denn Sie thun alles mit den besten Absichten, aus dem besten Herzen und auf die beste Art: und ich wundere mich nicht, wenn auch klein scheinende Dienste, wichtigere und nützlichere Folgen gehabt haben, als Sie selbst nicht voraussehen können. Welch eine zufriedene Aussicht muß es für Sie in Ihre Nachwelt seyn, der Sie nicht blos durch Ihre Schriften, sondern auch durch tausend andere, größtentheils der Welt unbekannte, Thaten, ein öffentlicher und verborgener Segen seyn werden! Und wie sehr verdienen Sie vor andern dieses Glück.

Die Frau von Kamecke ist sehr glücklich, nicht allein Ihre Freundschaft zu besitzen, sondern auch Gelegenheit gefunden zu haben, Ihnen wahre und wichtige Beweise ihrer Hochachtung und Freundschaft zu geben. Auch schätze ich sie darum glücklich, daß sie ihren Freund von Person hat kennen lernen. Ich zweifle, ob ich so glücklich seyn werde; wenigstens für dieses Jahr. Aber vielleicht künftig; so will ich mich trösten, wie ichs bey dem Frieden machte, der doch nun endlich erfolgt ist. Ich ehre die Frau von Kamecke als eine Dame, die durch Verdienst, Weisheit und Tugend die Achtung und Freundschaft des besten Mannes erlangt hat, und so wenig ich auch von ihren Widerwärtigkeiten weiß, so hat sie dennoch mein Mitleiden.

Allein, theuerster Herr Professor, wie sehr verehre ich nicht auch Sie, wenn Sie Ihrer schätzbaren Freundin auf die ungezwungenste, gütigste und sorgfältigste Art, nicht mit der Miene des Lehrers sondern in der freundschaftlichen Erzählung Ihrer eignen Geschichte, Geduld, Trost und Muth predigen. Habe ich je in meinem Leben über einen Punkt von Wichtigkeit richtig gedacht, so ist es über diesen, über den Werth des Glücks und Unglücks dieses Lebens und über die Quellen gewesen, aus denen wir in beyden Fällen, entweder Behutsamkeit und Demuth, oder Ergebung und Muth, und bey fehlgeschlagenen Wünschen Beruhigung schöpfen sollen, und jedesmal habe ich mich gefreut, wenn ich meine Gesinnungen hierinnen geprüft und sie nicht im geringsten von den Ihrigen abweichend gefunden habe. —

Also wird es Deutschland der Frau von Kamecke verdanken, wenn es die Frau von Beaumont von den Engländern erhält. Diese vortreffliche Frau unserm eigentlichen Vaterlande, unserm Sachsen, ja unserm Dresden zu wünschen, ist, weil es hier vielleicht mehr als an andern Orten an so würdigen Personen fehlt, ein wahrer patriotischer Gedanke; doch aus Liebe und Dankbarkeit gegen ihre Freundin, die Frau von Kamecke, sey die Frau von Beaumont der Stadt Berlin gegönnt.

Der Herr Graf Scheel ist noch nicht hier gewesen. Er ist erst am Dienstage in Dresden angelangt, und Mittwochs Vormittags dem Churprinzen und den übrigen Herrschaften vorgestellet worden. Dieses erfuhr ich von dem Herrn von Duncan *), der uns noch denselben Nachmit-

*) Führer der Grafen Scheel und Moltke, nachher bey dem Zoll zu Bergen in Norwegen angestellt.

mir noch einen sehr unverdienten Danksagungsbesuch von ihm zuwege.

Vorgestern besuchte mich Herr D. Krebel einige Augenblicke, um Abschied zu nehmen. Ich lies ihn Ihren Brief lesen, und er freute sich mit mir über Ihr Wohlbefinden.

Hier haben Sie also ein ganzes Verzeichniß von Besuchen. Ihnen danke ich alles Vergnügen, das sie mir gemacht haben; und Vergnügen haben sie mir alle gemacht, denn es waren alles Ihre Freunde. Auch danke ich Ihnen für die umständliche Erzählung der traurigen Geschichte des Malers, dessen Andenken ich nun schon in Ihrem Briefe habe, und noch einmal in Ihrem Bilde erwarte. In der That eine traurige Geschichte, obgleich der Tod, für sich betrachtet, nicht traurig ist.

Ich habe mir vorgenommen an die Mademoiselle Kirchhof zu schreiben, so bald ich Zeit dazu finde; denn nun zweifle ich nicht mehr an einer guten Aufnahme meines Briefes. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 13. May 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Darf ich gehorsamst bitten, wenn mein Brief Sie in Welkau antreffen sollte, mich der Frau Gräfin und dem Fräulein Schönfeld ehrerbietigst zu empfehlen?

Die Ferberin ist tod, das wissen Sie; aber wissen Sie auch, daß ihr mittelster Sohn, der Lieutenant, todkrank liegt. Nur seine Jugend kann ihn retten, sprechen die Aerzte.

73.

Welkau, den 16. May 1763.

Liebste Freundin!

Ich bin seit Sonnabends Vormittags wieder in Welkau, und die Geschichte dieser zweymal vier und zwanzig Stunden (es ist heute Montags um zehn Uhr) würde, wenn ich sie Ihnen beschreiben wollte, die Geschichte eines sehr kranken Mannes seyn! Aber ich wills auch nicht thun. Ich will nicht über diese beiden der traurigsten meiner Tage klagen; sie sind ja, Gott sey Dank, unendlich Dank, vorbey, und ich genieße diesen Morgen die Wohlthat einiger Erleichterung. Eine Stunde, und darüber, habe ich lesen können. Eine, um weder ganz beschäftigt, noch ganz müßig zu seyn, will ich zu Briefen anwenden. In der That habe ich Ihnen nichts zu sagen, wenn ich nicht von mir selber reden will. Allein ich kann ja von dem Orte reden, an dem ich wohne. Freylich kennen Sie meinen Wirth, die Gräfin, die Fräulein und die Mademoiselle Paret schon, und dieses sind die Hauptpersonen. Aber Sie kennen ja das Schloß nicht, wo ich lebe, und den Garten nicht, in dem ich krank und gesund gehe. Mit dem Schlosse wird mirs nicht gut glücken, liebe Correspondentin; denn es ist so groß, daß ichs selbst nicht ganz kenne und oft in der Gefahr stehe, das Zimmer unter funfzig oder sechzigen nicht finden zu können, das mir ein wie allemal gehört. Indessen stellen Sie sich ein großes, massives, ins Viereck, zu Anfange dieses Jahrhunderts von einem guten Italienischen Baumeister erbautes Gebäude, zwey Geschoß hoch, mit Souterrains, sehr hellem Hofe, mit unglaublich vielen,

größtentheils trefflich, durchgängig gut meublirten hohen Zimmern und einem prächtigen Salon vor, so haben Sie unser Schloß. An die Seite des Corps de Logis stößt der Garten, an den einen Flügel ein kleines Wäldchen, die Wohnung der Nachtigallen und aller guten Vögel, die singen können, und hier wohne ich, mit einem Teiche und einem Theile der Allee umgeben. Die andern beiden Seiten, haben Teiche, Wiesen, das Dorf, die Kirche und einen Theil des Gartens und die Wirthschaftsgebäude zur Aussicht. Kurz, wir haben hier so viel Platz, daß zu Anfange des Kriegs die ganze Sächsische Generalität in diesem Schlosse hat wohnen und jedes für sich klagen und exerciren und Ball geben können. Der Garten ist nach dem großen Garten in Dresden wirklich der größte, den ich gesehn habe, und ehe ich drey große Hauptalleen, und zwo in der Breite, zwo treffliche Bogengänge, und ein Lindenstück von zwölf Alleen — kurz, ehe ich zwölfhundert Linden durchgehe, so muß ich alle meine Kräfte mehr als einmal daran wagen. Indessen halte ich mich am meisten in den Cabinetten von wilden Bäumen auf; denn wer hört nicht gern die Nachtigallen? Aus diesen schleiche ich in den Obstgarten, und dann in den Küchengarten, immer in Sorgen, ob ich mich auch wieder zurückfinden werde, wenn ich allein gehe; denn meistens gehe ich mit der Gräfin, und meistens reden wir etwas Gutes, daß ich die Mühe des Gehens nicht sehr fühle. Und doch macht mich weder dieses Schloß, noch dieser Garten, noch die Sorgfalt meiner Wirthin und ihrer Tochter gesünder, als mein Garten im schwarzen Brete, der nur zwölf Schritte groß ist.

Dienstags, den 17. May.

Als ich heute meine trockne Geschichte wieder durchlas, so zweifelte ich, ob ich nicht etwas Nützlicheres würde gethan haben, wenn ich zu meiner Bewegung in dem Schlosse oder in dem Garten auf= und abgegangen wäre, als daß ich Sie, meine gute Correspondentin, mit der Länge und Breite des einen und andern langweilig unterhalten hätte. Ich sahe, wie krank ich gestern noch gewesen seyn mußte, wie arm an Gedanken, und wie begierig, mir beides durch das Schreiben zu verbergen, und um dieser Entdeckung willen, soll mir mein angefangner Brief noch lieb seyn, und mich Dankbarkeit lehren, wenn ich heute gesünder, oder, welches doch eben so wohl seyn könnte, nicht noch kränker bin als gestern. In der That, ich bin ziemlich entschlossen, heute wieder nach Leipzig zurück zu kehren, und dieß ist eben kein gutes Kennzeichen; denn Niemand vertreibt mich, als ich mich selbst. Der Herr General, der Morgen früh von hier nach Dresden geht, nähme mich gern mit; aber ich denke nur an das schwarze Bret, nur an die Länge der drey Meilen bis dahin, und das ist auch kein gutes Kennzeichen. Indessen kann doch der General, anstatt mich, diesen Brief mitnehmen, und darum will ich ihn schließen, so gut ich kann, kein Wort mehr von dem Garten und Schlosse, noch von den Wirthschaftsgebäuden, der Anzahl der Pferde, Kühe, Zugochsen und Schafe, nicht von der Menge der Frohndienste reden, sondern von der Liebe und Hochachtung, welche die Gräfin und ihre Tochter für Sie haben und mit der sie sich Ihrer oft erinnern. Genug, so leer auch dieser Brief für sich ist, so muß er Ihnen doch eine Versicherung seyn, daß ich auch krank noch

gern an Sie schreibe, und schreibe, ohne Ihnen eine Antwort schuldig zu seyn, das vielleicht selten geschehen ist. Leben Sie wohl, meine Freundin, mit allen den Ihrigen.

Gellert.

74.

Bester Herr Professor!

Unfehlbar werden Sie bey Ihrer Zurückkunft ins schwarze Bret meinen letzten Brief gefunden haben, und unfehlbar wäre es unbescheiden, schon wieder zu schreiben, wenn nicht der Brief, der liebe unerwartete Brief, mit dem Sie mich durch den Herrn General beschenkt haben, einen Dank forderte, den ich unmöglich aufschieben kann. Sie können sichs nicht vorstellen, nein, lieber Herr Professor, Sie könnens nicht, wie angenehm Sie mich mit diesem Briefe überrascht haben, und wie sehr mich die gütigste Versicherung gerührt hat, daß Sie, auch krank, noch gern an mich schreiben, und schreiben, ohne mir eine Antwort schuldig zu seyn. Die Beschreibung, die Sie mir von dem Schlosse und dem Garten zu Welkau gemacht haben, ist mir aus mehr als einer Ursache lieb. Nun, wenn ich höre, daß Sie in Welkau sind, freue ich mich, Sie neben der würdigsten Dame und der besten Fräulein an einem der angenehmsten Orte (oder ist Oerter richtiger gesagt?) zu wissen; nun kann ich mir alles vorstellen, wie es dort aussieht, alle Alleen und Bogengänge und Lustwäldchen und Sie, wie Sie darinnen herumschleichen, und wechselsweise bald der Gräfin bald den Nachtigallen zuhören. Aber warum soll

Sie mein Brief nicht unter den Linden, den Bogengängen, oder in den grünen Cabinetten, oder den Lustwäldchen antreffen? Warum wollen Sie Ihre gütige Wirthin, die Sie so gern bey sich sieht, und die Nachtigallen sobald verlassen? In der That, das ist kein gutes Kennzeichen; denn es scheint, als ob Sie nicht gesund genug wären, an so mannichfaltigen Vergnügungen Theil zu nehmen. Daß Sie sich von dem Herrn General nicht haben mitnehmen lassen, ist freylich auch kein gutes Kennzeichen; doch würde ichs eben nicht für schlimm gehalten haben, wenn Sie nur in Welkau geblieben wären und weniger an das schwarze Bret gedacht hätten.

Gestern, lieber Herr Professor, war ich mit meinem Bruder und meiner Schwester bey Herr Zeisen. Wir gingen ein wenig spazieren, wurden ein wenig beregnet, und Abends tranken wir auf Ihre uns so theure Gesundheit. Diesen Nachmittag hat er mich ein Paar Stunden besucht, und mir aufgetragen, ihn Ihrer Gewogenheit und Freundschaft zu empfehlen. Morgen will er so gütig seyn, und uns das Vergnügen machen, uns nach Nöthnitz zu führen, die Bünauische Bibliothek zu sehen. Ich bin mit dem Orte und der Gegend noch unbekannt. Wenn ich aber da nur eine Linde sehe, so will ich an alle Linden-Alleen, alle Ihre Spaziergänge in Welkau denken, und bey einer Nachtigall oder auch nur Lerche, die ich höre, will ich mir dankbar alle Concerte der guten Vögel in Welkau vorstellen, die meinen besten Gellert vergnügt haben.

Liebster Herr Professor, hier habe ich auch an Ihre neue Freundin (ich dächte, ich könnte immer auch sprechen an meine neue Freundin) die Jgfr. Kirchhof einen Brief

geschrieben. Werden Sie ihn billigen und werden Sie mir gütigst die Freyheit verzeihen, die ich mir nehme, ihn einzuschließen? Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor.

Dresden, den 24. May 1763.

C. C. Lucius.

0

75.

Theuerster Herr Professor!

Sie wollen ins Carlsbad reisen, wie mir Herr Zeis gesagt hat? Oder besser, wie ichs aus Ihrem Briefe an ihn gesehen habe. Reisen Sie glücklich, liebster Herr Professor, von unsern besten Wünschen begleitet! O möchte der Erfolg Ihrer Reise so erwünscht seyn, als die Ursache dazu traurig ist! Dieß wird immer mein Gebet für Sie seyn. Wie wird mich die Nachricht erfreuen, wenn Sie die gehofften Wirkungen Ihrer Cur empfinden werden! Der Tag, an welchem ich sie erfahren werde, soll gewiß einer meiner vergnügtesten seyn. Ich danke es der Erinnerung unsers Herrn Zeis, daß ich nun bald einen Tag der Freude haben werde, der mir Ihrentwegen vorzüglich interessant ist. O daß Ihnen der 4. Julius *) Gesundheit genug brächte, um Ihnen das Glück des Lebens wünschenswerth zu machen, und Ihnen und der Welt (nur der Welt, die Sie liebt oder zu lieben fähig ist; denn der übrige geringschätzigere Theil verdient es nicht, sich über Sie zu freuen) den Segen Ihres spätesten Alters zu versichern.

*) Gellerts Geburtstag.

Bin ich Ihnen nicht noch eine Danksagung für das Geschenk meiner neuen Freundin, der Mademoiselle Kirchhof, schuldig? Denn nun betrachte ich sie erstlich als mein, nun ich eine eigenhändige Versicherung ihrer Freundschaft und Liebe von ihr habe. Sie hat mir auf meinen Brief mit der liebreichsten und freundschaftlichsten Art geantwortet. Ich glaube gewiß, daß sie mich liebt, und ich bin desto vergnügter über ihre Liebe, und sie ist mir desto gewisser und sicherer, da ich weiß, daß sie mich aus Achtung und Dankbarkeit für ihren Gellert liebt. Ich habe ihr wieder einen langen Brief geschrieben, und ich hoffe, wir werden uns noch oft auf die angenehmste Art unterhalten, und uns des gütigen Stifters unsrer Freundschaft mit Dankbarkeit dabey erinnern. Wenn sie meiner Anleitung nachgeht, so werden unsre Briefe ungezwungen und abwechselnd seyn, und uns ziemlich bequem die Stelle freundschaftlicher Besuche und Gespräche ersetzen.

Der Herr von Duncan, dessen Bekanntschaft und Gütigkeit ich Ihrer Gewogenheit, bester Herr Professor, und der besondern Freundschaft, deren Sie mich würdigen und die mir zur vorzüglichsten Ehre gereicht, schuldig bin, hat mir von Regensburg geschrieben und von mir verlangt, ihm Ihr Andenken zu erhalten. Das verlangt er aus Bescheidenheit; denn sonst weiß er gewiß, daß Sie viel zu gütig sind, eines Freundes zu vergessen, der die wahrste Ergebenheit für Sie hegt.

Ich habe die Ehre zu seyn

Dresden, den 29. Juny 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Dem Herrn Oberpostcommissär empfehle ich mich gehorsamst, und danke ihm aufs verbindlichste für die gütige Beantwortung meiner letzten Fragen. Wird er Sie nicht nach Carlsbad begleiten?

76.

Dresden, den 4. August 1763.

Hochzuehrender Herr Professor!

Sie sind nun schon, ich weiß nicht wie lange, im Bade, und in dieser ganzen Zeit habe ich mir nicht einmal das Vergnügen gemacht, an Sie zu schreiben, gleich als ob man an die Leute im Bade nicht schreiben dürfte. Selbst zu schreiben, mag Ihnen wohl manchmal nicht erlaubt seyn, aber zuweilen ein Blatt lesen oder sichs vorlesen lassen (haben Sie nicht Ihren Herrn Gödicke bey sich, der das bey Ihnen thun könnte?), was will das schaden? Doch alles dieses geht mich eigentlich nichts an. Der Herr Oberpostcommissär, an den ich den Brief addressire, wird schon wissen, obs der Medicus erlaubt, Briefe zu erhalten, und also wird er ihn entweder nach Carlsbad schicken oder Ihre Zurückkunft nach Leipzig erwarten lassen.

Sie wissen nicht, wie sehr ich mich über Ihr Wohlbefinden im Bade freue. Ob mir der Herr Oberpostcommissär hiervon Nachricht gegeben? Nein, liebster Herr Professor, der schreibt gar nicht mehr an mich, und ich will die Gelegenheit ergreifen, ihn ein wenig bey Ihnen zu verklagen, und ich weiß, wenn Sie nur etwan einmal zu ihm

sprechen: Lieber Bruder, schreibe er doch einmal an — — (wie Sie mich nun nennen), so thut ers gleich. Ich hätte ziemlich Lust, noch jemanden bey Ihnen zu verklagen; ich wills aber doch nicht thun, ich will lieber erst meine Autorität versuchen, und in meinem eignen Namen schmälen. Gewiß es ist nicht recht hübsch vom Herrn Oberpostcommissär, daß er mir nicht eine Sylbe von Ihnen schreibt, da Sie eine Badecur brauchen, da Curen Krankheiten voraussetzen, und ihr Erfolg doch immer ungewiß bleibt; und daß ich deswegen unruhig bin, das kann er ja denken. Gleichwohl habe ich nicht das Herz, ihm alles dieses zu sagen; denn wenn er nun böse würde? Böse möchte ich ihn nicht gern machen, in der That nicht; denn darinnen, daß er sich von Jahr zu Jahr mit Augen sehen läßt, darinnen ist er doch wieder recht sehr gut.

Aber fragen Sie nicht, liebster Herr Professor, woher ich meine guten Nachrichten von Ihnen habe? Von der Gräfin Vitzthum die ersten, welcher ich vor ungefähr neun Tagen auf ihren Befehl aufgewartet habe. Die Gräfin, die Fräulein, Mademoiselle Paret und der Hauptmann Wiedemann waren beysammen. Die Gräfin war sehr gnädig und erneuerte mir das Versprechen Ihres Bildnisses auf die liebreichste Art. Darf ich Sie bitten, gütiger Herr Professor, mir künftig einmal bey Gelegenheit einen kleinen Auftrag, etwa eine Empfehlung an die Frau Gräfin oder die Fräulein zu geben, damit ich einen Vorwand habe mir noch einmal die Erlaubniß auszubitten, einer dieser Damen oder beyden zugleich persönlich meine Ehrerbietung zu bezeigen, wenn Sie anders meynen, daß es sich so schickt? Ausser dem, was ich von der Frau Gräfin erfahren, brachte mir heute Herr Zeis zween Briefe, die er vom Herrn

Commissionsrath **Wagner** und von Herr **Creuziger** *) erhalten, die ihn auch Ihres so gewünschten Wohlbefindens versichern, und Ihre tägliche kriegerische Gesellschaft beschreiben. Der Herr Commissionsrath **Wagner** erweist mir die Ehre, sich wegen der Heyrath der **Stieglitzischen** Schwester mit dem Kammerrath **Frege** unter meine Verwandten zu zählen. Wie gütig ist das? und womit verdiene ichs? Doch was rede ich vom verdienen? Genug, daß es so überaus gute Leute giebt, die sich nicht viel darum bekümmern und um des bloßen Vergnügens willen gütig sind. Zum Exempel, hier ist ein gewisser Geh. Kriegs-Rath von **Ponickau**, ein Verwandter, denke ich, von der Frau Gräfin **Vitzthum**, den Herr **Zeis** genau kennt, und mir als einen verdienstvollen Mann, der die besten Sentiments hegt, beschrieben hat; dieser Herr, dem ich übrigens unbekannt bin, hat die Gewogenheit für mich gehabt, und freywillig sich erbothen, mir aus der Bünauischen Bibliothek die Bücher zum Lesen zu verschaffen, die ich

*) Ueber diesen vertrauten Freund Gellerts hat die ehrwürdige Verfasserin dieses Briefs folgende Notiz mitgetheilt. „Ich machte seine Bekanntschaft 1765 in Leipzig, welches ich in Gesellschaft des Herrn Registrator **Zeis** zum erstenmal besuchte. Damals war **Creuziger** Amtsactuarius, wurde nachher Amtsverweser, endlich Oberpostcommissär, und wünschte sich die Stelle eines Oberpostcassirers in Leipzig, wo er in einem ihm angemessenen Zirkel gern nach seinem Sinne lebte. Die Vorsehung aber führte ihn andre Wege, und er wurde Hofrath bei der Landesregierung in Dresden, im Jahr 1774, in welchem ich im October nach Bürgwerben verheirathet wurde. Im Jahr 1776 oder 1777 heirathete er die Witwe des sel. Oberpostcommissär **Gellert** in Leipzig. Die Ehe blieb ohne Kinder. Nach einigen Jahren wurde er Hof- und Justizrath und zuletzt geheimer Cabinetssecretär im Departement der innern Angelegenheiten. Er starb am 10. März 1801."

wünsche. Jetzt habe ich Racine's Gedichte von der Religion und Gnade, und Bruyère's Charactere vollendet, und mir aufs neue des jüngern Racine übrige Schriften ausgebeten. Ich wollte nur wünschen, daß mir die guten Bücher besser bekannt wären, damit ich die besten zu meiner Lectüre mir wählen könnte.

Was das wunderlich ist! Denken Sie nur, liebster Herr Professor, da kömmt Johann (so heißt meines Vaters Bedienter) nach Hause, und spricht: Nun, der Herr Oberpostcommissär ist schon wieder da — „Ja warum nicht, sagte ich, er ist kaum fort." Gewiß, ich habe ihn bey der Vogelstange gesehn — „Ey freylich, er wird wohl des „Vogelschießens wegen heraufgekommen seyn. (Sie wissen doch, liebster Herr Professor, was das Vogelschießen ist?) Aber könnte er nicht mit allem dem, dem Ordensfeste und der neuen Oper zu gefallen, gekommen seyn? Ich glaube es doch nicht recht, so möglich es auch ist; er ist wohl zu bequem dazu, und ich habe ihn auch bey keinem von beiden gesehn. Vielleicht aber hat er auch den jungen Ferber zu seinem sterbenden, nunmehr todten Vater, diesem würdigen, durchgängig beklagten Mann, bringen wollen — — Wie traurig ist das Schicksal dieser sonst so glücklichen Familie, in dem doppelten Verluste der Mutter und des Vaters!

Wenn ich nur wüßte, wie ichs gleich erführe, ob der Herr Oberpostcommissär wirklich hier ist. Ich bin recht ungeduldig darnach. Leben Sie wohl, bester Herr Professor, ich will itzt ein wenig von Ihnen Abschied nehmen. Mein Brief ist zwar lang genug und ich mag vielleicht nur noch wenig zu sagen haben; aber ich fühle es ganz genau, daß ich hier noch nicht ganz schließen kann. Es ist ein schöner

Commissionsrath Wagner und von Herr Creuziger*) erhalten, die ihn auch Ihres so gewünschten Wohlbefindens versichern, und Ihre tägliche kriegerische Gesellschaft beschreiben. Der Herr Commissionsrath Wagner erweist mir die Ehre, sich wegen der Heyrath der Stieglitzischen Schwester mit dem Kammerrath Frege unter meine Verwandten zu zählen. Wie gütig ist das? und womit verdiene ichs? Doch was rede ich vom verdienen? Genug, daß es so überaus gute Leute giebt, die sich nicht viel darum bekümmern und um des bloßen Vergnügens willen gütig sind. Zum Exempel, hier ist ein gewisser Geh. Kriegs-Rath von Ponickau, ein Verwandter, denke ich, von der Frau Gräfin Vitzthum, den Herr Zeis genau kennt, und mir als einen verdienstvollen Mann, der die besten Sentiments hegt, beschrieben hat; dieser Herr, dem ich übrigens unbekannt bin, hat die Gewogenheit für mich gehabt, und freywillig sich erbothen, mir aus der Bünauischen Bibliothek die Bücher zum Lesen zu verschaffen, die ich

*) Ueber diesen vertrauten Freund Gellerts hat die ehrwürdige Verfasserin dieses Briefs folgende Notiz mitgetheilt. „Ich machte seine Bekanntschaft 1765 in Leipzig, welches ich in Gesellschaft des Herrn Registrator Zeis zum erstenmal besuchte. Damals war Creuziger Amtsactuarius, wurde nachher Amtsverweser, endlich Oberpostcommissär, und wünschte sich die Stelle eines Oberpostcassirers in Leipzig, wo er in einem ihm angemessenen Zirkel gern nach seinem Sinne lebte. Die Vorsehung aber führte ihn andre Wege, und er wurde Hofrath bei der Landesregierung in Dresden, im Jahr 1774, in welchem ich im October nach Burgwerben verheirathet wurde. Im Jahr 1776 oder 1777 heirathete er die Witwe des sel. Oberpostcommissär Gellert in Leipzig. Die Ehe blieb ohne Kinder. Nach einigen Jahren wurde er Hof- und Justizrath und zuletzt geheimer Cabinetssecretär im Departement der innern Angelegenheiten. Er starb am 10. März 1801."

wünsche. Jetzt habe ich Racine's Gedichte von der Religion und Gnade, und Bruyère's Charactere vollendet, und mir aufs neue des jüngern Racine übrige Schriften ausgebeten. Ich wollte nur wünschen, daß mir die guten Bücher besser bekannt wären, damit ich die besten zu meiner Lectüre mir wählen könnte.

Was das wunderlich ist! Denken Sie nur, liebster Herr Professor, da kömmt Johann (so heißt meines Vaters Bedienter) nach Hause, und spricht: Nun, der Herr Oberpostcommissär ist schon wieder da — „Ja warum nicht, sagte ich, er ist kaum fort." Gewiß, ich habe ihn bey der Vogelstange gesehn — „Ey freylich, er wird wohl des „Vogelschießens wegen heraufgekommen seyn. (Sie wissen doch, liebster Herr Professor, was das Vogelschießen ist?) Aber könnte er nicht mit allem dem, dem Ordensfeste und der neuen Oper zu gefallen, gekommen seyn? Ich glaube es doch nicht recht, so möglich es auch ist; er ist wohl zu bequem dazu, und ich habe ihn auch bey keinem von beiden gesehn. Vielleicht aber hat er auch den jungen Ferber zu seinem sterbenden, nunmehr todten Vater, diesem würdigen, durchgängig beklagten Mann, bringen wollen — — Wie traurig ist das Schicksal dieser sonst so glücklichen Familie, in dem doppelten Verluste der Mutter und des Vaters!

Wenn ich nur wüßte, wie ichs gleich erführe, ob der Herr Oberpostcommissär wirklich hier ist. Ich bin recht ungeduldig darnach. Leben Sie wohl, bester Herr Professor, ich will itzt ein wenig von Ihnen Abschied nehmen. Mein Brief ist zwar lang genug und ich mag vielleicht nur noch wenig zu sagen haben; aber ich fühle es ganz genau, daß ich hier noch nicht ganz schließen kann. Es ist ein schöner

Abend, die Mama will mit uns nach Neustadt gehn. Wenn der Herr Oberpostcommissär hier ist, können wir ihn wohl auf der Brücke sehen — aber er kann nicht hier seyn; mein Vater hätte ihn ja im Thorzettel finden müssen, und er hätte mirs gewiß gesagt.

Den 5. Aug.

Ja, ja, liebster Herr Professor, es ist die Wahrheit, der Herr Oberpostcommissär ist ganz gewiß da. Kaum sind wir gestern Abends ausgegangen gewesen, so hat er die Gütigkeit gehabt, sich bey uns melden zu lassen. Ich war recht verdrießlich, daß wir nicht zu Hause geblieben waren; aber was war zu thun? Nun hat uns der Herr Oberpostcommissär und mit ihm die beiden Herren Grafen Moltke diesen Nachmittag die Ehre erwiesen, uns zu besuchen. O wie gern will ich nun alle meine Anklagen und Beschwerungen zurücknehmen! Muß ich nicht den Herrn Oberpostcommissär recht lieb haben? Bedenken Sie nur, liebster Herr Professor, schon der zweyte Besuch in diesem Sommer! Die Herren zweifelten zwar, ob der Herr Professor auch in ihre Reise möchte eingewilliget haben, wenn er wäre zugegen gewesen. Hätten Sies nicht gethan, liebster Herr Professor? Warum denn nicht? Der jüngste Graf Moltke hat Dresden ja noch gar nicht gesehen; und damals, als der Graf Ludwig hier war (es ist schon über anderthalb Jahr), was es Winter, schlimmes Wetter und Krieg, und der Hof abwesend, und alles tod und erstorben.

Die Herren Grafen waren auf die einnehmendste Art gütig gegen uns, und Ihnen, bester Herr Professor, und unserm lieben Herrn Oberpostcommissär danke ich die Ehre, zween so würdige junge Herren kennen gelernt zu haben.

Der Herr Oberpostcommissär hat versprochen, und er hält es gewiß, daß er uns die Freude machen und uns noch einmal besuchen will. Da will ich ihn fragen, wohin ich eigentlich die Briefe an Sie addressire; denn daß man an Sie schreiben darf, weiß ich daher, weil er selbst geschrieben hat.

Den 9. August.

Diesen Abend, liebster Herr Professor, oder morgen früh, gedenkt der Herr Oberpostcommissär mit seinen beiden Herrn Grafen abzureisen, und er will die Gütigkeit haben, meinen Brief mit sich zu nehmen und Ihnen denselben selbst zu übergeben, weil er sich die Hoffnung macht, Sie nun bald wieder in Leipzig zu sehen. Wie wird er sich freuen, theuerster Herr Professor, Sie gesünder wieder zu umarmen, als da Sie ihn verließen, und wie werde ich und die Mademoiselle Kirchhof uns freuen, dieses zu hören! Ich habe heute einen Brief von ihr erhalten (zu ihrem großen Glücke, denn sie war es, die ich zu verklagen Lust hatte), einen allerliebsten Brief, ich versichre Sie, einen Brief, den Sie selbst vielleicht mit Vergnügen lesen würden.

Gewiß, es ist ein recht sehr gutes Mädchen, und niemals, niemals kann ich dankbar genug für Ihre Gütigkeit seyn, die uns einander bekannt gemacht und unsre Freundschaft gestiftet hat, welche wir gewiß mit Empfindungen, die ihres Stifters würdig sind, und ihm zur Ehre und zur Dankbarkeit lebenslang auf die zärtlichste Art unterhalten werden.

Verzeihen Sie ja, gütiger Herr Professor, daß mein Brief so weitläuftig und so unordentlich geworden. Der Herr Oberpostcommissär ist größtentheils mit seinem Besuche

daran Schuld; aber deswegen ist mir sein Besuch nicht weniger lieb, und ich glaube, ich sage es nur darum, weil ich gern auf andere Leute schiebe, was ich nicht recht mache. Doch das mag seyn, ich weiß, daß Sie mir gütigst nachsehen, und ich wollte gern zufrieden seyn, wenn ich Ihnen nur wenigstens recht überzeugend versichern könnte, daß ich mich eifrigst bestreben will, und meine größte Ehre darein setze, Ihrer Gewogenheit werth zu seyn, Ihnen und Ihren Freunden zu gefallen, diejenigen zu ehren, die Sie lieben, und durch meinen Charakter und meine Aufführung zu beweisen, wie vorzüglich ich das Glück schätze, daß Sie Antheil an mir nehmen und mir erlauben mich zu nennen

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 9. August 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Noch eine Bitte erlauben Sie mir, liebster Herr Professor. Der D. Stieglitz droht mir, Sie um Mittheilung der Briefe zu bitten, die Sie immer von mir so gütig aufgenommen haben, weil ich es ihm zu verschiednen malen aus sehr guten Ursachen abgeschlagen. Schlagen Sie's ihm ebenfalls ab, liebster Herr Professor. Ich glaube nicht, daß sie ihm viel nützen können, und er wäre wohl fähig eine Indiscretion zu begehen.

77. *)

Liebste Freundin!

Freuen Sie sich mit mir, o freuen Sie sich! Ich bin, (und das sey Gott im Himmel gedanket!) nach sieben langen Wochen glücklich aus dem Carlsbade an dem Orte, den ich mit Kummer verließ, ruhiger, obgleich nicht gesünder, angelanget. Genug, ich habe eine Pflicht erfüllt, die ich nach dem Ausspruche der Aerzte meiner Gesundheit und also meinem Gewissen schuldig war; und das ist Glück genug. Gefällt es Gott, den Gebrauch dieser Cur oder andrer Mittel zu meiner Erleichterung zu segnen, so ist es unendliche Wohlthat! Gefällt es ihm nicht, mich von meinem Uebel ganz oder zum Theile zu befreyen, so wird er mir Kraft geben, es gelassen zu tragen und zu meinem Besten es anzuwenden, und auch dieses ist unendliche Wohlthat, wenn gleich nicht das Erfreulichste für das menschliche Herz, das lieber frey vom Elende wäre. Aber unser Herz versteht es nicht, oder ist zu begehrlich. — — Eins der ersten Vergnügen, das bey meiner Ankunft auf mich wartete, war Ihr lieber und langer Brief, für den ich Ihnen, meine Freundin, herzlichst danke. Ja, ich weiß es sicher, daß Ihre Wünsche und Gebete für meine Wohlfahrt mich überall begleitet haben, und ich habe darum eine

*) Dieser interessante Bericht von Gellerts erster Reise nach Carlsbad ist zwar bereits in dessen Werken Th. 10. S. 136 ff. gedruckt, aber es sind dort alle Namen der hier vorkommenden Personen blos mit den Anfangsbuchstaben angegeben worden. Er erscheint hier zuerst völlig in der Gestalt, in welcher ihn G. ursprünglich schrieb.

Pflicht mehr, Sie zu lieben, mich über Ihr Glück, das Sie vor andern genießen, zu erfreuen und Ihnen Beweise meiner Freundschaft und Dankbarkeit zeitlebens zu geben. Aber, werden Sie sagen, könnten Sie mir nicht gleich einen neuen Beweis Ihrer Gewogenheit und Dankbarkeit, oder wie Sie's nennen wollen, dadurch geben, daß Sie mir eine umständliche Erzählung von Ihren Schicksalen im Carlsbade machten? — Eine umständliche Erzählung? Das wird schwer halten. Und was würden Sie Merkwürdiges wissen, wenn ich Ihnen sagte, daß ich täglich früh um fünf Uhr an die Quelle gegangen wäre, acht, zehn, auch funfzehn Becher warmes Wasser im Freyen getrunken, bald mit diesem, bald mit jenem, am meisten aber mit mir selbst geredet hätte, nach dem Verlaufe von anderthalber Stunde mit meinem Reitknechte spazieren geritten wäre, ein Morgenlied gesungen und fleißig nach der Uhr gesehen hätte, ob die Plage des Reitens bald überstanden wäre; daß mich da der General Laudon mit seinem Schimmel, den er in der Schlacht bey Hochkirchen geritten, zuweilen begleitet hätte; daß ich nachher zu Hause eine Viertelstunde in einem von meinen zwey Büchern gelesen, alsdann Chocolade getrunken, mich kraftlos angekleidet, darauf der öffentlichen Promenade genähert und denen mich Preis gegeben hätte, die aus Langerweile, oder aus Sympathie der Krankheit, oder aus Neubegierde, oder auch aus Liebe und großer Bewunderung mich anfielen. Was würden Sie also wissen, meine liebe Correspondentin, wenn ich Ihnen alles dieses erzählte? Und gleichwohl würden Sie nicht viel Merkwürdigeres in meinem Journale des Carlsbades lesen; denn der Nachmittag (das Trinken des Brunnens ausgenommen) war immer, wie der Vormittag, beschwer-

licher Müßiggang, Unterredung von guten und bösen Wirkungen des Bades, Compliment und Gegencompliment, Lobsprüche, die ich nicht verdiente, Fragen, die ich nicht beantworten mochte, Einladungen zur Tafel, die ich abschlagen mußte, Reiten, wobey ich bald erfrieren bald wieder vor Hitze schmachten mußte. Die Nacht, welche Wohlthat! war noch der beste Theil meines Tages und Lebens in dem mir traurigen Carlsbade, in welchem ich schon vor zehn Jahren viel tausend Thränen auf den höchsten Bergen, von allen Menschen ungesehn, verweinet habe.

Aber Ihre neuen Bekanntschaften könnten Sie mir doch wohl erzählen? — Erzählen wohl, gute Mademoiselle, aber nicht beschreiben. Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war der Mann, den ich schon genannt habe, der General Laudon, ein Mann von einem besondern Charakter; ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich; der wenig redte, fast wie ich, aber richtig und wahr redte, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art sich zu kleiden eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrschte. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen; hager, aber weniger, als ich; hat nachsinnende, tief im Kopfe eingeschloßne lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, fast wie ich, und etwas röthliche Augenbraunen, nicht wie ich. Die Aehnlichkeit unsers traurigen Wesens und vielleicht auch die Unähnlichkeit unsers Ruhms machte uns bald zu Freunden. Anfangs mochte er sich vor mir fürchten, so wie ich mich vor ihm. O, sagte er einmal zu mir, als er mich allein in der Allee fand, ich käme oft gern zu Ihnen; aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob Sie mich

haben wollen. Ein andermal fieng er an: Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viel Bücher haben schreiben können, und so viel Muntres und Scherzhaftes? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Das will ich Ihnen wohl sagen, antwortete ich: Aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bey .....*) die Schlacht bey Cunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht haben einnehmen können. Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Damals habe ich ihn das erstemal herzlich lachen sehen; sonst lachte er nur halb. Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war, ließ meistens weiche Speisen zubereiten, ließ meinen eignen Wein kommen, ließ mich vom Herzen heraus reden und redte selbst so, ließ mich bald nach der Tafel gehn; kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Erlaubtes und Gutes gehört, und immer gemerket, daß er religiös war. Wollte Gott, er gehörte noch zu unsrer Kirche! Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen; denn das war seine Klage, daß er nicht studiert hätte. Aber in der That ersetzte sein natürlich scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf alles bey ihm den Mangel an Wissenschaften. Ueber dieses liest er auch gern. Was gebe ich Ihnen denn, fieng er einmal an, das Ihnen lieb ist; ich möchte es wohl gern wissen. — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir in

*) Hier hat Gellert selbst einen leeren Raum in seinem Briefe gelassen.

meinen itzigen Umständen gleichgültig. Sein Neveu, der unter dem Laudon'schen Regiment Lieutenant ist, bat mich, ich möchte seinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studiren ließe. Er möchte gern noch etwas lernen. Gern, sagte der General, wofern Sie sich ihn wollen lassen empfohlen seyn. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte, so führte er mich von der Gesellschaft in eine entfernte leere Allee und niemand störte uns alsdenn. — Unser Abschied war sehr kurz — Was ich Ihnen itzt gesagt habe, sprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewissen — — Leben Sie wohl — ich werde an Sie schreiben. — — Leben Sie auch wohl, liebster Herr General. Gott beschütze Sie und segne Sie, Ihr Leben.

Wen ich noch mehr habe kennen lernen? Den Grafen Uhlefeld, Obersthofmeister der Kaiserin und ersten Minister, einen einsichtsvollen, erfahrnen und bey hohen Jahren noch sehr belebten Mann, der mir viel Ehre erwiesen und mich durch nichts beleidigt hat, als daß er schwer hörte und ich sehr schreyen mußte, wenn er mit mir sprach. Ich habe nur einmal, aber am besten im Carlsbade, bey ihm gegessen. An meinem Teller lag ein geschriebner Zeddel, den ich für eine Zeitung hielt. Als ich Wein forderte, wurde ich auf diesen Zeddel verwiesen, und, o wie erschrak ich, als ich etliche zwanzig Nummern Wein fand. Der erste, rief ich, der beste; denn bey dem Brunnen soll man nicht viel lesen. Als der Graf aus dem Bade gieng, schickte er mir vier Bouteillen Tockayer und sechs Bouteillen Burgunder; ein Geschenk, das mir ziemlich gleichgültig gewesen seyn würde, wenn mein eigner mitgenommener Landwein nicht halb abgestanden gewesen wäre. Um Ihnen einen Beweis meiner guten Wirthschaft zu geben, muß ich

Ihnen im Vorbeygehen sagen, daß ich von dem Tockayer drey Bouteillen und von dem Burgunder zwo mit nach Leipzig gebracht habe, und von sechs Bouteillen Ungarischen, die ich aus den guten Händen der Gräfin Vitzthum erhalten, auch zwo oder drey. Gleichwohl habe ich nach in Wiesenthal und in Annaberg meine gütigen Wirthe mit Wein beschenket und einen halbkranken Hauptmann in dem letzten Wirthshause damit curiret. Doch meine Sparsamkeit ist lange nicht so merkwürdig, als meine Kunst, diese Weine (ich muß es ehrlich sagen, ich hatte auch zwo Bouteillen Rheinwein, die mir der Geheimderath Kessel zur Reise geschicket, bey mir) unverletzt über die schrecklichsten Berge zu bringen, eine Bouteille ausgenommen, die zerbrach.

Der Graf Thun, des vorigen Schwiegersohn, ein junger, gutherziger, und ganz für mich eingenommener Mann. Er eröffnete sich die Bekanntschaft bey mir durch ein Compliment, das er mir von einem gewissen Herrn von Sonnenfels aus Wien brachte. Den andern Tag fragte ich ihn, wie der Herr von Sonnenfels hätte wissen können, daß ich ins Bad kommen würde. Ach, sagte er, es war eine Fabel. Ich wollte geschwind mit Ihnen bekannt werden, und da lief ich auf Sie zu und machte eine Lügen; denn wie wir Laudon in Wien nachgelaufen sind, so laufen wir Ihnen hier nach. — Niemand hat mich so oft besucht, als dieser Graf Thun, Niemand mir so viel kleine tägliche Dienste gethan und andere so sehr für mich eingenommen, als er. Er wunderte sich oft, daß ich ihn so wohl leiden könnte. Ich werde das alles, fing er an, meiner Kaiserin sagen, jede Freundschaft, die Sie mir erwiesen haben, und das wird mir viel

Ansehen geben. Er bat mich, daß ich ihm meine Schriften aus Leipzig schicken sollte. Aber wozu, Herr Graf? Sie haben sie ja alle, oder können sie, wie Sie mir selbst gesagt haben, alle in Wien bekommen. Das ist wahr, Herr Professor; aber ich will sie von Ihnen haben, damit ich sie von Ihnen habe, und damit ich Ihnen danken und an Sie schreiben kann. Als er von mir Abschied genommen, fing es heftig zu regnen an. Nun, sprach er, das ist mir sehr lieb, daß es regnet: so kann ich doch mit Ehren noch einige Augenblicke warten, ohne daß es unhöflich läßt. Er war munter, naiv, wahr, und von einem sehr guten Herzen. „Wenn ich nur in Leipzig studirt hätte!“ Das war sein Wunsch. Er hatte gehört, daß ich Chocolade und keinen Caffee trinken sollte, und sogleich kam er in mein Haus gelaufen und brachte mir zwey Pfund von seiner Wiener Chocolade. Seine Frau war eine angenehme Frau; aber die Mutter war es noch mehr. Beide giengen fleißig in die Messe.

Der General Ziethen, ein ehrlicher alter frommer Soldat, mit dem ich gern sprach, ob er gleich seinen Hut wegen Schwäche und Wunden des Kopfs auch bey der Tafel nicht abnahm. Ich rieth ihm, seine Stelle niederzulegen und blos für seinen Tod zu leben. Es gefiel mir außerordentlich, daß er seine Tochter, ein Fräulein von etlichen zwanzig Jahren, so sehr liebte, daß sie fast ganz seine Gesellschaft war. Ging er, so ging sie mit ihm; fuhr er, so saß sie bey ihm.

Der Herr von Zetlitz, aus Schlesien, der kränkste und doch gelassenste Mann im ganzen Bade. Sein ganzer Leib war Gicht, und sein Gesicht, sobald ihn die Schmerzen einige Augenblicke verließen, war fromme Zufriedenheit.

Er kam, vierzig Meilen und darüber in der Sänfte von seinen Unterthanen getragen, mit geschwollenen Füßen an, trank den Brunnen und schwoll bis in den Unterleib. Er aß seit vielen Monaten kein Fleisch, zuletzt keinen Bissen Brod mehr, und Suppe und Wasser und Hofmannischer Balsam war seine Nahrung. Ich besuchte ihn oft und zuletzt wohl des Tags zwey- und dreymal, schenkte ihm ein bequemes Buch zu seiner Andacht, dafür er mich sehr segnete, und war einer von denen, die ihm nach zwölf oder vierzehn Tagen den Rückweg riethen. Wäre es nach dem Rathe des Bademedici gegangen, so hätte er bleiben und forttrinken müssen, ob er gleich keine Nacht schlief, große Schmerzen insonderheit in der Brust litt und ohne drey und mehr Bedienten nicht aufrecht erhalten werden konnte. Er war bis in die letzten Jahre des Kriegs gesund gewesen, und das Schrecken der Croaten mochte ihm wohl in seinem dreyundsechzigsten Jahre zur Gicht geworden seyn. Was geben Sie mir denn für ein Trostwort mit auf den Weg, sagte er bey seinem Abschiede zu mir? Denken Sie oft, kranker und theuerster Mann, sprach ich, an die Worte: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir! Weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. Er faltete seine zitternden Hände und sah gen Himmel und weinte bitterlich. Bis Zittau hat ihn seine Sänfte glücklich gebracht, weiter geht meine Nachricht von ihm nicht.

Und weiter sollen auch meine Nachrichten in diesem Briefe überhaupt nicht gehn, als bis auf diesen Kranken. Ich könnte Ihnen freylich noch viele andre Männer nennen, die ich habe kennen lernen, z. E. den Geheimden Rath von

Kayserling, einen Bruder des Gesandten und würdigen Mann; den Geheimden Rath von Kessel, aus Dresden, einen trefflichen Mann; den Geheimden Rath von Wechmar aus Anspach, auch einen sehr verdienstvollen Mann. Diese alle haben viel unverdiente Liebe für mich gehabt, und der letzte sagte mir bey dem Abschiede, daß es ihm lieber wäre, mich haben kennen zu lernen, als den größten Monarchen. Alle Menschen (Gütiger Gott, wie verdiene ich Unwürdiger das!) haben mir, wo sie mich sahen, Gutes über Gutes gewünschet, und die meisten mir für meine Schriften, insonderheit für meine Lieder, oft und viel gedanket. So leicht ist es, die Liebe der Menschen zu erlangen, wenn man, kein unnützlicher Autor zu seyn sich bemüht hat, und in dieser Absicht nicht unglücklich gewesen ist!

Leben Sie wohl, liebste Freundin, und grüßen Sie Ihre theuersten Eltern, Ihre gute Schwester, Ihren Bruder und Herr Zeisen, dem ich bald schreiben will, auf das verbindlichste und beste.

Leipzig, den 25. August 1763.

G.

Den 26. August.

Da ich diesen Brief wieder durchlese, fällt mir die traurige Geschichte von dem Husarenbriefe ein, und Ihnen wird es wohl auch einfallen, was ich meyne. Aber, wenn Sie zur Fräulein Schönfeld kommen, so können Sie ihr den Brief lesen; denn für diese und ihre würdige Mutter gehört er. Vielleicht setze ich meine Erzählung in dem künftigen Briefe fort. Leben Sie wohl. — Den Augenblick

fällt mir eine kleine Begebenheit ein, die ich bald vergessen hätte, und die mich doch außerordentlich gerührt hat. Als ich aus dem Carlsbade wollte, ging ich zum Postmeister, sprach mit ihm wegen der Fuhre und fand auf seinem Tische einige meiner Schriften. „Lesen Sie mich auch, Herr Postmeister? Das ist mir viel Ehre.“ — Kaum hatte ich dieses gesagt, so trat eine alte, alte Magd in schrecklichem Schmutze in die Stube und auf mich zu. — „Ist Er der Herr mit dem großen Ruhme, der die schönen Bücher gemacht hat?“ Und sogleich fuhr sie nach meiner Hand, als ob sie mir sie abreißen wollte, und küßte sie ohne Aufhören. „Ach, gnädiger Herr, ich danke Ihm, ich danke Eurer Gnaden.“ — — Ich erstaunte, fragte, ob sie was von mir gelesen hätte. — „Ja, hier bey dem Herrn Postmeister. Also ist Er der Herr mit dem großen Ruhme? Nun, Gott schenke Ihm Gesundheit und alles Wohlergehn.“ — „„Wünscht mir nicht allein Gesundheit, auch Geduld von Gott, die Krankheit zu tragen; denn wir können nicht immer ohne Uebel seyn. Es dient auch zu unserm Besten““ u. s. w. „Ach, rief sie, das ist Trost, das ist Trost!“ küßte mir wieder die Hand, und ich klopfte sie auf die Achsel, dankte ihr herzlich und versicherte ihr, daß ich ihre Bekanntschaft nicht vergessen würde. Ich will ihr meine Lieder und Lehrgedichte schicken und meinen Namen hineinschreiben.

78.

Liebste Mademoiselle!

Schon wieder eine kleine Geschichte, die mich, Ihren Freund, und also auch Sie, angeht, und die nicht älter als drey Tage ist. Am vorigen Dienstage also kam der Leibpage der Sächsischen Prinzessin Christine früh gegen neun Uhr zu mir, sagte mir sehr höflich, daß seine Prinzessin um eilf Uhr in Leipzig eintreffen würde und daß sie sehr wünsche, mich zu sprechen, und daß sie ihm auf allen Poststationen nachgerufen hätte: „Vergesse Er ja nicht, wenn Er nach Leipzig kömmt, daß Er gleich zum Professor Gellert geht." — „„Das ist viel Ehre für mich, Herr von Leipziger. Ich werde um eilf Uhr gewiß im blauen Engel seyn, und der so guten Prinzessin mit Freuden aufwarten."" — Also rief ich Herr Goedicken: „Geben Sie mir ein Paar weißseidne Strümpfe." Er erschrack (denn ich habe seit acht Jahren keine getragen) und brachte sie voller Bestürzung. — „Sauer soll die Schuhschnallen putzen und die neuen Schuhe herbeybringen, und den Perückenmacher rufen, daß er mir die Perücke auf dem Kopfe zurechte macht," eine Sache, die nicht geschehen ist, seitdem ich Professor bin. Nunmehr hatte ich weiße Strümpfe an; das kam mir sehr ungewohnt und albern vor. — „Herr Goedicke, geben Sie mir doch das Oberhemde mit den Manschetten der Mademoiselle Lucius." Er brachte es — „auch das Kleid von Brüßler Cammelott geben Sie mir her." — „„Das müssen wir erst auskehren und aus dem Ueberzuge nehmen, Sie haben es seit 1754 nicht getragen."" (Fürchten Sie nichts, Mademoiselle, es ist

darum nicht aus der Mode, denn ich lasse meine Kleider nie ganz nach der gegenwärtigen Mode machen.) — Kurz, ich war fertig, und ließ mich noch vor eilf Uhr in den blauen Engel tragen *).

„Da kömmt also der Professor Gellert," rief die Prinzessin (sie saß am Fenster, und neben ihr stand ihr Oberhofmeister und der General und Gouverneur Plötz und etwas entfernter mein Bruder).

„Nun, ich habe sehr gewünscht, Ihn kennen zu ler„nen, und Ihm für Seine schöne Schriften zu danken und „Ihm Glück zu Seiner Cur zu wünschen." — Ich küßte ihr die Hand und bewillkommte sie im Namen meines ganzen Vaterlandes.

„Ist Er immer noch krank? Gewiß von vielem Sitzen und Schreiben?"

Nein, Ihro Hoheit, sonst müßten viele Menschen schon krank und todt seyn, wenn das Schreiben siech machte.

„Ja, das Schreiben vielleicht nicht, aber wohl das Gutschreiben."

Das ist eben die Frage, gnädige Prinzessin, ob ich gut geschrieben habe. Daran muß ein Autor immer noch zweifeln.

„Das will ich verantworten; zweifle Er nicht. Die „Welt sagt es, und ich sage es auch. — Hat Er itzt „nichts geschrieben?"

Nein, Ihro Hoheit. Ich schreibe nichts mehr, und kann nichts mehr schreiben, und habe vielleicht schon zu viel geschrieben.

---

*) Gellerts Bescheidenheit, Artigkeit und Feinheit in dem folgenden Gespräche nimmt unwiderstehlich für den lieben Mann ein. Andre Betrachtungen werden sich dem Leser von selbst darbieten.

„Sage Er mir doch, was von Seinen Schriften zu viel ist; das möchte ich gern wissen.“

Vielleicht das Meiste.

„Da kann ich Ihm widersprechen; denn ich habe sie „alle gelesen, und alle Leute, und alle Höfe, wo ich ge„wesen bin, lesen Ihn. Wie oft habe ich Seine Schriften „verschenken müssen!“

So bin ich Ihnen denn vielleicht meine vornehmen Leser schuldig, gütigste Prinzessin.

„Nein, ich habe mir ein Ansehn mit Ihm gemacht, und ich bin Ihm Ruhm schuldig.“

Wenigstens beklage ichs, daß Ihnen meine Schriften so viel Aufwand verursachet.

„Werde Er nur recht gesund, schreib Er, schicke Er „mir Seine Schriften zuerst, uud sey Er ruhig. Das ist „alles, was ich von Ihm verlange. Welches von Seinen „Werken hat Er am liebsten?“

Das nützlichste, Ihro Hoheit.

„Also das jüngste, das letzte; die Lieder also? Ich „denke es auch. Man hat viel von Seinen Schriften über„setzt; aber sie verlieren. Gesners Idyllen, die sind gut „übersetzt.“

Es ist lange genug, gnädigste Prinzessin, daß wir die Franzosen übersetzt haben. Die Reihe muß also an uns auch kommen.

„Er ärgert sich wohl an meinem Deutschen. Ich habe in achtzehen Monathen kein Deutsch gesprochen.“

Nein, ich bewundere Sie. Sie reden es besser, als ich und andre.

„Das kann nicht seyn; ich habe es aus Seinen Schrif„ten gelernet.“

Kurz, liebe Mademoiselle, sie hat mit so vieler Güte und so vielem Geiste, mit so vieler Leichtigkeit und Leutseligkeit gesprochen, als ich Ihnen nicht sagen und aus Armuth des Gedächtnisses auch nicht erzählen kann. Aber mein Bruder, der könnte Ihnen mehr sagen, wenn er wollte.

Gegen zwölf Uhr gieng ich, und gegen halb zwo Uhr war ich wieder bey der Prinzessin Christine, begleitete sie auf die Rathsbibliothek, Universitätsbibliothek und in das Richter'sche Cabinet. Sie fuhr mit ihrer Hofdame und dem Oberhofmeister in einer, und ich mit dem Herrn von Leipziger und dem Oberpostcommissär in der andern Kutsche. Am Markte, da sie sah, daß das Volk so begierig war sie zu sehen, stieg sie aus, gab vor, daß sie Auerbachs Hof sehen wollte, und ließ sich von dem Markte an durch Auerbachs Hof über den neuen Neumarkt durch die Grimmaische Gasse bis wieder an den Markt, zur Rechten von mir, zur Linken von ihrem Hofmeister führen, grüßte alle Menschen freundlich, freute sich, sagte, die Sachsen wären gute Leute, und wünschte, daß ihr Herr Vater sie auf die Messe möchte wieder mit nach Leipzig nehmen. „Es gefällt mir hier, Herr Professor, Leipzig hat viel Vorzüge" u. s. w.

Gegen vier Uhr gieng sie, von mir bis in ihren Wagen geleitet, fort. „Nun, so lebe Er recht gesund, recht wohl, und wenn ich wieder nach Leipzig komme, so komme Er freywillig zu mir; denn heute ist Er doch nur gekommen, weil ich Ihn darum habe bitten lassen; wenn es Ihm nur nicht schadet, daß Er so lange mit mir gegangen ist." Das hat sie mir wohl dreymal gesagt. — „„Ich wünsche Ihrer Hoheit alle Wohlfarth, die man der besten Prin-

zessin wünschen kann und muß, und empfehle"" — „Nein, das bin ich nicht. Lebe Er wohl, guter Herr Professor!" —

Gleich zu Anfange unsers Gesprächs fragte sie: „Was macht Sein Briefwechsel mit der Fräulein Schönfeld?" Und den kennen Sie auch, gnädigste Prinzessin? Sie wissen also alle meine Geheimnisse? — „Ja, alles was Ihn angeht, weiß ich, oder möchte es doch gern wissen. Hat Ihn kein Husarenlieutenant mehr besucht?" — — O der böse Brief! — „Nein er ist nicht böse. Er hat den Franzosen recht gefallen. Was macht Rabener? Schreibt Er noch an ihn?" — Selten! aber an das Fräulein Schönfeld schreibe ich noch. Das ist ein gutes Kind.

Mit einem Worte, liebe Freundin, die Prinzessin hat mich beschämt, durch ihre Güte sowohl als durch ihren Geist. Ehe ich mit einer erträglichen Antwort fertig war, sagte sie zehn gute ungekünstelte Einfälle. Sie muß Sachsen sehr lieb haben. „Als ich wieder nach Sachsen kam, sagte sie, so erschrack ich. Allmächtiger Gott! dachte ich, was ist das für ein gesegnetes Land! und der langwierige Krieg hat es nicht verwüsten können?" — Krieg und Brand, gnädige Prinzessin, segnet Gott mit reicher Hand. Dieß alte Sprüchwort trift sichtbar bey uns ein. — „Also denkt Er, daß beßre Zeiten kommen werden?" — Ja, wenn beßre Leute kommen.

Ich will diesen Brief mit einer Anmerkung beschließen, die mein Herz angehn soll. Was mag bey dem Beyfalle, den mir die Prinzessin erzeigte, wohl den meisten Eindruck auf mich gemacht haben? Ihr Stand oder ihr persönliches Verdienst? Das Unerwartete der Ehre oder die Güte des

Herzens, aus dem ich mein Lob hörte? Der Gedanke, daß ich meine Pflicht gethan und was Nützliches geschrieben hatte, oder die Freude, daß meine Schriften auch den Hohen gefielen? Ich habe mein Herz ziemlich ausgefragt, als ich nach Hause kam. Es zuckte. Freylich darf uns der Beyfall einer Prinzessin, wenn alles auf beiden Seiten gleich ist, mehr rühren, als der Beyfall einer Magd; aber leider rührt uns der Glanz des Lobes doch immer heimlich eben so sehr, als die Gründlichkeit des Lobes, auch wenn wirs nicht gern wollen. Kurz, dachte ich endlich bey mir selbst, wenn du Gott für dieses Glück als für eine unverdiente Wohlthat danken kannst, dir dabey nicht würdiger vorkommst als vorher, und vielmehr noch demüthiger denkest, so mag und darf dich dieß Glück vergnügen und ermuntern. In der That glaube ich, liebe Mademoiselle, daß mich der Auftritt mit dem Postmeister im Carlsbade und der Auftritt im blauen Engel zu Leipzig, auf gleiche Weise gerührt haben. Die Prinzessin verliert dadurch nichts. Sie würde vielmehr nach dem Begriffe, den ich von ihr habe, groß genug seyn, mich deswegen zu loben.

O was ist das wieder für ein langer, mit meinen eignen Ruhmangelegenheiten ganz erfüllter Brief! Aber rechnen Sie das, was ich Ihnen binnen acht Tagen zu viel geschrieben, zu dem, was ich Ihnen vorher binnen acht Wochen zu wenig geschrieben habe. Endlich verlange ich auch eine Dankbarkeit von Ihnen auf frischer That. Lassen Sie sich bey der Fräulein Schönfeld melden, daß Sie ihr etwas von mir zu sagen hätten, und nehmen Sie diesen Brief mit und lesen Sie ihn ihr vor, und küssen Sie der Mutter und der Tochter in meinem Namen die

Hand, und endlich, mit der Prinzessin zu reden, leben Sie recht gesund und wohl und studiren Sie nicht zu viel.

Leipzig, den 3. Sept. 1763.

Gellert.

P. S. Ich schreibe abscheulich; aber theils wird mir das Sitzen sauer und theils habe ich auch keine Federn; denn der Hofprediger Cramer, der mir sie sonst schnitt, schickt mir keine mehr. — Grüßen Sie Ihr ganzes Haus und Herrn Zeisen ergebenst von mir. Ich will ihm bald schreiben.

(Als Nachtrag zu diesem Briefe schalten wir hier ein Fragment aus einem Briefe des Oberpostcommissär Gellert an Demoiselle Lucius vom 9. Sept. 1763 ein.)

Nach der Relation von meinem Bruder weiß ich nicht viel mehr zu sagen. Diese vortreffliche Prinzessin zeigte in ihren Fragen und Antworten nebst dem ganz besonders gnädigen Betragen viel Witz und Verstand. Gleich im Anfang der Unterredung fragte sie den Bruder, was er für Wirkung vom Carlsbade spüre? — Ich bin mit keiner Hoffnung, sondern blos, weil es die Medici wollten, und also aus Pflicht, dahin gereißt. — „Es sieht Ihm ähnlich; Er weiß aber auch, daß es nicht recht ist?“ — Gnädige Prinzessin, wenn man zwanzig Jahre schon krank ist, dann muß man sich nur um Geduld bemühn. — „Gut! aber was für eine Geduld ist wohl ohne Hoffnung? Lerne Er es an mir, daß man nach zwanzig Jahren wieder gesund werden kann. Ich bin seit meinem siebenten Jahre

krank gewesen, und itzt Gottlob! recht wohl." — Mein Herr Bruder war ziemlich in die Enge getrieben. Ich klopfte ganz sachte, daß es die Prinzessin sehen konnte, in die Hände. Endlich sagte er: Es ist auch an Ew. Königl. Hoheit weit mehr gelegen. — „Nehme Er mirs nicht übel," fiel sie ihm in die Rede, „das ist ein Compliment. Ich muß Ihm sagen, daß Er mich in meiner Krankheit sehr getröstet hat. Ich hatte alle Seine Schriften gelesen; ich fragte, ob nichts weiter von Ihm da wäre? Nichts, antwortete man mir, als eine kleine Pieçe: Trostgründe wider ein sieches Leben. Je, sagte ich, das schickt sich ja vortrefflich für mich; ich verlangte es sogleich, und habe es mit Vergnügen und zu meiner Beruhigung mehr als einmal durchgelesen." — Als mein Bruder sie wegen ihres guten Deutschredens lobte und sagte: Ihro Hoheit müßten es auch sehr gut schreiben, er wolle zur Ehre der deutschen Nation wünschen, daß Ihro Hoheit etwas drucken ließen — antwortete sie: „Ich bin den Autoren sehr gut, aber selbst mag ich keiner werden; indessen will ichs Ihm doch versprechen, wenn Er so lange recht gesund und wohl lebt, bis ich fertig damit bin: ja ich will es Ihm sogar dediciren." Als wir fortgehen wollten, fragte mein Bruder, ob sie noch etwas zu befehlen hätte? „Nichts, war ihre Antwort, als daß Er mich hinführo ungerufst besuchen und so gesund und wohl wie Sein Bruder aussehen mag." Ihre Gegenwart des Geistes ist ungemein groß, und im ganzen Ernst, der Professor hatte vollauf mit ihr zu thun.

79.

Theuerster Herr Professor!

Ja, ich freue mich, und Sie wissen, wie sehr und wie herzlich ich mich mit Ihnen freue über Ihre glückliche Rückkunft aus dem Bade, und es sey Ihnen von meinen Eltern, meinen Geschwistern (die Ihnen den ehrerbietigsten Dank für die Gütigkeit Ihres Andenkens abstatten und Sie bitten, sie demselben ferner empfohlen seyn zu lassen,) und von mir jeder beste Segen dazu gewünschet, den man von Ihrer gelassenen Ergebung und von Ihrer Dankbarkeit auch für die dem menschlichen Herzen nicht erfreulichen Wohlthaten mit so viel Zuversicht erwarten kann, dafern es den weisen und, obwohl verborgenen, doch allemal gütigen Absichten Gottes, die wir freylich nicht einsehen können, nicht zuwider ist.

Wie gern hätte ich Ihnen, bester Herr Professor, sogleich Glück gewünschet, und Ihnen für die Gewogenheit, aus welcher Sie dem Fräulein Schönfeld erlaubet, mir Ihren ersten Brief an sie lesen zu lassen, gedanket, wenn mich nicht wegen des letzten langen Briefs, den Sie so gütig aufgenommen haben, eine Furcht, Ihnen allzu beschwerlich zu seyn, abgehalten hätte. Aber wie soll ich Ihnen nun für Ihren allerliebsten langen Brief, den längsten unter allen, die ich von Ihnen zu besitzen das Glück habe, so danken, wie ichs gern wollte, und wie ers verdient? —

Heute vor 8 Tagen war ich mit meinem Geschwister und etlichen von unsern Bekannten spatzieren, und als ich

nach Hause kam, und mich zum Abendessen niedersetzte, da fand ich Ihren Brief unter meiner Serviette; den hatte mir meine Mama darunter gelegt. Ich riß ihn so geschwind auf, daß alle über meine Eilfertigkeit lachten. Ich zählte die Bogen (ich versichere Sie, ich erschrack halb, aber ich erschrack recht hübsch). Ach, rief ich, er muß gewiß gesünder seyn als sonst! Sehen Sie nur! Vier Bogen, und so hübsch geschrieben.

So weit gings recht gut; aber nun sollte ich essen, und den Brief hinlegen und hernach lesen. Denken Sie, liebster Herr Professor, daß ich das konnte? Ich versuchte es wohl, aber ich konnte nicht. Ich nahm den Brief wieder; denn ich sah doch wohl, daß sich die andern nur etwas über mich zu lachen machen wollten, und las ihn vor. O wenn ich Ihnen doch tausendmal die Hand für Ihre Beschreibung küssen könnte! doch ohne Sie in Furcht zu setzen, als ob ich sie Ihnen abreißen wollte, wie die gute alte Magd bey dem Postmeister that. Es gefällt mir recht, daß Sie ihr etwas von Ihren Schriften schicken wollen.

Der General Laudon ist mir unter allen Ihren neuen Bekannten am liebsten, wegen des vielen „fast wie ich," und dann der Graf Thun. Ueberhaupt aber sind mir alle Leute lieb, die Ihnen Liebe und Ehrerbietung beweisen und Ihre gute Meynung für sich haben. Der kranke, fromme, gelassene Mann, der gute Herr von Zetlitz, hat mein ganzes Mitleiden und alle meine guten Wünsche. Sind das nicht immer die besten Leute, und die am meisten Glück verdienen, die am besten Trübsal ertragen können? — Und wie traurig ists, daß sie auch immer am meisten ertragen müssen!

Vielleicht werden Sie Ihre Erzählung fortsetzen? — Bitten darf ich Sie nicht darum, ich will es auch nicht; denn wenn es Ihnen beschwerlich wäre — aber das ist gewiß, daß ich sie gern für Sie und für das Fräulein Schönfeld und für wen Sie befehlen, abschreiben will, und wenn sie auch ein ganzes Buch ausmachen sollte.

Ich bin am Montage Nachmittags mit Ihrem Briefe, liebster Herr Professor, bey der Frau Gräfin Vitzthum gewesen. Das Fräulein war nicht recht wohl; doch war sie ziemlich angekleidet und in dem Zimmer ihrer Mutter. Ich mußte mit ihnen Caffee trinken, und als der Hauptmann Wiedemann weg war, befahl mir die Gräfin, den Brief zu lesen. Sie waren beyde sehr vergnügt darüber, und ich sah es dem Fräulein sehr deutlich an den Augen an, daß sie etwas von mir haben und es doch nicht gern sagen wollte. Endlich fing die gütige Gräfin an: Ja, das ist ein hübscher Brief, der Brief ist sehr hübsch; das ist gewiß — — ich möchte — — ich möchte — — Sie wohl bitten — Ja! fiel ihr die Fräulein in die Rede, aber der Brief ist gar zu lang, ich wollte es nicht wagen — Endlich erklärte mirs die Gräfin, daß sie gern für ihren Gemahl eine Abschrift davon haben möchte, und gab mir bis auf den Winter Zeit dazu, und las mir auch noch zum Ueberflusse eine Stelle aus dem Briefe des Fräuleins, in welcher Sie, liebster Herr Professor, es mir erlauben, diesen Damen eine Abschrift davon zu geben. Ich machte sie gleich den folgenden Tag, und wie gern hätte ich sie ihnen auf ihr bloßes Verlangen gegeben, und ohne daß sie mir ihr Recht dazu bewiesen hätten; denn ich weiß doch, daß Sie meine Bereitwilligkeit gebilligt haben würden. Als ich die Abschrift hinschickte, bekam ich ein überaus gütiges

französisches Billet von dem Fräulein zurück, in welchem sie mir für diese Abschrift eine Danksagung machte, die mich beschämte, und von mir Ihren Brief mit der Beschreibung von Welkau für den Herrn General verlangte, der ihn gern lesen will. Ich habe ihr diesen Brief überlassen.

Sonst, bester Herr Professor, muß ich Sie bitten, denken Sie nicht mehr weder bey diesem noch bey andern Briefen an die traurige Geschichte des Husarenbriefs; sondern verlassen Sie sich hierinnen auf meinen Gehorsam und auf meine Behutsamkeit.

Indessen muß ich Ihnen doch gestehen, daß ich Ihren letzten Brief (ich bilde mir recht viel auf diesen Beweis Ihrer Gewogenheit und Ihres Vertrauens ein) nach Jemanden gelesen habe. Der gute Charpentier war gleich aus Freyberg zum Besuche herunter gekommen. Als er wieder Abschied nahm, las ich ihm den Brief, zur Vergeltung der aufrichtigen Hochachtung, die er für Sie hegt, der zärtlichen Dankbarkeit, mit der er sich jeder Gütigkeit erinnert, die Sie ihm erwiesen, und der eifrigen Sorgfalt, mit der er sich bey mir nach Ihnen erkundiget. Ich habe ihm auch sonst schon etliche Ihrer andern Briefe gezeiget; denn ich halte ihn für einen schätzbaren, jungen Menschen, der es werth ist, daß ich ihn hoch achte, und ich weis ihm keinen bessern Beweis davon zu geben. Beym Abschiede wiederholte er verschiedenemale, ich möchte Sie bitten, daß Sie ihn mit Ihrem gütigen Andenken beehrten, und Sie seiner vollkommensten Ehrerbietung versichern.

In Ihrem ersten Briefe an das Fräulein fand ich eine kleine Anzeige von einem Besuche, den Sie, liebster Herr Professor, bey einem Herrn von Miltitz, und noch von

einem andern, den Sie incognito bey der Frau Gräfin Vitzthum abzulegen willens wären. Incognito? dachte ich: O. das thut nichts! Die Frau Gräfin ist schon so gütig, und verräth mirs, und erlaubt mirs hinzukommen, und ihren lieben Professor, unsern guten Freund (so nennt sie Sie gemeiniglich, wenn sie mit mir spricht) mit meinen eignen Augen zu sehen, und daß Sie, gütiger Herr Professor, nicht unzufrieden darüber seyn würden, das war bey mir schon so gut als ausgemacht. Sehen Sie, so zuversichtlich war ich. Ich dachte schon darauf, welche Beschreibung ich meiner Kirchhofin von Ihnen geben und wie ich sie neidisch machen wollte. — Aber denken Sie nur, Herr Professor, nun spricht die liebe Gräfin, sie will bald wieder nach Welkau gehen, und da würden Sie sie lieber dort, als hier in Dresden, besuchen. Ja, ja, das glaube ich selbst; es mag freilich schon bequemer und angenehmer für Sie seyn, aber es ist doch mit allem dem betrübt. Doch möchte nur Ihre vollendete Cur alle die gesegneten Wirkungen haben, die alle Ihre Freunde so eifrig wünschen, so wollte ich jeden eigennützigen Gedanken fahren lassen, und mich in dem Vergnügen glücklich schätzen, das ich alsdann haben würde, daß Sie an einem jeden Orte, wo Sie sich auch befänden, auf dem Lande oder in der Stadt, gesund und zufrieden lebten, und daß ich Wünsche für die Verlängerung eines so ehrenvollen und schätzbaren Lebens, als das Ihrige ist, thun könnte, ohne zu befürchten, daß sie Ihren eigenen entgegen seyn möchten.

Lassen Sie sich noch, mein lieber Herr Professor, ein Unglück erzählen, das mir begegnet ist. Ich werde noch müssen lernen Federn schneiden. Mein alter Informator,

der mich fast alles, was ich weiß, und auch Federnschneiden gelehret, und mir alle meine Federn zu allen den Briefen an Sie und an meine andern Freunde geschnitten hat, der gute alte Mann ist gestern Mittags gestorben, und wohl drey Wochen lang so krank gewesen, daß er mir keine Feder mehr hätte schneiden können, wenn ichs gleich verlangt hätte. Nun weiß ich nicht, was ich anfangen soll. Herr Zeis, der meine Verlegenheit wußte, und mich schon so lange, als der gute Mann krank war, darüber hatte pinseln hören, war zwar so bereitwillig, an seine Stelle zu treten und brachte mir, noch ehe er starb, ein halbes Dutzend geschnittene Federn; aber ich bin so ungeschickt, daß ich mit seinen Federn nicht schreiben kann. Ich habe mir also eine von meinen alten Federn selbst corrigiren müssen, und war dabey sehr in Gefahr, mich in den Finger zu schneiden. Dächten Sie nicht, daß dieser Brief noch schlechter geschrieben wäre, als sonst? Entschuldigen Sie mich ja, liebster Herr Professor, um der Feder willen, oder vielmehr Sie, lieber Herr Oberpostcommissär, entschuldigen Sie mich, wenn Sie den Brief vorlesen sollten, oder Sie, Herr Doctor Krebel, dafern Sie noch Lector sind.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Möchten Sie doch mit allem dem gesegnet seyn, was zufrieden und glücklich macht! Wer weiß, wie viele Freunde von Ihnen, etwan der Graf Scheel und sein Duncan, oder die Gräfin Vitzthum und Ihre Fräulein, oder der General Laudon, oder auch wohl der kranke Herr von Zetlitz, oder andere itzt bey ihren Freunden und Bekannten sitzen und von Ihnen reden, und Sie mit eben den Empfindungen der Dankbarkeit, der Ehrerbietung und des Vergnügens

segnen, mit welchen ich Ihnen itzt Glück wünsche, und mit welchen ich zeitlebens seyn will

Bester Herr Professor!

Dresden, den 4. Sept. 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

80.

Bester Herr Professor!

Tausendmal danke ich Ihnen in aller Eil für Ihren letzten Brief mit der Unterredung mit unsrer Prinzessin. Sie werden mir erlauben, daß ich mirs vorbehalte, ihn ehstens förmlicher zu beantworten und Ihnen nochmals zu danken. Itzt komme ich gleich von der Gräfin Bitzthum und dem Fräulein Schönfeld, und in der Gräfin Namen, liebster Herr Professor, soll ich, sobald ich kann (und ich kann es gleich itzt) eine Frage an Sie thun, nämlich: ob Sie es zufrieden seyn wollen, daß die Gräfin der Prinzessin Ihren Brief lesen darf? — Vorlesen, sprach die Gräfin, das wollte ich wohl verantworten; aber wenn die Prinzessin eine Abschrift verlangt, so kann ichs ihr nicht wohl abschlagen, und ihr eine zu geben ohne sein Vorwissen und Einwilligung, das nehme ich nicht auf mich. Gleichwohl, setzte sie hinzu, wollte ich für mein Leben gern, daß sie ihn sehen dürfte. In der That, es ist eine gute Prinzessin, sie ist jederzeit gut und fromm gewesen u. s. w. Und so hatte die Frau Gräfin die Gnade, mir viel von der Prinzessin und was sie mit ihr (auch von Ihnen) gesprochen hätte,

zu erzählen, welches Sie, liebster Herr Professor, bald von ihr selbst hören werden; denn die Frau Gräfin geht auf den Dienstag nach Welkau, und freut sich dahin, und hat mir befohlen, Ihnen tausend Complimente von ihr zu machen und Ihnen zu sagen, daß sie hoffte, Sie bald bey sich zu sehen. Auch die Fräulein empfiehlt sich tausendmal, und läßt Ihnen sagen, Sie hätten ihr die vorige Nacht sehr unruhig gemacht. Es hat ihr geträumt, Sie wären gestorben, und darüber hat sie so sehr geweint, daß Mademoiselle Paret (die mir auch noch nachgerufen, sie Ihnen zu empfehlen) sie noch in Thränen gefunden, als sie sie gewecket, und daß es die Fräulein, wie sie sagte, noch auf der Brust fühlt. Aber ich muß die Fräulein verklagen, ob sie wohl noch diese Nacht einen Beweis für Sie gegeben, daß sie ein gutes Kind ist. Sie hat sich die Hand nicht von mir in Ihrem Namen küssen lassen. Sie küßte mich auf den Backen; aber das sollte ja nicht seyn. Die Frau Gräfin ließ mir aber ihre Hand in Ihrem, dann auch in meinem Namen küssen, und dann reichte sie mir auch ihr gütiges Gesicht und gab mir einen Kuß.

Ich will cito auf den Brief schreiben, vielleicht bekommen Sie ihn dadurch eine Stunde geschwinder, und wenn Sie, liebster Herr Professor, kein Bedenken haben; in das Verlangen der Gräfin zu willigen, so seyn Sie so gütig und lassen Sie mirs sogleich durch Herrn Gödicken melden. Aber ich fürchte, es wird zu spät seyn. Sie werden gegenwärtigen Brief nicht vor Freytags erhalten können. Auf den Dienstag geht die Gräfin fort. Wenn ich nur die Antwort auf den Sonntag Abends erhielte, Lassen Sie Herrn Gödicken nur auch cito auf den Brief schreiben. Vielleicht hilft das etwas.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Verzeihen Sie die Eilfertigkeit und Nachlässigkeit dieses Briefs dem Gehorsame, den ich der gütigsten Dame schuldig bin, und der Achtung, die diese Dame für Ihren Willen hat. Ich habe die Ehre zu seyn

Dresden, den 7. Sept. 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

81.

Liebste Mademoiselle!

Ich kann allen Menschen eher etwas abschlagen, als der Gräfin Bitzthum. Ich bin es auch zufrieden, daß sie der so guten Prinzessin den Brief ließt, ob ich gleich nicht mehr weiß, ob er vorsichtig genug geschrieben ist; aber von der Abschrift, vor der erschrecke ich. Sobald diese in den Händen der Prinzessin ist, so ist sie in der sichern Gefahr, bekannt und gedruckt zu werden, und ich denke doch, daß mein Brief unter mehr als vier Augen allemal Eitelkeit und meinem guten Rufe nachtheilig ist. Wenn sich also die Frau Gräfin getraut, ohne Abschrift davon zu kommen, und es zu einer Gewissenssache zu machen, die sie mir seit dem Husarenbriefe versprochen hätte, so will ich mirs gefallen lassen, daß die Prinzessin den Brief ließt; denn ich weiß, die Gräfin ist so gütig gegen mich, daß meine Angelegenheiten die ihrigen sind. So viel, Mademoiselle. Erhalten Sie diese Antwort noch zu rechter Zeit (ich schreibe sie Sonnabends früh um 9 Uhr, denn eher habe ich Ihren

Brief nicht erhalten, und eben itzt wird die gelbe Kutsche gehen, so schicken oder tragen Sie dieselbe sogleich zur Frau Gräfin und küssen Sie ihr und ihrer guten Tochter, die um meinen Tod im Voraus geweinet hat, die Hand und leben Sie wohl.

Leipzig, den 10. Sept. 1763.

Gellert.

82.

Liebste Mademoiselle!

Ich muß noch ein Paar Zeilen an Sie schreiben, ob ich mich heute gleich krank geschrieben habe; denn das Wort Abschrift macht mich sehr unruhig, sonst setzte ich keine Feder mehr an. „Wollen Sie etwan das widerrufen, was Sie mir heute Vormittage geschrieben haben?" Nein, das will ich nicht! Es bleibt dabey, daß ich der Gräfin nichts abschlagen kann; aber es bleibt auch dabey, daß die Prinzessin Christine, die beste Prinzessin in Europa, keine Abschrift fordern soll. „Aber das ist schwer zu verhindern." — Ja wenn die Gräfin Vitzthum mit ihrem Verstande kein Mittel erfinden kann, so langt meiner noch weit weniger zu; denn dieser sagt mir nichts mehr, als daß der Brief nicht in fremde Hände kommen soll. So treu auch die Hände der Prinzessin Christine sind, so wird sie doch stets Hände um sich haben, die nicht so ehrlich sind, und alsdann erlebe ich den zweyten Theil der Geschichte vom Husarenbriefe, und den möchte ich um alle Wunder nicht erleben. Alsdann könnte es auch kommen, daß ich Ihnen

meine Anekdoten niemals mehr überschriebe. Diesen Brief, den ich Nachmittags um 3 Uhr schreibe und der auf den Abend um sieben Uhr mit der reitenden Post abgeht, wird mit dem Vormittagsbriefe vermuthlich zu einer Zeit bey Ihnen ankommen, nämlich Morgen, Sonntags Nachmittage. Dienstags geht die Gräfin erst fort: also kommen die Briefe noch ziemlich zu Rechte, wenn sie anders zu etwas gut sind. Hätten Sie mir nur eine Abschrift von meinem Briefe mitgeschickt — — doch ohne alle Abschrift, der sichre Weg ist der beste. Wenn die Gräfin nicht mit im Spiele wäre, so spräche ich kurz und gut: Cassiren Sie den Brief, und so wäre alles gehoben. — Ja, liebe Mademoiselle, zehn Briefe werden kaum langen, die ich heute schon geschrieben habe, und zwanzig liegen gewiß noch vor mir auf dem Tische unbeantwortet. Also dächte ich, ich könnte mit Ehren schließen. Auch dächte ich, Ihr heutiger Brief hätte zu meiner Ruhe können verloren gehen. Leben Sie wohl.

Gellert.

83.

Liebste Mademoiselle!

Der böse Brief hat mich mitten in der Nacht aufgeweckt und mir einen Theil des Schlafs entzogen; das ist keine gute Vorbedeutung. Wenn er in Abschrift bey Hofe ist, sagte ich zu mir selber, so kannst du in deinem Leben nicht wieder an die Mademoiselle Lucius schreiben.

Leipzig, den 11. Sept. 1763.

Gellert.

84.

Dresden, den 10. Sept. 1763.

Hochzuehrender Herr Professor!

Wenn ich einen Brief auch zehnmal gelesen habe, daß ich ihn fast von Wort zu Wort auswendig kann, und ich sehe ihn nicht vor mir auf dem Tische liegen, so ist mirs als wenns nicht möglich wäre, daß ich eine Antwort darauf machen könnte, und dennoch will ichs itzt versuchen und erzwingen.

Die Frau Gräfin behielt Ihren Brief mit der Erzählung von der Unterredung mit der Prinzessin Christine bey sich, um ihn dem Herrn General zu zeigen, der immer sehr beschäftigt ist. Ich will sehen, ob ich ihn in seiner Abwesenheit beantworten kann; denn daß ich seinen ganzen Inhalt gut inne habe, darauf können Sie sich verlassen.

Ich schätze mirs für eine sehr vorzügliche Ehre, liebster Herr Professor (und ich wäre abscheulich undankbar, wenn ichs nicht thäte), daß Sie mich an demjenigen Theil nehmen lassen, was Ihnen lieb oder wichtig ist, daß Sie mich würdigen, mir Vergnügen zu machen und mir Beweise Ihres Vertrauens geben, und endlich, daß Sie Ihren Freundinnen, der Gräfin und dem Fräulein, durch mich von Ihren Angelegenheiten Nachricht geben.

Ob mir gleich alles, was Sie mir von Ihrem Gespräche mit der Prinzessin schreiben, sehr wohl gefällt, und ich auch gern damit zufrieden seyn wollte, so werde ich doch den Herrn Oberpostcommissär ein wenig plagen, mir mehr davon zu schreiben und mich deswegen auf Sie berufen. Ich lese seine Erzählungen in Briefen sehr gern;

doch wenn ich wüßte, daß er selbst bald wieder nach Dresden käme (liebster Herr Professor, halten Sie ihn nicht ab, wenn er Lust dazu hat), so wollte ich ihn mit dem Schreiben verschonen und mirs noch viel lieber erzählen lassen.

Ich freue mich, theuerster Herr Professor, über die Liebe und den Beyfall, den unsre gute Prinzessin Ihnen bezeiget; denn ich freue mich über alle Leute, die Ihnen Merkmale der Liebe und Hochachtung geben, und dieß nicht allein Ihrentwegen, sondern um der Leute selbst willen, und der Auftritt bey dem Postmeister in Carlsbad hat mich sehr vergnügt.

Sie glauben, liebster Herr Professor, es habe Sie die Begebenheit bey dem Postmeister und die Begebenheit im blauen Engel auf gleiche Weise gerührt, und Sie erweisen der Prinzessin die Gerechtigkeit, von ihr zu denken, sie werde groß genug seyn, Sie deswegen zu loben? — Ja, das würde sie seyn. Aber ich, liebster Herr Professor, ich will es Ihnen nur gestehen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich würde nun eben nicht denken, daß ich einen Fehler beginge, wenn ich mich ungleich stärker durch das Lob der guten Prinzessin, als durch das Lob der guten alten Magd rühren ließe, und ich will Ihnen auch sagen, warum?

Es ist gewiß, wenn ich etwas Lobenswerthes thue, so kann mich die Prinzessin und die Magd mit gleich gutem Grunde und aus gleich gutem Herzen loben; und in so weit ist das Lob der Prinzessin und das Lob der Magd einander gleich, und Keines hat ein Recht mich mehr einzunehmen als das andre. Allein es ist doch auch gewiß, daß je besser ich von der Person denke, die mich lobt, je

höher der Begriff ist, den ich von ihrer Einsicht, ihrer Beurtheilung und ihrem Geschmacke habe, und jemehr sie mir Hochachtung durch ihr persönliches Verdienst einflößt, desto wichtiger und desto schmeichelhafter muß ihr Lob mir seyn. Nun werde ich immer denken, daß mir die Prinzessin ihren Beyfall mit mehr Discernement und Delicatesse ertheilt, daß also ihr Lob zuverlässiger ist, und daß ich hingegen, weil doch die Magd wahrscheinlicher Weise einen so feinen Geschmack nicht besitzt, dieser ihr Lob eben so vollständig erlangt haben würde, wenn ich auch einige Fehler begangen hätte, um deren willen ich von dem Beyfalle der Prinzessin hätte verlieren können. Ich sage dieses darum, weil ich manchmal von gemeinen Leuten Ihre Lieder, so wie sie es verdienten und wie ich damit zufrieden war, habe loben hören, die aber zugleich andre Lieder, die Leute von besserm Geschmacke gewiß verworfen hätten, den Ihrigen gleich achteten. Sagen Sie mir doch, bester Herr Professor, ob ich hier Recht haben könnte, oder ob es nur eine kleine Ausflucht der Eitelkeit ist, die sich gern retten will?

Der Beyfall und das Lob der guten alten Magd war ganz gewiß aufrichtig und nur um deswillen wirklich schätzbar; allein überhaupt (freylich leidet es seine Ausnahmen) halte ich das Lob der Großen und derer die über uns sind, noch für aufrichtiger und reiner, als das Lob der Geringern oder unsers gleichen. Die Hohen denken wohl nicht leicht daran, daß sie nöthig haben andere zu loben, um sich Ansehen zu geben. Sie denken nur, daß sie andern durch ihren Beyfall Ehre erweisen, oder (und das thun die Besten unter ihnen) sie folgen blos den Bewegungen ihres Herzens und dem Eindrucke, den Verdienste auf dasselbe machen, und ertheilen so ihr freyes Lob ohne Eitelkeit und ohne Ab-

sichten für ihren eignen Ruhm. Geringere hingegen loben berühmte und verdienstvolle Männer öfters aus Eitelkeit und Prahlerey, um sich selbst in Ansehen zu setzen, daß sie von so berühmten und geehrten Leuten wissen und fähig sind, ihre Vorzüge einzusehn. Hierinnen scheint mir der Zustand der Könige sehr fehlerhaft, weil sie an Würde niemanden über sich haben, dessen Beyfalls sie sich freuen könnten, und immer in Gefahr stehen, von ihren Geringern aus Eigennutz oder Eitelkeit, aus Niederträchtigkeit oder Furcht, gerühmt zu werden. An Verdiensten mögen sie vielleicht wohl Menschen über sich haben, aber das sehn sie nicht leicht, oder es vergnügt sie nicht, wenn sie's sehn. —

Es ist doch wirklich traurig genug, liebster Herr Professor, daß wir beide zugleich keine Federn mehr haben. Mir wird ganz kalt, wenn ich daran denke. Wir werden doch nicht ganz aufhören müssen zu schreiben? Aber Sie — ach Sie sind noch lange nicht so schlimm daran als ich, Sie können sich wohl noch helfen. Der Herr Hofprediger Cramer lebt noch, und er wird Ihnen schon wieder Federn schicken, wenn Sie ihn daran erinnern; denn sehn Sie, im Grunde sind Sie wohl selbst ein wenig Schuld. Sie bereden alle Menschen, daß Sie nichts mehr schreiben. „Nun, so braucht er auch keine Federn," wird der Herr Hofprediger denken; das ist ganz natürlich. Diese Feder hat mir Johann geschnitten. Wenn ich Niemanden finde, ders besser macht, so mag er das Amt behalten. Es schreibt sich freylich nicht schön aber doch leicht damit und sehr geschwind, das ist bey mir ein großes Verdienst.

Sie haben an Herrn Zeisen geschrieben und ihn nach Oberau eingeladen. Er kömmt gewiß hin, und auf die Messe auch nach Leipzig, und ich werde ihn beneiden. Sa-

gen Sie mir nicht, daß sich das nicht schickt, daß es nicht recht ist. Ich werde mir nichts einreden lassen; ja liebster Herr Professor, so lieb ich Sie auch habe, so werde ich Ihnen doch nicht folgen; ich habe mirs schon vorgesetzt.

Leben Sie wohl, bester Herr Professor. Vielleicht bekomme ich meinen Brief von der Gräfin zurück, daß ich Ihnen noch die Abschrift davon mitschicken kann. Ich will deswegen noch nicht schließen; es dauert mich ohnedem, wenn ich so viel Papier leer lassen soll.

Den 11. Sept. Abends.

Es ist recht gut, liebster Herr Professor, daß mein Brief noch nicht zu ist; ich habe wohl gedacht, daß ich noch mehr hinein zu schreiben bekommen würde.

Ich hatte diesen Nachmittag Besuch, und unter der Zeit, als er bey mir war, erhielt ich Ihren Brief mit dem cito und kränkte mich, Sie durch den meinigen unruhig gemacht zu haben. O liebster Herr Professor, seyn Sie ruhig! — aber was hilft das, daß ichs Ihnen schreibe? Ja, wenn ich zu Ihnen gehen und Sie bitten könnte, ruhig zu seyn; wenn ich Ihnen vorstellen könnte, daß die Gräfin gewiß nichts thun wird, woran sie deutlich sehen kann, daß es Sie beunruhigt, und daß sie eben, um nichts zu thun und sich in nichts einzulassen, das Ihnen unangenehm seyn könnte, Ihnen ihre Idee eröffnet und Sie um Ihre Meynung gefragt hat, ehe sie dieselbe ausgeführet; wenn ich Ihnen alles dieses sagen könnte, so hoffe ich, ich wollte Sie den Augenblick ruhig sehen, und Sie nichts mehr von Cassiren, von dem andern Theile der Geschichte des Husarenbriefs und wer weiß was für fürchterlichen Dingen mehr reden hören.

Kaum war ich allein, so kleidete ich mich aus und nur

halb wieder an, und fing an, ein Billet an das Fräulein zu schreiben und wollte Ihren Brief einschließen. Ich war etwa halb fertig, so kam jemand, ich weiß nicht mehr wer, gelaufen (es ging schon auf neune) und schrie: der junge Vitzthum ist da, und der Professor Gellert! — „Ich „weiß nicht, wer der junge Vitzthum ist, und vom Pro„fessor kanns nicht seyn; ich habe ja gleich hier den Brief „von ihm, und laßt mich nur itzt gehn, ich muß schreiben." — Je nein! Sie müssen zu ihm gehn, er ist draußen, er ist draußen! — „Wer denn?" — Je nun, der junge Vitzthum; Sie müssen doch mit ihm reden. „Ich kann mit „Niemanden reden, ich bin ausgezogen, und ich weis viel, „wer der junge Mensch Vitzth — — doch es wird Schön„feld seyn?" — Und da stand ich hurtig auf, so wie ich war, und rufte nur, daß man ihn hereinführen sollte; denn während des ganzen Gespräches (das ich zum Unglück anfänglich gar nicht verstand) hatte ihn die Magd lassen draußen stehen. Nun fieng ich erst an, es zu verstehn, und nun können Sie denken, wie ich erschrak. Der Herr von Schönfeld sagte mir, die Prinzessin Christine habe zu seiner Mutter gesagt, der Professor Gellert wäre hier, und wo er denn wäre? Darauf habe ihm die Frau Gräfin befohlen zu mir zu gehn, und zu fragen: ob ich nichts davon wüßte? „Ich weiß nichts, gnädiger Herr, ich habe „nur eben einen Brief von gestern von ihm erhalten. Ge„stern ist er nicht gereißt, sondern hat sich bald krank ge„schrieben." — Ach! das könnten Sie wohl nur so thun, um mich sicher zu machen; Sie könnten wohl da seyn. — „Es ist mir schwer zu glauben, und die Frau Gräfin würde „gewiß die erste seyn, die Nachricht davon bekäme." Allein ich mochte sagen, was ich wollte, so konnte ichs ihm

doch nur halb ausreden. Er hatte sichs fest in den Kopf gesetzt und machte mir vielerley Einwendungen, und wer weiß, ob er mich nicht gar im Verdacht hatte, als ob ich mich nur unwissend stellte. Er ging wieder nach Hofe, der Frau Gräfin Antwort zu bringen, und ich endigte mein Billet an die Fräulein, und schickte es mit Ihrem Briefe hin. Morgen hoffe ich gewiß mehr von ihr zu erfahren, und vielleicht wird mirs wohl erlaubt hinzukommen und Abschied zu nehmen. Indessen können Sie gewiß versichert seyn, daß Ihr Brief zu rechter Zeit gekommen ist, und (ich will immer getrost noch einen Bogen anfangen; denn morgen bekomme ich gewiß noch ein wenig Materie zu schreiben) daß er, auch nach der Abreise der Frau Gräfin, noch zu rechter Zeit gekommen wäre; denn gewiß, ohne Ihre förmliche Einwilligung wäre nicht das Geringste geschehen.

Ein Brief mehr oder weniger von Ihnen, theuerster Herr Professor, ist mir in der That ganz und gar nichts gleichgültiges, das wissen Sie; aber ich versichere Sie, wenn wünschen etwas hülfe, so wollte ich den heutigen nicht haben. Sie haben ihn wider Ihren Willen, nicht zur Lust oder Erholung, sondern zu einer Zeit, da Sie mit Arbeit überhäuft gewesen, und aus Unruhe und Besorgniß geschrieben. Wollen Sie mirs verzeihen, liebster Herr Professor, daß ich Ihnen so viel Unruhe gemacht habe? — Ich kann nichts thun, um es wieder gut zu machen, außer daß ich künftig mich aufs vorsichtigste hüten will, Ihnen Sorge zu machen. Schlafen Sie recht wohl und ruhig, und wenn Ihnen auch zehn Prinzessinnen mit Abschriften im Traume erschienen.

Den 12. Sept. früh.

Itzt gleich schickt mir Mademoiselle Paret im Namen der Frau Gräfin die Briefe zurück, die sie von Ihnen, liebster Herr Professor, bey sich hatte, und bittet mich Ihnen zu sagen „daß Sie ganz ruhig seyn möchten; daß die Prinzessin den Brief nicht gesehn hätte, auch nicht sehn sollte. „Sie würde bald das Vergnügen haben, Sie in Leipzig zu „sehen, wo sie sich einige Zeit würde aufhalten müssen."

Ich hätte Ihnen gern die Abschrift im vorigen Briefe mitgeschickt; aber, wie ich Ihnen gesagt habe, die Frau Gräfin behielt ihn bey sich, und heute ist mir die Zeit zu kurz; denn ich wollte daß der Brief Flügel hätte, um Sie nur bald von Ihrer Sorge zu befreyen. Nun sind Sie doch wohl ruhig? O gewiß, Sie haben keine Ursache zum Gegentheile. Die Gräfin reist erst Mittwochs ab, und morgen gedenke ich ihr nochmals aufzuwarten. Nun leben Sie wohl! Wenn es Ihnen nur nicht schadet, will ich, wie die Prinzessin, sprechen, daß Sie sich wegen Ihres Briefs beunruhiget haben. In der That, das hätten Sie nicht thun sollen. Die Frau Gräfin hat Sie viel zu lieb, etwas wider Ihren Willen zu thun.

Ich bin mit vollkommenster Ehrerbietung

Ihre gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

Gestern ist die Prinzessin Christine mit großer Freude zur Gräfin gekommen und hat ihr gesagt, Sie wären da. Das kömmt vom Prinz Sangusko her, der vielleicht gehört hat, daß Teller hier ist (der soll gestern gekommen seyn), und den Namen nicht wohl verstanden hat. Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen ehrerbietigst.

85.

Dresden, den 12. Septbr. 1763.
Mittags um 12 Uhr.

Liebster Herr Professor!

Gleich habe ich meinen langen Brief versiegelt und fortgeschickt, und indem ich meine Papiere vom Tische wegräumen will, fällt mirs ein, Ihren gestrigen Brief noch einmal zu durchlesen, und da sehe ich mit großer Verwunderung, daß Sie sich in demselben, auf einen andern beziehen, den Sie mir Sonnabends Vormittags geschrieben haben, und diesen habe ich nicht erhalten. Ich kanns nicht begreifen, wie es zugegangen ist, daß ich dieses nicht gleich gestern gesehen, ich hätte sonst auf die Post geschickt und nachfragen lassen. Aber ich wills noch thun, sobald sie wieder geöffnet wird. Indessen will ich diesen Brief hinschicken und bitten lassen, daß man ihn, wenns möglich ist, noch heute mit abfertigt, damit nur Sie, liebster Herr Professor, erfahren, warum ich des nicht erhaltenen Briefs mit keiner Sylbe erwähne; und vielleicht ist Ihnen daran gelegen gewesen. — Mein gestriger Besuch, der mich zu lange aufhielt, Ihre Unruhe, von der ich mir gewissermaßen vorwarf die Ursache zu seyn, mein Verlangen an die Fräulein zu schreiben, ehe sich die Frau Gräfin etwan bereden ließe, die Geschichte der Prinzessin vorzulesen oder wegzugeben, der Besuch des Herrn von Schönfeld, und daß ich Ihren Brief sogleich dem Fräulein schickte, ohne ihn noch einmal zu lesen: alles dieses zerstreute mich, und überdieß konnte ich kaum den Gedanken haben, daß Sie mich schon wieder mit einem Briefe beschenkt hätten. Ich erin=

nere mich wohl, daß ich die angestrichelten Worte: „Wol„len Sie etwan das widerrufen, was Sie mir heute Vor„mittage geschrieben?" nicht verstand; aber ich dachte, Sie hätten geeilet und sich in der Geschwindigkeit nicht deutlich genug erkläret, und heute, sobald ich der Mademoiselle Paret Billet erhielt, war meine Eilfertigkeit, Sie zu beruhigen, so groß und ungeduldig, daß ich mir nicht die Zeit nahm, Ihren Brief noch einmal vorher anzusehn. Seyn Sie aber ja nicht unruhig, bester Herr Professor, er kann nicht seyn verloren gegangen. Wenn er nur nicht in der Eil und unter der Menge der andern Briefe an eine unrechte Person überschrieben ist. —

Sobald ich ihn erhalte, melde ichs Ihnen, und wenn ich alle Stunden schreiben soll.

Itzt habe ich Ihren gestrigen Brief abgeschrieben und mich aufs neue über mich geärgert, daß ich ihn nicht bedachtsamer gelesen. Aber Ihre Drohung: „Alsdenn könnte es auch kommen, daß ich Ihnen meine Anekdoten niemals mehr überschriebe," hat mich so aus der Fassung gebracht, und mich gegen alles Nachfolgende gleichgültig und unaufmerksam gemacht.

Alles, was ich hierbey wünsche, ist, daß weder der Brief noch das Schicksal desselben so beschaffen seyn mag, daß es Ihnen Mißvergnügen verursachen oder Sie nöthigen könnte, die Gütigkeit zu bereuen, aus welcher Sie ihn mir geschrieben haben.

Der Brief, den ich vor einer halben Stunde auf die Post geschickt, ist an den Herrn Oberpostcommissär addressirt. Er muß ihn ohnfehlbar erhalten haben, ehe, oder doch zugleich, wenn Sie diesen bekommen.

Ich bin recht betäubt, daß Sie um meinetwillen so

viel Unruhe haben, da Ihnen doch niemand eifriger und herzlicher jede Zufriedenheit wünscht als

Ihre

gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

86.

Dresden, den 12. Sept. Montags Abends 1763.

Theuerster Herr Professor!

Aus meinem Briefe, den ich heute Vormittags auf die Post geschickt, und den Sie morgen erhalten, und der Sie, wie ich hoffe und noch mehr wünsche, völlig beruhigen kann, werden Sie gesehen haben, daß eine kleine Unordnung vorgegangen seyn müsse, weil ich Ihres ersten Briefs, vom Sonnabend früh um 9 Uhr, mit keiner Sylbe erwähne, ob ich Ihnen wohl den andern von Nachmittags 3 Uhr beantworte. Allein, liebster Herr Professor, ich erhielt diesen letztern, wie Sie wissen, gestern Nachmittags etwas spät, und der erste ist mir nicht eher als heute Nachmittags gebracht worden. Es ist vielleicht ein Glück, und im Grunde bin ich froh darüber, daß er zuletzt gekommen ist; aber heute zu Mittage, als ich ihn das erstemal vermißte, und aus dem Briefe, den ich von Ihnen hatte, deutlich sah, daß ich zu gleicher Zeit noch einen andern hätte bekommen sollen, so erschrak ich in der That, und ich habe noch zum Ueberflusse den Brief, den ich den Augenblick in der Angst und Ungewißheit darüber an Sie

schrieb, unter beyliegende Abschriften gesteckt. Endlich aber kam Ihr Brief, den ich für verloren oder für verirrt hielt, und zum guten Glücke eben da Johann den meinigen (der Sie nur vergeblich wieder in Unruhe versetzt hätte) auf die Post geben sollte, und diesen Abend brachte man Ihr Briefchen vom 11. September. Mein Gott! liebster Herr Professor, warum sind Sie denn so sehr unruhig? — Aber nun kann ichs besser erklären als zuvor. Sie sind in Furcht, die Frau Gräfin möchte sich allzugeschwind der halb ertheilten Erlaubniß bedient haben. Nein, bester Herr Professor, Sie hätten ganz gewiß nichts zu fürchten gehabt; denn eben der Zufall, der Sie ängstlich macht, macht auch die Frau Gräfin äußerst vorsichtig und furchtsam, und sie hat ihre Meynung in dieser Sache nicht anders verlangt, als nur in der Absicht, ihr ganz zu folgen, und allem dem auszuweichen, was derselben nicht allein geradezu, sondern auch durch entfernte Veranlassungen zuwider seyn könnte.

Es betrübt mich außerordentlich, daß Ihnen so viel Unruhe ist verursacht worden, und daß ich unglücklicherweise mit daran Schuld haben muß. Ich fürchte, es hat Sie gereuet und es reuet Sie vielleicht noch, daß Sie mir den Brief, den Sie sehr ungerecht den bösen Brief nennen (oder meynen Sie vielleicht damit meinen, darinnen ich fragte, ob der Ihrige der Prinzessin dürfte gezeiget werden?) geschrieben haben; der Brief, der der Frau Gräfin und mir so sehr viel Vergnügen gemacht hat, in welchem ich Sie in Ihrem ganzen Staate sehe, und Herrn Gödicken und Sauern geschäftig um Sie her, und die Prinzessin, wie sie so gütig mit Ihnen spricht — Wie konnten Sie doch denken, daß Ihr Brief wider Ihren Wil-

len nach Hofe kommen würde? — Nein; in der That, Sie wissen noch nicht, wie sehr wir hier Sie und Ihre Zufriedenheit lieben und Ihren Willen ehren. Ich habe mirs gar nicht einmal eingebildet, daß Sie nur einen Schatten von Einwilligung geben würden, wie Sie doch anfänglich gethan haben; ja, ich kann sagen, daß ichs nicht einmal wünschte. Ich gehorchte ganz unschuldig, ich versichere Sie, blos dem Verlangen der gütigen Gräfin, indem ich Sie fragte; so wie ich vorher dem Ihrigen gehorchte, als ich den Brief zu ihr hintrug; und eben so genau, ohne die geringste Veränderung, würde ich jedem Ihrer Befehle gehorsam gewesen seyn, von welcher Art sie auch hätten seyn mögen.

Nun habe ich den fürchterlichen Brief wieder bey mir und so sicher verwahret, als alle die übrigen Briefe, der Schatz, den ich besitze; und in der ganzen Welt ist keine Abschrift zu finden, als die hier mitfolgende.

Wie werden Sie diese Nacht schlafen? — Wenn es nur schon Morgen wäre, und wenn Sie nur meinen heutigen Brief schon hätten und beruhigt würden! Es ist bald Mitternacht, und ich habe bald alles mein Licht verbrannt. Ich weiß, daß das Schreiben zu nichts nützt, daß Sie weder von mir wissen, noch mich sehn und hören können, und daß ich überhaupt nichts zu sagen habe, das verdiente, von Ihnen gelesen zu werden. Aber ich kann mir nicht helfen, ich muß Sie bitten, ruhig und nicht verdrießlich auf mich zu seyn, ob es gleich zu nichts hilft.

Bestrafen Sie mich ja nicht, liebster Herr Professor, wegen der Unruhe, die Sie ausgestanden haben, damit, daß Sie den Herrn Oberpostcommissär hindern, mir die

Geschichte mit der Prinzessin zu ergänzen, oder damit, daß Sie mir Ihre Anekdoten nicht mehr überschreiben wollten. Da ich so glücklich nicht bin, Sie sehen und sprechen zu können, so verliere ich eines der wichtigsten und angenehmsten Vergnügen, welche für mich in dem Glücke, Ihre Freundschaft zu besitzen, liegen, und worüber, gütigster Herr Professor, wollten Sie mich strafen? Es war nicht mein Einfall, ich gehorchte blos der Frau Gräfin, und ich dachte, ich müßte ihr gehorchen, weil sie Ihre Freundin ist; und auch von ihr selbst war es nichts weiter, als ein bloßer Einfall, den sie bereit war auszuführen oder aufzugeben, nachdem Sie sich darüber erklären würden.

Eine Strafe verdiene ich freylich, und wenns auch nur darum wäre, daß ich Ihnen so vielerley unter einander geschrieben und Sie veranlaßt habe, mir in zween Tagen dreymal zu schreiben. Ich will nun recht lange auf Ihren künftigen Brief warten; das soll meine Strafe seyn. Lassen Sie mir nur durch den Herrn Oberpostcommissär sagen, daß Sie völlig beruhigt sind, und daß Sie das Glück Ihres Briefwechsels und die Ehre Ihres Vertrauens nicht entziehen wollen

Ihrer gehorsamsten Dienerin
C. C. Lucius.

Den 13. Septbr. Dienstags.

Ich habe die Fr. Gräfin Vitzthum die ganze Zeit unsrer unruhigen Correspondenz hindurch nicht gesehen. Diesen Mittag soll ich die Ehre haben, dort zu speisen. Leben Sie recht wohl.

87. *)

Liebste Correspondentin!

Lassen Sie uns unsre Streitfrage abkürzen. Wenn mich der Beyfall und der Dank einer niedrigen Weibsperson, die mich weder durch einen scharfen Verstand noch durch Feinheit des Geschmacks und der Sitten einnimmt, sondern blos durch die Aufrichtigkeit und Güte des Herzens sich empfiehlt, wenn ihr Beyfall und der Dank dafür, daß ich sie unterrichtet und erbauet habe, mich ungeachtet aller ihrer Niedrigkeit, Einfalt und unangenehmen Gestalt; darum weil sie ein Geschöpf Gottes, und eben so unsterblich als eine Prinzessin und eben so theuer vor ihm geachtet ist; wenn er mich, sage ich, eben so sehr rührt, als der Beyfall und der Dank einer verständigen, tugendhaften und angenehmen Prinzessin, sollte das nicht eine Pflicht und eine Ehre für unser Herz seyn? Dieses habe ich sagen wollen. — Die Prinzessin kann mit mehr Verstand von dem Werthe meiner Schriften urtheilen; aber die vernünftige christliche Magd kann eben so gewiß wissen und fühlen, daß ihr meine Schriften gefallen, daß sie ihr genützt und sie erbaut haben (zumal geistliche und leichte Schriften), ob sie es gleich nicht sagen kann. Sollte mir also ihr Beyfall von dieser Seite nicht eben so schätzbar seyn? Denn wir wollen der Sicherheit wegen voraussetzen, daß der Beyfall und Dank auf beiden Seiten nicht irrig, nicht parteiisch, nicht eigennützig sey; sonst findet gar keine Ver-

*) Nur ein Stück dieses Briefes ist gedruckt in Gellerts Werken Th. IX. S. 85.

gleichung statt. Ich nahm an, daß ich die Magd in ihrer Art für gut und aufrichtig halten mußte, wie die Prinzessin in ihrer Art.

Doch, liebe Mademoiselle, ich will nicht dociren, nicht streiten. Ich will Ihnen lieber die Geschichte vom Feldwebel erzählen, eine Parallelgeschichte. Ein Preußischer Feldwebel hatte mich schon zween Tage aufgesucht und nicht sprechen können. Endlich kam er vorgestern in die Moral, und ward meiner nach der Stunde habhaft. Ich nahm ihn aus dem Auditorio mit auf meine Stube. — „Verzeihen „Sie, Herr Professor, daß ich zu Ihnen komme. Ich „bin ein preußischer Feldwebel, habe drey und dreyßig „Jahre gedient, habe endlich meinen Abschied bekommen, „bin auf dem Wege, nach Liefland, in mein Vaterland, „zurück zu kehren, und bin fünf Meilen umgegangen, um „Sie zu sehen und Ihnen mein dankbares Herz zu zeigen.“

Sitzen Sie nieder, lieber Herr Feldwebel. Womit habe ich denn Ihre Dankbarkeit verdient?

„Durch alle Ihre Schriften, die ich schon seit 1748 „lese, besonders durch Ihre letzten. Sie haben mich oft „vom Bösen abgehalten, und zum Guten ermuntert. Ach, „das sey Gott im Himmel gedankt und Ihnen! Er segne „Sie dafür und gebe Ihnen Gesundheit und ein langes „Leben, und das ewige Leben. Wenn Sie nur wüßten, „wie gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, Sie zu „sehen!“

Es ist eine unerwartete und große Freude für mich, Herr Feldwebel, daß Sie mich haben besuchen wollen, und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und Liebe eben so sehr, als Sie mir danken; denn diesen Dank waren Sie mir nicht schuldig. Haben Ihnen meine Schriften genützet,

so will ich Gott danken, und mich freuen, daß sie Ihnen genützet haben, und daß ich einen so guten, frommen, alten Soldaten habe sollen kennen lernen. Sind Sie über Ihren Abschied zufrieden? Haben Sie soviel in Ihrem Dienste gewonnen, daß Sie Ihre letzten Jahre davon leben können?

„Ich bringe nichts, als meine Freyheit zurück, aber „ich finde noch soviel zu Hause, daß ich nicht Mangel „leiden darf. Endlich bin ich, ungeachtet aller meiner „Blessuren, noch gesund; und o wie oft hat mich Gott „nicht im Kriege sichtbar beschützet und erhalten! So „wird er mich auch ferner erhalten. Als ich nach der Af„faire bey Görlitz tödtlich blessirt nach Böhmen gebracht „wurde, habe ich binnen fünf Tagen (ich denke, er sagte „gar fünf Wochen) auf einem Schlitten liegend, nichts ge„habt, als ein Stück Commißbrod, an dem ich kaute, und „den Schnee, den mir die Bauern, welche die Blessirten „fuhren, in der Hand vor den Mund hielten, und doch „erhielt mich Gott und gab mir das Glück, daß ich, als „ich in das Lazareth kam, in die Hände eines sehr geschick„ten und mitleidigen böhmischen Doctors fiel, der mich (ich „war hinten in die Kniekehle geschossen, und vorn in der „Kniescheibe steckte die Kugel, und ich litt schreckliche „Schmerzen) der mich curirte und mir nachher einen freyen „Zutritt, während meiner Gefangenschaft, in sein Haus „verstattete, und damals habe ich Ihre Schriften (er hatte „sie alle) wohl zwanzigmal durchgelesen. Ich bin ganz „außer mir, daß ich Sie sehen und sprechen darf. Nun „will ich heute (es war gegen fünf Uhr) meine Reise noch „ein paar Meilen fortsetzen." — Darauf nahm er auf die beweglichste Art Abschied, küßte mir mit aller Gewalt

die Hand, und ich war im Begriffe, ihn selbst zu küssen, aber ich erschrack über seinen Bart.

Der Mann hatte eine aufrichtige beherzte Miene, ein gutes Ansehen, trug sich in seiner Montur sehr reinlich, war eines Feldscherers aus Liefland Sohn, hatte in seiner Jugend studiren wollen, und war 1730 in den Dessauischen Landen von der Post mit Gewalt zum Soldaten weggenommen worden, „und ich hatte doch," setzte er hinzu, „von Jugend auf einen Abscheu vor den Soldaten „gehabt, und hätte in russischen Diensten können Officier „werden, wenn ich Lust zu diesem Leben gehabt hätte. „Aber, Gottlob! es ist überstanden!" Er war sechs oder acht und funfzig Jahr alt, und noch stark vom Leibe.

Nun, was meynen Sie, gute Mademoiselle? Sollte mich der Beyfall und der Dank des geringen unbekannten Feldwebels weniger rühren, als der Beyfall und das Vertrauen eines großen berühmten Generals, eines Laudon? —

Die Versicherungen, die Sie mir im Namen der Frau Gräfin gegeben, haben mich völlig beruhiget. Der Brief war nicht für die gute Prinzessin geschrieben; warum sollte sie ihn lesen? Sie wird mirs schon auf mein Wort glauben, daß ich alle Ehrfurcht für sie habe, und weswegen sollte es die Welt erfahren, wie ich mich angekleidet habe, als ich zur Prinzessin Christine gerufen wurde, und was sie mir für gnädige Erklärungen gethan hat? So bald so ein Brief gedruckt ist, so bekömmt er, ich weiß nicht was für eine eitle und pralerische Miene, die er unter guten Freunden gar nicht hat. Nichts also mehr von diesem Briefe. Nunmehr werden Sie wohl von der Gräfin Abschied genommen haben. Und wie viel Verbindliches wird sie und ihre Tochter Ihnen nicht gesagt haben? Das soll mich erfreuen, so

wie mich der Dank erfreuet, den mir die Mademoiselle Kirchhof vor wenig Tagen in einem guten und langen Briefe gesagt hat. Sie danket mir, wie Sie leicht denken können, für Ihre Freundschaft, und ich muß mir freylich dabey gefallen, daß Personen, die einander nicht gesehen haben und die ich nicht gesehen habe, auf mein Wort Freunde werden. Ihren Briefwechsel möchte ich mit der Zeit wohl lesen. — Nun liebe Mademoiselle, ich dächte, ich hätte zeither oft und viel an Sie geschrieben und könnte mit Ehren einige Wochen nach einander an meine andern Correspondenten denken. Leben Sie wohl.

Leipzig, den 15. Septbr. 1763.

Gellert.

Den 16. Septbr. Nachmittags.

Erst itzt erhalte ich Ihre Briefe vom 12. Septbr., eben da ich aus dem Collegio komme. Seyn Sie ruhig, liebste Mademoiselle, ich bin es auch, und wenn ich ja noch unruhig bin, so ist es blos über die Mühe und Unruhe, die ich Ihnen verursachet habe. Zu unserm Glücke können diese Vorfälle nicht oft vorkommen. Ob Ihnen mein Bruder die Geschichte mit der Prinzessin umständlicher beschreiben wird, das weiß ich nicht; aber nun noch einmal: Leben Sie wohl.

Sonnabends Vormittage, den 17. Septbr.

Der Bogen wird wohl noch voll werden, wie ich merke. Indem ich meinen Brief an Sie zusiegeln will, schickt mir der Herr Geheimderath von Kayserling, der sich acht Tage hier aufgehalten hat und diesen Morgen in

die Lausitz abgegangen ist, die beygelegte Schrift *) für Sie, deren Autor er ist. — „Für mich?“ — Ja, für Sie, liebe Freundin. — „Aber wie weiß der Mann etwas von mir?“ Das will ich Ihnen wohl sagen. Er hat fast täglich an unserm Tische gespeiset und sich in der Gesellschaft der Dänen und Sachsen sehr wohl befunden. Der älteste Graf Moltke, der die Honneurs von unserm Tische machte und nebst meinem Bruder dem Geheimderath die Merkwürdigkeiten von Leipzig sehen ließ oder sie ihm auch erzählte, war in seinen Erzählungen sogar bis auf unsern Briefwechsel gekommen. „Hatte er dazu Erlaubniß gehabt?“ Das kann ich eben nicht sagen. Aber genug, er hatte durch seine Beredsamkeit den guten Baron Kayserling so eingenommen, daß er mich inständigst bat, ihm etliche von Ihren Briefen lesen zu lassen. „Ja, Herr Geheimderath, „Ihnen traue ich, wie mir selber. Ich liebe und verehre „Sie sehr; und darum sollen Sie diese Briefe alle lesen.“ Er war außerordentlich mit Ihrer Schreibart zufrieden, und sein Beyfall darf Ihnen nicht gleichgültig seyn, weder von der Seite des Verstandes noch des Herzens und Geschmacks. Er ist ein verdienstvoller Mann, ein glücklicher Gemahl, der nie ohne Freude seine Frau nennt, und ein lieber Vater von neun lebenden und sechs verstorbenen Kindern. Im Carlsbade unterhielt er beynahe, ehe der Herr von Kessel kam, die ganze Gesellschaft allein. Er hat

*) Eine Piece von vier Octavblättern mit dem Titel: Versuch, die bisherige Zubereitung des Caffee zu verbessern und zu anderweitigen Verbesserungen Gelegenheit zu geben, einigen Brunnengästen zu Carlsbad im Jahre 1763 mitgetheilt. Ohne Druckort und Druckjahr.

wohl studirt, ist in seinen jüngern Jahren Obrister in Russischen Diensten gewesen, darauf in seinem Vaterlande, Curland, Oberlandjägermeister geworden, und hat endlich bey den entstandenen Unruhen in Curland diese Bedienungen aus Gewissen niedergelegt, Bedienungen, die ihm bis zu fünftausend Thalern jährlich eingetragen. Er weiß viel, hat viel gesehen, viel gelesen, erzählt naiv, treuherzig, und gewinnt durch seine ehrliche und zufriedne Miene die Gesellschaft schon bey dem Eintritte, die er sich bald durch Bescheidenheit und Dienstfertigkeit ganz verpflichtet. Dieses ist also der Mann, der Sie hochschätzt und Ihnen gern einen Beweis davon durch beygelegte Schrift geben will. Habe ich nun wohl gethan oder nicht, daß ich den Bogen, da er schon gebrochen, und also schwer zu beschreiben war, doch noch voll geschrieben? Ich dächte, so ein Mann wäre schon eines Briefs werth? und er ist auch in der That der erste auf der Liste der Carlsbader Bekanntschaften, die ich Ihnen noch zu beschreiben in meinem langen Briefe versprochen habe. Gleichwohl habe ich noch wenig von ihm gesagt. Aber nicht alles auf einmal. Leben Sie wohl, zum drittenmale.

88.

Hochzuehrender Herr Professor!

Sie haben mich heute recht mit Ihrem so gütigen Briefe überrascht. Ich war schon darauf vorbereitet, nun lange zu warten. In der That, Sie sind gar zu gütig. Das ist nun schon der dritte Montag, an dem ich ordentlich, früh beim Thee, einen langen, langen Brief von dem Orte und aus den Händen, da meine liebsten Briefe herkommen, von dem Manne, den ich in der Welt am meisten liebe und ehre, und dem ich ohne Ausnahme, meine mehresten und angenehmsten Vergnügen zu danken habe, erhalte, und das ist Vergnügen für mich auf die ganze Woche, und kömmt in acht Tagen nicht gleich wieder ein neuer Brief, auf vier, sechs und mehr Wochen. Sie können leicht denken, liebster Herr Professor, wieviel ich hier Gelegenheit habe, mir das Vergnügen Ihrer Briefe zu vervielfältigen. Einmal erhalte ich sie, das ist die erste Freude: dann werden sie gelesen. Ich lese sie für mich, dann den Andern, bald wieder allein mit meinen Schwestern, mit Herrn Zeisen — wir reden davon, wiederholen und erzählen einander daraus, was wir alle schon gelesen und gehört haben, ich beantworte sie, schreibe sie ab, erzähle meiner Kirchhof und meinen Freundinnen hier, was ich denke, das sich für sie schickt. — Und wenn ich daraus lernen will, wie viel Gutes und Nützliches haben mich nicht schon Ihre Briefe gelehrt, und an wie viel gute vergessene Lehren (selbst aus Ihren Schriften) mich wieder erinnert.

Ohne allen Streit, Sie haben Recht in unsrer Streitfrage, und ich wußte es vorher, liebster Herr Professor,

daß Sie Recht haben würden, und es sollte auch so seyn. Aber sagen Sie mir einmal recht im Ernste, finden Sie's nicht unbescheiden, daß ichs immer wage, Ihnen, wo es angehn will, meine kleinen Einwendungen zu machen? — In der That thue ichs nicht, um zu streiten, noch weniger um Recht zu behalten; aber ich sehe es sehr gern, wenn von einer jeden Sache soviel gesagt wird, als für und wider dieselbe gesagt werden kann; und, bester Herr Professor, wer hält sich nicht lieber an die Aussprüche seiner eigentlichen Freunde, die er vorzüglich liebt und in Ehren hält, wenn er gleich auch aus dem Umgange guter Menschen und aus guten Büchern lernen kann, wie man von dieser oder jener Sache denken soll? Und eben deswegen ist mirs eine Freude, und wird mir eine Freude seyn, so lange ich Sie und Ihre Briefe lieben werde („wie lange das geschehn wird?" — Ja, das kann ich Ihnen nicht sagen: troppo incerta é l'ora del morire, muß ich mit dem Schäfer des Ménage *) antworten), wenn ich sie zu meinem Vergnügen durchlese, einige moralische Gedanken darinnen aus einander gesetzt, und alle Zweifel und Einwendungen, die man dawider machen kann, von Ihnen entschieden und widerlegt finde.

Der gute, alte, ehrliche Feldwebel! Gott bringe ihn glücklich in sein Vaterland, und erzeige ihm die Wohlthat, dort sein Leben in Ruhe und Zufriedenheit zu beschließen! Ich danke Ihnen, liebster Herr Professor, für die Erzählung seines Besuchs und seiner Geschichte, als für ein gro=

*) „Ich kann zwar nicht dafür stehen, ob Ménage hier an einen Schäfer gedacht hat. Ich glaube, er redet in seinem eignen Namen." (Spätere Anmerkung der Vfin. dieses Briefs.)

ßes Vergnügen, das Sie mir gemacht haben. Ich freue mich, daß es dem guten Manne noch geglückt ist, Sie zu sehen, und, noch mehr, zu sehen, daß seine aufrichtige, redliche Liebe Ihnen nicht gleichgültig ist, und daß Sie ihm die Mühe, fünf Meilen zu gehen, durch Beweise Ihrer unschätzbaren Gewogenheit und Güte so reichlich belohnet haben.

Ich habe freylich an dem Tage, an welchem ich Ihnen meinen letzten Brief schrieb, von der Frau Gräfin und Ihrer Tochter und Madem. Paret, Abschied genommen, aber nicht allein Abschied genommen, ich habe auch Ihr Bildniß bey der Frau Gräfin gesehen, und ein wiederholtes Versprechen, die Copie künftigen Winter zu bekommen, von ihr erhalten. Die Copie, die sie mir zeigte, war, denke ich, für den Herrn von Miltitz, der mit dort speißte.

Ich bins nicht werth, daß ich Ihr Bild haben soll; aber ich freue mich darauf, und sobald ichs bekommen, will ichs der Mademoiselle Kirchhof beschreiben, wie es aussieht; ich habe es ihr schon versprochen, und, so viel ich kann, will ich sie an allen meinen Vergnügen Theil nehmen lassen, vornehmlich an denen, die von Ihnen herkommen; denn auf diese hat sie ein vorzügliches Recht. Ich halte sie für ein sehr gutes Mädchen. Ihre Briefe gefallen mir sehr wohl, und ich schreibe sehr gern an sie. Bisher haben wir uns immer lange Briefe geschrieben, aber nicht öfters. Ich habe von ihr nur zween Briefe, aber von mir mag sie wohl viere bis fünfe haben; denn das mag, glaube ich, ein Theil meiner Bestimmung mit in der Welt seyn, daß ich meine Correspondenten in der Geduld üben soll. Herr Zeis hat sich Abschriften von meinen Briefen an die Jgfr. Kirchhof behalten, bis auf

zween, die ich fortgeschickt habe, ohne sie ihm lesen zu lassen. Ich wußte nicht, daß er sie abschrieb; aber nun wollte ich, da Sie, gütiger Herr Professor, sie zu sehn wünschen, daß er diese auch hätte. Ich will sie mir wieder schicken lassen: so stelle ich Herrn Zeis zufrieden, der es ohnedem gern gesehn hätte, und bin auch im Stande, Ihren Befehlen zu gehorchen, wenn Sie einmal diese Briefe verlangen.

Aber noch ein Wort von der Gräfin Vitzthum. Ich habe bey dieser gütigen Dame in Gesellschaft der ganzen Familie (den Herrn von Schönfeld ausgenommen) und des Herrn von Miltitz gespeist, zwischen der Frau Gräfin und dem Herrn General gesessen, Pflaumen, Feigen, Melonen u. s. w. aus Welkau gegessen, und Ihre Gesundheit getrunken. Bald nach Tische kamen mehr Besuche, und die Frau Gräfin wollte noch vor der Oper etliche Visiten machen. Ich verließ sie, und sie und die Fräulein, auch der Herr General, haben mir sehr viel Gütiges gesagt. Beym Abschiede küßte ich der Gräfin die Hand, wie der Feldwebel Ihnen that, und sie küßte mich auf den Backen; denn sie erschrack nicht wie Sie. Vergnügt über die Gewogenheit, die mir von einer jeden Person in dieser edeln Familie war erwiesen worden, lief ich fort; denn Herr Zeis wartete zu Hause auf mich, und wollte mit mir und meiner Schwester in die Oper gehen. Ich weiß nicht, obs Herr Zeis gern sehen wird, daß ichs Ihnen verrathe, daß er auch in die Oper geht; aber, in der That, er ist kein eiteler Mensch. Er macht sich wenig aus solchen Ergötzlichkeiten, und er ist nur zweymal, und fast nur auf unsere Veranlassung, mit dahin gegangen. Doch nun will ich für mich beichten. Ich ging also diesen Dienstag mit in die Oper, und den Tag darauf schickte mir die Frau Gräfin

ein Billet zur Oper Thalestris, welche auch die königliche Oper genennt wird, weil sie von den königlichen Herrschaften aufgeführt und als eine Privatergötzlichkeit für den König angesehen wird, und mit diesem Billet mußte ich nun wieder in die Oper gehen. Da hatte ich auch noch zuletzt das Vergnügen, den Herrn General auf der Treppe zu des Königs Loge stehen, und die Frau Gräfin unten im Zirkel sitzen zu sehen; aber die Fräulein und Mademois. Paret fand ich nicht. Das Schauspiel ist ein glänzendes Stück, und die Musik, von der ich nichts verstehe, die ich blos nach dem beurtheile, was dem Ohr gefällt und die Seele rührt; die nenne ich eben so überzeugt schön, als es die Kenner thun, die die Regeln der Beurtheilung wissen. Soll ich Ihnen aber sagen, liebster Herr Professor, was mir dabey am meisten gefiel und was mich am lebhaftesten rührte? Es war dieses, daß ich hier den lieben alten König sahe und seine Kinder vor ihm; zu einer Familien-Lustbarkeit versammlet, und beschäftigt, ihm Vergnügen zu machen. Es ist kein gleichgültiger Anblick, den ehrwürdigen Vater einer zahlreichen Familie mitten unter derselben zu sehen; aber der Anblick wird interessanter und majestätisch, wenn der Vater ein König ist, und wenn er, von Kindern und Enkeln und dem ganzen Hofe umgeben, mit der liebreichen Güte, die ihm so eigen ist, ihre Bemühungen, ihm zu gefallen, väterlich mit Beyfall belohnt, wenn die Kinder ihm zärtlich und ehrerbietig-vertraulich, ihre Dankbarkeit für das Wohlgefallen bezeigen, mit welchem er sie aufmuntert, und wenn sie also in öffentlicher Versammlung, ohne sich durch das beschwerliche Ceremoniel einschränken zu lassen, ganz Vater und Kinder sind. — Da habe ich auch die so gute Prinzessin Christine zum erstenmal wieder

recht nahe, und ihrem Herrn Vater vielmal die Hand küssen sehen.

Es heißt, der Hof wird nicht auf die Messe gehen.

Wenn es ein Glück ist, guten, tugendhaften, auch verdienstvollen und geehrten Menschen bekannt zu seyn, so verdienen die ganz gewiß unsre Dankbarkeit, die uns so würdigen Personen bekannt machen, und hieraus, liebster Herr Professor, sehn Sie wohl, wie viel ich Ursache zu wünschen habe, daß sich der Graf Moltke meiner Dankbarkeit für die Gewogenheit versichert halten möchte, aus welcher er nicht allein dem Herrn von Kayserling von mir gesagt, sondern ihn auch so sehr zu meinem Vortheile eingenommen und ihm etwas von der gütigen Meynung für mich mitgetheilet hat, die er selbst für mich zu hegen mir die ganz unverdiente Ehre erweißt.

Aber, liebster Herr Professor, was soll ich mit diesem Herrn von Kayserling anfangen? — „Ihn lieben, seine „Güte hochschätzen, mich dankbar darüber freuen, mich da„durch immer mehr zu allem, was gut ist, aufmuntern „lassen —?“ Ja, das will ich thun; und das nicht, weil er vornehm und geehrt ist, auch nicht allein wegen der Vorzüge seines Geistes und der Feinheit seines Geschmacks, sondern mehr noch wegen der Eigenschaften eines rechtschaffnen Herzens, und weil er tugendhaft, fromm und unsterblich ist. Von der Person, für die er mich hält, gegen den Mann, der er ist, und für ein so gütiges Bezeigen, als das seinige, kann er keine Undankbarkeit vermuthen. Könnte er das, so würde ich sehr unruhig seyn, weil für mich kein Mittel ist, wodurch er zu überzeugen wäre, daß ich seine Güte ganz empfinde. Ich hebe sein Geschenk bey Ihren Briefen auf: kann ich mehr thun, um es durch Ach-

tung und Sorgfalt zu unterscheiden? Der Brief an Herrn Müller ist von mir einem Manne zugeschickt worden, zu dem er alle Tage kömmt, wie mir Herr Zeis gesagt hat, und dieser Mann will ihm morgen den Brief geben.

Heute Vormittags kam ich mit diesem Briefe bis auf die Stelle von der Königl. Oper. Nachmittags besuchte mich Herr Zeis. Ich gab ihm Ihren Brief zu lesen und fragte ihn, ob wir meine Briefe von der Jgfr. Kirchhof wollten zurückkommen lassen (Er hatte es selbst gewünscht; aber weil ich glaubte, er verlangte sie blos, um sie zu lesen, so versagte ichs auf gewisse Weise, weil ich ihm fast alles erzählen konnte, auch ihm alles bekannt ist, was ich für die Jgfr. Kirchhof neues schreibe), damit ich erfahren möchte, ob er Lust hätte, die angefangenen Abschriften (von denen er mir gestern das erste Wort gesagt hat) fortzusetzen? Denn das wünschte ich, weil es mir dann leicht gewesen wäre, Ihnen unsre Correspondenz im Zusammenhange vorzulegen. Allein er will es nunmehr nicht, und hat sogar, wie er mir sagte, die Abschriften, die er schon hatte, wieder zerrissen (und er ist nicht böse gewesen, spricht er, wie er das gethan hat; aber mir kam es ziemlich Lord G—isch vor) und also scheint er auch nicht geneigt, sich neue zu machen. Ich werde also das Mittel ergreifen, die Jgfr. Kirchhof zu bitten, daß sie Ihnen bey Gelegenheit meine Briefe schickt. Ich will Ihnen die ihrigen senden, und vielleicht finde ich, weil wir doch so gar oft nicht schreiben, künftig so viel Zeit, daß ich für mich selbst Abschriften behalten kann.

Herr Zeis empfiehlt sich Ihnen gehorsamst. Er ist verdrießlich, daß der Präsident nicht auf die Messe geht. Indessen ist er doch willens, wenn Sie, theuerster Herr

Professor, nicht unterdessen nach Oberau kommen, noch einen Freund nach Leipzig zu begleiten, um nur Sie einmal wieder zu sehn.

Nun so nehme ich denn auf etliche Wochen Abschied von Ihnen. Leben Sie recht wohl, liebster Herr Professor. Vielleicht, wenn mir unterdessen die Zeit lang wird, schreibe ich an den Herrn Oberpostcommissär, er mag mir nun antworten wollen oder nicht, und dann schicke ich ihm die Abschrift Ihres letzten Briefes, nebst der Igfr. Kirchhof ihren für Sie, und bitte ihn, Ihnen ehrerbietigst zu empfehlen

Dresden, den 19. Septbr. 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Haben Sie die Gräfin Vitzthum mit ihrer Fräulein noch nicht in Leipzig?

Was mag der kranke Herr von Zetlitz machen? Ob er denn noch lebt?

Da meine Freundin mir diesen Brief mit ihrem Petschier zuschickt, so kann ich ja, ehe ich ihn zusiegele und fortschicke, mich meinem lieben Herrn Professor eigenhändig empfehlen; ich werde aber bald selbst antworten, oder wohl gar kommen.

Zeis.

89. *)

Liebste Mademoiselle!

Ich würde Ihnen vielleicht heute noch nicht schreiben, wenn ich mir nicht ein Gewissen daraus machte, Ihnen ein Buch, das Sie gewiß lesen werden, auch nur einen Tag länger vorzuenthalten. Also schicke ich Ihnen die Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer, aus dem Englischen des Herrn Wilkes, von dem Herrn Kreissteuer-Einnehmer Weiße übersetzet **). In der That habe ich lange Zeit kein Buch gelesen, das mir so wohl gefallen, keine Moral, die mit so vielem Geiste und so christlich schön geschrieben wäre. Warum schreiben doch nicht alle Moralisten so gut?

Die beiden ersten Briefe der Jgfr. Kirchhof habe ich gelesen; sie sind recht gut, bis auf einigen Zwang in der Schreibart. Die andern beiden, die Sie bey meinem Bruder eingeschlossen haben, kann ich nicht lesen, weil sie unleserlich geschrieben sind. Daß so viel Menschen unter dem Schutze meines Namens sich Ihnen aufdringen, höre ich sehr ungern; aber wie soll ich dem Unheile steuern? Trauen Sie Niemanden, der sich nicht schriftlich legitimiren kann, daß er von mir kömmt oder besonders mit mir bekannt ist. Den Herrn, von dem Sie in dem Briefe an meinen Bruder reden, habe ich ehedem zum Hofmeister empfohlen gehabt. Genau bin ich nie mit ihm bekannt gewesen.

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 88.

**) Leipz., 1763, 8. Der Titel des Originals ist: A letter of genteel and moral advice to a young lady, by Wetenhall Wilkes. Lond., 1758, 8.

Leben Sie wohl. Die Gräfin Vitzthum und ihre Tochter, die vor einigen Tagen von hier wieder nach Welkau gegangen sind, grüßen Sie bestens und erzählen viel Gutes von Ihnen.

Leipzig, den 18. October 1763.

Gellert.

Meine Collegia sind wieder angegangen; darum schreibe ich so lakonisch.

90.

Hochzuehrender Herr Professor!

Daß ich Ihnen drey Wochen und darüber eine Antwort und eine Danksagung schuldig geblieben, das ist wirklich etwas Unerhörtes. Aber, liebster Herr Professor, ich wollte so gern vorher das Buch des Herrn Wilkes lesen. Ich fing es sogleich an; aber ich fand — Sie wissen, wie man immer leicht im Guten gehindert wird — so viel Hindernisse, daß ichs nicht zu Ende bringen konnte. Was mich gehindert hat? — Nicht viel Sonderliches. Trauerwäsche, Manschetten ꝛc. vor meinen Vater. — Ich wußte wohl, daß ich mich darauf verlassen könnte, daß alles, was mir von Ihnen käme, gut seyn müsse. Ich dachte nur, ich würde Ihnen noch herzlicher für dieses Geschenk danken, wenn ich aus eigner Erfahrung wüßte, wie vortrefflich es sey, und Sie verlangen ja nichts weiter als die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit meines Dankes. — Aber, liebster Herr Professor, ist es denn auch Ihre Absicht, mir dieses

Buch zu schenken? Ich habe schon den Herrn Oberpost-commissär darüber fragen wollen; ich wußte nur nicht recht, wie ichs anfangen sollte, und hernach, dachte ich, weiß ers vielleicht selbst nicht. Sehen Sie, bester Herr Professor, weil Sie mir in Ihrem Briefe nicht sagen, daß das Buch künftig mein seyn soll, so ließ ich mirs auch gar nicht einfallen. Ich war vollkommen vergnügt über Ihre gütigste Vorsorge für meinen Unterricht und für mein Vergnügen, und war nur böse, daß ichs nicht geschwind genug werde lesen können, und daß ichs Ihnen länger als ich wünschte aufhalten würde. Aber da giebt es nun auch wieder andre Leute (unter denen ist auch Herr Zeis), die sprechen, „das „Buch wäre von mir als ein Geschenk zu betrachten; Sie „sagtens ja mit keinem Worte, daß ichs zurückschicken „sollte. Was ich denn das Buch in der Welt wollte herumreisen lassen? Es käme doch vielleicht wieder zurück, „oder ich machte Sie wohl gar verdrießlich.“ Ich, liebster Herr Professor, verstehe nichts davon. Ich habe votiren lassen; die Stimmen sind zu getheilt, und ich weiß nicht, an welche ich mich halten soll. Es ist gewiß am Besten, und ich weiß, daß ich Sie nicht verdrießlich mache, wenn ich Ihnen versichere, daß das Buch sicher bey mir aufbehalten wird, daß ichs mit ausnehmenden Vergnügen, (und ich will wünschen, nicht ohne Nutzen) lese, daß ichs morgen oder aufs längste übermorgen zu endigen hoffe, und daß ichs Ihnen, wenn Sie es befehlen, mit eben so vollkommener Dankbarkeit zurückgeben werde, als ichs im entgegengesetzten Falle, wenn Sie es nicht mehr brauchen, unter den Kostbarkeiten, die ich von Ihnen besitze, aufheben und es zu dem Entzwecke anwenden will, zu welchem es der Verfasser geschrieben, zu welchem es der Uebersetzer

allgemeiner gemacht und zu welchem Sie, gütigster Herr Professor, es mir empfohlen haben.

Ich bin außerordentlich mit dem Herrn Wilkes zufrieden, und bisher ist nur Eine Sache, eine Kleinigkeit, in der ich mit ihm nicht einig bin. Ich glaube es ihm nämlich nicht, daß es eben so schlimm und so nachtheilig sey, zu viel Thee als zu viel Wein zu trinken.

Ja, liebster Herr Professor, die Cotbussischen Mädchen (die beiden Briefe, die Sie nicht gelesen haben, waren der eine von der Jgfr. Kirchhof, der andre von der Jgfr. Kagel, ihrer Freundin, und der war der ärgste) schreiben zuweilen sehr beschwerliche Briefe zum lesen. Doch ich mag immer stille seyn. Wer weiß, was ich mache. — Ich schreibe beym Lichte, und ich sehe nicht recht gut. Lesen Sie ja meine Briefe nicht, sobald sie Ihnen Mühe machen, und sagen Sie mirs alsdann, daß Sie sie nicht gelesen haben; das soll meine Strafe seyn, und ich werde gewiß hernach mehr Fleiß aufs Schreiben wenden. Sie sind gar zu gütig für mich besorgt, bester Herr Professor. Ich kann es wirklich nicht sagen, daß sich mir Jemand unter dem Schutze Ihres Namens bisher aufgedrungen hätte. Daß Herr Rothe, der Däne, (ich glaube, Sie haben den mit in Gedanken gehabt) uns besuchte, ob ihm wohl Niemand aus unsrer Familie bekannt war, das lege ich ihm als eine Höflichkeit aus, für die ich ihm verbunden bin. Er ließ sich auch nicht so melden, als ob er von Ihnen käme, und nach seinem ersten Complimente schien die Ursache seines Besuchs keine andre zu seyn, als daß er ein Däne war. Hernach sagte er zwar, vielleicht aus einem verbindlichen Verlangen, uns etwas Angenehmes zu sagen, denn er schien mit uns zufrieden zu seyn, daß er uns

von Ihnen und vom Herrn Oberpostcommissär zu grüßen hatte.

Den Herrn A— habe ich nicht wieder gesehen. Es ist gar nicht zu verwundern, daß viel Leute sich Ihrer Freundschaft rühmen, da Sie fast gegen alle Menschen so sehr gütig sind; und überdieß, wer setzt sich nicht gern in Ansehen? Ob ich es gleich im Grunde für unbescheiden halte, so finde ich doch einige Ursache, mit dieser Art von Unbescheidenheit weniger unzufrieden zu seyn, als mit einer jeden andern. Es ist doch immer gut, wenn die Eitelkeit eines Menschen auf eine wünschenswerthe und schätzbare Sache fällt, und wenn er sie ihrem wahren Werthe nach zu schätzen weiß.

Es ist schon halb zehn Uhr, und mein Vater ist noch nicht nach Hause. Dieß ist zwar nichts ungewöhnliches, aber vielleicht ist der Zustand des Herrn Grafen Brühl Ursache, daß er uns nicht einmal hat können wissen lassen, wenn er kommen wird. Der Graf Brühl ist diesen ganzen Tag über seinem Ende so nahe gewesen, daß man von Zeit zu Zeit kaum auf die nächste Viertelstunde Hoffnung fassen können. Vielleicht endet er sein Leben noch in dieser Nacht, wenn es nicht schon geschehen ist. Zwischen hier und morgen, ehe ich diesen Brief fortschicke, hoffe ich entweder meinen Vater wiederzusehen, oder sonst etwas Gewisses zu erfahren. Indessen will ich den Brief nicht unvollendet liegen lassen; denn ob ich wohl viel jünger und viel gesünder als der Graf Brühl bin, so ist mir doch keine Versicherung darüber gegeben, ob ich morgen oder jemals wieder im Stande seyn werde, dem theuersten unter meinen Freunden die ehrerbietigste Liebe zu versichern, die,

zween, die ich fortgeschickt habe, ohne sie ihm lesen zu lassen. Ich wußte nicht, daß er sie abschrieb; aber nun wollte ich, da Sie, gütiger Herr Professor, sie zu sehn wünschen, daß er diese auch hätte. Ich will sie mir wieder schicken lassen: so stelle ich Herrn Zeis zufrieden, der es ohnedem gern gesehn hätte, und bin auch im Stande, Ihren Befehlen zu gehorchen, wenn Sie einmal diese Briefe verlangen.

Aber noch ein Wort von der Gräfin Vitzthum. Ich habe bey dieser gütigen Dame in Gesellschaft der ganzen Familie (den Herrn von Schönfeld ausgenommen) und des Herrn von Miltitz gespeist, zwischen der Frau Gräfin und dem Herrn General gesessen, Pflaumen, Feigen, Melonen u. s. w. aus Welkau gegessen, und Ihre Gesundheit getrunken. Bald nach Tische kamen mehr Besuche, und die Frau Gräfin wollte noch vor der Oper etliche Visiten machen. Ich verließ sie, und sie und die Fräulein, auch der Herr General, haben mir sehr viel Gütiges gesagt. Beym Abschiede küßte ich der Gräfin die Hand, wie der Feldwebel Ihnen that, und sie küßte mich auf den Backen; denn sie erschrack nicht wie Sie. Vergnügt über die Gewogenheit, die mir von einer jeden Person in dieser edeln Familie war erwiesen worden, lief ich fort; denn Herr Zeis wartete zu Hause auf mich, und wollte mit mir und meiner Schwester in die Oper gehen. Ich weiß nicht, obs Herr Zeis gern sehen wird, daß ichs Ihnen verrathe, daß er auch in die Oper geht; aber, in der That, er ist kein eiteler Mensch. Er macht sich wenig aus solchen Ergötzlichkeiten, und er ist nur zweymal, und fast nur auf unsere Veranlassung, mit dahin gegangen. Doch nun will ich für mich beichten. Ich ging also diesen Dienstag mit in die Oper, und den Tag darauf schickte mir die Frau Gräfin

ein Billet zur Oper Thalestris, welche auch die königliche Oper genennt wird, weil sie von den königlichen Herrschaften aufgeführt und als eine Privatergötzlichkeit für den König angesehen wird, und mit diesem Billet mußte ich nun wieder in die Oper gehen. Da hatte ich auch noch zuletzt das Vergnügen, den Herrn General auf der Treppe zu des Königs Loge stehen, und die Frau Gräfin unten im Zirkel sitzen zu sehen; aber die Fräulein und Mademoiss. Paret fand ich nicht. Das Schauspiel ist ein glänzendes Stück, und die Musik, von der ich nichts verstehe, die ich blos nach dem beurtheile, was dem Ohr gefällt und die Seele rührt, die nenne ich eben so überzeugt schön, als es die Kenner thun, die die Regeln der Beurtheilung wissen. Soll ich Ihnen aber sagen, liebster Herr Professor, was mir dabey am meisten gefiel und was mich am lebhaftesten rührte? Es war dieses, daß ich hier den lieben alten König sahe und seine Kinder vor ihm; zu einer Familien-Lustbarkeit versammlet, und beschäftigt, ihm Vergnügen zu machen. Es ist kein gleichgültiger Anblick, den ehrwürdigen Vater einer zahlreichen Familie mitten unter derselben zu sehen; aber der Anblick wird interessanter und majestätisch, wenn der Vater ein König ist, und wenn er, von Kindern und Enkeln und dem ganzen Hofe umgeben, mit der liebreichen Güte, die ihm so eigen ist, ihre Bemühungen, ihm zu gefallen, väterlich mit Beyfall belohnt, wenn die Kinder ihm zärtlich und ehrerbietig-vertraulich, ihre Dankbarkeit für das Wohlgefallen bezeigen, mit welchem er sie aufmuntert, und wenn sie also in öffentlicher Versammlung, ohne sich durch das beschwerliche Ceremoniel einschränken zu lassen, ganz Vater und Kinder sind. — Da habe ich auch die so gute Prinzessin Christine zum erstenmal wieder

werde. Ich halte dafür, daß nur Leute von gütiger und großmüthiger Gemüthsbeschaffenheit dazu fähig sind, und daß eine Fertigkeit in Ausübung derselben eine der liebenswürdigsten Eigenschaften des menschlichen Herzens ist. Die Marquise von Lambert, wenn sie in dem Briefe an ihren Sohn ihm den Charakter seines Vaters zur Nacheifrung und Nachahmung vorstellt, so spricht sie von ihm: Quelle indulgence n'avoit-il pas pour les foiblesses de l'humanité! Il excusoit tout et regardoit les fautes comme des malheurs, et se croyait seul obligé d'être honnête homme. Ses vertus laissoient les autres a leur aise. In der That, ich finde nichts Grösseres in dem Charakter eines Menschen, als eine große Nachsicht gegen andre mit einer großen Strenge gegen sich selbst. Niemand sollte unterlassen, eine so glückliche Fähigkeit in sich zu erwecken und zu befestigen. Wer ein gutes Herz hat und sie richtig beurtheilt, wird sie außerordentlich leicht finden. Wer hat nicht von Natur eine Neigung und eine Geschicklichkeit zu dem, wodurch er sich beliebt und gefällig machen kann? Und schmeichelt diese Tugend nicht unserm Eigennutze, indem sie die Ruhe unsers Lebens in Sicherheit setzt, wenn sie uns verhindert, über die Handlungen andrer Menschen, denen wir beleidigende Absichten beymessen, weil sie vielleicht solche zu haben scheinen, Verdruß zu empfinden? —

Mir wenigstens, wenn ich sie so ansehe, kömmt sie leicht und liebenswürdig vor. Es ist mir natürlich, mich in die Situation dererjenigen zu setzen, deren Aufführung ich beurtheilen will, und die Bewegungsgründe und Gesinnungen anzunehmen, die man bey einer jeden Handlung haben kann, nach den verschiedenen Arten, sie zu betrachten und nach den verschiednen Umständen, in welchen man

sich befindet und aus welchen man sie betrachtet. Ich weiß sehr wohl, daß man mit völliger Unschuld eine That begehen kann, welche nicht weiter, als nur in Absicht auf die Person, die sie begangen hat, in Absicht auf ihre Ursachen, und aus dem Gesichtspunkte, aus welchem sie dieselbe angesehen hat, unschuldig ist. Es kann sogar geschehen, daß diese Person selbst ihre Handlung nicht mehr unschuldig findet, sobald sie die Umstände oder die Gesinnungen verläßt, in welchen sie sich damals befand, als sie die Handlung vornahm, und daß diese That niemals mehr unschuldig seyn kann, sie werde denn von einer Person begangen, die sich aufs allergenaueste in eben demselben Falle befindet.

Um mich in der Gewohnheit dieser Pflicht, die ich so gern billige, nicht nur weil ich Güte und Menschenliebe darinnen finde, sondern weil die Gerechtigkeit, die man einander schuldig ist, unumgänglich dazu verbindet, festzusetzen, habe ich mich um Gelegenheiten bemüht, sie auszuüben, und nun will ich Ihnen eine, die ich ungesucht gefunden habe, um so viel lieber erzählen, da ich gewiß weiß, daß Sie einigen Antheil daran nehmen werden.

Ich erfuhr von Jemanden, der gewiß kein Verläumder ist (es ist unnöthig die Person zu nennen), aber der sich leicht für oder wider eine Sache einnehmen läßt und sie selten ganz übersieht, sondern alle Dinge nur immer von der Seite betrachtet, von der er darauf gewiesen wird, daß der Graf Kayserling der lobenswürdige Mann nicht wäre, für den Sie, bester Herr Professor, ihn gehalten. Er hätte, erzählte man, dem Herzoge Carl von Curland gehuldiget, ihn seiner Dienste aufs feyerlichste und eifrigste versichert, auch von dem Herzoge viel Gnade und Vertrauen erhalten. Nachdem aber das Glück des Herzog

Carls sich geändert und er dem Biron zu weichen genöthiget worden, so habe der Graf die Partey des Erstern verlassen, und sich und seine Treue dem Letztern angeboten, welcher aber von den Verbindungen des Grafens mit dem Herzoge Carl unterrichtet gewesen und aus dieser Ursache seine Anerbietungen verworfen hätte. Hierauf sey der Graf nach Carlsbad gegangen (wo Sie, liebster Herr Professor, mit ihm bekannt geworden) und von da habe er wieder Briefe an den Herzog Carl geschrieben und ihm seine Dienste aufs neue angetragen; allein der Herzog, weil er seine erste Untreue erfahren, habe Bedenken getragen, sie anzunehmen. Dieß alles versicherte man von sicherer Hand und von einer Person zu wissen, welche die Briefe des Grafen bey dem Herzoge selbst gelesen, der aber im Uebrigen denselben als den einnehmendsten und angenehmsten Mann von der Welt beschrieben hätte, und nun, setzte man hinzu, sollte ich urtheilen, ob dieses von dem Herrn Grafen Kayserling nicht schlecht gehandelt sey?

Der ersten Vorstellung nach kam mir die Aufführung des Grafen verhaßt vor, und wenn ich auch eine dunkle Empfindung davon hatte, daß wohl Ursachen zur Entschuldigung für dieselbe zu finden seyn möchten, so hatte ich doch damals weder Zeit noch Gegenwart des Geistes genug, sie sogleich zu entdecken. Es fiel mir ungemein schwer, einen Mann verdammen zu hören, für den Sie, theuerster Herr Professor, so viel Freundschaft und Hochachtung bezeiget und den Sie mich hochzuachten gelehret hatten, und der auf meine Dankbarkeit ein Recht hatte, und aus allen diesen Ursachen verdroß michs, daß ich mir nicht getrauete, etwas Gründliches zu seiner Entschuldigung anzuführen. Ich mußte es also dabey bewenden lassen,

und ich sagte nur zu mir selbst: „Da der Graf der ein„nehmende und angenehme Mann ist, wie ihn der Herr „Professor beschrieben, der nichts als Gutes von sich sehn „läßt, so hat der Herr Professor nicht anders, als ihn „hochachten können und müssen. Würde er nicht zu tadeln „seyn, wenn er seine Hochachtung einem Manne versagte, „an dem er lauter Ursachen sieht, solche für ihn zu hegen? „und wollen wir haben, daß ein rechtschaffner Mann in „einem Andern Fehler voraussetze, die er nicht gewahr „wird, und hingegen den Verdiensten, die er wirklich ent„deckt, nicht Gerechtigkeit erzeige?" So suchte ich mich in Ansehung Ihrer vortheilhaften Meynung für diesen Herrn zufrieden zu stellen, über die ich doch noch keinen Zweifel gehabt hatte. Ich fühlte auch wohl, daß dieß die Sache nicht wäre, die mich beunruhigte.

Als ich allein war, fing ich wieder an diese Geschichte zu überlegen. Ich kanns Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr michs kränkte, daß ich einen Mann, den Sie ehren, in einem so wichtigen Punkte, wo es auf Rechtschaffenheit und Treue ankömmt, fehlerhaft finden sollte. Hier, sagte ich zu mir selbst, ist die Gelegenheit, die nachsichtsvolle Regel der Abtey de la Trappe auszuüben, und vielleicht kann ich, wenn ich ohne Kunst, ohne Vorurtheile, auf eine simple Art und indem ich blos der natürlichen Billigkeit folge, mir seine Aufführung und seine Ursachen dazu vorstelle, entdecken, ob er denn dadurch wirklich der Hochachtung eines rechtschaffenen Mannes unwerth ist.

Der Graf von Kayserling hatte seinen Landesherrn verloren. Er wußte, daß er der Regierung entsagen müssen, und daß er nicht zurückgerufen werden würde, so lange die Kayserin Elisabeth lebte, und des Herzogs hohes Alter

ließ nicht hoffen, daß er noch eine so glückliche Veränderung erleben würde.

Es konnte also der Graf, der als ein einzelner Unterthan die Nachfolge in dem erledigten Lande nicht zu bestimmen hatte, ruhig seyn und erwarten, was es der Vorsehung gefallen würde, seinem Lande für einen Regenten zu geben.

Der Herzog Carl kam, von Einigen freywillig und aus Zuneigung, von Andern aus Politik und Eigennutz angenommen, und noch Andern mit Gewalt aufgedrungen. Wenn er theologisch raisonnirte, so war es seine Pflicht, der Obrigkeit zu gehorchen, die über ihn gesetzt war. Ein rechtschaffner Mann wird in keiner Pflicht, die er dafür erkennt, kaltsinnig seyn, und der Herzog Carl, sagt man, sey gütig gegen ihn gewesen: also war es recht von dem Grafen, daß er aus Dankbarkeit seinen Eifer ihm zu dienen noch vermehrte.

Endlich änderte sich das Glück des Herzog Carl. Biron ward wieder eingesetzt, ein Herr, dem er vielleicht schon vorlängst seine Treue gewidmet (nur daß er sie in seinem Unglücke für ihn anzuwenden nicht mehr hoffen können), der ein Eingeborner seines Landes und nach dessen Religion, Gesetzen und Sitten erzogen war, dem sein Land und seine Unterthanen nichts vorwarfen, der nur das Opfer einer Privatrache geworden, dessen Unglück er vielleicht beklaget, für dessen Wiederherstellung er vielleicht fruchtlose und hoffnungslose Wünsche gethan hatte. — Wenn ich in dem Grafen alle diese und ähnliche Gesinnungen voraussetze, die gewiß möglich seyn können: (und warum sollte ich das nicht thun?) darf ich mich da wundern, oder den Grafen tadeln, wenn er sich über die unerwartete Glücksveränderung

dieses Herrn erfreut, zu seiner ersten Pflicht zurückkehrt, und demjenigen Dienste und Treue anbietet, dem er sie vor andern schuldig zu seyn glaubt, und für dessen Eigenthum er sich schon sonst gehalten? Der Fall wenigstens scheint mir ganz genau mit demjenigen übereinzukommen, in welchem Ihre Schwedische Gräfin, liebster Herr Professor, von dem Herrn R. zu ihrem ersten Gemahle zurückkehrt. Ja, wenn es erlaubt ist, solche Betrachtungen für ihn anzuführen: Hatte der Graf nicht eine Gemahlin und neun Kinder, die ihm theuer waren, deren Glück ihm am Herzen lag, und deren Interesse er in Acht nehmen und nicht in Gefahr setzen mußte, so lange ers ohne Verletzung seines Gewissens thun konnte? Und konnte ers nicht? Ich wills nicht entscheiden, ich berühre dieß nur im Vorbeygehen. So viel ist indessen gewiß, daß mächtige und angenehme Leidenschaften, als z. B. hier, zärtliche Liebe für die Seinigen, Dingen, die uns dazu zu dienen scheinen, in unsern Augen ein unschuldiges, ja, sogar pflichtmäßiges Ansehen geben, das sie in den Augen Andrer, die gleichgültig dabey sind, nicht haben.

Bis hierher, glaube ich, ist mirs ohne Mühe, blos durch eine simple Vorstellung der Wahrheit gelungen, noch mehr zu thun, als das Gesetz der Abtey de la Trappe befiehlt; denn nicht nur die Absicht, sondern selbst die Handlung des Grafen ist unschuldig.

Daß der Herzog Biron die Anerbietungen dieses Herrn nicht angenommen, dieß ist ein Fehler, der nicht auf dessen Rechnung kommen kann, und der aus einem Stolze herzurühren scheint, der den Großen in der Welt vornehmlich eigen ist, nach welchem sie sich beleidigt finden sobald man einen Augenblick aufhört, von ihrem Interesse voll zu

seyn und ihre Sache zu unserer eignen zu machen; oder vielleicht aus einer mißtrauischen Furchtsamkeit, die sich bey dem Herzoge Biron wohl entschuldigen läßt, da er in seinen verschiedenen Abwechselungen nur zu sehr die Untreue und Falschheit der Menschen erfahren haben kann.

Nur bey dem Schritte, den der Graf hierauf that, wieder zu dem Herzoge Carl umzukehren, nachdem er gleichsam durch den vorhergehenden den Biron für seinen rechtmäßigen Herrn erklärt hatte, dem er seiner eignen Einsicht nach am meisten Pflicht und Dienste schuldig wäre, kann man ihn, wie es mir scheint, mit Recht eines Fehlers beschuldigen. Denn es zeigt sich in seiner Aufführung ein Widerspruch, der nicht von einerley Grundsätzen herkommen konnte. Indessen ist er, obwohl nicht von Ungleichheit, doch von Niederträchtigkeit und Treulosigkeit, freyzusprechen.

Ein Mann, der ein wenig Stolz und ein empfindliches Gemüth besitzt, der sich seiner redlichen Absichten und der Aufrichtigkeit seiner Anerbietungen bewußt ist, und undankbar, mit verächtlichem und seine Rechtschaffenheit beschimpfendem Mißtrauen abgewiesen wird, kann vielleicht diese Beleidigung zu hoch empfinden und dem Verdruße darüber zuviel nachgeben, zumal wenn das Andenken empfangener Wohlthaten und einer gütigern und dankbarern Begegnung sein Herz mit Dankbarkeit und Liebe erfüllen und demselben die erlittene Beleidigung noch empfindlicher machen, da er diese Dankbarkeit und Liebe der Pflicht, die er demjenigen, der ihn itzt beleidigt, schuldig zu seyn glaubte, aufgeopfert hat, und sich dadurch zu einem Schritte verleiten lassen, welcher verursacht, daß er aufhört, in seiner Aufführung sich gleich und ein gesetzter Mann zu scheinen; aber deswegen hört er nicht auf, ein rechtschaffener Mann zu

seyn. Denn ich wiederhole es, was ist leichter für ein ehrliches und empfindliches Herz, als in einem so kritischen Umstande, wo es auf der einen Seite durch beleidigende Verwerfung zurückgetrieben, und auf der andern Seite durch das Andenken der Güte gelockt und zur Dankbarkeit aufgefordert wird; was ist leichter für dasselbe, als von dem rechten Wege zu weichen? Und sollen rechtschaffene Leute, einen Mann als einen Unredlichen verurtheilen, weil er hat irren können — und in einem solchen Falle?

Es wäre sehr gezwungen, wenn man bey itziger, oder vielmehr damaliger Verfassung der Sachen, dem Grafen eigennützige oder ehrgeitzige Absichten bey diesem letzten Schritte beymessen wollte, und es scheint mir ganz unstreitig, daß kein ungezwungnerer und natürlicherer Bewegungsgrund dazu könne ausfindig gemacht werden, als diejenigen, die ich angegeben habe, nämlich zuviel Empfindlichkeit über die Beleidigung von Biron, die das Andenken der gütigern Begegnung Carls in dem Herzen des Grafen zu lebhaft erneuerte.

Die Aehnlichkeit des Verfahrens der beiden Herzoge bey gleicher Gelegenheit kann vielleicht aus ähnlichen Ursachen entsprungen seyn, und zum Vortheil oder Nachtheil der Sache des Grafen nichts beytragen.

Nun lassen Sie mich, liebster Herr Professor, bey Gelegenheit wissen, ob ich die Sache richtig erklärt habe, oder ob ich sie aus Partheylichkeit oder aus Mangel der Einsicht unrecht verstehe. Ich hätte große Lust, Ihnen noch die Ursachen zu sagen, warum ich hierinnen mir noch weniger als sonst traue; aber der Brief ist ja schon zu lang, und ich scheue mich, einen neuen Bogen zu nehmen.

Leben Sie also wohl, theuerster Herr Professor, und seyn Sie meiner vollkommensten Ehrerbietung versichert.

Dresden, den 7. Novbr. 1763.

C. C. Lucius.

---

92. *)

Liebste Mademoiselle!

Ihre Apologie ist voll Güte und Scharfsinn, und vielleicht hat sie der Baron Kayserling nöthig. Ich für meine Person habe indessen viel Ursache, ihn für einen ehrlichen Mann zu halten, und er ist mir auch unter diesem Namen selbst von dem Geheimen Rath Keßel, dem wackersten Manne, und der die Geschichte des Prinzen Carl doch auch kennen sollte, gerühmet worden. Irre ich, nun so hat uns Ihr Ungenannter doch nur eine traurige Wahrheit entdecket, für die ich ihm nicht sehr danken kann. Sie ist aber auch nicht so leicht zu erweisen. Dieß soll mich so lange beruhigen, bis ich die Untreue des Mannes, die eine historische Sache ist, historisch bewiesen sehe. Ich halte die Leute gern bis auf den letzten Augenblick für ehrlich, vielleicht weil ich wünsche, daß ich und alle Menschen es ohne Ausnahme seyn möchten.

Etwas anders! Ob Sie das Buch behalten sollen? Ja, das versteht sich. Sie erweisen mir sogar eine Wohlthat, wenn Sie es gern behalten, und wenn Sie mir noch ein Buch nennen, das ich Ihnen in Ihre Bibliothek schicken

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 97.

soll. Es ist itzt sechs Uhr, und Morgen ist Bußtag; also will ich immer Feyerabend machen. Leben Sie wohl, meine liebe Correspondentin.

Leipzig, den 10. Novbr. 1763.

Gellert.

---

93. *)

Theuerster Herr Professor!

Nun weiß ich, was unter allen Dingen in der Welt das Leichteste ist: Ihre Wohlthäterin zu seyn, so lange Sie das Ihnen eine Wohlthat erweisen, nennen, wenn man Ihre Geschenke gern annimmt; und ich, wie sollte ich das nicht in Betrachtung des Geschenks, der Hand, von der es kommt, und der Art und Absicht, mit der es gegeben wird, thun? —

Ja liebster Herr Professor, es ist mir eine Freude, daß ich das Buch des Herrn Wilkes habe, und daß ichs von Ihnen habe. Nehmen Sie doch die Versicherung hiervon und die von meiner Dankbegierde nur halb so gern an, als ich Ihr Geschenk, die neue Verbindlichkeit dazu, angenommen habe.

Daß meine Apologie, wie Sie's nennen, aus Gutherzigkeit herkam, mag wohl gewiß seyn, und es ist mir sehr angenehm, daß Sie, bester Herr Professor, auch so denken und meine Gründe zu billigen scheinen. Scharfsinn ist freylich, ich gestehe es Ihnen, nicht ganz das Wort, das ich mir hier gewünscht hätte, weil man sich scharfsinnig auch

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 98.

sehr betrügen kann, und weil man sich nur zu oft aus gutem Herzen, zu seinem und anderer Leute Vortheil blendet. Wenn ich dieses sonst nie besorgt hätte, so würde ichs doch unfehlbar in diesem und in einem jeden andern ähnlichen Falle thun. Es kostet zu viel, diejenigen fehlerhaft zu finden, für welche wir Liebe und Ehrerbietung gefaßt haben. Unser Herz besitzt einen gewissen Stolz, und in unsern Gesinnungen ist so etwas Erhabnes, nach welchem wir nicht einwilligen wollen, etwas zu lieben, das sehr unvollkommen oder tadelnswerth wäre. Und doch läßt sich die parteyische Neigung des Herzens nicht so leicht durch die Gerechtigkeit der Vernunft regieren. Wir ergreifen also das Mittel, uns subtil zu hintergehen und Gründe aufzusuchen, die uns behülflich sind, dasjenige für unschuldig zu halten, was uns lieb ist. So dürfen wir unsre Neigung nicht dem Stolze aufopfern, den wir haben, nichts Unwürdiges lieben zu wollen. Wir retten unsern Stolz und unsre Neigung zugleich, indem wir uns über die Tugenden und Fehler unsrer Freunde geschickte Blendwerke machen.

Ich schmeichle mir aber demohngeachtet, Sie haben Richtigkeit in meinen Gedanken angetroffen; denn wenn das nicht wäre, so hätten Sie gewiß die Gütigkeit gehabt, mir meinen Irrthum zu zeigen, und mich genauer und richtiger denken zu lehren.

Ich mache mir indessen die Freude, mit Ihnen zu glauben, daß die Apologie ganz unnöthig ist. Ich habe mirs nun zur Regel gemacht, weil schlimme Nachrichten nicht selten wahr sind, eine jede unangenehme Sache, die man mir hinterbringt, so lange als gegründet anzunehmen, bis ich alles ausgedacht habe, was sie gut oder erträglich

machen kann, und bis ich mir wider den Verdruß, den ich empfinden würde, wenn sie zum Unglück wahr seyn sollte, eine Zuflucht ausfindig gemacht habe.

Itzt, hochzuverehrender Herr Professor, und wenn Sie auch noch so viele Freunde um sich haben, wenn Ihnen auch schon der Herr Oberpostcommissär bleibt, und wenn Sie auch noch so fromm denken, so müssen Sie es doch in der Entfernung Ihres Freundes des Herrn Geh. Cammerrathes Wagner und der besten Gräfin Vitzthum empfinden, daß es eben kein Vergnügen ist, sich von seinen liebsten Freunden, von seiner Erholungsgesellschaft, getrennt zu sehen. Man kann einander freylich schreiben; aber dabey muß man viel sitzen, und das Sitzen ist nicht gesund, und das Schreiben verderbt die Augen. Zudem ist es doch nur eine schwache Nachahmung des Umganges und der Unterredung; wiewohl ich für mein Theil manchmal weit lieber schreibe, als rede. Wenn ich schreibe, stört mich Niemand; ich habe meine Gedanken unzerstreut, und kann einen jeden so lange ausbilden und fortsetzen, als es mir gefällt. Das ist im Gespräche nun schon nicht. Ich werde zu leicht unterbrochen und in der Ordnung meiner Ideen gestört, und unvermerkt, ohne daß ich vielmal weiß, wie es zugeht, von demjenigen abgeführt, was ich am liebsten hätte sagen, fragen oder beantworten mögen. Aber das gilt nur von mir, und ich will damit nicht sagen, daß jede mündliche Unterredung diese Fehler haben müßte. Und dann ist das Vergnügen, seine Freunde zu sehen, ihre Mienen zu bemerken, womit sie dasjenige begleiten, was sie uns Freundschaftliches zu sagen haben, ihre Gedanken zu verstehen, noch ehe sie reden, die Bequemlichkeit, seinem Freunde ohne Zeitverlust etwas zu erzählen, und wenns

nur eine Kleinigkeit, ein bloßer Einfall ist, der nichts weiter thut, als daß er ihn vergnügt, und wenn er alt wäre, nichts mehr seyn würde, die Meinung seines Freundes sogleich über etwas zu hören, und sich ohne Umstände zu Rathe ziehen, ausfragen, und beantworten zu können: dieß alles sind Vorzüge des persönlichen Umganges, die der vertraulichste und beste Briefwechsel nicht ganz und auch nicht ohne Unbequemlichkeit ersetzen kann. Und um alles dieses sind Sie nun, bester Herr Professor, bey Ihrem Freunde durch seine Entfernung gekommen.

Ich weiß wohl, was Sie sagen werden. Sie werden sprechen: Es ist Beruf, Pflicht, ein Wink der Vorsehung, dem man ohne Widerrede gehorchen muß. Das ist es auch; aber ich bedaure Sie demungeachtet und ich bedaure auch Ihren Freund, der so viel aufopfern muß. Mein Vater hat die Ehre gehabt, ihn gestern zu besuchen. Und vorgestern habe ich die Erlaubniß erhalten der Frau Gräfin Vitzthum meine Ehrerbietung zu bezeigen. Sie hätte mir gewiß ein Compliment an Sie mitgegeben, wenn ich gesagt hätte, daß ich schreiben würde. Sie befindet sich recht wohl und freut sich auf ihre neue Wohnung im Minsczeckischen Palais, und darüber, daß sie ihren lieben kleinen Wagner (so sagte sie zweymal) und seine Frau herauf bekömmt. Der Fräulein habe ich besonders in ihrem Zimmer aufgewartet; denn sie ist seit der Reise ein wenig unpäßlich, doch wollte sie gestern ausgehen. Mademoiselle Paret ist wohl, und sie und die Fräulein scheinen über den Aufenthalt in Dresden ganz zufrieden zu seyn. Die Frau Gräfin auch; doch sagte sie: Ich bin eigentlich dazu gemacht in Störmthal oder in Welkau zu seyn.

Heute bin ich auch spatzieren gewesen, und der Spatzier-

gang fängt an, mir eine Neigung zum Schlafe zu erwecken, die mir nun recht willkommen seyn soll, da ich den Tag mit der angenehmen Beschäftigung, an Sie zu schreiben, beschließe, und mit der Bitte, daß Sie, bester Herr Professor, niemals an der Ehrerbietung und Liebe zweifeln wollen, mit welcher ich lebenslang seyn werde

Ihre

Dresden, den 7. Dec. 1763.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

---

94. *)

Theuerster Herr Professor!

Ich bin recht betrübt, daß Sie nach den letzten Briefen, welche die Frau Gräfin Vitzthum und Herr Zeis von Ihnen erhalten, am Beschlusse des letzten und am Anfange des itzigen Jahres nicht so gesund gewesen, als ich wünsche, daß Sie immer seyn möchten, und als ich zum Theil nach den guten Versicherungen der Frau Gräfin Vitzthum und des Herrn Geh. Cammerrathes Wagner hoffen durfte; denn ich habe den Herrn Geh. Cammerrath einmal bey Herrn Zeisen zu sehen das Vergnügen gehabt, und, wenn es mir erlaubt wird, will ich mich bemühen, die Gewogenheit seiner Frau Gemahlin zu erlangen, wenn sie nach Dresden kommen wird.

Wie gütig sind Sie indessen, liebster Herr Professor, daß Sie noch an mich denken, und mich in dem Briefe an

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 103.

Herrn Zeis grüßen. Ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihrer Gewogenheit; aber ich bitte Sie, schreiben Sie nicht an mich, bis Sie es ohne alle Beschwerung thun können. Dieses wird mir lieber seyn, als der längste Brief, der Ihnen zu schreiben beschwerlich gewesen wäre.

Es ist ungefähr zehn Tage, daß ich bey der Frau Gräfin gewesen. Sie ist recht wohl, wenn ich ihre Betrübniß über den Tod unsers guten Churfürsten ausnehme. Sie befahl mir, Ihnen ihr Compliment zu machen, und ich schäme mich, daß ich ihren Befehl nicht eher befolgt habe, und daß sie mir vielleicht zuvorgekommen seyn und Ihnen selbst geschrieben haben wird. Die Fräulein aber ist immer kränklich. Weil sie spät aufgestanden und die Gräfin ganz allein war und mich nöthigte lange bey ihr zu bleiben, bis die Zeit zur Tafel kam, so habe ich sie das letztemal nicht sehen können.

Sehen Sie, Herr Professor, so fährt die liebe Gräfin immer fort gütig gegen mich zu seyn, und das nur Ihrentwegen, und weil sie glaubt, daß Sie mich lieben.

Ich schreibe auch heute an eine von meinen Freundinnen in Cotbus, an die Mademoiselle Kegel. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon einmal von ihr erzählt habe. Sie ist die beste und vertrauteste Freundin und Gespielin der Jungfer Kirchhof, eine vaterlose Waise wie sie. Sie hat sich in unsre Correspondenz gemischt, und mir, ungefragt ihre ganze Verwandschaft bekannt gemacht. Der schlimmste von den unleserlichen Briefen, die Sie, liebster Herr Professor, nicht haben lesen können, ist von ihr. Es ist wahr, sie schreibt wie eine kleine Katze, und drückt sich bey weitem so gut nicht aus als die Jungfer Kirchhof; aber ich weiß gewiß, sie muß sehr angenehm, aufgeweckt

und offenherzig seyn. Ich habe sie herzlich lieb, und es gefällt mir, Ihnen eine Freundin zu danken zu haben, von der Sie wohl selbst nichts wissen; denn die Mademoiselle Kirchhof hat mir sie gegeben, und von Ihnen erhielt ich die Mademoiselle Kirchhof.

Leben Sie wohl, bester Herr Professor. Ich wollte Ihnen aufrichtigst wünschen, daß die Tage Ihres theuern Lebens ganz glücklich und von jeder Trübsal frey seyn möchten, wenn ein solcher Wunsch sich mit dem Zustande der Menschen vertrüge, und man ein Beyspiel hätte, daß dergleichen Wünsche niemals erfüllet worden wären. Aber das lassen Sie mich von Gott bitten, daß Ihr Leben lang und gesegnet, und Ihrer heitern Tage mehr als der traurigen seyn mögen, und daß es Ihnen niemals an dem Troste fehlen möge, den Sie dem Herrn von Zetwitz (haben Sie nichts weiter von ihm erfahren?) gegeben, und von Ihnen bitte ich, daß Sie mich, so lange ich lebe, erkennen wollen für Ihre

Dresden, den 10. Jan. 1764.

gehorsamste und ergebenste
C. C. Lucius.

---

95. *)

Liebste Mademoiselle!

Ob Sie mich gleich heute gebeten haben, daß ich nicht an Sie schreiben soll, wenn es nicht ohne alle meine Beschwerung geschehen kann, so will ich Ihnen doch heute noch zei-

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 104.

gen, daß ich Ihren Bitten widerstehn und gern an Sie schreiben kann, auch wenn mirs sauer wird. Ich danke Ihnen also, liebste Freundin, zuerst für Ihre gütigen Wünsche zum neuen Jahre, die ich von Ihnen desto williger und freudiger annehme, da sie Niemand leicht aufrichtiger und kräftiger thun kann, als Sie. Auch Ihnen wünschet mein Herz alle die Wohlfarth, durch die wir auf Erden ruhig, der Welt nützlich und zum Himmel reifer werden. Lebe ich nach Gottes Willen noch länger, so wird mirs Freude und Pflicht seyn, Ihr Bestes, so oft ich kann, zu befördern, oder Ihnen doch zu zeigen, daß ichs gern befördern wollte. Zuerst will ich Sie in diesem Jahre meinem guten Wagner und seiner lieben Frau bey unserm Abschiede anbefehlen, der leider bald erfolgen und für mich äußerst traurig seyn wird. Dieser Mann ist fast noch der Einzige gewesen, zu dem ich oft mit allem meinem Kummer geeilet bin, und wenn ich nicht zu ihm ging, so war mirs doch Trost, daß ich zu ihm gehen konnte. Aber auch dieser Trost entgeht nunmehr meinem Leben, und getrennt von meinen ältesten und besten Freunden sehe ich mich entweder einsam und allein oder an der Seite der jugendlichen Welt, die nicht mehr meine Welt ist. Doch unser unzufriednes Herz, sagt Gerhard, macht ohne Noth ihm manchen Schmerz; und vielleicht thut dieses auch itzt das meinige. Soll Wagner mir zum Besten in Leipzig bleiben? Und weiß ich denn, wie lange ich ihn noch würde genießen können? Nein, ich will mich bemühen, ihn gern von mir zu lassen. Den größten Dienst kann er mir auch in Dresden und an allen Orten auf Erden täglich leisten. Gott schütze und segne diesen frommen und zum Dienste unsers Vaterlandes gebornen Mann. Aus meinem

Zuhörer ist er mein Freund, Wohlthäter nnd Rathgeber geworden, und auf eben diese Art ist es auch der vortreffliche Gutschmidt *) geworden. O wenn Sie nur wüßten, wie klein und demüthig ich mir bin, wenn ich diese beyden Männer oder einen Cramer denke, der ehedem zu mir kam und mit vieler Schüchternheit mein Urtheil über seine jugendlichen Arbeiten einholte; der Mann, dem ich wenig Jahre hernach meine eignen Arbeiten zur Beurtheilung, nicht ohne Furchtsamkeit, vorlegte. In dem Lehrgedichte, der Christ, stehn zwo Zeilen, welche Gutschmidt, der sonst keine Verse macht, als eine Verbesserung an den Rand des Manuscripts geschrieben hatte. Ich sah, daß sie schöner und kräftiger waren, als die meinigen, und ich nahm sie mit Dank in meine Arbeit auf. Von diesem Gedichte muß ich Ihnen im Vorbeygehn eine kleine Anekdote erzählen. Ich verfertigte es binnen acht Tagen mit einer Begierde, die ich eine längere Zeit nicht hätte ausstehen können. Die ersten beyden Tage hatte ich ungefähr achtzig Verse niedergeschrieben. Den dritten Morgen strich ich sie voller Unmuth aus, entwarf einen andern Plan, schrieb nieder, war ohne Trost, wenn ich gestört wurde, lief oft in meine Kammer und betete, daß ich ja von Herzen und nicht aus unreinen Absichten schreiben möchte, ward endlich an einem Sonntage, Abends um sechs Uhr (es war Messe und ich hatte auch die Kirche nicht versäumt) fertig, und las mirs alsdann zum erstenmale laut vor; da, da war Himmel und Erde mein. O wie sind meine itzigen Tage von den damaligen unterschieden, unendlich unterschieden!

---

*) Nachheriger sächsischer Minister.

Daß die Frau Gräfin Vitzthum itzt in Dresden und nicht in Welkau ist, und auch künftig weniger da seyn wird, auch dieses ist für meine Ruhe der größte Verlust. Ich würde diese Messe, die ich auf meiner Stube ängstlich versessen habe, bey ihr nützlich verredet haben. Hat sie Ihnen mein Portrait noch nicht gegeben? — O wie viel Großes und Frommes höre ich täglich von unserm seligen Churfürsten, einem Herrn, dessen Sachsen nicht werth war, über dessen Tod die Menschen weinen und die Engel sich freuen! Die Tugend ist allezeit reizend, aber in einem Prinzen thut sie Wunder. Gott belohne unsern theuersten Friedrich Christian für seine väterliche Liebe in alle Ewigkeit!

Leipzig, den 11. Januar 1764.

Gellert.

Die Fräulein Schönfeld ist wieder besser; sie hat mir vor wenigen Tagen einen vortrefflichen Brief geschrieben. Die gute Fräulein! Am vorigen Montage habe ich in der Gesellschaft des Herrn Vice-Präsidenten Lindemann und des Herrn Geh. Conf. Rath Gutschmidt, D. Ernesti, Herrn Zollikofer, des Cammerrath Kregel u. s. w. bey Wagnern zu Mittage gegessen, und bis vier Uhr (eine mir fast unglaubliche Sache) bey Tische gesessen. Leben Sie wohl.

Den 14. Januar.

Mein Brief vom 11ten ist liegen geblieben. Ich ritt um die Zeit, da er auf die Post hätte sollen gegeben werden, aus, und vergaß ihn, so wie ich vieles, das ich thun sollte, täglich vergesse. Diesen Fehler einigermaaßen zu

Ich glaube es wohl, daß Sie die Frau Gräfin Vitzthum und ihre Tochter vermissen. Die Frau Gräfin, denke ich, wird auch Sie und Welkau vermissen. „Ich bin eigentlich dazu gemacht, in Welkau und in Störmthal zu seyn," sagte sie letzthin einmal. An der Mittwoche ist sie, wie ich gehört habe, ausgezogen. Ihr Bildniß, liebster Herr Professor, hat sie mir zwar noch nicht gegeben, wenn aber Herr Zeis dem Herrn Geheimen Kriegsrath von Ponikau glauben soll, so hat die Frau Gräfin bey einem geschickten Frauenzimmer hier in Dresden, dessen Namen Herr Zeis vergessen, eine Copie davon für mich bestellt. Dem sey nun wie ihm wolle, so weiß ich doch, daß ich es noch gewiß von den gütigen Händen dieser lieben Dame zu erwarten habe. Denn, sehn Sie, ob ich gleich das Geschenk niemals verdient habe und auch niemals verdienen kann, so bin ich doch desselben itzt nicht unwerther als ichs war, da sie mirs versprach. Sie hat mir dieß Versprechen wohl dreymal ganz freywillig ohne alle Veranlassung erneuert; und noch das letztemal im vorigen Sommer, als sie mir die Copie davon für den Herrn von Miltitz zeigte, sprach sie: „Sehen Sie, so ist das Bild, „das Sie von mir bekommen sollen." Ich habe also keine Ursache zu zweifeln. Und wenn ichs bekomme, dann, gütiger Herr Professor, werde ich gewiß nicht eine Stunde vorbeylassen, ohne Ihnen meinen Dank und meine Freude zu bezeigen.

Die kleine Anekdote von einem Ihrer vorzüglichsten Gedichte, dem Christen, ist mir sehr lieb. Gott belohne Sie in alle Ewigkeit auch für diese Arbeit und für den frommen Eifer, aus welchem Sie sie unternommen haben. Wollten Sie mir wohl bey Gelegenheit einmal die zween

tigkeit, mit der Sie mich beehren, und von der Ihr letzter lieber Brief ein neuer Beweis ist, steht Ihnen ja wohl für meine ewige Dankbarkeit und Liebe. Wie wäre es möglich, daß in meiner Seele die geringste Gleichgültigkeit gegen einen Mann bleiben könnte, dessen Herz mir alle wahre Glückseligkeit dieses und jenes Lebens wünscht, und der schon alle meine Liebe und Hochachtung und meine besten Wünsche hatte, ehe er noch etwas von mir wußte, und ehe ich noch daran dachte, daß er mir jemals etwas mehr werden sollte, als was er allen übrigen Menschen in der Welt ist, die ihm so wenig bekannt sind, als ichs damals war.

Haben Sie Dank, theuerster Herr Professor, für alle Ihre Güte und nun auch dafür, daß Sie mich dem Herrn Geh. Cammerrath Wagner und seiner Frau Gemahlin empfehlen wollen. Ja, liebster Herr Professor, thun Sie es, und seyn Sie überzeugt, daß ich Sie in diesen Ihren Freunden zeitlebens lieben und ehren werde.

Aber haben Sie denn gar Niemanden, der Ihnen ersetzen könnte, was Sie in der Entfernung des Herrn Geheimen Cammerraths verlieren? Ich dächte, Sie dürften nur wählen. Wer weiß, wie viel rechtschaffene Männer Ihre Freundschaft wünschen und als ein großes Gut betrachten, die aber zu bescheiden sind, darum zu bitten? Es mag wohl schwer fallen, neue Verbindungen zu errichten, vornehmlich alsdann, wenn man in seinen vorhergehenden sehr glücklich gewesen ist; und alte Freundschaften müssen freylich ihre großen Vorzüge haben; aber es giebt doch auch immer solche gute Menschen, bey denen man weder einen langen Umgang noch Prüfung nöthig hat, um ihres Herzens ganz versichert zu seyn.

Ich glaube es wohl, daß Sie die Frau Gräfin Vitzthum und ihre Tochter vermissen. Die Frau Gräfin, denke ich, wird auch Sie und Welkau vermissen. „Ich bin eigentlich dazu gemacht, in Welkau und in Störmthal zu seyn," sagte sie letzthin einmal. An der Mittwoche ist sie, wie ich gehört habe, ausgezogen. Ihr Bildniß, liebster Herr Professor, hat sie mir zwar noch nicht gegeben, wenn aber Herr Zeis dem Herrn Geheimen Kriegsrath von Ponikau glauben soll, so hat die Frau Gräfin bey einem geschickten Frauenzimmer hier in Dresden, dessen Namen Herr Zeis vergessen, eine Copie davon für mich bestellt. Dem sey nun wie ihm wolle, so weiß ich doch, daß ich es noch gewiß von den gütigen Händen dieser lieben Dame zu erwarten habe. Denn, sehn Sie, ob ich gleich das Geschenk niemals verdient habe und auch niemals verdienen kann, so bin ich doch desselben itzt nicht unwerther als ichs war, da sie mirs versprach. Sie hat mir dieß Versprechen wohl dreymal ganz freywillig ohne alle Veranlassung erneuert; und noch das letztemal im vorigen Sommer, als sie mir die Copie davon für den Herrn von Miltitz zeigte, sprach sie: „Sehen Sie, so ist das Bild, „das Sie von mir bekommen sollen." Ich habe also keine Ursache zu zweifeln. Und wenn ichs bekomme, dann, gütiger Herr Professor, werde ich gewiß nicht eine Stunde vorbeylassen, ohne Ihnen meinen Dank und meine Freude zu bezeigen.

Die kleine Anekdote von einem Ihrer vorzüglichsten Gedichte, dem Christen, ist mir sehr lieb. Gott belohne Sie in alle Ewigkeit auch für diese Arbeit und für den frommen Eifer, aus welchem Sie sie unternommen haben. Wollten Sie mir wohl bey Gelegenheit einmal die zween

Verse des Herrn Gutschmidts anzeigen? denn ich weiß nicht, ob Sie's erlauben, daß ich ihn selbst darum frage, wenn ich etwan irgendwo mit ihm zusammenkommen sollte. Ich kenne ihn nicht weiter, als daß ich bey Accis-Rath Hofmann zwey oder dreymal in seiner Gesellschaft gespeißt habe. O Herr Professor, Sie können sich in Ihrer Demuth nimmermehr so klein seyn, als Sie mir darinnen groß sind. Ja, — und wenn Sie's doch glauben könnten, daß ich das ohne alle Schmeicheley und nach den wahren Gedanken meines Herzens sage! — Es möchte kein einziges Blatt von allen den Schriften, durch die Sie die Liebe und den Beyfall der Menschen erlangt haben, in der Welt seyn, so würde ich doch an den kleinen zerstreuten Zügen, die ich aus Ihren Briefen sammeln wollte, genug haben, um mir daraus den Charakter eines Mannes zu bilden, den ich auf die aufrichtigste Art zu verehren und zu lieben für Pflicht halten würde.

Wenn Sie doch nur der Poesie nicht entsagt hätten! Itzt würden alle Ihre Freunde Sie bitten, unserm theuersten Churfürsten auch in Ihren Schriften ein Denkmal zu hinterlassen. Und Sie würden dem Vaterlande den Dienst nicht versagen. Jeder redliche Unterthan, dessen Herz zu voll oder dessen Zunge zu unberedt ist, die Empfindungen seiner Seele zu sagen, würde es Ihnen danken, und sich freuen, daß Sie ihm eine Sprache erfunden hätten. Er würde die schönsten Stellen auswendig lernen, und wenn er dann von seinem Churfürsten reden wollte, mit Ihren Worten von ihm reden.

Ich habe einige Kleinigkeiten über den Tod dieses unschätzbaren Prinzen gedruckt gesehen; aber es ist alles nichts. Die Größe des Gegenstandes, wie Sie wissen, setzt allemal

die Schwäche des Dichters in ein helleres Licht, als ein geringer Inhalt. Und ich denke, wer den Werth unsers Verlustes kennt und davon, wie er soll, durchdrungen ist, der kann, wenn er anders ein Dichter ist, nichts Schlechtes schreiben. Entweder er wird ganz schweigen, oder er muß im Ausdrucke seiner Empfindungen vortrefflich seyn.

Haben Sie denn auf Ihrer Akademie keinen jungen Dichter, welchen patriotische Regungen und Ihre Aufmunterungen in einen poetischen Enthusiasmus versetzen, und ihm ein Lied eingeben könnten, das eines solchen Prinzen würdig wäre? Wie sehr wünschte ich, daß Cramer noch unser seyn möchte, wiewohl ich ihn den Dänen nicht mißgönne. Aber gewiß man sollte dafür sorgen, daß den Sachsen ein treues Bild aller der Tugenden ihres verlornen Vaters und aller Verdienste, die er um ihre Wohlfarth hat, aufbehalten würde. Und wenn das auch gleich zur Ausbreitung und Unsterblichkeit seines Ruhms und zur Erhaltung seines unvergänglichen Andenkens in den Herzen seiner Unterthanen nicht nöthig ist, so scheint es doch die Pflicht der Dankbarkeit zu erfordern. Kein wahres Genie, denke ich, sollte bey einer solchen Gelegenheit seine Talente ungebraucht lassen.

Indessen, wenn auch Niemand da ist, der im Namen des Landes prächtig klagt und den wahren Schmerz der Unterthanen berühmt macht, so ist er doch deswegen nicht weniger wahr, nicht weniger pflichtmäßig, und den Sachsen eine Ehre; und wer die Sachsen kennt, wird gewiß hier das Volk von aller Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit freysprechen, und den Ruhm des Fürsten und die Liebe der Unterthanen in den ungekünstelten Thränen so deutlich

und so überzeugend, als in dem erhabensten und rührendsten Gedichte lesen.

Viel tausend Zähren sinds, die Redlichen entfliehn,
Und jede ist ein Lobgedicht.

Der sechste Februar ist der Tag, der besonders dem ehrenvollen Andenken unsers seligen Churfürsten gewidmet ist. Ein trauriger Tag! an welchem in Einer Stunde, an allen Orten im Lande, unzählig viel Großes und Frommes und Edles, bald schön, bald schlecht, von ihm gesagt werden wird. Aber die Rührung in den Herzen der Zuhörer wird den Rednern auf der Kanzel zu Hülfe kommen, und mehr thun, als ihre Beredsamkeit kann.

Nun, da Sie meine Briefe an die Jungfer Kirchhof gesehen, nun bin ich in der That doppelt mit mir zufrieden. Erstlich, daß ich meiner Freundin, wie sie mich versichert, durch meine Briefe Vergnügen mache, und hernach auch vornehmlich, daß sie Ihnen nicht mißfallen. Ich freue mich auch, daß Ihnen mein Französisches gefällt. Ich habe eine lange Zeit nicht halb so gut deutsch schreiben können, als ich französisch schrieb. Nicht etwan, daß ich zu dem Letzten sehr eifrig wäre angehalten worden. Ich sollte es vielmehr gar nicht lernen; denn meine Mutter kann es nicht, und mein Vater spricht es auch nicht. Ich hatte auch täglich nur eine Lehrstunde; aber ich las viel und fast lauter französische Bücher, denn damals waren mir die guten deutschen Bücher noch nicht sehr bekannt, und also hatte ich nichts, das meine Schreibart bilden konnte. Als man mir aber sagte (und diese Regel fand ich auch in vielen vernünftigen Büchern), daß es eben nicht anständig wäre, von seiner eignen Sprache weniger zu wissen, als von einer fremden, so verließ ich das Französische, las und schrieb

lauter deutsch, und hätte es bald gar wieder verlernt, wenn ich mich nicht die letzten zwey Jahre wieder darinnen zu üben gesucht hätte.

Wenn die Jungfer Kirchhof an meinen Briefen so viel Vergnügen findet, als sie sagt, so freue ich mich sehr darüber; denn ich liebe sie herzlich und sie liebt auch mich; denn sie sagt mirs; warum sollte sie mir schmeicheln?

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Möchte doch Ihr künftiger Brief mir sagen, daß Sie sich wohl befänden, und kein so trauriges Postscript haben, als Ihr letztes war.

Unser ganzes Haus, liebster Herr Professor, empfiehlt sich Ihnen mit der Ehrerbietung, mit welcher ich nie aufhören werde zu seyn

Ihre

Dresden, den 21. Jan. 1764.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Den 22. Januar.

Herr Zeis, der diesen Brief gelesen hat, (er ist so freundschaftlich für mich, daß ers immer als eine Gefälligkeit annimmt, wenn ich ihm das, was ich schreibe, zu lesen gebe) will Ihnen gern durch mich empfohlen seyn. Nun, mein lieber Herr Professor, erlauben Sie mir, daß ichs thue, ob ers gleich nicht nöthig hat und sich Ihnen selbst besser empfehlen kann.

Nun noch ein Wort von mir. Indem ich Ihren Brief noch einmal durchlas, zu sehen, ob ich nicht irgend etwas vergessen hätte, fielen mir zwey halbe ausgestrichene Zeilen die mich gleich Anfangs sehr unzufrieden gemacht hatten, wieder in die Augen. Ach Herr Professor, Sie wissen nicht,

schweifend seyn sollte (und das soll er nicht selten seyn), will sie es für mich bey einer gewissen Fräulein Langen abzeichnen lassen, doch möchte sie auch gern zuvor diesem Fräulein eine Pension auswirken. Sehn Sie, bester Herr Professor, das ist es, was mir die Frau Gräfin gesagt hat, und was ich Ihnen für den Herrn Oberpostcommissär wieder erzähle, wiewohl ich nicht weiß, ob ichs habe thun sollen. Ich wüßte einen sehr kurzen Weg, eine Abzeichnung dieses mir so lieben Bildes für mich zu bekommen. Charpentier (er ist gestern von Freyberg gekommen und hat mich heute besucht) erbot sich, es mir abzuzeichnen, und ich weiß gewiß, daß er sich Mühe geben würde. Aber ich darf die Gräfin nicht bitten, daß sie mir das Original auf einige Tage anvertraute, und ich verstehe es auch nicht ob sichs schickt, und ob es nicht das Ansehen haben könnte, als wenn ich ihre Gütigkeit nicht erwarten und in der Art und Weise etwas vorschreiben wollte.

Der älteste Herr von Schönfeld wird, wie es scheint, in Kurzem hier erwartet. Jetzt befindet er sich noch in Frankfurt. Die Gräfin freut sich auf ihn; sie sagte, sie höre viel Gutes von ihm und er würde mir wohl gefallen.

In der That, liebster Herr Professor, ich bin recht unruhig, daß ich nicht weiß, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit für die Bekanntschaft dieser vortrefflichen Dame und ihres Hauses, die mich mit so vieler unverdienten Gütigkeit beehrt, und die ich Niemanden als Ihnen schuldig bin, zu danken habe, bezeigen soll. Sie würden eine Idee von meiner Dankbegierde haben, wenn Sie sich eine Vorstellung von dem Vergnügen machen könnten, das ich darinnen finde, mit Personen, die mit Ihnen in Verbindung

stehen und von Ihnen geehret und geliebet werden, einiges Umgangs gewürdiget zu seyn, und von ihnen Gewogenheiten zu erhalten. Dieß ersetzt mir auf gewisse Weise das Vergnügen, das ich entbehre, wenn ich oft vergebens wünsche, Sie zu sehen und persönlich kennen zu lernen. Und gleichwohl, liebster Herr Professor, wenn ich Ihnen meine Gedanken ganz sagen soll, bin ich zuweilen wieder so wunderlich, daß mirs recht lieb ist, daß ich Ihnen nur so wie itzt bekannt bin und es auch wahrscheinlicher Weise nicht mehr werden kann. Itzt bin ich überzeugt, daß ich das Glück habe, Ihnen zu gefallen, daß Sie mich lieben und mit mir zufrieden sind; aber davon bin ich nicht überzeugt, daß ich Ihnen, wenn Sie mich gesehen und gehöret hätten, noch weiter eben so gefallen würde. So denke ich zuweilen, und in einer andern Stunde schmeichle ich mir wieder, Sie würden vielleicht eben so gütig gegen mich seyn, als die Frau Gräfin Vitzthum und die Fräulein Schönfeld.

Der kleine Seidelin, der erste Däne, den ich gesehn habe, hat gegen das Ende vorigen Monats, aus seinem Vaterlande an meinen Bruder, meine Schwester und mich, an jedes besonders, geschrieben, und mir aufgetragen, Sie seiner vollkommensten und unaufhörlichen Ehrerbietung zu versichern. Sollte ich an ihn schreiben, ehe Sie, theuerster Herr Professor, mich mit einer Antwort beehren, so werde ich mir die Freyheit nehmen, ihn in Ihrem Namen zu grüßen; denn ich glaube, er erwartet und wünschet dieß.

Meine Kirchhof hat mir auch einen Brief geschrieben und ist so gefällig gewesen, mir alle die Ihrigen an sie in Abschrift beyzulegen. Dieß ist der andere Brief von

ihr, den Sie noch nicht gesehen haben, ausser demjenigen, der so unleserlich geschrieben war. Seyn Sie so gütig und befehlen Sie mir, ob ich fortfahren soll, sie Ihnen zum Durchlesen zu übersenden.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Ehrerbietung zu seyn

Dresden, den 22. Febr. 1764.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

98.

Liebste Mademoiselle!

Schon seit dem 15ten dieses Monats steht in meinem Diario: an die Fräulein Schönfeld und Madem. Lucius zu schreiben — heute ist der 22ste und noch ist es nicht geschehn. Aber trösten Sie sich, es stehn wohl noch zehn Briefe auf eben dem Blatte, von denen kein einziger noch beantwortet ist. Vermuthlich sind die Collegia, die mir sauer werden, und meine Kränklichkeit die Ursache meiner saumseligen Antworten; nur weiß ich nicht, ob sie auch genug Entschuldigung sind. Genug, ich will heute wenigstens einige Punkte aus Ihren beiden letzten Briefen beantworten.

Sie wollen gern die zwo Zeilen wissen, die von dem Herrn geh. Assistenzrathe Gutschmidt in dem Gedichte, der Christ, stehen: Hier sind sie:

„Ist er der Weise nicht, der nach der Weisheit strebet?
„Durch sie erleuchtet denkt, durch sie gebessert lebet?"

Ob kein junger Dichter in Leipzig ist, der die Verdienste des seligen Churfürsten besingen könnte? Nein! Magister Brunner, mein Schüler und Freund, macht in der That vortreffliche Verse, aber dennoch mag ich ihn nicht zu dieser Arbeit ermuntern. Er ist Repetent bey dem Grafen Moltke, und auch mit andern academischen Arbeiten beschweret.

Ich dächte, Sie sagten es der Frau Gräfin getrost, daß der Herr von Charpentier mein Bild für Sie abcopiren wollte. Sie wird es nicht ungnädig nehmen, und Sie selbst bekommen unstreitig eine schöne Copie. Wenigstens können Sie es der Fräulein sagen und diesem guten Kinde die Hand in meinem Namen küssen, und auch der besten Mutter dieses guten Kindes.

Wille soll mich stechen? — die gute und für mich so gutgesinnte Gräfin! Wenn ich an Willen in Paris oder an seine Frau schreiben und ihnen mein Portrait schicken wollte, ich glaube, er stäche es ohne alles Entgeld; denn er ist als ein Deutscher in alle deutsche witzige Köpfe herzlich verliebt. Aber ich werde ihm nicht schreiben. Der berühmte Kupferstecher Schmidt hat, da er noch in Berlin war, bis Wittenberg kommen und mich da nach dem Leben stechen wollen; aber nein, sagte ich, das ist Eitelkeit; ich werde nicht nach Wittenberg reisen. Schmidt ist nunmehr in Petersburg, und ich bin ohne Kupfer in Leipzig.

Mein Bruder reist morgen mit den beyden Herren von Raben nach Dresden. Es sind Dänen, und Sie können leicht denken, daß Sie einen Besuch von ihnen bekommen werden; aber es sind auch, zu Ihrem Troste gesagt, sehr gute liebe Kinder. Vermuthlich werden sie Ihnen die-

sen Brief selbst überbringen. Warum ich nicht mitkomme? Das steht auf der ersten Seite. — Ja, grüßen Sie den jungen Seidelin auf das beste von mir, und versichern Sie ihn meiner Liebe und Hochachtung, und leben Sie wohl, gute Mademoiselle.

Leipzig, den 27. Febr. 1764.

Gellert.

99.

Ja, theuerster Herr Professor, ich habe am letzten Freytage das versprochene Vergnügen gehabt, Ihren gütigen Brief aus den Händen des jüngern Herrn von Raben zu erhalten, welchen sein älterer Herr Bruder und der Herr Oberpostcommissär zu uns begleiteten. Glauben Sie ja, liebster Herr Professor, daß ich allen den Dank empfinde, den ich Ihrer Freundschaft für die Ehre schuldig bin, welche mir diese Herren, die ich hochschätze und als Ihre Freunde ehre, aus ganz besonderer Gütigkeit erwiesen haben. Ich war recht ungeduldig darnach, sie zu sehen, denn der Herr Oberpostcommissär sagte mirs schon den Tag vorher, daß sie einen Brief von Ihnen für mich hätten. Nun ist mir der Brief doppelt lieb, sowohl um der Hand willen, die mir ihn geschrieben, als auch um der, die mir ihn hat geben wollen. Ich kann es Ihnen nicht beschreiben, wie viel Freude mir der ganz unerwartete Besuch des Herrn Oberpostcommissär verursacht hat. Er überraschte mich völlig, und ich getraute mich nicht eher zu glauben, daß ers selbst wäre, bis er mit mir redete. Ob ich meinen Augen ge-

glaubt hätte, wenn Sie mitgekommen wären? (denn ich setze voraus, daß ich Sie kennen würde, zumal da mir die Frau Gräfin Vitzthum Ihr Bildniß einmal gewiesen). Ich zweifle; so wenig hätte ich mirs vermuthet, und so wenig wundre ich mich bey der itzigen Jahreszeit, daß es nicht geschehen ist. Wenn man hier Ihre Freunde fragt, ob es wohl wahrscheinlich sey, daß Sie einmal nach Dresden kommen würden, so sind ihre Antworten sehr verschieden. Niemand hat bessere Hoffnung, als der Herr Hofrath Krebel (er erwieß uns vorgestern die Ehre uns zu besuchen), und die gründet er auf Ihre künftige Reise nach dem Bade, und auf den Aufenthalt des Herrn Geh. Cammer-Raths Wagner in dieser Stadt.

Herr Hofrath Krebel sagte mir, der Herr Oberpostcommissär würde längstens morgen von hier abreisen. Ich bin ungewiß, ob ich das Vergnügen haben werde ihn noch vorher zu sehen. Er versprachs mir wohl, daß er noch von mir Abschied nehmen wollte, aber er kann es auch vergessen oder gehindert werden. Deswegen will ich ihm meinen Brief, sobald ich damit fertig bin, zuschicken. Er enthält freylich nichts Nothwendiges, und für Sie, bester Herr Professor, kann es eine sehr gleichgültige Sache seyn, ob Sie ihn durch den Herrn Oberpostcommissär erhalten oder nicht; aber das ist es für mich nicht. Nein, der Bruder meines theuersten Freundes — so darf ich Sie nennen — soll nicht von hier wegreisen, ohne für denselben von mir eine Versicherung derjenigen Liebe, Dankbarkeit und Ehrfurcht, mitzunehmen, die Er meinem Herzen eingeflößt hat, und die niemals aufhören werden, weil sie zu den eigenthümlichsten Empfindungen meiner Seele gehören.

Leben Sie wohl, bester Herr Professor. Ich bin nicht

recht gut auf den Herrn Oberpostcommissär, daß er soviel von Ihnen reisen und Sie allein lassen will.

Dresden, den 6. März 1764.

C. C. Lucius.

Morgen oder einen andern Tag dieser Woche, will ich mir die Erlaubniß ausbitten der Fr. Gräfin und dem Fräulein die Hand zu küssen und da will ich wegen des Bildes Ihrem Rathe folgen. Herrn Seidelin werde ich alle die Gütigkeit melden, die Sie für ihn haben.

100.

Hochzuverehrender Herr Professor!

Gestern hat mir die Gräfin Vitzthum einen ordentlichen Festtag gemacht, und Sie, bester Herr Professor, Sie waren der Heilige davon. Sie hat mir Ihr liebes Bild gegeben. Früh um neun Uhr ließ sie mich zu sich kommen. Ich fand sie im Bette; denn sie hat sich einer kleinen Unpäßlichkeit wegen einige Tage inne gehalten, wollte aber heute wieder ausgehen. Sie entschuldigte sich sogar, daß sie mich so früh hätte rufen lassen, und war so gnädig hinzuzusetzen, daß sie mir zwar wohl das Bild hätte zuschicken können, allein es wäre ihr lieber gewesen, es mir mit eigner Hand zu geben, und Sie können leicht denken, theuerster Herr Professor, daß ich diese gütige Hand von ganzem Herzen dafür küßte.

Ich sollte bey diesem Bilde ihrer gedenken, sagte sie noch. Bester Herr Professor, was müßte ich seyn, wenn ich jemals Ihrer und der theuern Gräfin vergessen könnte?

— — Was sage ich, vergessen? — wenn ich jemals in den Pflichten der Ehrerbietung, Dankbarkeit und Liebe müde werden könnte? Ich bin recht traurig, daß ich keine Gelegenheit habe, weder Ihnen noch der Frau Gräfin Beweise davon zu geben.

Ich weiß es sehr wohl, wie vielen Dank ich Ihnen auch für dieß Geschenk der Frau Gräfin schuldig bin. Als ich ihr kurz nach der Abreise des Herrn Oberpostcommissair aufwartete, erzählte sie mir, daß Sie selbst, liebster Herr Professor, sich die Mühe gegeben, wegen des Herrn von Charpentier an die Fräulein zu schreiben; allein sie hatte das Myliußische Bild damals schon der Fräulein von Langen zum Abzeichnen gegeben, und diese Fräulein hat es so gut getroffen, daß ich nicht nöthig habe, den Herrn von Charpentier um eine andere Copie zu bitten, welches mir die gnädige Gräfin gern erlauben wollte, im Fall der Fräulein Langen ihre nicht gut gerathen wäre.

Meine Eltern und meine Schwester sind fast eben so erfreut als ich, Sie wenigstens dem Bilde nach von Person zu kennen. Ja, das ist er, sagte der Herr von Charpentier, der sich seit etlichen Tagen hier aufgehalten und heute wieder Abschied nahm, als ich ihm das Bild wies. Er lobte die Zeichnung, es wäre ein schönes Stück, und war vergnügt, seinen lieben Gellert, so sagte er, auch wieder einmal gesehn zu haben.

Auf den Dienstag geht die Mutter der Frau Gräfin Vitzthum von hier ab, und in drey Wochen die Gräfin selbst. Sie empfiehlt sich Ihnen bestens, liebster Herr Professor, wie auch Mademoiselle Paret. Ihre liebe Fräulein aber habe ich nicht gesehen; sie war noch nicht aufgestanden.

Aber wie befinden Sie sich, bester Herr Professor? Es weiß mir Niemand etwas von Ihnen zu sagen. Die Frau Gräfin hat keine Briefe, und den Geh. Cammerrath Wagner sieht sie selten, weil er mit Arbeiten überhäuft ist. Der Herr Hofrath Krebel hat uns zwar am Sonntage besuchen wollen, und vielleicht würde er mir einige Nachricht von Ihnen haben geben können, aber zum Unglück waren weder meine Eltern noch ich zu Hause.

Leben Sie wohl, liebster Herr Professor. Ich bleibe mit einem Herzen, das Ihnen alles wünschet, was zufrieden und glücklich macht,

Ihre

Dresden, den 23. März 1764.

dankbarste und ewig ergebne
C. C. Lucius.

Ich schickte Ihr Bild zu Herr Zeisen, und er schreibt mir, daß sein kleiner Gotthelf, der doch wenig von Küssen verstünde, das fromme, menschenfreundliche Gesicht desjenigen, den sein Vater am meisten ehret, ohne alle Veranlassung geküßt habe.

---

101. *)

Liebste Freundin!

Also haben Sie mein Portrait? Dank sey es der guten Gräfin, daß Sie es haben, und Dank Ihnen, daß Sie es so werth halten! Nun fehlet nichts mehr, als daß Sie

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 111.

das kranke Original noch sehen und sprechen. Aber wenn wird das geschehen? Vielleicht bald, vielleicht in diesem Leben niemals; denn ich bin ziemlich krank. Wenigstens denke ich itzt oft an das Carlsbad, noch öfter an den Tod; und wer denkt oft und weise genug daran? Ich habe wieder einen lieben Freund, der Böhme hieß, Landrichter im Kreisamte, ein Liebling von Wagner und jünger als ich war, durch einen geschwinden Tod verloren. So stirbt die Welt meiner Bekannten mir ab, bald durch den Tod, bald durch Entfernung! Aber getrost! Ein guter Tod ist Leben und Seligkeit, und das Sterbebette oft noch Ruhe und Friede. Ich denke niemals an das Ende des großen Addisan ohne eine christliche Eifersucht. Als er die Aerzte aufgegeben, erzählt Young, der glaubwürdigste Mann, und sich von allen Angelegenheiten dieses Lebens losgerissen hatte, ließ er einen seiner jungen Anverwandten, den er liebte und der es verdiente, rufen. Er lag, da der Jüngling kam, in der äußersten Entkräftung, und schwieg. „Sie haben mich rufen lassen, fing der junge Verwandte nach einer langen und ehrerbietigen Pause an, und ich hoffe, Sie, theuerster Herr, haben mir noch etwas zu befehlen. Ich werde es, was es auch sey, heilig erfüllen." Nichts, mein Sohn — keinen Befehl, sprach der sterbende Addison, indem er dem Jünglinge sanft die Hand drückte. Siehe hier, in welchem Friede der Christ stirbt; — — und bald darauf starb er. O Gott, möchte dieses mein Ende seyn, wie überglückselig wäre ich!

Künftige Woche will ich Ihrer Freundin in Cotbus die Briefe, die sie von Ihnen besitzt, und die sehr schön sind, wieder schicken und ihr für die Mittheilung derselben danken; heute habe ich auch meine öffentlichen Collegia, die

ich herzlich satt war, geschlossen. Gott sey Dank, daß ich sie dieses ganze halbe Jahr bey aller Schwachheit der Kräfte, doch ununterbrochen und ohne eine Stunde auszusetzen, habe halten können! — Nun will ich acht Tage Briefe schreiben, dann noch ein Werk der Religion verrichten und hierauf, wenn Gott will, einige Zeit aufs Land gehen. Küssen Sie der Frau Gräfin die Hand in meinem Namen, und leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald wieder.

Leipzig, den 31. März 1764.

Gellert.

Ich grüße Ihr ganzes Haus ergebenst.

---

102. *)

Hochzuehrender Herr Professor!

Es wär sehr gütig von Ihnen, daß Sie mir am Ende Ihres Briefs sagten, bald wieder zu schreiben, und nun denke ich nicht, daß ich auf eine solche Erinnerung nach zehen Tagen bald genug schreibe. Was mich abhielt? — Ich kann es Ihnen nicht eigentlich sagen. Ihr Brief ist — ich weiß nicht — ob traurig? Wohl sechsmal habe ich ihn, in der Absicht, ihn zu beantworten, gelesen, und habe die Feder wieder hingelegt, und den Brief auch; ich hatte keinen Muth. Die Idee Ihres verstorbenen und Ihrer entfernten Freunde, die Gedanken an Krankheit und Tod — und an wessen Krankheit und Tod! machten mich so niedergeschlagen, daß ich nicht schreiben konnte. Es scheint

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 112.

mir selbst nicht so, als ob ich in der itzigen Stunde fröhlicher wäre; aber ich bin itzt auf so eine Art betrübt, daß ich gern mit Jemanden, der es mir erlaubte, davon reden möchte, und itzt habe ich keinen Menschen um mich, als Sie, meinen theuersten Herrn Professor; denn wenn ich an Sie schreibe, bin ich ganz bey Ihnen.

Es ist wahr, wenn ich den Tod Ihres Freundes und Ihre Krankheit abrechne, enthält Ihr Brief lauter tröstliche Bilder, das Bild des guten Todes und das Sterbebette eines Frommen, von welchem unser lieber Young sagt, „daß „es sein Heiligthum, über den gemeinen Weg des tugendhaften Lebens hinausgesetzt, mit besondern Vorrechten begnadigt ist, und ganz im Gebiete des Himmels liegt. „Denn der Himmel erwartet nicht den letzten Augenblick; „schon diesseits des Todes erkennt er seine Freunde, und „zeigt sie den Menschen zu einer wichtigen Lehre. Denn „nicht im Tode ist der Sterbliche zu finden. Sein Verhal„ten ist ein Vermächtniß für Alle.“ —

Nun giebt es wohl Menschen, die darüber traurig werden, wenn sie Personen, die sie lieben, vom Tode reden hören, ja, die über den Gedanken an ihren eignen Tod traurig werden. Aber ich gehöre nicht zu diesen Menschen. Einmal ist uns der Gedanke des Todes ein so höchstnöthiger Gedanke, daß er nie für traurig sollte gehalten werden; denn das giebt Gelegenheit, ihn zu entfernen. Und hernach ist er ja eine von den ersten allgemeinen Lehren, die der mitleidige Schöpfer seinen verirrten Menschen, zu ihrem Wohlverhalten in der Welt, durch die Natur gegeben. Denn welche Wahrheit, als die: Du bist Staub, und wirst wieder Staub werden, war geschickter, uns zu lehren, wie weit unsere Ansprüche an die Welt gehen sollen und dürfen, und

uns wieder zu demjenigen Punkte der Wahrheit zurückzubringen, von welchem unsere unordentlichen Neigungen uns alle, den einen mehr, den andern weniger, ableiten? — Und endlich, wer es glaubt, daß die Religion dasjenige ist, was uns in der gegenwärtigen Welt ruhig und in der künftigen selig machen kann, wie kann der den Gedanken des Todes nicht lieben? Wie kann ers vergessen, daß er zur Religion gehört, ja selbst Religion ist? In der That, so wie ich ihn betrachte, ist er ihr vornehmster Inhalt. Um des Todes willen ist die Religion, nicht um dieses, oder doch weniger um dieses Lebens willen. Der Tod giebt der Religion Ursache und Wirksamkeit und bringt uns zu unsrer Bestimmung und vollendet uns zu dem Endzwecke, zu welchem uns die Religion nur vorbereiten soll. Was wäre sie ohne den Tod? Und wie wollen die sterben können, die vor diesem Gedanken fliehen?

Bester Herr Professor, Gott erhalte Ihr Leben noch lange und segne es mit Gesundheit! Sie kennen mein Herz, und Sie wissen, wie aufrichtig ich Ihnen dieses wünsche. Und ich kann es aufrichtig thun: nicht allein, weil ich Sie liebe und gewiß bin, daß ich einen Theil Ihrer Gewogenheit besitze, für den ich mit Freuden die Ehren einer Krone hingeben wollte, wenn ich sie hätte, sondern weil ich gewiß weiß, daß Sie einen jeden Tag Ihres Lebens sich und andern zum Segen und keinem einzigen zum Schaden leben würden. Aber wenn Sie einst Ihre theure Seele Ihrem Gotte überlassen sollen — — — o so wünschte ich, daß ein Young dabey gegenwärtig seyn, und dem nachfolgenden Geschlechte die Scene Ihres Todes schildern möchte, eines Todes, der so fähig wäre, das Beyspiel Ihres Lebens mit Nachdruck zu empfehlen! Wie will ich mich

auf die Ewigkeit freuen, wo ich das verklärte und vollkommene Original eines werthen Bildes sehen werde, von dem ich vielleicht, wie Sie sagen, in diesem Leben, das kranke Original nicht werde kennen lernen.

Aber was ist denn nun so Trauriges in allem dem, was ich bisher geschrieben habe? Dieß habe ich mich schon etliche mal gefragt, und es ist nichts. Gleichwohl was weine ich? Ich habe immer mit im Schreiben geweint; ich dächte, wenn mein Leben darauf stünde, ich könnte mich itzt nicht enthalten; aber ich weiß nicht, woher es kömmt. Ich bin eben nicht zur Traurigkeit gemacht, und ich habe sogar gedacht, daß ein Theil mehr Leichtsinn als Ernst in meinem Gemüthe seyn müsse. Indessen kann ich doch leicht sehr tief gerührt werden, und das ohne den Einfluß äußerlicher Dinge, die etwa mich besonders angingen, nur durch meine eigne Betrachtungen. Aber in der That, es sind in dem Leben und selbst in dem Leben guter Menschen so viel traurige Zufälle, und manchmal in einem einzigen Streiche ein so vielfaches Unglück, daß man wohl Ursache zum Weinen hat.

Heute aber habe ich ein Vergnügen, das wirklich für mich groß ist, ob es wohl kein sehr fröhliches Ansehen hat. In meiner Nachbarschaft wohnte ein Mann, ein Geistlicher, der von einigen geliebet und geehret, und von andern getadelt, verspottet, und, ich kann sagen, gelästert wurde. Ich habe ihn nie genau gekannt, und mich wenig um das, was von ihm gesagt ward, bekümmert. Dieser Mann nun ist heute früh nach einer kurzen Krankheit von fünf Tagen, die ihm aber bis an die letzte Stunde den freyen Gebrauch seines Verstandes gelassen, unter anhaltenden Anfällen einer ängstlichen Erstickung, mit völliger Losmachung von der

Welt, mit einem freudenvollen Verlangen nach der Ewigkeit, voll Ruhe und Trost, selbst Trost für seine Frau und seine drey junge Waisen, die er wirklich als ein guter Ehemann und Vater geliebet, gestorben. Nun wissen Sie liebster Herr Professor, und Young sagt es auch: „Ein „Sterbebette ist ein Verräther des Herzens. Hier wohnt „ein unüberwindlicher Beweis; hier läßt die müde Verstel„lung, die Beherrscherin in dem Geberdenspiele des Lebens, „ihre Larve fallen; hier sind Schein und Wahrheit einer„ley. Hier sehen wir den Menschen; wir sehen sein siche„res Vertrauen auf den Himmel, wofern seine Tugend „rechtschaffen ist." — Soll ich nun nicht glauben, daß die Tugend dieses Mannes, die wenigstens mir sein Tod zu rechtfertigen scheint, rechtschaffen gewesen, und daß er von Verleumdern, wo nicht in Allem, doch in den Hauptsachen, Unrecht gelitten? Denn ich verlange ihn nicht von jedem Fehler frey zu sprechen; ich weiß es, daß er welche hatte, und wo ist der Mensch, der ganz davon frey wäre? Und soll ich mich nun nicht freuen, zu denken, daß Gott ihm aus Gnaden mit ewigen Ehren die leichte Verachtung einiger Menschen ersetzen werde?

Ich habe der Frau Gräfin Vitzthum in Ihrem Namen die Hand geküßt. Sie war über die Nachricht von Herr Böhmens Tode sehr gerührt und das war auch die Fräulein und Demoiselle Paret. Die Frau Gräfin empfiehlt sich Ihnen bestens; sie freut sich darauf, Sie nach den Feyertagen, vielleicht als eine reducirte General-Lieutenantin, zu sehen und hernach mit Ihnen zugleich in Carlsbad zu seyn. Möchten Sie doch dießmal noch gesünder und dauerhafter gestärkt von dort zurückkommen, als vor dem Jahre, und möchte ich Ihnen noch viele

Jahre sagen können, daß ich mit der vollkommensten Ehrerbietung bin

Ihre

Dresden, den 8. April 1764.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Meine Eltern empfehlen sich Ihnen gehorsamst. Mein Bruder und meine Schwester küssen Ihnen die Hände.

N. S. Ich freue mich recht sehr, daß Ihnen meine Briefe an die Jgfr. Kirchhof gefallen haben; (denn es würde mich betrüben, wenn Sie sich die Mühe gäben, etwas von mir zu lesen, das Ihnen nicht gefiele,) und ich danke Ihnen für die Gütigkeit, die Sie haben, es mir zu sagen. Dieses ist mir ein Beweis für die Wahrheit des Vergnügens, das meine Freundin an unserm Briefwechsel zu finden vorgiebt.

Herr Zeis ist am letzten Montage von seiner Frau mit einer jungen Tochter beschenkt worden.

Ob mein Brief Sie noch in der Stadt antreffen wird? Herr Gödicke wird doch wohl so gut seyn und ihn Ihnen zuschicken; denn ich weiß Ihre Addresse auf dem Lande nicht.

103.

Liebste Mademoiselle!

Die Dänen sind freylich gute Leute, aber sie machen auch mir und Ihnen viele Noth. Schon kommen wieder ein Paar derselben und wollen Sie mit Gewalt sehen. In der

That bedaure ich nicht sowohl Sie (denn ich weiß, daß Sie aus Liebe für Ihren Freund noch mehr als diese Last ertragen), nicht sowohl Sie, gute Mademoiselle, als Ihre lieben Eltern, die sich diese Dänischen Staatsbesuche so oft müssen gefallen lassen. Aber seyn Sie ruhig! Ich hoffe, der Graf Schulin und sein Hofmeister Müller, ein geschickter Mann, sollen auf dieses Jahr die letzten seyn, die Sie auf meine Rechnung sprechen und mit Complimenten ermüden werden. Sie haben ein halbes Jahr hier in Leipzig studirt und gehen wieder nach Dänemark. Doch genug von den Dänen! Nunmehr küsse ich Ihnen die Hand für den letzten vortrefflichen Brief, mit dem Sie mich in einer schweren Stunde sehr ermuntert haben. Itzt bin ich noch in der Stadt und werde meine Feyertage auch wohl in der Stadt und nicht auf dem Lande zubringen, obgleich die Frau von Zetwitz hier ist, und mich nebst ihren Söhnen abholen will. Leben Sie wohl, sehr, sehr wohl.

Leipzig, den 17. April 1764.

Gellert.

104.

Liebster Herr Professor!

Nun geht die Frau Gräfin Vitzthum wieder einmal von hier weg, und Sie werden, wie sie hofft, bald zu ihr nach Welkau kommen; und ich, wenn ich Ihr Bildniß nicht hätte, würde die gnädige Gräfin und alle, die um sie sind, bis auf die Frau Steudeln, und den Johann und den

Friedrich, und wie die Leute weiter heißen, noch mehr beneiden, als ich thue.

Beym Abschiede, den ich diesen Nachmittag von der gnädigen Gräfin nahm, war sie so gütig, mich zu fragen, ob ich nichts an unsern Herrn Professor zu bestellen hätte? Die Prinzessin Christine hätte ihr recht sehr viel Schönes an Sie aufgetragen. Ja, ja, dachte ich, das mag die Prinzessin wohl thun, aber für mich möchte sichs wohl nicht schicken, wenn ich der gnädigen Gräfin etwas auftrüge. Allein da Madem. Paret kam und sich auch gütigst erbot, mir einen Brief mitzunehmen, so kann ich der Versuchung nicht widerstehen, ihr einen mitzugeben. Seyn Sie nur nicht verdrießlich darüber; denn ich habe freylich nicht viel Nöthiges und Wichtiges, damit ich Sie unterhalten könnte. Das Beste soll seyn, wie bey einer schlechten Predigt, daß ichs kurz mache; es ist ohnedem bald Mitternacht.

Vor allen Dingen, bester Herr Professor, lassen Sie mich Ihnen die Hand für die Gütigkeit küssen, mit der Sie meinen letzten Brief von Herr Winzern angenommen, und durch den Herrn Grafen Schulin beantwortet haben. Heute vor acht Tagen habe ich die Ehre gehabt, den Herrn Grafen mit seinem Hofmeister bey mir zu sehn, und für diese Ehre und für alle diese Höflichkeiten, die mir von diesen und andern Dänischen Herren erwiesen worden, bin ich nur Ihnen verbunden. Herr Müller ist sehr höflich und gefiel mir besonders in Allem, was er mir von Ihnen sagte.

Ich glaube, Sie lassen mir Gerechtigkeit widerfahren, liebster Herr Professor, wenn Sie denken, daß ich aus Liebe für Sie wohl eine Last ertragen würde (wenn es

nämlich ausgemacht ist, daß etwas für die, so man liebt, gethan, eine Last seyn kann). Ja ich gehe weiter und glaube ganz gewiß, daß sich meine Eltern um Ihrentwillen, auch etwas, das wirklich beschwerlich wäre, recht gern würden gefallen lassen; allein hier ist dieses doch der Fall nicht. Was könnte es meiner Mutter beschwerlich seyn, wenn sie sich nun eine halbe oder ganze Stunde hinsetzt, und ein paar höflichen Leuten zuhört, die uns tausend verbindliche Dinge sagen, die sich immer gut anhören lassen, wenn sie nun auch gleich nicht aufs allergewissenhafteste aufrichtig sind? Und mein Vater — der ist ohnedem um diese Zeit niemals zu Hause, und dann ist es gleichviel, ob wir eine oder zwanzig Staats-Visiten in einem Tage annehmen. Gewiß, liebster Herr Professor, mein Vater hätte den Herrn Oberpostcommissär, als er das letztemal oben war, nicht zu sehn bekommen, wenn er ihn nicht frühmorgens einmal zu einer unbequemen Stunde in seiner Wohnung hätte besuchen dürfen.

Herr Winzer ist auch so gütig gewesen und hat mich bey seiner Zurückkunft besucht, und mir von der Besorgung meines Briefs Nachricht gegeben. Ich wußte nicht, daß er die Person war, die ihn mitnehmen sollte, und ich kannte ihn auch sonst nicht. Er machte mir ein Vergnügen damit, daß er mir verschiedenes von Ihnen erzählte. Er schätzte mich glücklich, daß Sie, theuerster Herr Professor, mich Ihres Briefwechsels und dann Ihrer Freundschaft gewürdiget hätten. Daran hat Herr Winzer Recht; ich schätze mich auch deswegen überhaupt glücklich, und hernach freue ich mich auch jedesmal, wenn es mir gelingt, Ihnen mit einem besondern Briefe zu gefallen, und zu Ihrem Vergnügen etwas beyzutragen, so wenig es auch ist.

Seit meinem letzten habe ich Herrn Winzer, den Graf Schulin und Herrn Müller auf Ihre Rechnung, und überdieses noch den Herrn geh. Cammerrath Wagner, den Herrn Hofrath Krebel, und heute die Frau Gräfin, die Fräulein und Madem. Paret gesprochen. Alles Bekannte und Freunde von Ihnen. Wenn ich Personen sehe, von denen ich weiß, daß sie dieses sind, dann ist mirs, als ob ich etwas von Ihnen selbst sähe, und was sie mir von Ihnen sagen, höre ich lieber, als was mir fremde Leute, die Sie nicht so genau kennen, erzählen; denn die können es doch so gut nicht wissen. Urtheilen Sie selbst, ob es mir eine Last seyn kann, Fremde auf Ihre Rechnung zu sprechen?

Nun, liebster Herr Professor, leben Sie in Leipzig und bey der besten Gräfin und Fräulein recht sehr wohl und zufrieden. Denken Sie zuweilen an mich, und seyn Sie versichert, daß Sie mich durch jeden gütigen Gedanken, den Sie für mich hegen, aufs neue verbinden ewig zu seyn

Ihre

Dresden, den 26. April 1764.

dankbare und gehorsamste
C. C. Lucius.

105.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich bin wie die Harpagons, die am liebsten ihre Zeit anwenden, ihre Schätze zu überzählen und zu vermehren. Wenn ich einige Augenblicke für mich finden kann, so bedenke ich mich nicht lange, wie ich sie anwenden will; ich bringe sie mit meinen Schätzen, Ihren Briefen, zu, oder ich schreibe Ihnen, um sie zu vermehren.

Eben itzt habe ich einige von Ihren und einige von meinen Briefen durchgelesen; denn, liebster Herr Professor, ich habe auch für meine Briefe an Sie eine besondere Freundschaft, und daß ich daran nicht unrecht thue, getraute ich mir unwidersprechlich zu beweisen, wenn es nöthig wäre. Ich fand unter denselben einen, in welchem ich mir wünschte, von Ihnen einen Verweis, worüber es auch seyn möchte, zu erhalten. Nun erinnere ich mich nicht, daß ich seitdem einen recht förmlichen von Ihnen bekommen hätte; aber wenn es Ihnen beliebt, will ich mir ihn itzt holen, wenn Sie finden, daß ich ihn verdiene.

Ich habe etwas gethan, davon ich nicht eigentlich verstehe, ob es recht oder unrecht gethan ist. Anfänglich fiel mirs wohl nicht ein, daß ich dabey zu tadeln seyn würde; aber ich bin zweifelhaft gemacht worden, und wenn Sie gütigst erlauben, will ichs Ihnen erzählen.

Ich habe Ihnen bereits gemeldet, liebster Herr Professor, daß mich Herr Müller den Tag nach seiner Ankunft in Gesellschaft seines jungen Grafen besuchte. Er sprach von verschiedenen Dingen, lobte unser Sachsen und

dessen Einwohner, am meisten aber unterhielt er mich von Ihnen (denken Sie, ob ich gern zuhörte) und von der Gewogenheit und dem Briefwechsel, womit Sie mich beehren; und das war wirklich dasjenige, wovon er am leichtesten mit mir sprechen konnte, da er mich nicht anders als durch Sie und unter dem Verhältnisse kennt, in welchem ich mit Ihnen zu stehen das Glück habe. Und vielleicht wählte er auch aus Höflichkeit den Inhalt zum Gespräch, von welchem er mit Grunde urtheilte, daß er mir der angenehmste seyn würde. Er verschwendete mir viele und zu weit getriebene Lobsprüche meiner Briefe wegen. Das mag so seine Art seyn; es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß er mir habe schmeicheln wollen, sonst würde ichs befürchten. Indessen, ob ichs gleich niemals für bescheiden gehalten habe, Jemanden ins Gesicht zu loben, weil die Person, die auf solche Art gelobt wird, allemal eine Rolle dabey spielt, die ihr, wenn sie Sittsamkeit besitzt, selbst unangenehm seyn muß, so vergnügte mich dennoch das Lob und der Beyfall des Herrn Müller auf gewisse Weise sehr, indem ich mir einbildete, daß er wenigstens einen Theil von dem, was er zu meinem Vortheile sagte, aus Ihren Gedanken und Urtheilen von mir gesammelt und entlehnt haben könnte, und diese Vorstellung war mir so lieb, daß Sie mirs verzeihen müssen, wenn ich mich von ihr betrügen lies.

Doch dieses alles geht die Frage nicht an, die ich Ihnen gern vorlegen wollte. Es ist soviel nicht daran gelegen zu wissen, ob ich einer Person trauen darf, die ich zu wenig kenne, als daß ich auf ihre Einsicht und Aufrichtigkeit rechnen dürfte; darüber streite ich mit Niemanden. Mir ist es genug, theuerster Herr Professor, Ihnen zu glauben. Sie sind mir mehr als alle Dänen und Sachsen,

und Ihre Art mich zu loben sagt mir mehr, das mich vergnügt und ruhig macht, als aller andern Leute ihre.

Mein Zweifel betrifft eigentlich einen Brief, den ich Herrn Müller auf seine Bitte geschrieben habe, und damit bin ich nun itzt nicht mehr recht zufrieden. Hier sehen Sie, wie er mich darauf brachte.

Er besuchte mich den Tag vor seiner Abreise noch einmal allein, um Abschied zu nehmen. Er wiederholte mir viele von den Dingen, die er mir das erstemal gesagt hatte, nur auf eine andre Art. Endlich fragte er mich, ob es mir niemals widerführe, daß ich Lust zum Schreiben hätte, und doch nicht wüßte, an wen ich schreiben sollte? Ich stand ein wenig mit der Antwort an; denn, ohne seine Absicht zu errathen, konnte ich mich nicht gleich darauf besinnen, ob mirs widerfahren wäre. Er fuhr also fort: Denn wenn das wäre, Mademoiselle, so wünschte ich, daß Sie alsdenn an einen Dänen dächten, und mich mit Ihrem Briefe beehrten. Ich sagte ihm, wenn ich an ihn schreiben sollte, so könnte er versichert seyn, daß ich nicht den Augenblick, in welchem ich sonst Niemanden wüßte, darzu erwarten würde; denn, setzte ich hinzu, (und das war freylich sehr unnöthig, und ich weiß auch nicht, warum ichs that) wenn es auch solche Augenblicke giebt, so sinne ich herum, und schreibe alsdann nur an diejenige Person unter meinen Freunden, von der ich vermuthe, daß sie am liebsten meinen Brief lesen würde. Er versicherte mich, daß ich mich niemals irren könnte, wenn ich ihn für diese Person hielte, und dabey blieb es.

Nachher kam er zu mir ans Fenster, und fragte mich, wenn er auf einen Brief von mir hoffen dürfte? Ich machte die Einwendung, daß ich seine Addresse weder auf der Reise

noch nach derselben wissen und also nicht an ihn schreiben könnte. Allein er bat mich, es ihm unter diesem Vorwande nicht zu versagen. Er würde sich ungefähr drey Wochen in Berlin aufhalten, und im Quartiere des Dänischen Gesandten zu erfragen seyn. Ich versprach es ihm also nach Berlin zu schreiben; denn die Sache, die er verlangte, war es, meinen Gedanken nach, nicht werth, daß er umsonst so lange darum bitten sollen.

Indessen hatte ich doch einige Tage darnach wenig Lust es zu thun; denn es wollte mir gar nichts einfallen, daraus ich einen Brief für ihn hätte machen können, und gleichwohl hielt ichs auch für Unhöflichkeit, wenn ich mein Versprechen nicht erfüllte, und ihm nicht dadurch ein Merkmal von der Achtung gäbe, die mir ein Mann zu verdienen scheint, dessen Bekanntschaft mir zu verschaffen Sie, gütiger Herr Professor, sich selbst die Mühe gegeben haben. Ich schrieb also wirklich, wie ich versprochen hatte, meine Eltern billigten es, und ich selbst war damit zufrieden.

Da ich aber einer andern Person, für deren Urtheil ich Achtung habe, und die es wußte, daß sich Herr Müller einen Brief von mir ausgebeten, die Abschrift davon zeigte, machte sie mich zweifelhaft, ob ich recht oder unrecht gethan hätte; denn sie sagte, nachdem sie mir für die Mittheilung desselben gedankt hatte: „Es ist wahr, ich hätte nicht vermuthet, daß Sie sich noch entschließen würden, an Herrn Müller zu schreiben. Aber Sie können doch wohl etwas Gutes gethan haben, ohne daß meine Vermuthung entscheidet.“ Ich gestehe Ihnen, das machte mich ein wenig bestürzt, und ich wollte nun lieber nicht geschrieben haben. Gar zuviel bekümmre ich mich wohl nicht mehr darum; denn endlich, wenn es allenfalls nichts Gutes wäre, so

weiß ich doch, daß es nicht so gar was Schlimmes seyn kann. Es ist nun ohnedem nicht mehr zu ändern. Dieß einzige wünschte ich mir, bey Gelegenheit von Ihnen zu erfahren, was sich am besten für mich zu thun geschickt hätte, damit ich eine Vorschrift habe, wenn ich mich etwan künftig einmal in einem ähnlichen Falle befinden sollte.

Das war eine lange Frage, ich denke es selbst. Ich weiß auch, wie sie hätte kürzer seyn können. Aber man bedient sich nicht allemal aller seiner Einsichten. Dieß ist eine Freyheit, die man sich ziemlich oft nimmt; doch kann es vielleicht wohlanständig seyn, eine Entschuldigung deswegen zu machen. Ich will es auch thun; ich erfülle die Wohlanständigkeiten gern, wenn ich sie nur verstehe. Es ist kaum eine Beschäftigung, die mir so lieb wäre, als die, Ihnen zu schreiben. Nun sind die wahren Vergnügen, wie es mir scheint, so sparsam ausgestreut, daß ichs fast für Pflicht halte, alle diejenigen, deren man sich bemächtigen kann, so lange dauren zu machen, als möglich ist. Sollte das nicht eine Entschuldigung für mich seyn?

Herr Zeis hat mir Ihren Brief an ihn gezeigt, in welchem Sie ihm Ihre Meynung von seinem Gedichte sagen. Darf ich Sie noch etwas fragen, liebster Herr Professor? Könnten Sie mir, ohne daß es Ihnen im mindesten Mühe machte, die Strophen anzeigen, die er hätte weglassen sollen? Im Vertrauen gestehe ich Ihnen, daß ich darnach fast noch weniger neugierig bin, als nach der Beantwortung meiner ersten Frage; denn endlich, was liegt daran? Mein Brief ist nicht wieder zurückzurufen, und das Gedicht nicht mehr zu ändern. Ich bin blos aus Gefälligkeit gegen Herr Zeisen neugierig; denn ich sehe es ihm an, daß ers wünscht. Ich dächte sogar einige von den Strophen zu

errathen, aber ich nehme mir nicht vor, dieses Herr Zeisen zu sagen. Also, bester Herr Professor, beantworten Sie mir nur gar keine von den beiden Fragen, wenn es Ihnen beschwerlich fällt, oder Sie es sonst unnöthig finden. Sagen Sie mir nur, wenn Sie mich einmal mit einem Briefe beehren, daß Sie sich wohl befinden, und sich noch mit Ihrer vorigen Gütigkeit erinnern

Ihrer

Dresden, den 23. May 1764.

gehorsamsten Dienerin
C. C. Lucius.

106.

Liebste Freundin!

Daß der Mann, von dem die Rede ist, seine Eitelkeit und Begehrlichkeit so gar hoch treiben würde, dieses habe ich freylich nicht gedacht. Aber, da ers nun gethan, und da ich gewiß weiß, daß Sie in Rücksicht auf mich, der ich ihn mit einem Briefe hatte autorisiren müssen, in seine Begehrlichkeit gewilliget haben, so muß ich diesen Fehler, wenn es einer ist, mehr auf meinen Namen schreiben, als Ihnen anrechnen; kurz, ich muß Sie lieber bedauren als tadeln. Aber eben diese Begebenheit soll mich auch hart gegen künftige Forderungen machen, wenn man wieder Ihre Bekanntschaft durch mich sucht. — Herr Zeis wird Ihnen vielleicht schon gesagt haben, daß ich wieder im Begriffe stehe, in das Carlsbad zu reisen. Ja, liebste Mademoiselle, ich soll dahin, aber ich gehe mit widerstehendem Herzen.

Gott schicke es, wie mirs gut und selig ist. Begleiten Sie mich mit Ihren frommen Wünschen, empfehlen Sie mich Ihren werthesten Eltern, Ihrer lieben Schwester, Ihrem lieben Bruder bestens, und leben Sie wohl.

Leipzig, den 5. Juny 1764.

Gellert.

107.

Theuerster Herr Professor!

Ich muß doch noch vor der Reise ins Carlsbad von Ihnen Abschied nehmen; denn dort, das habe ich mir schon vorgenommen, sollen Sie ganz sicher vor mir seyn, es müßte mich denn etwas sehr Nothwendiges zwingen, Sie zu beunruhigen.

Ich danke Ihnen, daß Sie mir Ihre Gedanken wegen meines Briefs an Herrn Müller gesagt haben, und ich wünschte freylich, daß er und ich denselben gemäßer gehandelt hätten. Indessen bitte ich Sie, liebster Herr Professor, denken Sie deswegen nicht weniger gütig von Herrn Müller als von mir. Ich bin gewiß, wenn er daran gedacht hätte, daß er etwas thäte, das nicht seyn müßte, und daß er eine Indiscretion beginge, er hätte den Brief eben so wenig von mir verlangt, als ich ihn geschrieben hätte, wenn es mir nur eingefallen wäre, daß es eine Unbedachtsamkeit sey. Kurz, bester Herr Professor, Herr Müller (oder er muß sich sehr verstellen) liebt Sie so sehr, und ist so stark von Ihnen eingenommen, daß er sich, davon bin ich überzeugt, ganz und gar nichts darum bekümmert

haben würde, einen Brief von mir zu besitzen, wenn er nicht in den Gedanken stünde, daß einige von denen, die ich geschrieben, Ihren Beyfall erhalten und Ihnen Vergnügen gemacht hätten.

Und nun, theuerster Herr Professor, reisen Sie glücklich, und, wo möglich, mit einem willigen, fröhlichen, Gutes hoffenden Herzen, und für Ihre Gesundheit und Verlängerung Ihres theuern gesegneten Lebens mit dem besten Erfolge! Dieses wünscht Ihnen unser ganzes Haus, und, wenn es darauf ankömmt, gute Wünsche für Sie zu thun, dann wissen Sie wohl, daß sich davon nicht ausschließen wird

Ihre

Dresden, den 11. Juny 1764.

ewig ergebene und gehorsamste
C. C. Lucius.

108.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich verlerne mein Deutsch, wenn ich mir nicht die Freyheit nehmen darf, einmal an Sie zu schreiben. In langer Zeit habe ich keinen ordentlichen Brief geschrieben. Die Jungfern in Cotbus sind, ich weiß nicht, ob gestorben; — der Herr Oberpostcommissär ist, ohne sichs merken zu lassen, weit weg ins Bad gereist, und Sie, liebster Herr Professor, freylich sollten Sie im Bade auch verschonet bleiben. Aber wer weiß, ob es nicht auch gewiß wahr ist,

was der Herr Hofrath Krebel vor acht Tagen zu meiner Mutter gesagt hat, nämlich, daß Sie wohl schon auf dem Rückwege nach Leipzig begriffen seyn möchten. Desto besser; so träfe Sie mein Brief gewiß in Leipzig an. Dem sey, wie ihm wolle; ich werde ihn nach Leipzig schicken, dort mag er liegen, bis Sie wiederkommen. Denn sagen Sie mir, liebster Herr Professor, was soll ich wohl sonst die ganze Zeit über, als Sie noch im Bade seyn können, anfangen? Ich kann doch nicht immer mit Ihrem Bilde reden. Ihr Bild, so hübsch es auch ist, ist doch darinnen wie alle Bilder, daß es immer einerley Miene macht und nichts von dem versteht, was ich ihm sage, und sich überhaupt nicht sonderlich gut zum Umgange schickt.

Aber wenn nur auch ich Ihnen itzt was hübsches zu erzählen wüßte! Vor einiger Zeit würde ich vielleicht mehr gewußt haben. Von unserm Kreuzkirchen-Grundsteine — — hätten Sie das hören mögen? — Aber nein; davon werden Sie noch gedruckte Relationen zu lesen bekommen, und unterdessen werden Ihnen etliche neugierige Leute, die deswegen von Leipzig herauf gekommen sind, davon erzählen können. Die Komödie — ist auch schon eine alte Neuigkeit, von der Sie schon gehört haben. Deswegen will ich Ihnen keine Nachrichten davon geben, ob ich wohl nicht glaube, daß Sie das Theater verachten; Sie haben für dasselbe gearbeitet und es dadurch geehret. Aber aus der Komödie habe ich einen Auftrag an Sie, den ich doch ausrichten muß. An unsrer Churfürstin Geburtstage führte der Herr Accisrath Hofmann mich und meine Schwester mit seinen beiden Töchtern ins Schauspiel. Der Herr von Werthern gesellte sich zu uns, und wir sahen in Gesell=

schaft die Schottländerin des Herrn Hume, und ein lustiges Nachspiel, der Franzos in London, auf dem französischen Theater aufführen. Diesem folgte ein Schäfer-Ballet, welches mit Chören abwechselte, und dessen Anordnung und Decoration, wie auch die Verse, so dabey gesungen und recitirt wurden, ganz von der Erfindung des Herrn Hofrath Ferber waren. Es ward von den Acteurs und Tänzern mit eben soviel Anmuth ausgeführet, als es mit Geschmack erfunden war, und mit dem Beyfalle der Prinzessin, für deren Fest es bestimmt war, und aller, die daran Theil nahmen, beehret und belohnet. Beym Herausgehen fanden wir den Herrn Hofrath Krebel. Weil der Abend, die Luft und der Himmel so schön waren, und er in Neustadt wohnt, wollten wir ihn begleiten. Er ließ es zu, begleitete uns auch wieder zurück. In der Allee machte uns der Accisrath Hofmann auf eine Flöte aufmerksam, auf der Jemand, Wie groß ist des Allmächt'gen Güte, spielte. Wir hörten einige Zeit zu, hernach fiel der Herr von Werthern in eine Erzählung von den vergnügten Stunden, die er vor mehr als zwanzig Jahren so manchen Abend in Ihrer, des Herrn von Witzleben und des jüngsten Schulenburgs Gesellschaft zugebracht hätte. „Meinen Gellert, sprach er, vergesse ich in der Welt nicht. „Wir haben einen sehr angenehmen und vergnügten Abend „gehabt; Gott gebe, daß der seinige auch gesund, ruhig „und fröhlich gewesen!" Hierauf erzählte er noch einige angenehme Kleinigkeiten, und endlich bat er mich, daß ich Sie tausendmal in seinem Namen grüßen, Sie an Ihre alte Freundschaft erinnern, und Ihnen einen vollkommenen Segen der Gesundheit, als einen Erfolg Ihrer Badecur,

wünschen möchte. Herr Zeis hat mir dieses letztere ebenfalls aufgetragen.

Weil ich einmal von Schauspielen rede, so will ich Ihnen nur noch sagen, daß die Franzosen den Hof, und die Deutschen die Stadt auf ihrer Seite haben, wenigstens soll das Haus an den deutschen Tagen allemal zweymal so voll seyn, als an den französischen. Der Hof aber kömmt seit den zwo ersten Vorstellungen nicht mehr hinein, ausgenommen am Sonnabende vor vierzehn Tagen zum Nachspiele, die kranke Frau, welches sehr gut vorgestellt worden seyn soll. Mein Bruder und Herr Zeis waren drinnen und haben mirs erzählt.

Meine Feder wird stumpf und ich habe keine andere. Mein Vater schneidet mir sie itzt, aber er hat nur wenig Zeit dazu. Vergeben Sie also, liebster Herr Professor, wenn ich nicht besser schreiben kann. Ich sehne mich sehr zu erfahren, wie Sie sich befinden, (im Vorbeygehn, Herr Krebel ist ein guter Mann, er erzählt uns alles, was wir gern hören, er hat Herr Zeisen versichert, das Bad bekäme Ihnen dießmal noch besser, als vorm Jahr), aber ich verlange nicht, daß Sie mir es selbst schreiben. Ich will aber Dr. Stieglitz bitten, daß er sich nach Ihrem Befinden erkundigen läßt, und mir Nachricht davon giebt. Ich freue mich darauf; denn ich hoffe, sie werde so seyn, wie ich sie wünsche. Ich hoffe, die Frau Gräfin von Vitzthum mit ihrer Fräulein werde sich auch wohl befinden. Ich bin letzthin mit meiner Mutter bey der Geh. Cammerräthin Wagner gewesen, und habe auch da den Herrn geheimen Cammerrath zu sprechen die Ehre gehabt. Ihr kleiner Thomas sahe den Grundstein mit in dem Hause liegen, wo wir waren. Er fürchtete sich vor den Canonen;

als er aber sahe, daß das Haus nicht einfiel und nicht brannte, ward er wieder vergnügt.

Ich bin mit der vollkommensten Ehrerbietung

theuerster Herr Professor!

Dresden, den 30. July 1764.

Ihre gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

---

109. *)

Liebste Mademoiselle!

Endlich bin ich, Dank seys Gott ewiglich, auch das zweyte= und wie ich hoffe und wünsche, das letztemal aus dem mir traurigen Carlsbade ohne Gefahr und Unfall wieder zurück gekommen. Diese Nachricht ertheile ich Ihnen eher als meinen übrigen Freunden, weil ich weiß, daß Sie dieselbe mit Verlangen erwarten, sich darüber vorzüglich freuen und Gott mit mir für diese Wohlthat preisen werden. Die Geschichte dieses wiederholten Gebrauchs des Carlsbades ist beynahe die Geschichte des vorigen Jahres. Ich habe den Brunnen vier und dreyßig Tage getrunken, ohne kränker und gesünder zu seyn, als ich außer dem Carlsbade war. Ich bin ohne Ausnahme der Erste bey dem Brunnen, der Erste zu Pferde und der Erste in der Allee gewesen, den gute und böse Menschen gesucht, betrachtet, aus=

*) Dieser Bericht von der zweyten Carlsbader Reise ist in Gellerts Werken Th. X. S. 145 ff. mit denselben Auslassungen gedruckt, wie der von der ersten Badereise, und erscheint hier zuerst ganz vollständig.

gefragt und bald mit Mitleiden beehret, bald mit Lobsprüchen beschämet und gemartert haben. Ich habe viele Bekanntschaften des vorigen Jahres wieder angetroffen, als den Grafen Uhlefeld und seine Gemahlin, die mir nicht allein viel Ehre, sondern ein besonderes Vertrauen erzeigten (die letzte beschenkte mich bey dem Abschiede mit einem Buche von der unlängst verstorbnen Erzherzogin, worein sie ihren Namen schrieb; ferner den General Ziethen, der mich bey dem ersten Anblicke brüderlich umarmte und mir sagte, daß er in seinem fünf und sechzigsten Jahre ein Bräutigam wäre; den Geheimdenrath Wechmar aus Anspach, der mir eben die Liebe und Achtung, als im vorigen Jahre, ja noch weit größre erwiesen, mich fast täglich besucht und sich mit wir von sehr ernsthaften Dingen unterhalten hat, ein sehr rechtschaffner, erfahrner und gesitteter Mann. Den General Laudon fand ich nicht; aber dafür den Preussischen General Saldern, einen belesenen und gewissenhaften Soldaten, den ich vor etlichen Jahren in Leipzig kennen lernte und der mir schon damals bey einem vertrauten Gespräche gestand, die größten Glückseligkeiten seines Lebens, für die er Gott nie genug danken könnte, wären folgende gewesen: ein frommer Vater, dessen Beyspiel ihn früh gerührt, ein rechtschaffener Hofmeister, der ihn ein Jahr lang sorgfältig unterwiesen und gegen die Religion empfindlich gemacht, und endlich eine Gemahlin, die ihn durch Liebe und Klugheit von vielen Fehlern abgezogen, auf sich selbst aufmerksamer und täglich weiser und zufriedner gemacht hätte, und an deren Verlust er nie ohne Thränen und ohne Angst seiner ganzen Seele denken könnte. Ich rieth ihm damals zu einer zweyten Heirath, und er präsentirte mich im Carlsbade seiner zweyten Gemahlin

mit diesen Worten: Dieses ist der Mann, der mich ermuntert hat, mein Glück in der Ehe noch einmal zu versuchen, und dem ich in Ihrem Beyseyn sagen muß, daß ichs gefunden habe.. Eigentlich hatte er die Schwester seiner verstorbnen Frau zur zweyten Gemahlin gewünschet. Aber diese stirbt unvermuthet und empfiehlt ihm seine jetzige Gemahlin, mit der er nach seinem Wunsche und Verdienste lebt. Wenn ich, sagte er, als wir von Büchern redeten, auf die Musterung reise, die sich über eine ganze Provinz erstrecket, so nehme ich gewöhnlich den Zuschauer, den Nordischen Aufseher und Youngs Nachtgedanken mit mir. Seine Gemahlin, die durch die Frau von Zetlitz meinen Geburtstag erfahren hatte, schickte mir den 4ten Julius früh, als ich noch am Brunnen war, einen Kranz von frischen Blumen, die ich aber leider unter die anwesenden Damen vertheilen mußte.

Kaum war ich im Carlsbade angekommen, als das beste junge Frauenzimmer meines Vaterlandes, die Fräulein Schönfeld nebst der Madem. Paret mich auf meinem Zimmer bewillkommte. Dieses war nach drey verdrießlichen und schweren Tagen der Reise der erste frohe Augenblick. Ich freute mich, wenn die Vergleichung nicht sündlich ist, wie Paulus, als ihm einige Christen in tres tabernae entgegenkamen, und wirklich war mir die Gräfin Bitzthum des Tags vorher mit ihrem ganzen Hause bis an einen Ort vor der Stadt, der die Kayserliche Wiese heißt, entgegen gegangen; denn an dem Tage hatte ich eigentlich ankommen wollen. Sie können leicht vermuthen, liebste Mademoiselle, daß ich mich zu der Gräfin am meisten gehalten, und da die Fräulein wegen ihrer Unpäßlichkeiten beständig zu Hause speiste, am öftersten und liebsten

bey ihr gespeiset habe. An der Gräfin und ihrer Tochter habe ich, wenn ichs auch sonst nicht gewußt hätte, mit Augen gesehn, daß wahre Verdienste, wenn sie mit Bescheidenheit erscheinen, an allen Orten und bey allen Arten von Menschen Beyfall, Liebe und Ehrerbietung erhalten. Auch die Personen, die sonst aus Nationalstolz Fremde nicht gern bemerken mögen und an unsrer Tugend zweifeln, weil wir uns nicht zu ihrer Religion bekennen, haben bey der Gräfin und ihrer Tochter eine Ausnahme gemacht. Die Gräfin Bitzthum, das habe ich mehr als einmal aus Böhmischem und Oesterreichischem Munde gehört, das ist eine Frau, die alle Welt hochachten muß. Ihre Tochter durfte sich nur zeigen, so gefiel sie durch ihren gelassenen und leutseligen Charakter. Die Comtessinnen Uhlefeld und Trautmannsdorf liefen ihr auf allen Schritten nach und begleiteten sie früh um sieben Uhr nebst mir den größten Theil der Stadt hindurch in ihren Reisewagen und sahen ihr so lange mit nassen Augen nach, daß ich mich der Thränen kaum erhalten konnte. — Auch die Frau von Zetwitz und die Frau Präsidentin Lindemann, die das gute Herz bald zu Freundinnen machte, gefielen überall.

Doch ich soll Sie wohl mit neuen Bekanntschaften unterhalten. Gut, meine beste Correspondentin, hier sind einige. Der Graf Harrach, Präsident des Reichshofraths, nebst seiner Gemahlin. Die Gräfin hatte mir beyde vorzüglich gelobt, und ich fand an beyden, was sie mir gesagt hatte, zwo merkwürdige und schätzbare Personen. Er, der die Wissenschaften liebte, kränklich und ein Freund meiner Schriften war, fand sich bald zu mir und machte mir seine Bekanntschaft sogleich leicht und angenehm. Er unterschied sich durch sein Gesicht eben so sehr von andern Menschen,

als durch sein gutes und gewissenhaftes Herz. Eine sehr hohe Stirn, voll Ernst und Verstand, große blaue Augen, die ganz aus ihren Ufern zu treten schienen und vor der Stirne herum flossen, eine außerordentlich große Habichtsnase, dieses war das Sonderbare seines länglicht langen Gesichts, und doch gefiel dieses sonderbare Gesichte, so bald man es einigemal gesehen hatte, weil es Verstand und Redlichkeit versprach. Er hatte, wie seine Gemahlin, die meisten Europäischen Länder gesehen und schien nur das Gute von fremden Nationen an sich genommen zu haben. Ich, sagte er unter andern zu mir, als wir von den Sitten der Höfe redeten, gehe selten nach Hofe und suche keine andre Ehre, als die genaue und gewissenhafte Beobachtung meines Amtes; aber so oft ich nach Hofe komme, habe ich das Vergnügen, daß mich die Herrschaft öfter kommen heißt und die Günstlinge mich freundlich empfangen, weil sie wissen, daß ich nicht zu meinem Vortheile und auch nicht zu ihrem Schaden komme. Als er aus dem Carlsbade reisen wollte, gieng ich in sein Haus, um Abschied von ihm zu nehmen. „Nun, sagte er, indem er mich umarmte, leben Sie lange wohl, lieber Mann, und seyn Sie stets mein Freund. Ich habe Sie wegen Ihrer Schriften sehr hoch geschätzet, aber ich schätze Sie wegen Ihres Charakters und Ihrer Sitten noch weit höher" — und den Augenblick lief er schnell in sein Zimmer. — Seine Gemahlin war ganz Verstand, ohne daß sie es wußte, ganz Lebensart, ohne daß man im Umgange sich von ihr beschämt fühlte, ganz große Welt, aber gute große Welt, die sich mit Verstand herabließ und mit einer natürlichen Gutheit und Heiterkeit einnahm. Sie war schon in dem Herbste ihres Lebens und schmückte sich nicht in den Frühling zurück. Sie war ihres

Mannes Freude und Leben, und er, dem Alter nahe, war ihr eben das. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß ich in der großen Welt kaum ein zärtlicheres, mit Anstand zärtlicheres Ehepaar gesehen habe. Sie folgte ihm, der viel und gern ging, über die höchsten Berge zu ganzen Stunden, ohne alle andre Gesellschaft. Sie begleitete ihn auf einer Wiese, wo sie keine Zuschauer hatte, zu Pferde. Sie befreyte ihn, sobald sie merkte, daß ihm das Spiel zur Last ward, vom Spiele und nahm seine Last auf sich. Mein Mann, so sagte sie einstmals, als ich mit ihr lange in der einen und ihr Mann mit dem General Zietlen in der andern Allee gegangen war, mein Mann, ich sehe es, hat sich mit dem General ausgeredet. Kommen Sie, wir wollen ihn ablösen. Sie soll stets, wie mir die Gräfin Bitzthum gesagt, einen sehr kostbaren Schmuck getragen haben, das ich, auf mein Leben, nicht wahrgenommen; aber das Portrait ihres Mannes, das sie auf dem Arme trug und das erstaunend ähnlich war, dieses fiel mir an einer Dame, die schon sechzehn bis zwanzig Jahre vermählet war, oft in die Augen. Sehn Sie, sagte der Graf Harrach einst zu mir, als er seine Dose öffnete, (er schnupfte beständig), das ist meine Tochter von sechs Jahren, mein einziger Wunsch und meine einzige Sorge auf Erden: Das gute Kind hat die Pocken noch nicht gehabt. — Niemand hielt sich so sehr zur Gräfin Bitzthum, als die Gräfin Harrach, und niemand war der Gräfin Bitzthum lieber, als ihre Gräfin Harrach. Sie beschenkte sie mit meinen Liedern. Das, sprach der Graf bey dem Abschiede, soll unsre Lectüre unterwegs seyn und steckte das Buch zu sich. Ich stieg gleich vom Pferde, als er früh fortging und ich eilte in Stiefeln und Sporen, um ihm noch einmal Glück

zur Reise zu wünschen. Allein da ich seinen Wagen leer und ihn nebst seiner Gemahlin mit vielen geputzten Herren zu Fuße über die grüne Wiese kommen sah, so schämte ich mich in meinem Reitkleide (es hatte sehr geregnet) und trat bey Seite in das erste beste Haus und kränkte mich, daß ich ihm und ihr nicht meine guten Wünsche auf ihr ganzes Leben nachrufen konnte. Kaum waren sie fort, so kam ein Bedienter und brachte mir im Namen des Grafen Harrach sechs Bouteillen Tockayerwein. Ich redete mit diesem Menschen, und erstaunte über die Liebe und Beredsamkeit, mit der er von seiner Herrschaft sprach. O sagte er, so sind wir alle im Hause, so viel es unsrer giebt, gesinnet, und wer nicht so ist, den dulden wir nicht. Es sind Leute zu zwanzig Jahren bey dem Grafen, die noch kein unschön und zorniges Wort gehört haben. Wir werden wie die Kinder gehalten und wir müssen gut seyn. Wir dienen auch alle mit Freuden und sehn und wissen nichts als Gutes und Ordnung im Hause. — So machen gute Herrschaften gute Bedienten.

Die Gräfin Trautmannsdorf, auch aus Wien. Sie hatte nicht den einnehmenden Geist der Gräfin Harrach, nicht ihr edel gebildetes Gesicht, nicht ihre angenehmen und alles überredenden Manieren; nein, sie hatte mehr eine traurige, aber leutselige Miene, versprach nach ihrem Gesichte nichts als Gutherzigkeit und hatte doch, wenn man mit ihr redete, eben so viel Verstand als Bescheidenheit; keinen Originalverstand, aber einen Verstand, durch das Lesen guter Schriften und durch Achtsamkeit, Erfahrung und Anwendung gebildet und durch ein gutes Herz inspiriret. Sie blieb länger im Carlsbade, als die Harrach, und daher wurden unsre Gespräche auch vertraulicher

und bestimmter. Ich war ein Gesellschafter, wie sie ihn wünschte, und nie war ich besser mit ihr zufrieden, als wenn ich mit ihr gesprochen hatte, so viel Nützliches und Unterhaltendes sprach sie. Madame, sagte ich einmal zu ihr, als wir lange von der Erziehung der Kinder geredet hatten, nach dem, was ich von Ihnen itzt gehöret, so wünschte ich wohl, daß Ihre Kayserin Ihnen eine ihrer Prinzessinnen zur Erziehung anvertrauen möchte. Sie irren sich aus guter Meynung von mir, versetzte sie. Ich habe es erfahren, daß es ganz etwas Anders ist, gut von der Erziehung urtheilen und sie selbst bey den tausendfachen Hindernissen, die sie zumal bey Hofe findet, gut und glücklich besorgen. Ich habe dieses Amt sechs Monate geführet, und unzufrieden mit mir und krank am Gemüthe und Leibe wieder aufgegeben. Aus großem Eifer alles auszurichten richtete ich sehr wenig aus. Mein größter Fehler war, daß ich mich nicht verbergen, nicht meine Zufriedenheit noch meinen Unwillen zur rechten Zeit verdecken konnte. Auch wenn ich schwieg, verkündigte doch mein Gesicht wider meinen Willen die Meynung meines Herzens, und so gab ich denen, die ich regieren sollte, die Anleitung, sich meiner zu bemächtigen. Es ist schwer, seine eignen Kinder zu ziehen, aber unendlich schwerer ist die fremde Erziehung, wenn man keine Naturgaben dazu besitzet und sich nur auf Eifer und Regeln des Verstandes verläßt. Ich kenne nur Eine Frau, die alle Gaben, Kinder fremder Eltern zu bilden, besitzet, und das ist die Beaumont. Meine Tochter, fuhr sie fort, die Sie kennen, ist mehr durch mein Beyspiel, weil ich sie nie von meiner Hand gelassen, als durch meinen Unterricht, kurz, mehr durch meinen Umgang und durch ihre große Liebe zu mir, mehr durch den göttlichen Seegen, um den ich täglich

gebetet, als durch meine Weisheit und Klugheit gebildet worden. In der That war die Tochter, die schon erwachsen war, ein gutes gesittetes Kind, die viel Aehnliches mit der Fräulein Schönfeld hatte. Den Tag, da die Gräfin fortging, sprach ich noch lange in der Allee mit ihr. Sie sagte mir so viel Verbindliches, daß ich endlich anfing: Madame, ich verdiene das Alles nicht, denn ich habe sehr wenig zu Ihrem ruhigen Aufenthalte im Carlsbade beytragen können. Aber ich kränke mich, daß ich nicht besorgter oder dreister gewesen bin. Ich hätte diese letzten acht Tage, da ich den warmen Brunnen nicht mehr getrunken, alle Tage eine Stunde zu Ihnen kommen und Ihnen etwas vorlesen können; denn ich habe ein moralisches Manuscript bey mir, eine Lectüre für eine so gute Dame. O warum sagen Sie mir das, rief sie. Auf mein Leben, ich gehe nun unruhig aus dem Bade! Ich möchte weinen, hat sie zu dem Geh. Rath Wechmar gesagt, daß ich nicht länger warten kann. Der Professor hat mir ein Anerbieten gethan — o warum hat ers nicht eher gethan! — Meinen Sohn (aber ich muß Erlaubniß von der Kayserin suchen,) will ich Ihnen gewiß und bald schicken: er ist schon sechzehn Jahre und ich verlasse mich auf Sie. Gott friste Ihnen das Leben und stärke Ihre Gesundheit! Das waren ungefähr ihre letzten Worte, Worte einer katholischen Dame an einen lutherischen Professor. Als sie fortfuhr (es war nach der Mittagstafel) ging ich voraus an die Prager Straße und wartete bey einem Drechsler, den ich kannte, bis ihr Wagen kam. Sobald mich ihre Leute auf der Kutsche gewahr wurden, schrieen sie: Halt, dort steht der Herr Professor! Ich küßte also der Gräfin noch die Hand. O das ist zu viel Freude, zu viel Ehre für mich. Leben Sie

wohl, lieber Herr Gellert, und denken Sie oft an mich, Ihre Freundin! Sie hatte noch zwo Stieftöchter bey sich, davon die eine eine Hofdame, die andere eine Stiftsdame war, auch gute Frauenzimmer.

Die Comtessinn Hatzfeld aus Schlesien mag das Kleeblatt voll machen. Sie war eine Canonissin, und war ihrem Bruder, dem Fürsten, zu Gefallen ins Carlsbad gegangen, eine verständige, ernsthafte und belesene Dame, auch sehr für mich eingenommen. Sie war weder die Harrach, noch die Trautmannsdorf, und doch war sie eine der besten Personen im ganzen Bade, von der Gräfin Vitzthum und von allen hochgeachtet. Ich habe ihr meine Schriften versprechen müssen, weil sie ins Reich in ihr Stift geht. Ihr Bruder war auch ein würdiger, aber kränklicher Herr, voll Bescheidenheit und guter Kenntnisse. Hier fällt mir der Prinz von Zweybrücken ein. Er ging durch Carlsbad und speisete Mittags bey der Gräfin Uhlefeld; er hatte von mir gehört und wollte mich gern sprechen. Die Gräfin Uhlefeld weiß nicht, wie sie es anfangen soll, weil ich ihre Tafel auf immer wegen meiner Kränklichkeit verbeten hatte. Sie schickt also zur Gräfin Werther, und läßt sie bitten, mich zu überreden, daß ich sie, die Uhlefeld, nach der Tafel besuchen möchte, sie hätte etwas mit mir zu reden, das keinen Verzug litte. Ich ging also hin und fand den Prinzen von Zweybrücken. — Herr Professor, fing er an, mein jüngster Sohn, Ihr großer Freund, würde mirs nicht vergeben, wenn er hörte, daß Sie im Carlsbade gewesen wären und ich Sie nicht gesprochen hätte. Wenn er des Tags über fleißig und folgsam gewesen, so darf er zur Belohnung eine Stunde in Ihren Schriften lesen. Er wird sich sehr freuen, wenn Sie

ihn grüßen und Ihrer Freundschaft versichern lassen. — Darum bitte ich Ihro Durchlaucht ehrerbietigst und zugleich, daß Sie den Prinzen versichern wollen, wie ich noch weit bessere Belohnungen für seinen Fleiß wüßte, als meine Schriften. — Er sagte mir darauf viel Schmeichelhaftes, das ich ohne roth zu werden und ziemlich stillschweigend anhörte. Bey dem Abschiede dankte ich ihm noch für den Schutz, den er meinem Vaterlande geleistet hätte. — Er ist halter nicht sonderlich gewesen, Herr Professor, sondern nur gut gemeynt. Ich hätte wohl mehr thun mögen, auch sollen.

Dieß sind denn wieder die kleinen Anekdoten meines abermaligen Aufenthalts im Carlsbade. Sie sind sehr unvollkommen und trocken; aber Sie werden es auch an der Schrift sehen, liebe Freundin, daß sie mit kranker Hand aufgesetzet sind und nur für Sie. Den zweyten dieses Monats sind wir aus dem Carlsbade gegangen, heute ist der fünfte, und ich habe seit dieser Zeit auf der Reise und hier in Bonau, wo ich dieses schreibe, mehr erduldet und verloren, als die ganzen fünf Wochen im Bade. So demüthiget mich Gott, damit der eingesogene Beyfall von Menschen mein Herz nicht mit Stolz und Vertrauen zu mir aufblähe, und damit, wenn Andre nichts als Gutes an mir bemerken, ich desto mehr mich an meine Fehler und Gebrechen erinnern möge, die sie nicht wissen noch wissen können. Der Beyfall der Menschen ist, wie der Reichthum, eine wichtige Wohlthat, dafür wir Gott danken sollen; aber wie leicht überlassen wir ihm unser Herz zum abgöttischen Altare. — Ich will den Brief mit etlichen Anmerkungen beschließen. Ich habe diesesmal mehr merkwürdige und gute Frauenzimmer, als Mannspersonen, im Bade

kennen lernen. Viele Menschen mögen im Bade besser zum Umgange seyn, als außer dem Bade, und sich, ohne daß sie es wissen, in etwas verwandeln, das sie nicht sind. Die, die sich von ihren Geschäften oder von den Sorgen des Hauses losgerissen haben, fühlen ihre Freyheit und werden biegsamer, gefälliger; die Stolzen, weil sie ohne Herablassung keinen Umgang hätten, werden bescheidner; die Meisten, weil der Auftritt in dieser flüchtigen Welt nur drey oder vier Wochen währet, thun sich Gewalt an, ihre Rollen mit Beyfall zu spielen, und leben wie gute Menschen; viele schränken ihre Leidenschaften ein, weil es die Cur befiehlt und weil die Furcht der Krankheit sie immer überredet; die Kränklichen verbergen ihr ängstliches und verdrießliches Wesen, um die Gesunden nicht von sich weg zu seufzen — und so macht das Bad auf einige Wochen gesellige, nachgebende, bescheidne, gesprächige, mitleidige, freundschaftliche Menschen und läßt unter Hunderten kaum etliche schlechte Seelen übrig. Ich habe also immer nach dem Leben außer und vor dem Bade geforschet. — Die Damen erweisen mir fast durchgängig mehr Vertrauen und Achtung, als die Mannspersonen, und ich verstehe die Ursache nicht. Vielleicht bin ich gegen die ersten ohne mein Wissen freundlicher und gesprächiger, als gegen die andern. — Die meisten Menschen haben mich für einen angenehmen Gesellschafter gehalten, und warum? weil ich munter und witzig gethan habe? Nichts weniger; weil ich sie achtsam angehöret, wenig und zu rechter Zeit geantwortet und selten von mir und meinen Schriften gesprochen habe.

Noch ein Wort von dem Präsident Lindemann. Ich habe diesen Mann, den ich herzlich liebe und ehre, wenig genießen können. Ich bin ein einzigmal mit ihm ausgerit-

ten und nur zweymal, da ich doch alle Tage kommen konnte, habe ich mit ihm gegessen. Zu Hause war er immer mit Aufwartungen umgeben, und in der Allee war ich nicht mein. Aber seine Verdienste habe ich den Menschen im Carlsbade oft bekannt gemacht. Seine Frau ist die beste Frau von der Welt, ist ganz Unschuld und Freundschaft, und ihre Schwester, die Schillingin, ganz Munterkeit und Beredsamkeit. Der Madame Roß und ihrem Manne und dem kleinen Legationsrath Lischinsky (alles Eine Gesellschaft) bin ich auch sehr gut gewesen. Mit Schillingen und Lindemannen habe ich noch in Meißen studirt. — Meine alte Magd im Carlsbade habe ich nicht sprechen können, ob ich gleich nach ihr gegangen bin. So viel wenigstens auf heute, den fünften August.

Den 7. August.

Die Frau von Zetwitz, welche diesen Brief gelesen hat, spricht, ich sollte ihn noch nicht schließen, ich hätte Vieles vergessen, und sie wollte mich mit allerhand Supplementen bereichern. Aber diese Supplemente, liebe Mademoiselle, beziehen sich fast alle auf Ehrenbezeugungen und Lobsprüche, die man mir gemacht, die ich am wenigsten selbst erzählen darf, und die ich nicht einmal gern leise denken mag. Ich will Ihnen lieber ein Unglück erzählen, das mir im Carlsbade begegnet ist, das mich sehr beunruhiget hat und zeitlebens beunruhigen muß. Ich litt bald anfangs durch das brennende Wasser, das man zu ganzen Stunden trinket, an meinen ohnehin kranken Zähnen. Endlich kam es so weit, daß ich (lieber hätte ich alle meine Bücher verloren) den zum Sprechen nothwendigsten obern Vorderzahn einbüßte, dessen beide Nachbaren schon lange waren verloren gegangen. Ich glaube, ich mag über die-

sen Verlust wohl geweinet haben. Das Grausamste war, daß mir der Doctor anmuthete, selbst Hand an den Zahn zu legen; aber ich konnte es nicht so weit bringen, bis endlich der Doctor mein Peiniger ward. Seyn Sie ruhig, sagte er, es ist ein geschickter Zahnarzt aus Prag hier, der Zähne glücklich einsetzt, und Sie sind wegen Ihres Amtes verbunden, seine Hülfe zu gebrauchen. Ich schickte traurig nach ihm. Er versprach mir Alles, und kam den andern Morgen, marterte mich mit Instrumenten, die der Scharfrichter nicht ärger hat, mit Feilen und Lanzetten, und zwang mir eine Reihe von drey Zähnen mörderisch ein. Ich duldete alles, ging unter vielen Schmerzen zur Gräfin zu Tische und konnte mit den neuen Zähnen weder reden noch essen, noch schlafen. Nachmittags ließ ich meinen Zahnarzt wieder rufen, bat ihn, daß er mich von meiner Marter befreyen und mir kein Wort weiter von künstlichen Zähnen sagen sollte. Hier haben Sie die drey Ducaten für Ihre Mühe — und Sauer, nehme er diese Zähne zu sich, bis ich sie ihm wieder abfordern werde. Also hatte ich einen unentbehrlichen Zahn und drey Ducaten und einen ganzen Tag elend und unter Zittern und Zagen verloren, Vormittags (der Doctor und Zahnarzt hatten alles ausgebreitet) Glückwünschungen und gegen Abend Condolenzen angenommen. Indem ich über diesen meinen Verlust noch niedergeschlagen am Fenster stand, sahe ich einen alten ehrwürdigen Juden, wenn es solche giebt, einen Mann, den der Schlag vor vielen Jahren gerührt und der vierzig Meilen hinter Warschau herbey gekommen war, von seiner Frau und zwey Kindern geleitet, vorbey schleichen, und dachte: Bist du nicht viel glücklicher, als dieser Mann? Du kannst noch gehn und reden; das

kann er nicht. Sey nicht undankbar! Aber die elendeste Person unter allen Kranken war eine Jungfer aus Dresden, eines Fleischers Tochter, die durch das Schrecken des Bombardements am ganzen Leibe gelähmt und durch das langwierige Lager jämmerlich verwundet war. Ich hörte dem Dr. Springsfeld, so oft er von ihrem Elende sprach und ihrer Geduld erzählte, achtsam zu, um Mitleiden und Geduld zu üben. Einen andern Kranken, den herzogl. Leib-Chirurgus aus Schwerin, auch vom Schlage gelähmt, habe ich oft besucht und getröstet. Er wünschte nichts, als bey seinen Vätern zu sterben, und ich hoffe, Gott wird ihm den Wunsch gewähren. Eben zu der Stunde, da wir in Carlsbad ankamen, begrub man unter einem großen Gewitter den Grafen Esterhazy, einen Badegast und ehemaligen Gesandten an unserm Hofe, der krank aus Wien abgereiset war, seine Genesung sicher im Carlsbade erwartet, noch den Abend, da er angekommen, sechs Becher Prudel begierig getrunken, darauf wohl geschlafen, den andern Tag wieder getrunken und den dritten sein Leben geendiget hatte. Herr lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen! mit diesem Gedanken weihte ich meine Stube ein. — Aber nun auch kein Wort mehr vom Carlsbade, kein Wort mehr, als: Gott sey Dank und Preis!

Und Sie, liebe Mademoiselle, es sind schon acht Wochen, daß ich keine Nachrichten von Ihnen habe. Sie haben doch binnen dieser Zeit mit Ihrem ganzen Hause gesund und zufrieden gelebet? Das hoffe ich und erwarte ich bald von Ihnen zu hören. Die Gräfin und der Präsident Lindemann, beyde versuchten mich mit dem Antrage, mit ihnen nach Dresden zu reisen. Die Chur-

fürstin, sagte der Präsident, würde mirs sehr danken. So bald ich gesund bin, versetzte ich, will ich der Churfürstin vor allen Fürstinnen auf Erden zuerst aufwarten, itzt aber meinen felsigten Weg über Annaberg und Chemnitz nach Bonau und Leipzig nehmen. Ich dächte, Mademoiselle, Sie besuchten die Frau Geh. Cammer-Räthin Wagner und überbrächten ihr und ihrem Gemahle in meinem Namen die herzlichsten Versicherungen meiner Hochachtung und Freundschaft und tausendfache Glückwünsche. Endlich bitte ich eben dieses gegen Ihren Herrn Vater, Ihre Frau Mutter, Ihre Jgfr. Schwester, Ihren Herrn Bruder und Herrn Zeisen und seine Frau Liebste zu thun. Und nun leben Sie wohl.

Bonau, den 7. u. 8. Aug. 1764.

Gellert.

Die Frau von Zetwitz empfiehlt sich Ihnen bestens.

Noch eine kleine Begebenheit, damit der Bogen voll wird. Als ich in den ersten Tagen einmal bey dem Neubrunnen vorbeyritt, kam ein Herr auf mich zugelaufen und hielt mein Pferd sehr freundlich an. Vergeben Sie mir eine unbescheidne Frage, Herr Professor: ich bin der Baron Stentsch aus Schlesien; Ihre Schecke kömmt mir so bekannt vor und ich möchte wohl gern wissen, ob Sie das Pferd schon lange hätten. Wie lange ichs habe, Herr Baron, das kann ich Ihnen nicht so genau sagen — schon übers Jahr — Vielleicht wollen Sie lieber wissen, wo ichs her habe? Aus dem Stalle des Prinzen Heinrich von Preußen. — O nun weiß ich alles. Sein Generaladjutant Kalkreuter hat es von mir für den Prinzen gekauft. Er hat es immer auf dem Marsche geritten! O wie freut

michs, daß die Schecke in Ihren Händen ist. Ich habe Sie, Herr Professor, so lieb, und es ist ein sehr gutes Pferd, das ich selbst zugeritten habe. Nun, das ist ein unerwartetes Vergnügen für mich. — — Ich dankte ihm herzlich, bat, daß er ja sein erstes Recht auf das Pferd nicht erneuern möchte, gieng nachher zu ihm in sein Quartier und küßte ihn dankbar für seine Freude über meinen Besitz seines gewesenen Pferdes. Es war ein rechtschaffener Mann und wir wurden gleich gute Freunde.

P. S. Heute Nachmittags um 4 Uhr habe ich Ihren lieben Brief erhalten, für den ich Ihnen itzt nur danke. Grüssen Sie den guten Hofrath Krebel ja von mir.

110.

Theuerster Herr Professor!

Sie haben mir durch Ihren letzten Brief eine außerordentliche Freude gemacht, und mir durch den Vorzug, den Sie mir in diesem Stücke vor Ihren andern Freunden geben, eine Ehre erwiesen, die ich kaum ruhig annehmen kann, und ich schäme mich, daß ich Ihnen nicht eher für eine Gewogenheit habe danken können, für welche Ihnen vielleicht andere, die sie später erhalten, schon gedankt haben. In der That, liebster Herr Professor, ich würde traurig seyn, daß ich die Gütigkeit nicht verdienen kann, aus welcher Sie sich die Mühe geben, fünf Bogen voll an mich zu schreiben, wenn ich nicht durch meine Abschrift dieses Geschenk von Ihnen wieder in Ihr Eigenthum verwandeln und zu einer Nachricht machen könnte, die zu Ihrem eignen

Gebrauche aufgesetzt ist, und die Sie vielleicht noch in künftigen Jahren wieder mit Vergnügen durchlesen werden.

Warum aber nennen Sie das Carlsbad traurig? — Erfreulich ists nicht; denn wenn es das seyn sollte, hätten Sie vollkommen hergestellt zurück kommen müssen. Indessen sind Sie doch dort nicht kränker gewesen, als außer dem Bade, und wenn Sie auch die Beschwerlichkeit der Reise und vielleicht einige Unbequemlichkeiten der Reise und des Aufenthalts abrechnen, so bleibt Ihnen doch das Vergnügen übrig, viele alte Freunde, die sich über das Glück, Sie zu sehen, gefreuet, angetroffen und neue Bekanntschaften mit schätzbaren Personen gemacht zu haben, von denen Sie gesuchet, geliebet und geehret worden sind.

Denn gewiß, es ist Ihnen lieb, die Gräfin Trautmannsdorf und die Gräfin Harrach und ihren Gemahl zu kennen und die Gesellschaft der Gräfin Vitzthum und ihrer Fräulein, die Sie den ganzen Sommer und Winter entbehret, genossen zu haben. Diese Damen sind vorige Woche aus dem Bade hier durchgereiset, weil sie sich aber nur einen Tag in der Stadt aufgehalten, habe ich ihnen meine Aufwartung nicht machen können.

Der Verlust Ihrer Zähne ist allerdings betrübt. Aber trösten Sie sich, liebster Herr Professor. Die Frau Präsidentin Lindemann hat zur Frau Geh. Cammer-Räthin Wagner gesagt, man merke es fast gar nicht an Ihrer Sprache, und Sie selbst werden es, sobald Sie es gewohnt sind, nicht mehr merken. Der Zahnarzt mag wohl etwas dabey versehen haben, denn ich habe doch hier von verschiedenen Personen gehört, die mit ihren künstlichen Zähnen eben so gut reden, essen und schlafen können, als Andere mit ihren natürlichen. O wären Sie mit nach Dresden

gekommen, wenn es auch nur aus Vorsorge für Ihre Zähne hätte geschehen sollen!

Ich habe beym Geh. Cammer-Rath Wagner, wie Sie verlangt haben, meine Commission ausgerichtet, und viel Hochachtungs- und Freundschafts-Versicherungen auch Danksagungen von der Frau Geh. Cammer-Räthin für Sie erhalten; denn ihren Herrn Gemahl habe ich nur gesehn, nicht gesprochen, es war eine Amtmännin mit ihrem Vormunde, auch einem Amtmanne, glaube ich, da, die viel mit ihm zu sprechen hatten.

Bey Gelegenheit des Blumenkranzes, den Ihnen die Frau Generalin Saldern an Ihrem Geburtstage zugeschickt und den Sie, wie Sie sagen, leider unter die andern Damen vertheilen müssen, fiel es mir ein, daß der Wohlstand in tausend Fällen ein sehr albernes Ding ist, und der wahren Höflichkeit zuwider ist. Wenn ich Wohlstandsregeln festsetzen sollte, wollte ich sagen: Blumen, die man von einer Dame oder einem Freunde bekömmt, soll man nicht wegschenken, sondern bey sich verwelken lassen.

Sie merken am Ende Ihrer Geschichte an, daß Sie mehr gute Frauenzimmer, als Mannspersonen im Bade angetroffen, und unmittelbar darauf sagen Sie, daß sich wohl viele Menschen im Bade in etwas verwandeln möchten, das sie außer dem Bade nicht sind, und hiervon geben Sie sehr gute Ursachen an. Wollen Sie, hochzuehrender Herr Professor, hieraus die Folge ziehen, als ob die Frauenzimmer sich mehr zu verstellen wüßten, als die Mannspersonen? Es könnte allenfalls seyn. Wenn unsre Charaktere biegsamer sind, als der Mannspersonen ihre, so muß es uns leichter fallen, eine andre Person vorzustellen, und dasjenige, was Andern misfallen könnte, zu verbergen.

wohl, lieber Herr Gellert, und denken Sie oft an mich, Ihre Freundin! Sie hatte noch zwo Stieftöchter bey sich, davon die eine eine Hofdame, die andere eine Stiftsdame war, auch gute Frauenzimmer.

Die Comtessinn Hatzfeld aus Schlesien mag das Kleeblatt voll machen. Sie war eine Canonissin, und war ihrem Bruder, dem Fürsten, zu Gefallen ins Carlsbad gegangen, eine verständige, ernsthafte und belesene Dame, auch sehr für mich eingenommen. Sie war weder die Harrach, noch die Trautmannsdorf, und doch war sie eine der besten Personen im ganzen Bade, von der Gräfin Vitzthum und von allen hochgeachtet. Ich habe ihr meine Schriften versprechen müssen, weil sie ins Reich in ihr Stift geht. Ihr Bruder war auch ein würdiger, aber kränklicher Herr, voll Bescheidenheit und guter Kenntnisse. Hier fällt mir der Prinz von Zweybrücken ein. Er ging durch Carlsbad und speisete Mittags bey der Gräfin Uhlefeld; er hatte von mir gehört und wollte mich gern sprechen. Die Gräfin Uhlefeld weiß nicht, wie sie es anfangen soll, weil ich ihre Tafel auf immer wegen meiner Kränklichkeit verbeten hatte. Sie schickt also zur Gräfin Werther, und läßt sie bitten, mich zu überreden, daß ich sie, die Uhlefeld, nach der Tafel besuchen möchte, sie hätte etwas mit mir zu reden, das keinen Verzug litte. Ich ging also hin und fand den Prinzen von Zweybrücken. — Herr Professor, fing er an, mein jüngster Sohn, Ihr großer Freund, würde mirs nicht vergeben, wenn er hörte, daß Sie im Carlsbade gewesen wären und ich Sie nicht gesprochen hätte. Wenn er des Tags über fleißig und folgsam gewesen, so darf er zur Belohnung eine Stunde in Ihren Schriften lesen. Er wird sich sehr freuen, wenn Sie

auch verdrießlich, ein Buch von Ihnen zu entbehren. Es könnte itzt schon vielen nützen, die hernach nicht mehr leben, oder nicht mehr geschickt seyn werden, Nutzen daraus zu ziehen. Ja, was weiß ich? Sie können wohl machen, wenn die Sache weiter bekannt wird, daß andere Ihrer unbekannten Freunde, die an Ihrem Umgange, Briefwechsel, und überhaupt an Ihrem Leben in der Welt weiter keinen Antheil haben, sich kein Gewissen darüber machen, sich auf Ihren Tod zu freuen, wie reiche Erben auf den Tod ihres geizigen Verwandten, der seine Schätze, die auf sie fallen sollen, vor ihnen verschließt.

Ich bin recht schlimm daran, daß ich Sie niemals mit irgend einer abwechselnden Beschreibung oder Abschilderung unterhalten kann. Ich reise nirgends hin, lebe immer an Einem Orte und mit einerley Menschen, einen Tag, wie den andern. Diese Woche ist einige kleine Veränderung in meiner Lebensart dadurch vorgegangen, daß der Geburtstag des Prinzen Administrators in Pillnitz sehr feyerlich begangen ward. Meine Eltern wollten also mit uns (mit mir, der Schwester und dem Bruder) hinausreisen, vornehmlich um uns das Feuerwerk sehen zu lassen, das Abends dem Schlosse gegenüber an dem andern Elbufer abgebrannt werden sollte; denn wir hatten zuvor noch nie eines gesehen. Mein Vater aber ward den Tag vorher von einer Unpäßlichkeit angegriffen, bey der er die Reise nicht wagen und sich der kalten Nachtluft nicht aussetzen wollte (sie war auch schon am Tage nicht sehr warm), und meine Mutter blieb also auch aus Vorsorge für ihn und aus Furcht vor dem Uebergange über die Elbe zurück, und wir drey wurden mit Herrn Zeis und seiner Schwester fortgeschickt, alle fünfe in einer großen schweren Kutsche (die Leute, die uns

kennen lernen. Viele Menschen mögen im Bade besser zum Umgange seyn, als außer dem Bade, und sich, ohne daß sie es wissen, in etwas verwandeln, das sie nicht sind. Die, die sich von ihren Geschäften oder von den Sorgen des Hauses losgerissen haben, fühlen ihre Freyheit und werden biegsamer, gefälliger; die Stolzen, weil sie ohne Herablassung keinen Umgang hätten, werden bescheidner; die Meisten, weil der Auftritt in dieser flüchtigen Welt nur drey oder vier Wochen währet, thun sich Gewalt an, ihre Rollen mit Beyfall zu spielen, und leben wie gute Menschen; viele schränken ihre Leidenschaften ein, weil es die Cur befiehlt und weil die Furcht der Krankheit sie immer überredet; die Kränklichen verbergen ihr ängstliches und verdrießliches Wesen, um die Gesunden nicht von sich weg zu seufzen — und so macht das Bad auf einige Wochen gesellige, nachgebende, bescheidne, gesprächige, mitleidige, freundschaftliche Menschen und läßt unter Hunderten kaum etliche schlechte Seelen übrig. Ich habe also immer nach dem Leben außer und vor dem Bade geforschet. — Die Damen erweisen mir fast durchgängig mehr Vertrauen und Achtung, als die Mannspersonen, und ich verstehe die Ursache nicht. Vielleicht bin ich gegen die ersten ohne mein Wissen freundlicher und gesprächiger, als gegen die andern. — Die meisten Menschen haben mich für einen angenehmen Gesellschafter gehalten, und warum? weil ich munter und witzig gethan habe? Nichts weniger; weil ich sie achtsam angehöret, wenig und zu rechter Zeit geantwortet und selten von mir und meinen Schriften gesprochen habe.

Noch ein Wort von dem Präsident Lindemann. Ich habe diesen Mann, den ich herzlich liebe und ehre, wenig genießen können. Ich bin ein einzigmal mit ihm ausgerit-

ten und nur zweymal, da ich doch alle Tage kommen konnte, habe ich mit ihm gegessen. Zu Hause war er immer mit Aufwartungen umgeben, und in der Allee war ich nicht mein. Aber seine Verdienste habe ich den Menschen im Carlsbade oft bekannt gemacht. Seine Frau ist die beste Frau von der Welt, ist ganz Unschuld und Freundschaft, und ihre Schwester, die Schillingin, ganz Munterkeit und Beredsamkeit. Der Madame Roß und ihrem Manne und dem kleinen Legationsrath Lischinsky (alles Eine Gesellschaft) bin ich auch sehr gut gewesen. Mit Schillingen und Lindemannen habe ich noch in Meißen studirt. — Meine alte Magd im Carlsbade habe ich nicht sprechen können, ob ich gleich nach ihr gegangen bin. So viel wenigstens auf heute, den fünften August.

Den 7. August.

Die Frau von Zetwitz, welche diesen Brief gelesen hat, spricht, ich sollte ihn noch nicht schließen, ich hätte Vieles vergessen, und sie wollte mich mit allerhand Supplementen bereichern. Aber diese Supplemente, liebe Mademoiselle, beziehen sich fast alle auf Ehrenbezeugungen und Lobsprüche, die man mir gemacht, die ich am wenigsten selbst erzählen darf, und die ich nicht einmal gern leise denken mag. Ich will Ihnen lieber ein Unglück erzählen, das mir im Carlsbade begegnet ist, das mich sehr beunruhiget hat und zeitlebens beunruhigen muß. Ich litt bald anfangs durch das brennende Wasser, das man zu ganzen Stunden trinket, an meinen ohnehin kranken Zähnen. Endlich kam es so weit, daß ich (lieber hätte ich alle meine Bücher verloren) den zum Sprechen nothwendigsten obern Vorderzahn einbüßte, dessen beide Nachbaren schon lange waren verloren gegangen. Ich glaube, ich mag über die-

welchen ihr ein Officier überreichte, mit welchem sie ein Ding berührte, davon die Leute sagten, es wäre eine Taube; es mag meinethalben so seyn. Eigentlich war es eine Rakete, die an einem Faden über die Elbe hinfuhr, und mehr einer Schlange auf diese Weise ähnlich sah. Dieses X aber verwandelte sich bald in ein blaues Feuer, das ich kaum gesehen habe; ich habe ein kurzes Gesicht. Das Wasserfeuer hätte uns bald Händel gemacht. Es kam eine Figur auf dem Wasser, die ich einen Schwan nennen hörte (sie war aber grün gemalt), und etwas von dem, was es ausspie, ward vom Winde in eine Dachrinne des Schlosses geführt, nicht vier Schritt seitwärts über uns. Es sprühte abscheulich viel Funken, und der Hof lief, ich weiß nicht wohin. Wir auch waren alle schon auf der Flucht, endlich zersprang es und löschte aus. Es war ein Glück; denn auf der andern Seite, wo Hofmanns stunden, hatten sie mit einem Schwärmer zu kämpfen.

Nach dem Feuerwerke begab sich der Hof durch den wirklich artig illuminirten Garten in einen andern Pavillon zur Abendtafel. Wir spazierten unterdessen in den Garten, machten Betrachtungen über das Gedränge des Volks, das die Tafel sehen wollte, und kamen doch zuletzt selbst mit hinein. Beym Herumgehen um die Tafel geschah es, daß ich, ich weiß nicht wie, ich vermuthe durch eine Verbeugung, die mir der Hauptmann Wiedemann machte, den Sie in Welkau gesehen haben, und der mit speiste, von der Prinzessin Elisabeth und dem Prinzen Administrator bemerkt ward. (Der Hauptmann erzählte mir nachher, daß ihn die Prinzessin durch die Hofdame Spinuzzi nach meinem Namen fragen lassen.) Weil ich sah, daß wir beobachtet wurden, und daß man von uns sprach, verließ ich

bald diese Stelle. Nach der Tafel aber schickte der Prinz Xavier einen Cavalier an Hofmannen und ließ fragen, wer ich wäre? Er kam sogleich wieder, und sagte Hofmannen im Namen der Prinzessin Elisabeth, daß er mich ihr präsentiren sollte. In dem Augenblicke war sie selbst da. Hofmann küßte ihre Hand. Ich war zurückgetreten und wußte von dem allen nichts, als nur daß ich ihn der Prinzessin die Hand küssen sah, und das sagte er mir auch noch vorher mit halben Worten, daß der Prinz hätte fragen lassen. Hofmann gab mir einen Wink, ich trat näher, und die Prinzessin ließ mir ihre Hand auf eine sehr gnädige Art küssen und redte mich freundlich an: Sie correspondirt mit Gellerten, wie ich gehört habe? (unfehlbar hatte es Wiedemann gesagt.) Ja, Ihro Hoheit, er schreibt zuweilen an mich. — Nun das ist ganz eine angenehme Correspondenz; er schreibt gut, der Gellert. — Hierauf wandte sie sich zu den beiden Prinzen, und sagte etwas zum Prinz Carl, das mir Hofmann wieder erzählte, das ich aber nicht wiederholen will, weil ichs nicht selbst gehört habe. Was will Sie ihm denn, fieng sie wieder zu mir an, von der heutigen Fête schreiben? Will Sie's ihm denn recht lustig beschreiben? Gnädigste Prinzessin, antwortete ich, ich werde ihm gewiß von dem heutigen Feste schreiben, und, wenn ich könnte, wollte ichs ihm gern so schön beschreiben, als es ist. — — So weit gings gut; nur das war mir unangenehm, daß es in einem sehr engen Raume, nicht allein im Angesichte des ganzen Hofes (doch glaube ich, daß der nicht so sehr darauf gesehen hat), sondern auch vor einer großen Menge bekannter und unbekannter Zuschauer geschah, die alle darauf Achtung gaben. Das ärgste aber machte der Accisrath Hofmann.

Als ihm die Prinzessin meinetwegen unterschiedliche Fragen that, wem ich angehörte? Ob er mit mir verwandt wäre? u. s. w. war er nicht damit zufrieden, daß er sie schlechthin beantwortet hätte, sondern er setzte zum großen Ueberflusse hinzu: ich wäre gelehrt, und schriebe deutsch und französisch schön. Es war ein Glück, daß ich nicht so leicht aus meiner Fassung zu bringen bin, sonst hätte nichts geschickter dazu seyn können, als dieses; ich konnte es kaum aushalten. Die Prinzessin hat zu Hofmann gesagt, er sollte mich einmal zu ihr bringen. Ich werde keinen Anlaß dazu geben; aber wenn ich wünsche, dieser Prinzessin, die es wohl verdient, daß man ihr nichts Falsches vorredet, noch einmal meine Ehrfurcht zu bezeigen, so wünsche ichs vornehmlich, um ihr zu sagen, und es ihr vor nicht so vielen Zeugen zu sagen, daß ich nicht gelehrt bin. Und soviel von dieser Geschichte.

Nach der Tafel ward getanzt und wir gingen nach einer halben Stunde mit Herrn Zeis und seiner Schwester in den Garten, aßen da früh um zwey Uhr eine gebratene Henne, suchten im Finstern ein Schiff (meine Schwester und die Jfr. Zeis hätten bald aus Furcht geweint), und kamen glücklich über die Elbe, fanden unsern Bedienten wieder und unsre Kutsche und auch den Kutscher, der immer einige Schritte fuhr und hernach wieder den Weg mit Laternen suchte. Um fünf Uhr früh kamen wir in die Stadt, stiegen bey Herrn Zeis ab, um unsre Eltern nicht so früh aufzuwecken, fanden sein Quartier verschlossen und Niemanden zu Hause, und kamen doch endlich durch ein künstliches Manoeuvre vermittelst einer Escalade, die Herr Zeis wagte, hinein, tranken Thee, kamen um halb sieben Uhr zu unsern Eltern, fanden sie aufgestanden und gesund genug, tranken mit ihnen Kaffee, erzählten einige unsrer Begebenheiten,

legten uns ins Bette, schliefen drey Stunden, waren den ganzen Tag müde, und wissens nun, wie ein Feuerwerk zu Wasser und zu Lande aussieht.

Wollen Sie wohl so gütig seyn, bester Herr Professor, und die Frau von Zetwitz, wenn mein Brief Sie noch in Bonau antrifft, meiner Ehrerbietung versichern? Wie mag sich aber die Frau Gräfin Vitzthum mit ihrer Fräulein befinden? Der Hauptmann Wiedemann und Herr Weise, der Fräulein Musikmeister, sagten mir, sie wäre nicht recht wohl gewesen.

Erlauben Sie, liebster Herr Professor, daß ich Ihnen meine Eltern und Geschwister gehorsamst empfehle, und Sie von ihrer Hochachtung, Ehrerbietung und ihren besten Wünschen versichere. Ich freute mich schon, und mein Vater that es auch, daß er Sie die bevorstehende Messe in Leipzig würde sehen und sprechen können. Der Hof hatte die Absicht hinunter zu reisen; er hat aber nunmehr seinen Entschluß geändert. Heute wird Herr Zeis nach Maxen gehen, seine Familie hereinzuholen. Ich habe ihn gestern auf der Gasse gesprochen; er weiß nicht, daß ich schreibe, sonst hätte er mir gewiß etwas an Sie aufgetragen. Den Herrn Hofrath Krebel habe ich lange nicht gesehen, ich weiß aber, daß er gesund ist.

Nun, liebster Herr Professor, leben Sie recht wohl, und werden Sie's nur nicht überdrüßig, immer auf einerley Art von mir zu hören, daß ich nichts höher schätze, als Ihre Gewogenheit und die Ehre mich nennen zu dürfen

Dresden, den 31. August 1764.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Ich habe die ganze Woche an diesem Briefe geschrieben.

P. S. Noch eins, liebster Herr Professor, das ich bald vergessen hätte. Der Accisrath Hofmann hat mich gebeten, daß ich ihn Ihnen gehorsamst empfehlen möchte. Er hätte Ihnen, als er an der Ostermesse in Leipzig gewesen, gern aufwarten wollen, wegen Ihres Aufenthalts auf dem Lande aber, hätte er nur seine Empfehlungen zurücklassen können. Und nun bittet er Sie, ihm einen verständigen Mann für seinen Knaben zum Hofmeister heraufzuschicken, wenn Sie jemanden kennen, der dergleichen Stelle wünscht.

In der That hat Hofmann einen Knaben von sechs oder sieben Jahren, auch vielleicht älter (ich weiß es nicht recht), der es wohl werth wäre, daß ein rechtschaffener Mann der Aufsicht über ihn sich annähme. Das Kind hat Lebhaftigkeit, viel Lernbegierde, wie der Vater sagt, und scheint sich leicht lenken zu lassen. Vielleicht thäte man ein sehr gutes Werk, wenn man den Knaben in die Hände eines Menschen bringen könnte, der vornehmlich geschickt wäre, ihm die Religion von der ehrwürdigsten und überzeugendsten Seite zu zeigen, sie ihm tief einzudrücken, und von allem dem zu reinigen, was abergläubisch ist, und ihr ohne ihre Schuld schwache Seiten giebt, die den Anfällen der Spötter ausgesetzt sind. Ich weiß nicht, liebster Herr Professor, ob Sie es wissen, daß Hofmann in Verdacht ist, als ob er in der Religion unrichtige Grundsätze angenommen und sich von seiner Philosophie zum Nachtheil der heiligen Wahrheiten hätte einnehmen lassen. Ich weiß es ganz gewiß, daß viel Ungegründetes von ihm gesprochen wird, und daß man ihn ohne weitere Untersuchung, weil er den öffentlichen Gottesdienst versäumt, zum Freygeiste macht. Ganz ohne Religion ist Hofmann nicht; aber schon dieser

Verdacht, in dem er steht, und vielleicht Irrthümer, die er annehmen mag, lassen mich wünschen, daß sein Sohn in die Hände eines Mannes kommen möchte, der die Religion dergestalt in seiner Seele befestigte, daß er eher Mitleiden mit seinem Vater haben, als Lust bekommen möchte, ihm nachzuahmen; und vornehmlich wünschte ich, daß sein Lehrer geschickt seyn möchte, ihm Ehrerbietung für den öffentlichen Gottesdienst beyzubringen, und doch nicht eine heuchlerische, wie manche Christen haben, die die Abwartung desselben für ein Tagewerk, ja wohl für etwas Verdienstliches halten. Ein solcher Mann kann seinem Sohne, auch vielleicht seinen Töchtern, bis auf die Ewigkeit nützlich werden. Hofmann hält seine Kinder und Niemanden in seinem Hause vom öffentlichen Gottesdienste ab; aber ich glaube auch nicht, daß er sie darzu anhält, und wie bald werden Kinder in solchen Pflichten nachlässig, wenn sie nicht durch lebhafte Bewegungsgründe daran erinnert werden? Der itzige Informator, den er bey diesem Kinde hat, ist ein einfältiger Mensch und hat keine Gaben zur Erziehung.

111.

Liebste Mademoiselle!

So sehr mich Ihr letzter Brief vergnügt hat, so hat mir doch die Beredsamkeit des Herrn Hofmann in Ansehung unserer Correspondenz nicht recht gefallen. Ich habe Ihnen und mir schon ehedem gewisse beschwerliche Folgen von der Bekanntmachung unsrer Correspondenz prophezeiht, und

ich fürchte, ich werde wahr geredet haben. Eine hierher gehörige Anekdote habe ich noch gestern von der Gräfin Vitzthum erfahren, die mich sehr beunruhigt hat. Allein da die Sache vorbey ist, so würde ich ungerecht handeln, wenn ich Ihnen einen Vorwurf machen, und überflüßig, wenn ich Ihnen eine Lehre geben wollte, die Ihnen die Erfahrung gegeben. Es ist nichts gewisser, als daß eben die Geschicklichkeit, die uns bey einigen Hochachtung erwirbt, bey mehrern Neid erweckt, zumal wenn sie so beschaffen ist, daß sie von vielen könnte erlanget werden. Doch keine Moral — Nein, ich will Ihnen für Ihren letzten langen Brief danken, Ihnen sagen, daß ich eben itzt aus Störmthal komme, und die Gräfin und Fräulein, die beide krank sind, besucht habe, daß ich selbst krank bin, daß ich meine Arbeiten wieder angefangen und deswegen itzt ein Recht habe, lakonische Briefe zu schreiben. Einen guten Informator weiß ich leider nicht; aber ich will sorgen, wenn Sorgen hilft. Leben Sie wohl, liebe Mademoiselle.

Leipzig, den 8. September 1764.

Gellert.

---

112. *)

Theuerster Herr Professor!

Wenn Sie, wie Sie mir zu sagen die Gütigkeit haben, durch meinen letzten Brief auf einige Weise sind vergnügt worden, so muß es mir doppelt leid seyn, daß er dennoch

*) Blos ein Stück dieses Briefes ist gedruckt in Gellerts Werken Th. IX. S. 118.

etwas enthalten, das Ihnen nicht gefallen. Ich verstehe wohl nicht eigentlich, aus welchem Grunde Sie die Beredsamkeit des Herrn Hofmann wegen unsers Briefwechsels zu fürchten zu haben glauben. Eines Theils weiß er nichts mehr von der ganzen Sache, als nur überhaupt, daß Sie mir die Ehre erweisen, an mich zu schreiben und meine Briefe anzunehmen. Ich habe ihm nie das geringste Besondere davon vertraut, weil ich ihn eben nicht sehr genau kenne, und noch mehr, weil ich in ihm eine Neigung, sich und andre bemerklich zu machen, wahrzunehmen glaube. Und daher, liebster Herr Professor, dächte ich, wäre nicht zu besorgen, daß er etwas, das Ihnen oder mir unangenehm seyn möchte, davon reden könnte. Auch weiß ich ganz gewiß, daß er an der Nachricht, welche die Prinzessin von unserer Correspondenz hat, unschuldig ist. Er hat zuvor nie ein Wort von mir mit der Prinzessin gesprochen, und als er auf die erste Nachfrage dem Herrn von Brüggen (ich denke, so hieß der Cammerjunker, den der Administrator an ihn schickte) nur schlechtweg meinen Namen gesagt, ist derselbe gleich mit der andern Frage wiedergekommen: Ob ich die Lucius wäre, mit welcher der Professor Gellert correspondirte? Der ganze Vorfall, schmeichle ich mir, wird ohne alle Folgen seyn; wenigstens, hoffe ich, wird er keine nach sich ziehen, denen ich nicht, wenn sie verdrüßlich seyn sollten, auf alle Fälle ausweichen könnte.

Das Unglück, das mir vorigen Winter begegnete, und von welchem ich herzlich gewünschet und einige Ihrer Freunde gesorget haben, daß Sie mit einer beunruhigenden zu nichts dienenden Nachricht davon verschonet bleiben möchten, war von einer ganz andern Art. Ich mag wohl beneidet werden können, wenn es auch eben nicht einer

Geschicklichkeit wegen geschieht, die dem Neide um so viel weniger ausgesetzt seyn sollte, da es in eines Jeden Willen steht, ob er sich dieselbe zu eigen machen will oder nicht. — Ob sich also das, was Sie bey dieser Gelegenheit vom Neide sagen, hierauf anwenden läßt, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß mir in meinem Leben nie etwas Traurigeres begegnet ist, vielleicht weil mein eignes Versehen an dem, was mich sonst betrübte, keinen Antheil hatte, oder auch weil mich in der Welt nichts mehr interessiren könnte, als alles das, worauf es hier ankam.

Aber ich kann mich nicht entschließen, mehr davon zu reden. Die Frau Gräfin Bitzthum, wenigstens der Herr Geheime Cammerrath Wagner, wissen alles, was hierher gehört. Ich habe immer geglaubt, daß ich eine standhafte Seele und einen gewissen Antheil von Muth besäße, und auch andre haben es bey verschiedenen Gelegenheiten von mir geglaubt. Allein es kann doch nichts anders als eine Zaghaftigkeit seyn, aus welcher ich den Verdruß fliehe. Ich bemühe mich weit weniger an gegenwärtiges Unglück zu denken, als wohl andere an vergangenes oder zukünftiges thun; oder wenn ich mich auch nicht verhindern kann, daran zu denken, so hüte ich mich doch, ja ich habe einen rechten Abscheu davor, daran zu denken, gleich als ob ich mich fürchtete, meinen Ideen dadurch eine Art von mehrerer Existenz zu geben.

Ich danke Gott, daß nichts von allem dem geschehen ist, was ich damals befürchtete. Ich habe mir dieses Unglück (in der That, es war eines von meinen größten, denn ich nenne nicht eben alles das Unglück, was viele andre Leute so nennen) dadurch nützlich zu machen gesucht, daß ichs als eine Bestrafung und Demüthigung des eitlen

Wohlgefallens an mir selbst betrachtet habe, mit welchem ich mich vielleicht gegen mich selbst Ihrer Gewogenheit gerühmt und mit der ich das Vergnügen, von Ihnen Ihrer Achtung nicht unwerth gehalten zu seyn, und die Freude über Ihre Freundschaft genossen habe.

O liebster Herr Professor, wie großmüthig ist es, daß Sie mich mit Vorwürfen und Lehren verschonen — das Einzige, was ich itzt wünsche, ist, daß ich in Ihrer guten Meynung nicht so viel möge verloren haben, daß Sie aus Mißtrauen gegen mich noch zweifeln könnten, wenn ich Ihnen die heiligste Versicherung gebe, daß ich aufs sorgfältigste Alles vermeiden werde, was Ihnen Unruhe oder Verdruß verursachen könnte. Es wäre ja höchst traurig, wenn ich, da ich Ihnen ohnedem für alle Ihre freywillige und schätzbare Gütigkeit und Freundschaft nichts mehr als ein schwaches Vergnügen zu verschaffen im Stande bin (und dieses Vergnügen ist doch in der That mehr noch Ihr eignes Werk als meines), Ihnen anstatt dessen und wider alle meine Wünsche nur eine Gelegenheit zur Unruhe und Besorgniß werden sollte.

Noch eine Bitte, bester Herr Professor, lassen Sie mich Ihnen thun. Sagen Sie mir in Ihrem künftigen Briefe nichts, das sich hierauf bezieht. Ich habe meinem Vater die verdrüßliche Sache verborgen, weil ich glaube, daß er sich dieselbe sehr würde zu Herzen genommen haben, und weil ich gern andern einen Verdruß erspare, der mir selbst sehr empfindlich fällt. Deswegen habe ich ihm auch Ihren letzten Brief und meine itzige Antwort nicht zeigen wollen; aber Ihren künftigen Brief wünsche ich ihm sehen zu lassen, weil es ihm eine Freude ist.

Unser guter Charpentier ist auch wieder seit nicht

Tagen hier und geht morgen oder längstens künftige Mittwoche wieder nach Freyberg. Er will Ihr Portrait mitnehmen und es mir abzeichnen, weil ich ihm erzählt habe, daß ich meiner Freundin in Cottbus gern das Vergnügen, es zu sehen, verschaffen möchte. Nun kann ich ihr ein Geschenk damit machen; aber ich werde es ihr sagen, daß sie diese Gewogenheit von mir durch öftere Briefe verdienen möchte; denn in der That, es ist mir keine ganz gleichgültige Sache, Ihr Bildniß wegzugeben, wenn ichs gleich alsdann doppelt habe; und beide Bildnisse haben in meinem Herzen einen großen zweyfachen Werth, erstlich wegen des theuern Originals, dessen Aehnlichkeit sie mir vorstellen, und dann, weil ich das eine aus den Händen einer Dame, die ich ehre, und das andre von der Hand eines lieben Freundes erhalten haben werde. Ich weiß nicht, lieber Herr Professor, ob Sie den Charpentier genau kennen; aber dächten Sie nicht, daß er einer von den besten jungen Leuten ist? Nach dem, was ich gehört und gesehen habe, mache ich keine Schwierigkeit, ihn unter die besten der wenigen Menschen zu setzen, die ich kenne. Aber jemehr mir sein solider Charakter, seine philosophische und aufrichtige Seele gefällt, und seine Geduld, Freudigkeit und Ergebung mich erbaut, so sehr betrübt mich die traurige Beschaffenheit seines Glücks. Seit zwey Jahren ist er nun schon in Freyberg und legt sich auf diejenige Wissenschaft, auf die ihn seine Neigung vorzüglich geführet und darinnen er nützlich seyn zu können glaubt. Hätte er nur soviel, daß er leben könnte, so würde er, da er wirklich Versicherungen und Hoffnungen, obgleich keine gewisse Aussicht, vor sich hat, aus Neigung noch dort bleiben und ruhig den Zeitpunkt seiner Versorgung erwarten. Aber da seine Umstände

es ihm nicht erlauben, aufs Ungewisse hinzuleben, so wird er sich gezwungen sehen, außer Landes zu gehen, ein Glück zu suchen, das vielleicht eben so ungewiß ist, und dieser Schritt wird ihm unendlich sauer ankommen, da er eine Schwester zurückläßt, die in Görlitz bey seinem alten abgelebten Vater lebt, der sie kaum nothdürftig unterhalten, ihr also kein Erbtheil, als seinen Segen (der Bruder spricht, sie wäre ein frommes Kind) hinterlassen kann, und nach dessen Tode sie sich ganz allein in einer Welt befinden wird, in der ihr Bruder, wenn er nur unterdessen eine sehr mäßige Versorgung erhielte, ihre einzige und beste Zuflucht wäre. Ich will eben nicht sagen, ob es wohl ziemlich wahrscheinlich ist, daß Menschen und recht gute Menschen, die im Glücke sind und sich nie in einer traurigen Situation befunden oder sie doch längst vergessen haben, gegen das Unglück der andern eine gewisse Gleichgültigkeit behalten, die sie verhindert, soviel Antheil daran zu nehmen, als man nehmen muß, wenn man im Ernste darauf bedacht seyn will, einem Unglücklichen zu helfen. Allein das kann man sichrer behaupten, daß das vornehmste Hinderniß darinnen mit besteht, daß diejenigen, welche Hülfe bedürfen, bey denen, welche die Mittel darzu in ihren Händen haben, so schwerlich Gehör finden, weil diese theils mit Geschäften überhäuft und dadurch zerstreut werden und theils Ceremonialbesuchen und andern dergleichen Schuldigkeiten eine Zeit aufopfern müssen, die sie gesegneter zum Dienst und zur Beförderung des Glückes bescheidener Tugendhaften anwenden würden, die keinen Freund haben, der für sie spricht, und keinen Schimmer um sich her, der Aufmerksamkeit erregt. Eben so geht es auch dem armen Charpentier, der manchen vergeblichen Gang, auch wohl manche vergeb-

liche Reise, thun muß, und doch vor diejenigen nicht kommen kann, die ihm allein einige gewisse Aussichten eröffnen oder ihm wenigstens eine abschlägliche Antwort ertheilen könnten, die er vielleicht noch als eine Wohlthat annehmen würde, wenn er sie erhielte, ehe er noch mehr Jahre bey Erlernung schwerer Wissenschaften verlöre, die am Ende vielleicht für ihn ganz ohne Nutzen seyn werden.

In der That, wenn ich die vielen Exempel dieser Art betrachte, wie beschwerlich der Eintritt in die Welt und das Leben selbst dererjenigen ist, die Würden und Ehren erlangt haben, die sie durch mühsame sorgenvolle Arbeiten erkaufen, so kehre ich das Gesicht ab und sage, daß es traurig in der Welt zu leben ist. Aber das muß vielleicht so seyn. Wäre hier alles nach den Gesetzen der Billigkeit abgemessen, wären alle Tugendhafte so glücklich, als sie zu verdienen scheinen, so würden wir wenig an die Welt denken, wo die Gerechtigkeit allein herrschen soll.

Quand je vois sur la terre, pénétré de douleur,
Gémir l'humble vertu, qu'accable le malheur,
J'éleve mes regards vers un juge suprême,
Et je reconnais Dieu dans ce désordre même.
Puisqu'il le souffre, il doit le réparer un jour.

Und das wird er thun. O wenn wir nur die Gedanken der zukünftigen Welt stets bey uns lebendig erhielten, wie sehr wenig Dinge würden alsdann für uns eine Versuchung zum Murren seyn!

Aber wie kommen Sie denn darzu, daß ich Ihnen den Kummer meines Freundes klage? — Doch ich dürfte Ihnen ja wohl eben so zuversichtlich meinen eignen klagen, und ist dieß nicht eben so tröstlich? O wären alle Menschen so mitleidig wie Sie! Die itzige Welt würde ein

Himmel und in der zukünftigen wenig gut zu machen seyn. Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Ich bin zeitlebens

Dresden, den 21. Sept. 1764.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

113.

Liebste Mademoiselle!

Es mag leider wohl sehr lange seyn, daß ich nicht an Sie geschrieben habe. Aber leider bin ich auch drey Wochen krank und seit der Messe mit vielen Arbeiten und Sorgen beschweret gewesen. Dieses Geständniß wird mich bey Ihnen hinlänglich entschuldigen, wenn es auch eine Saumseligkeit bey mir selbst nicht ganz rechtfertigen kann. Heute, liebe Mademoiselle, sollen Sie nun zwar nichts weiter sehen, als meinen guten Willen an Sie zu schreiben; aber nächstens, hoffe ich, sollen Sie auch die Erfüllung desselben sehen. Indessen bitte ich, daß Sie mir bald schreiben, sich aller meiner Hochachtung und Freundschaft versichert halten, und mich Ihrem Herrn Vater und Ihrem ganzen Hause auf das Beste empfehlen.

Leipzig, den 1. Novbr. 1764.

Gellert.

114.

Theuerster Herr Professor!

Ob ich gleich, wie Sie sagen, aus Ihrem letzten Briefe nur Ihren guten Willen an mich zu schreiben, und nichts weiter, sehen soll, so ist mir doch dieser Ihr Wille und die theuern Versicherungen, die Sie Ihrem Briefchen beygefüget, und die gütige Aufmunterung, Ihnen bald zu schreiben, so höchst schätzbar, daß Sie mir eine ausnehmende Freude damit gemacht haben, und ich schäme mich nur, daß ich mir diese letztere nicht eher zu Nutze gemacht habe, welches Sie vielleicht, wenn Sie nicht so sehr gütig wären, auf die Gedanken hätte bringen können, als ob ich dieselbe weniger hochhielte, als ich sollte. In der That habe ich, liebster Herr Professor, seither immer gewünscht und darauf gedacht, Ihnen zu schreiben; allein jede Materie, die mir einfiel, schien mir nicht werth, Sie damit zu unterhalten. Und endlich, was mir in Ansehung meiner, von der größten Wichtigkeit ist, Sie von meiner Ehrerbietung, Dankbarkeit und von meinem Attachement (lassen Sie immer hier das fremde Wort zu, das ich wohl gern einmal recht gut ins Deutsche übersetzt sehen möchte) zu versichern, das ist mir wieder, in Betrachtung Ihrer, von keiner, und überhaupt finde ichs ziemlich überflüßig, Sie von Empfindungen zu versichern, zu denen Sie sich so besonders und unstreitig berechtigt haben, daß Sie dieselben niemals in Zweifel ziehen können, ohne mich von einem Charakter vorauszusetzen, der durchaus Ihrer Hochachtung und Freundschaft unwürdig seyn müßte. Indessen, so wahr auch alles dieses seyn mag, wollte ich doch nicht dafür stehen, daß

Sie nicht auch noch einige Briefe von dieser Materie, von mir erhalten könnten; denn es ist nun einmal, die Sache mag auf gewisse Weise von noch so geringer Wichtigkeit und noch so unnöthig seyn, etwas so höchst angenehmes, von den Empfindungen seines Herzens, über die man sich selbst Beyfall giebt, zu reden, und sie denen Personen zu erklären, für die man sie hegt, daß ichs für eine sehr unzeitige Strenge halte, sich ein so unschuldiges Vergnügen zu versagen.

Voritzt aber will ich mir kein Vergnügen machen. Ich will vielmehr nur suchen, eine Sorge, die mich beunruhigt, dadurch zu erleichtern, daß ich sie Ihnen entdecke.

Ich kenne einen jungen Menschen, von dem ich Ihnen viel Gutes sagen kann. Seine Seele ist gottesfürchtig, sein Wandel und seine Sitten sind rein, gewissenhaft und unschuldig, seine Moral ist fast streng, er hat einen größern Antheil von Bescheidenheit und Sittsamkeit, als viele Frauenzimmer, die man deswegen nicht für unbescheiden oder unsittsam hält, sein Herz ist voll Menschenliebe und das redlichste, das nur zu finden ist, und seinen Freunden ist er ein aufrichtiger, eifriger und dienstfertiger Freund. Er steht in einem Amte, das er sorgfältig in Acht nimmt; er liebt das Vergnügen, aber er setzt jedes Vergnügen seiner Pflicht nach, und ist mit einem Worte, wie ich glaube, von einem Charakter, den man allen jungen Leuten wünschen möchte, und der ihm die größte Fähigkeit gäbe, ein Christ, nach dem vollen Nachdrucke des Worts, zu seyn, wenn er nicht auf eine höchst unglückliche Weise über einige der Hauptwahrheiten der christlichen Religion in Zweifel und dann in Irrthum gerathen wäre.

Ich kann über jeden Bösewicht bekümmert seyn, den

ich dem Verderben zueilen sehe; aber es scheint in der That noch melancholischer, noch ängstlicher zu seyn, wenn man die Seele eines frommen und tugendhaften Menschen in Gefahr gerathen sieht. Ich muß Ihnen aber sagen, liebster Herr Professor, was mir eigentlich von dem Anfange seines Unglücks bekannt ist. Ich fürchte immer, der Emil hat auch mit Schuld daran; wenigstens weiß ich, daß er ihn mit ziemlichem Beyfall gelesen. Itzt aber macht er nichts mehr daraus; denn er spricht: Rousseau wisse selbst nicht, was er wolle. Vielleicht wäre er noch glücklich, wenn es beym Emil geblieben wäre. Allein er brachte mir (und ich weiß nicht, wie es zugeht, daß er mir in dieser Sache alle seine Geheimnisse vertraut, denn ich bin wenig mit ihm umgegangen und sehe ihn noch selten) ein Buch, unter dem Titel: Lettres sur la religion essentielle à l'homme, distinguée de ce qui n'en est que l'accessoire *). Er sagte mir, daß er ganz der Meynung dieses Autors wäre, daß er sich alle seine Schriften schaffen wollte, und bat mich, ich möchte ihm den Gefallen erweisen und sie lesen. Ich wagte es auch, (und Sie werden es vielleicht sehr verwegen finden) und las es. Ich weiß nicht, ob man ein gefährlicheres Buch finden kann; aber das weiß ich, daß es ihn verführt hat. Es stehen ganz vortreffliche Sachen darinnen; aber diese sind mit einer Menge von Irrthümern, auf eine unbeschreiblich künstliche Art durch so feine Sophistereyen verflochten, daß ich wünschte, ja, daß es höchst nöthig ist (aber es würde auch außerordentlich schwer seyn), daß auf eine bündige und vernünftige Art darwider geschrieben würde. Allein das gehört nicht hierher.

*) Lond., 1739, 12. 2 Bde. Auch ib., 1756, 12. 5 Theile in 3 Bden.

Die Religion dieses unglücklichen Autors ist nun die Religion des jungen Menschen geworden, von dem ich rede. Sie wird ihn nicht zu einem bösen Menschen machen; allein sie wird ihn in Stunden der Anfechtung ohne Trost lassen, und das Andenken aller seiner eignen Tugend wird ihm den Trost der Erlösung nicht geben, dem er freywillig und nach Grundsätzen entsagt. Er hat sichs in den Kopf gesetzt, für alle Dinge, die wir glauben sollen, eine Evidenz zu fordern, die der menschlichen Vernunft genug thut. Dieses macht, daß er hauptsächlich darinnen von der Religion der Christen abweicht (denn es ist zu weitläuftig, Ihnen alle seine besondern Meynungen zu erzählen), daß er nicht einen dreyeinigen, sondern einen einigen Gott glaubt, und sein ewiges Heil nicht der zugerechneten Gerechtigkeit und der Genugthuung des Erlösers, sondern seiner eignen Bemühung, seiner Lehre zu gehorchen und sein Beyspiel nachzuahmen, schuldig seyn will. Den Herrn Jesum glaubt er nur in die Welt von Gott gesandt zu seyn, den ersten reinen Gottesdienst und Religion wieder herzustellen, und den Menschen ein Beyspiel zu geben, wie sie wandeln sollen. Indessen hält er den Heyland nicht für einen bloßen und nur unsündlichen Menschen. Er glaubt, es sey derselbe das höchste Wesen, das Gott hervorgebracht, sein besonderer Liebling, dem er sich auf eine eigentlichere Art als allen übrigen Wesen, mittheile, dem er die Enden der Welt zum Erbtheil gegeben, und den er aus besonderer Huld seinen Menschen zum Bruder, Lehrer, Richter und Haupt geschenkt habe.

Weil das Geheimniß der Dreyeinigkeit ein so sehr hohes ist, und alle Kräfte des menschlichen Verstandes übersteigt, weil viele Stellen der Schrift, besonders viele Reden

Geschicklichkeit wegen geschieht, die dem Neide um so viel weniger ausgesetzt seyn sollte, da es in eines Jeden Willen steht, ob er sich dieselbe zu eigen machen will oder nicht. — Ob sich also das, was Sie bey dieser Gelegenheit vom Neide sagen, hierauf anwenden läßt, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß mir in meinem Leben nie etwas Traurigeres begegnet ist, vielleicht weil mein eignes Versehen an dem, was mich sonst betrübte, keinen Antheil hatte, oder auch weil mich in der Welt nichts mehr interessiren könnte, als alles das, worauf es hier ankam.

Aber ich kann mich nicht entschließen, mehr davon zu reden. Die Frau Gräfin Vitzthum, wenigstens der Herr Geheime Cammerrath Wagner, wissen alles, was hierher gehört. Ich habe immer geglaubt, daß ich eine standhafte Seele und einen gewissen Antheil von Muth besäße, und auch andre haben es bey verschiedenen Gelegenheiten von mir geglaubt. Allein es kann doch nichts anders als eine Zaghaftigkeit seyn, aus welcher ich den Verdruß fliehe. Ich bemühe mich weit weniger an gegenwärtiges Unglück zu denken, als wohl andere an vergangenes oder zukünftiges thun; oder wenn ich mich auch nicht verhindern kann, daran zu denken, so hüte ich mich doch, ja ich habe einen rechten Abscheu davor, daran zu denken, gleich als ob ich mich fürchtete, meinen Ideen dadurch eine Art von mehrerer Existenz zu geben.

Ich danke Gott, daß nichts von allem dem geschehen ist, was ich damals befürchtete. Ich habe mir dieses Unglück (in der That, es war eines von meinen größten, denn ich nenne nicht eben alles das Unglück, was viele andre Leute so nennen) dadurch nützlich zu machen gesucht, daß ichs als eine Bestrafung und Demüthigung des eitlen

Wohlgefallens an mir selbst betrachtet habe, mit welchem ich mich vielleicht gegen mich selbst Ihrer Gewogenheit gerühmt und mit der ich das Vergnügen, von Ihnen Ihrer Achtung nicht unwerth gehalten zu seyn, und die Freude über Ihre Freundschaft genossen habe.

O liebster Herr Professor, wie großmüthig ist es, daß Sie mich mit Vorwürfen und Lehren verschonen — das Einzige, was ich itzt wünsche, ist, daß ich in Ihrer guten Meynung nicht so viel möge verloren haben, daß Sie aus Mißtrauen gegen mich noch zweifeln könnten, wenn ich Ihnen die heiligste Versicherung gebe, daß ich aufs sorgfältigste Alles vermeiden werde, was Ihnen Unruhe oder Verdruß verursachen könnte. Es wäre ja höchst traurig, wenn ich, da ich Ihnen ohnedem für alle Ihre freywillige und schätzbare Gütigkeit und Freundschaft nichts mehr als ein schwaches Vergnügen zu verschaffen im Stande bin (und dieses Vergnügen ist doch in der That mehr noch Ihr eignes Werk als meines), Ihnen anstatt dessen und wider alle meine Wünsche nur eine Gelegenheit zur Unruhe und Besorgniß werden sollte.

Noch eine Bitte, bester Herr Professor, lassen Sie mich Ihnen thun. Sagen Sie mir in Ihrem künftigen Briefe nichts, das sich hierauf bezieht. Ich habe meinem Vater die verdrüßliche Sache verborgen, weil ich glaube, daß er sich dieselbe sehr würde zu Herzen genommen haben, und weil ich gern andern einen Verdruß erspare, der mir selbst sehr empfindlich fällt. Deswegen habe ich ihm auch Ihren letzten Brief und meine itzige Antwort nicht zeigen wollen; aber Ihren künftigen Brief wünsche ich ihm sehen zu lassen, weil es ihm eine Freude ist.

Unser guter Charpentier ist auch wieder seit acht

Tagen hier und geht morgen oder längstens künftige Mittwoche wieder nach Freyberg. Er will Ihr Portrait mitnehmen und es mir abzeichnen, weil ich ihm erzählt habe, daß ich meiner Freundin in Cottbus gern das Vergnügen, es zu sehen, verschaffen möchte. Nun kann ich ihr ein Geschenk damit machen; aber ich werde es ihr sagen, daß sie diese Gewogenheit von mir durch öftere Briefe verdienen möchte; denn in der That, es ist mir keine ganz gleichgültige Sache, Ihr Bildniß wegzugeben, wenn ichs gleich alsdann doppelt habe; und beide Bildnisse haben in meinem Herzen einen großen zweyfachen Werth, erstlich wegen des theuern Originals, dessen Aehnlichkeit sie mir vorstellen, und dann, weil ich das eine aus den Händen einer Dame, die ich ehre, und das andre von der Hand eines lieben Freundes erhalten haben werde. Ich weiß nicht, lieber Herr Professor, ob Sie den Charpentier genau kennen; aber dächten Sie nicht, daß er einer von den besten jungen Leuten ist? Nach dem, was ich gehört und gesehen habe, mache ich keine Schwierigkeit, ihn unter die besten der wenigen Menschen zu setzen, die ich kenne. Aber jemehr mir sein solider Charakter, seine philosophische und aufrichtige Seele gefällt, und seine Geduld, Freudigkeit und Ergebung mich erbaut, so sehr betrübt mich die traurige Beschaffenheit seines Glücks. Seit zwey Jahren ist er nun schon in Freyberg und legt sich auf diejenige Wissenschaft, auf die ihn seine Neigung vorzüglich geführet und darinnen er nützlich seyn zu können glaubt. Hätte er nur soviel, daß er leben könnte, so würde er, da er wirklich Versicherungen und Hoffnungen, obgleich keine gewisse Aussicht, vor sich hat, aus Neigung noch dort bleiben und ruhig den Zeitpunkt seiner Versorgung erwarten. Aber da seine Umstände

es ihm nicht erlauben, aufs Ungewisse hinzuleben, so wird er sich gezwungen sehen, außer Landes zu gehen, ein Glück zu suchen, das vielleicht eben so ungewiß ist, und dieser Schritt wird ihm unendlich sauer ankommen, da er eine Schwester zurückläßt, die in Görlitz bey seinem alten abgelebten Vater lebt, der sie kaum nothdürftig unterhalten, ihr also kein Erbtheil, als seinen Segen (der Bruder spricht, sie wäre ein frommes Kind) hinterlassen kann, und nach dessen Tode sie sich ganz allein in einer Welt befinden wird, in der ihr Bruder, wenn er nur unterdessen eine sehr mäßige Versorgung erhielte, ihre einzige und beste Zuflucht wäre. Ich will eben nicht sagen, ob es wohl ziemlich wahrscheinlich ist, daß Menschen und recht gute Menschen, die im Glücke sind und sich nie in einer traurigen Situation befunden oder sie doch längst vergessen haben, gegen das Unglück der andern eine gewisse Gleichgültigkeit behalten, die sie verhindert, soviel Antheil daran zu nehmen, als man nehmen muß, wenn man im Ernste darauf bedacht seyn will, einem Unglücklichen zu helfen. Allein das kann man sichrer behaupten, daß das vornehmste Hinderniß darinnen mit besteht, daß diejenigen, welche Hülfe bedürfen, bey denen, welche die Mittel darzu in ihren Händen haben, so schwerlich Gehör finden, weil diese theils mit Geschäften überhäuft und dadurch zerstreut werden und theils Ceremonialbesuchen und andern dergleichen Schuldigkeiten eine Zeit aufopfern müssen, die sie gesegneter zum Dienst und zur Beförderung des Glückes bescheidener Tugendhaften anwenden würden, die keinen Freund haben, der für sie spricht, und keinen Schimmer um sich her, der Aufmerksamkeit erregt. Eben so geht es auch dem armen Charpentier, der manchen vergeblichen Gang, auch wohl manche vergeb-

liche Reise, thun muß, und doch vor diejenigen nicht kommen kann, die ihm allein einige gewisse Aussichten eröffnen oder ihm wenigstens eine abschlägliche Antwort ertheilen könnten, die er vielleicht noch als eine Wohlthat annehmen würde, wenn er sie erhielte, ehe er noch mehr Jahre bey Erlernung schwerer Wissenschaften verlöre, die am Ende vielleicht für ihn ganz ohne Nutzen seyn werden.

In der That, wenn ich die vielen Exempel dieser Art betrachte, wie beschwerlich der Eintritt in die Welt und das Leben selbst dererjenigen ist, die Würden und Ehren erlangt haben, die sie durch mühsame sorgenvolle Arbeiten erkaufen, so kehre ich das Gesicht ab und sage, daß es traurig in der Welt zu leben ist. Aber das muß vielleicht so seyn. Wäre hier alles nach den Gesetzen der Billigkeit abgemessen, wären alle Tugendhafte so glücklich, als sie zu verdienen scheinen, so würden wir wenig an die Welt denken, wo die Gerechtigkeit allein herrschen soll.

Quand je vois sur la terre, pénétré de douleur,
Gémir l'humble vertu, qu'accable le malheur,
J'élève mes regards vers un juge suprême,
Et je reconnais Dieu dans ce désordre même.
Puisqu'il le souffre, il doit le réparer un jour.

Und das wird er thun. O wenn wir nur die Gedanken der zukünftigen Welt stets bey uns lebendig erhielten, wie sehr wenig Dinge würden alsdann für uns eine Versuchung zum Murren seyn!

Aber wie kommen Sie denn darzu, daß ich Ihnen den Kummer meines Freundes klage? — Doch ich dürfte Ihnen ja wohl eben so zuversichtlich meinen eignen klagen, und ist dieß nicht eben so tröstlich? O wären alle Menschen so mitleidig wie Sie! Die itzige Welt würde ein

Himmel und in der zukünftigen wenig gut zu machen seyn. Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Ich bin zeitlebens

Dresden, den 21. Sept. 1764.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

113.

Liebste Mademoiselle!

Es mag leider wohl sehr lange seyn, daß ich nicht an Sie geschrieben habe. Aber leider bin ich auch drey Wochen krank und seit der Messe mit vielen Arbeiten und Sorgen beschweret gewesen. Dieses Geständniß wird mich bey Ihnen hinlänglich entschuldigen, wenn es auch eine Saumseligkeit bey mir selbst nicht ganz rechtfertigen kann. Heute, liebe Mademoiselle, sollen Sie nun zwar nichts weiter sehen, als meinen guten Willen an Sie zu schreiben; aber nächstens, hoffe ich, sollen Sie auch die Erfüllung desselben sehen. Indessen bitte ich, daß Sie mir bald schreiben, sich aller meiner Hochachtung und Freundschaft versichert halten, und mich Ihrem Herrn Vater und Ihrem ganzen Hause auf das Beste empfehlen.

Leipzig, den 1. Novbr. 1764.

Gellert.

---

ton's Beweis der Religion aus der Auferstehung Christi von ihm angefangen. Dieses Buch empfahl ihm vor einiger Zeit in meiner Gegenwart, ein junger Theolog. Nach dem aber, was ich darinnen gelesen habe, halte ichs doch nicht recht von der Art Büchern zu seyn, wie er sie eigentlich nöthig hat.

Ich will indessen, liebster Herr Professor, mit Ihnen das Beste hoffen und in der That, wenn ich nur allein an den jungen Menschen denke, so wird es mir gar nicht schwer, es zu thun. Fällt mir aber das Buch ein, das ihn verführt, und die mannichfaltigen Fallstricke, wodurch er in Irrthum gezogen worden, und denke ich an die Menge listiger Hindernisse, die es dem Eingange der Wahrheit und selbst der Autorität der heiligen Schrift entgegen setzt, so vermehren sich meine Sorgen. Sollten die gütigen Bemühungen, die Sie, bester Herr Professor, für ihn angewandt haben, einen Erfolg zuwege bringen, wie wir ihn wünschen, so werde ich gewiß Ihnen und mir die Freude machen, Ihnen davon Nachricht zu geben.

Die Igfr. Kirchhof hat an Herrn Zeis geschrieben, daß sie ihre gute Freundin, die nach Berlin geheyrathet, verlieren wird; das ist betrübt genug für sie. Aber da, wie Bruyère sagt, es fast immer wahr ist, daß die angenehmsten Dinge und die wir am liebsten geschehen sehen, doch nicht auf die Art und zu der Zeit und mit den Umständen geschehen, wie man sie eigentlich gewünscht hätte, so muß sie sich trösten und versuchen mit dem Gedanken vergnügt zu seyn, daß ihre Freundin, wie sie glaubt, glücklich und gut versorgt seyn wird. Und daß sie mich hat, an die sie schreiben kann, wenn sie jener Freundin Gesellschaft vermißt, das kann sie auch noch zu ihrem Troste

mitnehmen. Ich denke, nun soll sie es Ihnen zweyfach danken, daß Sie uns einander bekannt gemacht haben. Leben Sie recht wohl, theuerster Herr Professor. Ich habe die Ehre zu seyn

Ihre

Dresden, den 28. Nov. 1764.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

117.

Liebste Mademoiselle!

Ich weiß nicht, warum ich nicht eher auf ein sehr dienliches Buch für den Ungenannten, das ich selbst besitze und mehr als einmal gelesen habe, warum ich, sage ich, nicht eher darauf gefallen bin, als bis mich ein Freund daran erinnert hat. Hier ist der Titel: D. Joseph Buttler's, Bischoffs zu Durham, Bestätigung der natürlichen und geoffenbarten Religion aus ihrer Gleichförmigkeit mit der Einrichtung und dem ordentlichen Laufe der Natur. Aus dem Englischen. Leipzig, 1756, 8. Sowohl die Neuheit als die Gründlichkeit des geführten Beweises muß auf einen aufmerksamen Leser viel Eindruck machen. Anstatt Ihres Ditton's würde ich lieber eines englischen Edelmanns, Gilbert West, Anmerkungen und Betrachtungen über die Auferstehung Jesu Christi und derselben Zeugnisse (Berlin, 1748, gr. 8.) vorschlagen. Wenigstens würde ich es dem Ungenannten nicht vergeben, wenn er sich nicht überwinden könnte, von S. 202 bis zu Ende S. 288 zu lesen.

anzuzeigen; nur der bloße Titel, unter mehr als einem Dutzend andrer Bücher, von denen er nichts mehr als den bloßen Titel geschrieben hatte. Auf den Sonntag will er zu mir kommen; vielleicht kann ich da mit ihm sprechen. Dafür, dächte ich, wollte ich stehen, daß er den Bernard und alle Bücher, die ich ihm vorschlagen werde, lesen wird. Bernard's Vortrefflichkeit der Religion habe ich vor vielen Jahren deutsch gelesen, ich kann mich aber nicht mehr besinnen, wer mirs gab. Ich will aber schon sehen, wie ichs ihm schaffe, wie auch den West. Ich habe mirs ohnedem vorgenommen, der Frau Geh. Cammeräthin Wagner die nächste Woche aufzuwarten. Vielleicht finde ich dort Gelegenheit, davon zu reden und sie vom Geh. Cammerrath zu bekommen, wenn er sie hat.

Liebster Herr Professor, verlassen Sie sich darauf, daß ich die Unvorsichtigkeit, die ich in Ansehung der religion essentielle begieng, nicht wieder begehen werde. Ich fühle die Nothwendigkeit, Ihrem Rathe hierinnen zu folgen, und ich will es hier so gern und willig als in jeder andern Sache thun. Auch habe ich mirs vorgesetzt, niemals auf das bloße Wort andrer, wenn ich sie nicht recht genau kenne, eine Schrift zu loben und anzupreisen.

Glauben Sie, theuerster Herr Professor, daß ich die Wohlthat, die Sie dem Ihnen ganz unbekannten Menschen zu erweisen sich bemühen, nicht stärker empfinden könnte, als wenn Sie Ihre Hand ausstreckten, mich selbst aus dem Verderben zu retten.

Meine Eltern und Geschwister empfehlen sich Ihnen und dem Herrn Oberpostcommissär nebst mir ganz gehorsamst. Ich und mein Bruder und meine Schwester haben den Abend bey Herrn Zeis zugebracht. Er bat mich, weil

er hörte, daß ich Ihnen noch einige Zeilen zu schreiben gedächte, Ihnen seine Ehrerbietung zu bezeigen.

Bleiben Sie, liebster Herr Professor, von der meinigen fest versichert; ich werde niemals aufhören zu seyn

Ihre

Dresden, den 7. Decbr. 1764.

ehrerbietigste und gehorsamste
Dienerin
C. C. Lucius.

119.

Theuerster Herr Professor!

Ich wünsche mehr als ich es hoffe, daß Sie sich wohl befinden, und diejenige Gesundheit und Munterkeit, um die ich täglich für Sie bitte, mit in das vor wenig Tagen angefangene Jahr mögen herüber gebracht haben. Ich bin vor acht Tagen bey der Frau Gräfin Vitzthum gewesen, und da habe ich Ihrentwegen, liebster Herr Professor, nichts gehört, was mich eben hätte erfreuen können. Es ist wahr, die Gräfin wußte nichts Eigentliches von Ihnen. Sie sagte nur, Sie hätten ihr nicht geschrieben, Sie hätten sie nicht besucht, und das Letztemal, als sie Sie gesehen hätte, wären Sie gar nicht wohl gewesen, und sie stand in Sorgen, Sie möchten es noch nicht seyn. O wollte Ihnen doch Gott in dem itzigen Jahre Gesundheit und neue Kräfte auf ein langes gesegnetes Leben schenken!

Die Frau Gräfin befindet sich recht wohl, auch die Fräulein, der Herr General und Mademoiselle Paret.

anzuzeigen; nur der bloße Titel, unter mehr als einem Dutzend andrer Bücher, von denen er nichts mehr als den bloßen Titel geschrieben hatte. Auf den Sonntag will er zu mir kommen; vielleicht kann ich da mit ihm sprechen. Dafür, dächte ich, wollte ich stehen, daß er den Bernard und alle Bücher, die ich ihm vorschlagen werde, lesen wird. Bernard's Vortrefflichkeit der Religion habe ich vor vielen Jahren deutsch gelesen, ich kann mich aber nicht mehr besinnen, wer mirs gab. Ich will aber schon sehen, wie ichs ihm schaffe, wie auch den West. Ich habe mirs ohnedem vorgenommen, der Frau Geh. Cammerräthin Wagner die nächste Woche aufzuwarten. Vielleicht finde ich dort Gelegenheit, davon zu reden und sie vom Geh. Cammerrath zu bekommen, wenn er sie hat.

Liebster Herr Professor, verlassen Sie sich darauf, daß ich die Unvorsichtigkeit, die ich in Ansehung der religion essentielle begieng, nicht wieder begehen werde. Ich fühle die Nothwendigkeit, Ihrem Rathe hierinnen zu folgen, und ich will es hier so gern und willig als in jeder andern Sache thun. Auch habe ich mirs vorgesetzt, niemals auf das bloße Wort andrer, wenn ich sie nicht recht genau kenne, eine Schrift zu loben und anzupreisen.

Glauben Sie, theuerster Herr Professor, daß ich die Wohlthat, die Sie dem Ihnen ganz unbekannten Menschen zu erweisen sich bemühen, nicht stärker empfinden könnte, als wenn Sie Ihre Hand ausstreckten, mich selbst aus dem Verderben zu retten.

Meine Eltern und Geschwister empfehlen sich Ihnen und dem Herrn Oberpostcommissär nebst mir ganz gehorsamst. Ich und mein Bruder und meine Schwester haben den Abend bey Herrn Zeis zugebracht. Er bat mich, weil

er hörte, daß ich Ihnen noch einige Zeilen zu schreiben gedächte, Ihnen seine Ehrerbietung zu bezeigen.

Bleiben Sie, liebster Herr Professor, von der meinigen fest versichert; ich werde niemals aufhören zu seyn

Ihre

Dresden, den 7. Decbr. 1764.

ehrerbietigste und gehorsamste
Dienerin
C. C. Lucius.

119.

Theuerster Herr Professor!

Ich wünsche mehr als ich es hoffe, daß Sie sich wohl befinden, und diejenige Gesundheit und Munterkeit, um die ich täglich für Sie bitte, mit in das vor wenig Tagen angefangene Jahr mögen herüber gebracht haben. Ich bin vor acht Tagen bey der Frau Gräfin Vitzthum gewesen, und da habe ich Ihrentwegen, liebster Herr Professor, nichts gehört, was mich eben hätte erfreuen können. Es ist wahr, die Gräfin wußte nichts Eigentliches von Ihnen. Sie sagte nur, Sie hätten ihr nicht geschrieben, Sie hätten sie nicht besucht, und das Letztemal, als sie Sie gesehen hätte, wären Sie gar nicht wohl gewesen, und sie stand in Sorgen, Sie möchten es noch nicht seyn. O wollte Ihnen doch Gott in dem itzigen Jahre Gesundheit und neue Kräfte auf ein langes gesegnetes Leben schenken!

Die Frau Gräfin befindet sich recht wohl, auch die Fräulein, der Herr General und Mademoiselle Paret.

Ich habe sie alle gesehen, die beiden Herrn von Schönfeld ausgenommen. Den ältesten kenne ich noch gar nicht. Die Frau Gräfin befahl mir, sie Ihnen bestens zu empfehlen. Auch der kleine Herr Seidelin hat mich in einem Briefe vom 8. Decbr. gebeten, dieses aufs gehorsamste und ehrerbietigste zu thun. Er ist itzo in Copenhagen in dem Hause des Staatsrath von Jeßen, und er schreibt mir, daß der Herr Professor Schlegel vor einigen Wochen eine sehr gute Fräulein aus diesem Hause geholt habe. Aber vielleicht wissen Sie diese und noch mehrere Dänische Neuigkeiten eher und besser als ich. Ich darf Seidelin doch wohl in Ihrem Namen grüßen, liebster Herr Professor? Meine Antwort und meiner Schwester ihre sind schon fertig, und ich warte nur noch auf meinen Bruder, um sie fortzuschicken.

Vor einiger Zeit meldete ich Ihnen, daß der Herr von Charpentier Ihr Portrait mit sich nach Freyberg genommen, um es abzuzeichnen. Nun ist es fertig; vorgestern kam es wieder. Er hat es nicht mit schwarzer Kreide gezeichnet, wie Mylius der Frau Gräfin ihres, und die Fräulein Langen meines, sondern er hat es getuscht; aber es ist sehr schön gerathen und ganz unverbesserlich ähnlich. Ich glaube, es würde mich dauern, wenn ichs nicht meiner lieben Kirchhof bestimmt hätte, die ich gewiß herzlich liebe. Morgen oder übermorgen wird der Rahmen und das Futteral dazu fertig werden, und auf den Freytag, ob ich wohl auf meine letzten Briefe noch keine Antwort habe, schicke ichs fort, denn ich bin in größter Eil, ihr eine Freude zu machen, die ich schon im Voraus genieße. Sie weiß noch gar nichts davon, daß ichs ihr habe wollen zeichnen lassen. Ich habe nur immer versprochen, daß ichs ihr,

wenn ich eine sichere Gelegenheit fände, auf etliche Tage zum Ansehen schicken wollte. Nun aber ist es viel besser; denn es würde ihr allemal weh gethan haben, es wieder von sich zu lassen, und sie behält dadurch ein immerwährendes Denkmal von meiner Freundschaft sowohl als auch zugleich von der Ihrigen, gütiger Herr Professor.

Es ist wohl sehr lange, daß sie Ihnen nicht geschrieben hat? und es ist auch lange, dächte ich, daß ichs nicht gethan habe, und doch hätte mir die itzige Zeit so sehr gute Gelegenheit dazu gegeben. Aber ich weiß, Sie werden itzt eine Menge Briefe erhalten und sich ganz müde daran gelesen haben, und vielleicht hielten Sie es für bescheidener, wenn ich Sie mit dem meinigen noch verschonte. Allein, liebster Herr Professor, ich kann mich eines Rechts nicht begeben, welches sich alle Ihre übrigen Correspondenten anmaßen oder doch anmaßen zu können glauben, und ich mag mich auch betrachten, wie ich will, ich gehöre nun einmal mit zu Ihren Correspondenten; denn Sie haben nun einmal mit diesem Prädicat beehrt

Ihre

Dresden, den 6. Jan. 1765.

dankbarste und gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Meine Eltern und Geschwister bezeugen Ihnen durch mich ihre besondere Hochachtung und Ehrerbietung mit den eifrigsten Wünschen für die Wohlfarth, Ruhe und Dauer Ihres so theuern Lebens. Dem Herrn Oberpostcommissär wünsche ich eine glückliche Reise nach Dresden, wenn er nicht schon auf dem Wege ist.

Noch ein Wort, bester Herr Professor, ehe ich zusiegle. Buttler's Bestätigung habe ich nun gelesen. Ich hoffe,

der junge Mensch, von dem Sie wissen, soll, wenn er in seinen Nachforschungen so aufrichtig ist, als er sich stellt, doch diesen Nutzen davon haben, daß die Offenbarung bey ihm wieder ihr voriges Ansehen erhalten wird, wenn sie davon verloren haben sollte, und daß er (welches vielleicht das Schwerste ist) in den Umfang menschlicher Einsichten ein bescheidenes Mißtrauen setzen und ihre Unzulänglichkeit, Einschränkung und Betrüglichkeit empfinden und begreifen wird. Aus diesem Grunde schmeichle ich mir, er werde die Lehre von der Genugthuung annehmen, welche in der H. Schrift deutlich ausgedrückt ist, ob es aber in Ansehung der persönlichen Gottheit des Erlösers gleichfalls zu erwarten ist, davon, denke ich, kann man nichts sagen. Ich habe ihm Ihre Anweisung nach der aus den Sprüchwörtern Salomonis angeführten Stelle die Schrift zu lesen gegeben und ihm gerathen, dasjenige, was ihm darinnen dunkel und unauflöslich vorkömmt, lieber den Erleuchtungen eines künftigen Zustandes zu überlassen, als sich durch eigenmächtige Erklärungen irre zu führen, welches auch Buttler haben will. Dieses habe ich auch schriftlich gethan, denn ich kann von solchen Materien nicht mit ihm sprechen, weil immer zu viel andere Leute dabey sind. Letzthin wurde doch einmal diese Streitfrage vorgebracht. Es war aber einer zugegen, der zwar auf der Seite der Orthodoxen ist, aber in alles, was er sagte, soviel Griechisches und fremde Kunstwörter brachte, daß ich wenig verstund und lieber gar nichts sagte. Ueberhaupt mag ich nicht gern disputiren, ob ich wohl nie etwas behaupte, davon ich nicht Gründe hätte, die wenigstens für mich überzeugend wären. Aber ich weiß es schon, ich bin so leicht aus der Sache zu bringen und verirrt zu machen, zumal wenn die Andern nicht genau

dabey bleiben, und ich getraue mir nicht, von so wichtigen Materien so zu sprechen, als geschehen muß, und vielleicht gehört eine Kenntniß dazu, die ich nicht besitze, und eine Kunst Schlüsse zu machen, die ich nicht verstehe.

Leland's Abriß habe ich gestern erhalten und ich will es ihm zu lesen geben. D. Crusius Erläuterung werde ich bald bekommen. Unterdessen habe ich ihm einen andern Band Abhandlungen von diesem Gottesgelehrten gegeben, die ihm vielleicht nützen können. Zwey Predigten, die ich darinnen las, brachten mich auf den Gedanken; es waren die erste von den ungläubigen und lehrbegierigen Fragen, und eine andre von der Beschämung des Unglaubens durchs göttl. Wort. Ich habe sonst nie etwas von diesem Autor gelesen oder zu lesen gewünscht, weil man mir ihn, als dunkel, schwer und unverständlich beschrieben. Vielleicht aber mag er das nur in seiner Philosophie seyn, denn in den Predigten finde ich seinen Vortrag gründlich und sehr deutlich, ich lese ihn recht gern.

Das Buch Défense du christianisme soll nicht gut gerathen seyn. Das haben mir durchgehends Leute gesagt, die für und wider die Religion essentielle sind.

120.

Liebster Herr Professor!

Ich habe vor einigen Tagen eine Erklärung von meinem Irrgläubigen erhalten, die mir von seiner Gemüthsbeschaffenheit bey seinen Zweifeln, oder, wenn man will, Irrthümern, einen solchen Begriff giebt, daß ich nunmehro weniger Ursache zu finden glaube, seinetwegen beunruhigt zu seyn, als ich zuvor dachte. Erlauben Sie mir, liebster Herr Professor, daß ich mir einen langweiligen Abend damit angenehm mache, daß ich Ihnen einen kleinen Abriß davon gebe. Vielleicht sagen Sie mir alsdann, ob ich wirklich Grund zu denken habe, daß seine Seele wirklich in einem solchen Zustande ist, in welchem sie von Gott die Gnade erwarten kann, von demjenigen, was eigentlich Wahrheit ist, auf eine ungezweifelte Art überzeugt zu werden. Ich sollte es meynen, er scheint mir so aufrichtig;

> Et une ame sincère, parcequ'elle sait douter, mérite qu'il l'éclaire.

Er glaubt, es sey seine Pflicht zu untersuchen. Diese Untersuchung hat ihn zur Kenntniß verschiedener Meynungen geführt. Eine davon muß Recht haben. „Wer, fragt er, „soll den Ausspruch thun, nachdem die ganze Welt Partey „geworden? Wo sollen wir den Richter suchen? In der „Schrift? Ja; aber so sagen wir alle, und doch ist die „Uneinigkeit dadurch nichts weniger als gehoben. Alle wäh„len einen und eben denselben Richter. Jeder behauptet, „daß dieser gemeinschaftliche Richter besonders für ihn den „Ausspruch gethan habe, und jeder macht den andern solche „Widersprüche, daß wir, zum zweytenmale einstimmig,

„einen andern Richter zu wünschen uns nicht entbrechen „würden, wenn nicht der erste versichert hätte, daß dieser „Wunsch Verwegenheit sey. Und welchen Schluß soll wohl „der dritte Mann in dieser Uneinigkeit fassen? Ich stelle „mir unter dem dritten Manne einen solchen vor, der eben „so unparteyisch, als von der unumgänglichen Nothwendig„keit, einen Schluß zu fassen, überzeugt ist. Soll er blind„lings die erste Partey verstärken? sie wird ihm im Ver„trauen sagen, die letztern wären alle Betrüger. Oder soll „er nicht vielmehr der letztern Beyfall geben, die ihn mit „Beweisen von den Fehlern der ersten übertäuben wird?" u. s. w.

„Wenigstens, fährt er fort, kann ich mich zur Zeit „noch zu Keinem von beiden entschließen. Alles zu wissen, „ist mein Verlangen; alles zu prüfen, meine Bemühung; „alles Gute zu behalten, mein Vorsatz; und fertig zu seyn, „Antwort zu geben jedermann, der Grund fordert von der „Hoffnung, die in mich gelegt ist, mein sehnlich gewünsch„ter Endzweck.

„Ob hierzu meine Kräfte zu unvermögend und meine „Jahre zu bestimmt seyn werden, das weiß ich nicht; aber „das weiß ich, daß, so uns unser Herz nicht verdammt, „wir schon eine Freudigkeit zu Gott haben. Wenn wir „alles gethan haben, was wir zu thun schuldig waren, ja, „was wir, meiner Einbildung nach, in unsern Zeiten und „Umständen, gar zu thun nicht unterlassen konnten, gesetzt „wir blieben noch ziemlich unnütze Knechte, so bleiben wir „doch nach Vermögen, ob schon in Wenigem, treu." (Mich dünkt, man könnte das so auslegen, als ob ers fürs Beste hielt, lieber auf dem Wege einer aufrichtigen Nachforschung der Wahrheit in einen Irrthum zu gerathen oder im Zweifel zu

bleiben, als eine Wahrheit blindlings und ohne Untersuchung anzunehmen.)

Er sagt ferner: „daß er die unvollkommenste Erkennt„niß gegen eine träge Unwissenheit nicht vertauschen wollte, „und daß er sich vorwerfen würde, an sich selbst untreu „gehandelt zu haben, wenn er bey aller Wahrscheinlichkeit, „daß seine Erkenntniß wirklich einer Verbesserung und „Wachsthums bis ins ewige Leben fähig sey, derselben mit „Willen und Vorsatz Gränzen gesetzt hätte."

Dieses alles sagt er mir nur in der Absicht, mir von seiner Denkungsart in diesem Stücke Rechenschaft zu geben. Er spricht: „er gäbe allen Menschen zu dem Entschlusse, „die Entscheidung ihrer Zweifel in der Schrift zu suchen, „seinen vollkommensten Beyfall, und (Gott wüßte es) aus „mehrern Ursachen, als weil dieses ein Vorsatz sey, zu des„sen Ausführung er seit verschiedenen Jahren alle nur zu „ersparende Zeit angewandt habe." Er sagt mir aber: „es „sey mehr Schwierigkeit dabey zu erwarten, als ich mir „wohl vorstellte." Er thut zwey Wünsche für alle, die sich hierauf einlassen. Entweder sie sollen „alle die Schwierig„keiten vermeiden, über deren Auflösung er öfters lange „Zeit sehr bekümmert gewesen, oder sie sollten in dieser „Verlegenheit selbst alle die Beruhigung finden, welche ihm „die Fortsetzung seiner Bemühungen täglich angenehmer „machte."

Crusius Erläuterung des vernünftigen Gottesdienstes will er lesen, auch Gilbert West. (Ich werde, wenn der Geh. Cammerrath Wagner wiederkommen wird, hingehen und ihn bitten, wenn er dieses Buch hat, es mir zu leihen.) Den Leland will er auch lesen, wenn ich denke, daß er ihm gut ist. Ich habe nur erst angefangen, darinnen zu

lesen. Es steht viel Schönes darinnen, aber mein Freund gehört wohl nicht in die Classe der Deisten, zum wenigsten nicht ganz. Einer von seinen Freunden, von dem ich Ihnen, liebster Herr Professor, gesagt habe, daß er mir zu griechisch disputirt, übernahm es, ihm Beweise aus der H. Schrift für die persönliche Gottheit unsers Erlösers zu geben. Er gab mir sie, weil ich sie verlangte, und fügte einige von seinen Beweisen für das Gegentheil hinzu, um sich wenigstens, sagt er, aus dem Verdachte zu retten, als wollte er wider allen Dank und aus einer Art von Eigensinne andrer Meynung seyn.

Unser Wissen ist nur Stückwerk. Vielleicht ist seines noch unvollkommener, als vieler andern Menschen ihres; aber sollte ihn dieses von der Fähigkeit ausschließen, nach dem Tode in Erkenntniß zu wachsen? Vielleicht wäre das Glücklichste, was ihm begegnen könnte, der Tod, wo alle äußerlichen Hindernisse hinwegfallen und seinem aufgeklärtern Verstande das wahre Geheimniß der Gottheit eröffnet werden würde. Ich gestehe es, liebster Herr Professor, ich denke, daß ein Irrthum dieser Art nichts schaden kann. Es wäre ein großes Unglück, wenn dieses nicht so seyn sollte; denn ich sehe gar nicht, wie hier etwas zu thun ist. Die Sache, worüber gestritten wird, ist keiner Demonstration fähig. Man muß sich schlechterdings auf eine Offenbarung berufen, und da glaubt man schon viel gewonnen zu haben, wenn ein Zweifler ihre Autorität zugesteht und ihre Aussprüche anzunehmen geneigt ist. Wenn nun aber ein solcher Zweifler selbst in dieser Offenbarung dasjenige erklärt zu sehn glaubt, was ihm der andre als Irrthum beweisen will, thäte er da nicht Unrecht, wenn er wider seine Einsicht (nehmlich so lange ihm seine Begriffe in der

Schrift gerechtfertiget scheinen, gesetzt er verstünde sie unrecht) andre Begriffe (und wenn es auch die wahren wären) annähme, deren Grund er einzusehen nicht fähig ist? Ich denke, daß die Menschen nach ihren Absichten und Zwecken, und bey den Mitteln dazu, nach ihrer Erkenntniß, gerichtet werden sollen. Freylich mag bey den Mitteln zu den meisten Endzwecken viel auf die Moralität der erstern mit ankommen, wenn auch die letzten unstreitig lobenswürdig sind. Aber hier, bey dem Endzwecke, wovon wir reden, habe ich kaum einen Begriff davon, wie bey den Mitteln dazu Moralität statt finden könnte.

Vorgestern erst ist Ihr Bildniß mit einem Briefe von mir, zu meiner Kirchhofin abgereist. Warum es sich so lange verzogen? O! es entstand ein großer Streit darüber. Meine Eltern wollten, ich sollte es behalten, und Herr Zeis (ich weiß gar nicht warum) sagte auch, ich könnte es ihr wohl schicken, aber lassen sollte ichs ihr nicht; und das alles kam ungefähr darauf hinaus, daß das Bild sehr schön wäre, und daß es wohl für sie, die mir ganz unbekannt wäre, (weil ich sie nie gesehen habe — und hier dachte ich; ist mir denn der Herr Professor also auch ganz unbekannt? ich habe ihn ja auch niemals gesehen —) zu gut seyn möchte. Das alles machte mich zweifelhaft, daß ich mir einige Tage Bedenkzeit nehmen mußte. Endlich entschloß ich mich: Es ist für sie bestimmt gewesen, sagte ich zu mir selbst, Charpentier hat mirs blos deswegen gezeichnet, sonst wäre es vielleicht gar nicht geschehen; sie liebt den Herrn Professor so herzlich, und mir wird sie's sehr vielen Dank wissen. Soll ich nicht die Freude haben, ihr eine Freude zu machen? Warum soll ich einen Entschluß ändern, den ich ein ganzes Vierteljahr hindurch behalten habe? Weil das Bild sehr

schön ist? Je, das ist ja besser, als wenn's schlecht wäre. Es läßt nicht hübsch, wenn wir etwas für Freunde zu gut halten. Was wäre es, wenn ich ihr etwas Gleichgültiges schenkte, etwas, das mir gar nicht oder nur halb lieb wäre? — Hierzu kam noch meine Schwester, die sagte mir, es wäre eine Art von Neid, zwey Portraits behalten zu wollen, da die Andre gar keins hätte; und so schickte ichs fort und weiß es, daß ichs nicht wieder zu sehen bekomme; dennoch bin ich sehr vergnügt, daß ichs gethan habe, und freue mich auf ihre Antwort. Nicht wahr, liebster Herr Professor, Sie billigen es, daß ichs so gemacht habe? Und das billigen Sie auch, daß ich schließe. O wenn Sie nur nicht krank wären! Ich muß nur zur Frau Gräfin Vitzthum und zur Frau Geh. Cammerräthin gehen, damit ich erfahre, was Sie machen und wie Sie sich befinden. Der Herr Oberpostcommissär kömmt nun wohl nicht nach Dresden? Ich schriebe gern einmal an ihn; aber ich weiß nicht, was ich ihm sagen soll, ich bin ganz aus der Gewohnheit gekommen. Leben Sie wohl, bester Herr Professor. Ich mache mir die größte Ehre daraus, zeitlebens zu seyn

Ihre

Dresden, den 15. u. 16. Jan. 1765.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

121.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich bin itzt gleich in einer solchen Verfassung, daß ich mich nach einer Art von Vergnügen sehne, welches ich in keiner andern Beschäftigung anzutreffen weiß, als wenn ich mir die Freyheit nehme, an Sie zu schreiben.

Es ist wahr, Sie haben mich wohl seit drey Monaten und länger mit keinem Briefe beehrt, und dieß sollte mich vielleicht furchtsam machen; aber ich denke nicht, daß ich mein Privilegium zu schreiben verliere, wenn Sie mir gleich meine Pension schuldig bleiben, und ich würde nicht zu entschuldigen seyn, wenn ich an Ihrer Gütigkeit zweifeln könnte, und mich nicht täglich durch die großen Beweise, die Sie mir davon gegeben haben, zur Dankbarkeit und Liebe gegen meinen theuersten Herrn Professor aufmuntern ließe.

Ich habe seit der Zeit, als ich unmittelbar von Ihnen selbst etwas zu hören nicht die Freude gehabt, doch die Frau Gräfin Vitzthum und einmal die Frau Geh. Cammerräthin Wagner gesprochen, und von Ihrer Gesundheit wenigstens keine traurige Nachrichten gehört.

Ich bin besorgt gewesen, ob wohl mein letzter Brief Sie verdrüßlich gemacht haben möchte. Aber, liebster Herr Professor, Sie sollen mit keinem von der Art mehr beunruhiget werden. Ich habe meine Ueberlegungen gemacht und ich verlasse die Unternehmung, einem Irrenden die Wahrheit zu lehren, vornehmlich seitdem ich dafür halte, daß sein Zustand ihm keine Gefahr droht. Lockens christianisme raisonnable, welches ich kürzlich gelesen und

um soviel zuversichtlicher gelesen, da D. Leland in seinem Abrisse sich öfters darauf beruft und sonst keine Warnung darwider anbringt, hat mich in dieser meiner Meynung und überhaupt in meiner Liebe zur Toleranz noch mehr bestärkt und ich bin mit dieser Lectüre sehr zufrieden gewesen.

Unser Irrender nun hat eine aufrichtige Liebe zur Wahrheit, welches ich wenigstens hoffe, und Christus und seine Apostel, dieselbigen mögen ihn lehren. Zwar weiß ich, und Locke sagt es auch, es ist die Schuldigkeit eines jeden Menschen, daß er sich bemühe, die Wahrheit von allem dem, was er von Gott geoffenbaret zu seyn glaubt, einem Andern auch erweislich zu machen; aber ich finde, daß mir das nöthige Maaß von Weisheit hierzu nicht gegeben ist. Er besitzt eine Stärke des Raisonnements, die ich nicht habe, und ich halte es für weit besser, gute Gründe gar nicht, als schlecht zu vertheidigen. Ja, wer weiß, wenn mir ein solcher Versuch ein oder mehrmal mißglückte, ob ich nicht verleitet werden möchte, von der Gewißheit und Richtigkeit meiner Sache zweifelhafte Gedanken zu fassen. Dieß hindert mich indessen nicht, ihm alle die guten Bücher zu empfehlen und zu verschaffen, die Sie, gütiger Herr Professor, vorgeschlagen haben (itzo hat er den Crusius); aber ich will es vermeiden, ihn um seine Meynung darüber zu befragen oder mich über eines derselben mit ihm einzulassen. Ich werde mich freuen, wenn diese Partey, die ich ergriffen habe, Ihren Beyfall erhält.

Ich weiß nicht, ob ichs Ihnen schon gesagt habe, daß ich und meine Schwester itzt die englische Sprache studiren, doch ohne Lehrmeister, und nur um soviel zu lernen, als wir zu unserm Vergnügen, zum Lesen, brauchen; weiter geht unsre Absicht nicht. Wir kommen besser damit fort,

als ich mirs vorstellte. Der Herr Hofrath Krebel hat uns zum Anfange einige Bücher geliehen, die wir mit Hülfe unsrer Grammatik und Wörterbuchs, diesen Winter durchlesen haben. Wenn wir nun täglich etwas Englisches lesen, (denn auf andre Art können wir uns ohnedem nicht üben) hoffen wir schon noch unsern vorgesetzten Endzweck zu erlangen.

Die Frau Gräfin Bitzthum und ihre Fräulein sahe ich zuletzt am verwichenen Dienstage. Sie sagten, sie fingen nun schon wieder an auf ihre Abreise zu denken.

Vielleicht ist es Ihnen nicht unangenehm, wenn ich Ihnen, ehe ich schließe, noch ein Wort von Herrn Zeis sage, welcher, soviel ich weiß, Ihnen lange nicht geschrieben hat. Er befindet sich mit seiner Familie wohl, nur daß er über den Tod seiner Schwägerin (ihr Gemahl ist der Obrist Lieutenant und Kreiscommissär des Erzgebirgischen Kreises Petrikowsky) sehr betrübt ist, vornehmlich weil sie dreyerley Kinder und Stiefkinder aus verschiedenen Ehen, und darunter aus der letzten Ehe vier sehr junge Kinder, wovon das kleinste nur vier Jahr alt ist, verwaist hinterlassen hat. Demungeachtet aber hat Herr Zeis diese Woche unsrer Familie einen großen Dienst erwiesen, indem er es durch seine Vermittelung dahin gebracht, daß ein armer Rector seinem Schwiegervater, der meiner Mutter leiblicher Schwager und Pastor in Sebnitz ist, substituirt worden, welches für diese Familie eine große Ursache zur Freude und tausend Segenswünschen für den guten Herrn Zeis seyn wird.

Ich würde diese für Sie sehr wenig merkwürdige Geschichte hier gar nicht berühret haben, wenn ich nicht wüßte, daß Sie es gern hören, wenn Jemanden Gutes und zwar

durch die Hand Ihrer Freunde geschieht. Leben Sie wohl, liebster Herr Professor, und glauben Sie, daß ich mit ehrerbietigster, ewigdauernder Ergebenheit bin

Ihre

Dresden, den 16. März. 1765.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

122.

Liebste Mademoiselle!

Es giebt Leute, die ihre Lieblingsmeynungen, wenn man sie ihnen streitig machen will, nur desto fester halten, und die solche hingegen, wenn sie Niemand bestreitet, satt werden und oft mit bessern vertauschen. Ich hoffe, Ihr Ungenannter soll unter diese Classe gehören. Wenigstens denke ich, wenn die Menschen sein System zu dem ihrigen machten, er würde es nicht mehr so schön finden und aus Liebe zum Neuen und zur größern Scharfsichtigkeit bald ein andres ergreifen. Uebrigens hat er ohne unsre Widerlegung Hülfsmittel genug, sich eines Bessern zu belehren, wenn dieses sein Wunsch ist; denn er kann ja die besten Bücher in mehr als einer Sprache um Rath fragen. Und wenn ihn diese, von so großen und gottseligen Männern geschrieben, nicht überzeugen, was können wir von unsern flüchtigen Widerlegungen hoffen, die seine Einsicht, sobald er uns Recht geben wollte, unter die unsrige setzten? So lange es ihm leicht wird, zu glauben, daß soviel wackere Leute sich bey den Grundwahrheiten der Religion geirret haben,

als ich mirs vorstellte. Der Herr Hofrath Krebel hat uns zum Anfange einige Bücher geliehen, die wir mit Hülfe unsrer Grammatik und Wörterbuchs, diesen Winter durchlesen haben. Wenn wir nun täglich etwas Englisches lesen, (denn auf andre Art können wir uns ohnedem nicht üben) hoffen wir schon noch unsern vorgesetzten Endzweck zu erlangen.

Die Frau Gräfin Vitzthum und ihre Fräulein sahe ich zuletzt am verwichenen Dienstage. Sie sagten, sie fingen nun schon wieder an auf ihre Abreise zu denken.

Vielleicht ist es Ihnen nicht unangenehm, wenn ich Ihnen, ehe ich schließe, noch ein Wort von Herrn Zeis sage, welcher, soviel ich weiß, Ihnen lange nicht geschrieben hat. Er befindet sich mit seiner Familie wohl, nur daß er über den Tod seiner Schwägerin (ihr Gemahl ist der Obrist Lieutenant und Kreiscommissär des Erzgebirgischen Kreises Petrikowsky) sehr betrübt ist, vornehmlich weil sie dreyerley Kinder und Stiefkinder aus verschiedenen Ehen, und darunter aus der letzten Ehe vier sehr junge Kinder, wovon das kleinste nur vier Jahr alt ist, verwaist hinterlassen hat. Demungeachtet aber hat Herr Zeis diese Woche unsrer Familie einen großen Dienst erwiesen, indem er es durch seine Vermittelung dahin gebracht, daß ein armer Rector seinem Schwiegervater, der meiner Mutter leiblicher Schwager und Pastor in Sebnitz ist, substituirt worden, welches für diese Familie eine große Ursache zur Freude und tausend Segenswünschen für den guten Herrn Zeis seyn wird.

Ich würde diese für Sie sehr wenig merkwürdige Geschichte hier gar nicht berühret haben, wenn ich nicht wüßte, daß Sie es gern hören, wenn Jemanden Gutes und zwar

durch die Hand Ihrer Freunde geschieht. Leben Sie wohl, liebster Herr Professor, und glauben Sie, daß ich mit ehrerbietigster, ewigdauernder Ergebenheit bin

Ihre

Dresden, den 16. März. 1765.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

122.

Liebste Mademoiselle!

Es giebt Leute, die ihre Lieblingsmeynungen, wenn man sie ihnen streitig machen will, nur desto fester halten, und die solche hingegen, wenn sie Niemand bestreitet, satt werden und oft mit bessern vertauschen. Ich hoffe, Ihr Ungenannter soll unter diese Classe gehören. Wenigstens denke ich, wenn die Menschen sein System zu dem ihrigen machten, er würde es nicht mehr so schön finden und aus Liebe zum Neuen und zur größern Scharfsichtigkeit bald ein andres ergreifen. Uebrigens hat er ohne unsre Widerlegung Hülfsmittel genug, sich eines Bessern zu belehren, wenn dieses sein Wunsch ist; denn er kann ja die besten Bücher in mehr als einer Sprache um Rath fragen. Und wenn ihn diese, von so großen und gottseligen Männern geschrieben, nicht überzeugen, was können wir von unsern flüchtigen Widerlegungen hoffen, die seine Einsicht, sobald er uns Recht geben wollte, unter die unsrige setzten? So lange es ihm leicht wird, zu glauben, daß soviel wackere Leute sich bey den Grundwahrheiten der Religion geirret haben,

und hingegen schwer zu glauben, daß er sich bey seinem erwählten Systeme irren könne, so hat er keine große Ursache auf uns zu hören, und wir thun genug, wenn wir ihn auf ein gutes Buch weisen und an die Wichtigkeit der Sache erinnern. Weiter glaube ich nicht, daß meine Pflicht in diesem Falle geht. Trage die Irrenden mit Sanftmuth, und siehe zu, wenn du stehest, daß du nicht fallest, und denke daran, daß ein jeder für sich Gott wird Rechenschaft geben müssen von seinem Glauben und seinem Leben.

Daß ich meinen Briefwechsel mit Ihnen, liebe Mademoiselle, so lange habe ruhen lassen, die Schläfrigkeit, so groß sie auch zu seyn scheint, würden Sie mir gern vergeben, wenn Sie nur acht Tage ein Zeuge von den Umständen seyn könnten, in welchen ich seit einem halben Jahre stehe. Ich würde sie Ihnen beschreiben, wenn ich mich nicht vor dem Fehler der Krankheit und der Eigenliebe, vor dem Fehler des Klagens, fürchtete.

Die gute Beschäftigung, die Sie diesen Winter über mit Ihrer Igfr. Schwester zugleich getrieben haben, wird Sie beide für Ihre Mühe reichlich belohnen. Indessen wünschte ich doch, daß Sie wenigstens einen Monat lang einen Lehrmeister zu Hülfe genommen und das Verdienst der überwundnen Schwierigkeit nicht so theuer erkauft hätten. Der liebe Hofrath Krebel, der selbst die englische Sprache wohl versteht und die besten Bücher darinne kennt, auch zum Theil selbst hat, wird Ihnen, zum glücklichen Fortgange in dieser Sprache die besten Rathschläge geben können. Wüßte ich ein recht schönes, leichtes und doch nicht großes englisches Werk, so würde ich Ihnen rathen, es zu übersetzen, und Herr Krebeln um die gelegentliche Durchsicht Bogenweise zu ersuchen. — Nach der guten Gräfin Vitz-

thum und ihrer Tochter, die ich so lange nicht gesehen habe, sehne ich mich täglich und zähle immer, wie viel ich noch Collegia bis Ostern zu lesen habe.

Leben Sie wohl, gute Mademoiselle, und empfehlen Sie mich Ihrem geehrtesten Hause und Herrn Zeis aufs ergebenste und beste.

Leipzig, den 21. März 1765.

Gellert.

123.

Hochzuehrender Herr Professor!

Sie werden nun vielleicht schon das Vergnügen genossen haben, Ihre liebe Gräfin Vitzthum mit ihrer Fräulein zu sehen, oder es steht doch nunmehr in Ihrer Gewalt, es zu thun. Am Donnerstage reißten sie fort und eben am Donnerstage hatte ich auch noch die Ehre, von ihnen Abschied zu nehmen. Es war mir recht traurig, als ich Abschied genommen hatte, und allein durch die Säle ging und bey mir dachte, daß ich nun in langer Zeit nicht wieder hierher kommen würde. Ich wundre mich auch gar nicht darüber, denn ich gehe allemal mit Freuden hin und zufrieden wieder weg, ob ich gleich nur kurze Zeit dort bleibe. Aber ich liebe und ehre die Gräfin von ganzem Herzen (Ihnen, liebster Herr Professor, darf ich das erste wohl sagen, wenn ichs gleich ihr selbst nicht sage, weil sie an Rang und Jahren zu weit über mir ist), und ich habe auch wohl sehr gute Ursachen dazu. Sie läßt sich herab, ohne es merken zu lassen, daß sie es selbst weiß, und erhält

sich demungeachtet bey der wahren Würde ihres Ranges. Ich gehe niemals weg, daß sie nicht etwas Gütiges zu mir gesagt hätte; selbst ihre gleichgültigsten Fragen sind einem angenehm, weil sie dieselben so vollbringt, daß man ihr für die Mühe, die sie sich nimmt, nach etwas zu fragen, daran ihr vielleicht gar nichts gelegen ist, verbunden seyn muß. Ueber dieses bin ich ihrer ganz besondern Gütigkeit den Besitz Ihres Bildnisses schuldig. Aber dieses alles ist es nicht allein, was ich an ihr liebe, sondern ich höre sie auch noch überhaupt so gern reden, weil sie von einer jeden Sache so sehr gut, richtig und billig denkt. Liebster Herr Professor, Ihnen vornehmlich habe ich die Bekanntschaft dieser so guten Dame zu danken und dieses ist ein neuer Bewegungsgrund, sie mir höchstschätzbar zu machen, so wie ich mich ihrer Gütigkeiten weit zuversichtlicher annehme, als ich sonst thun könnte, wenn ich mich erinnerte, daß sie allein Ihrentwegen mir dieselben erweist. Wie glücklich bin ich, wenn ich meine Verbindlichkeit gegen Sie für die Fortsetzung Ihrer eignen Gewogenheit und des Andenkens der theuern Gräfin überdenken kann, und sich in diese Betrachtung keine Erinnerung von etwas einmischt, welches mir den Verlust von beiden zuziehen könnte! Möchte nur, dieses ist mein Wunsch, die Gegenwart dieser Ihnen so werthen Personen und der Genuß der Landluft zur Verbesserung Ihrer Gesundheit etwas beytragen, so wollte ich vergnügt seyn und, wie die kleine Gräfin Callenberg zur Fräulein Schönfeld itzt bey der Abreise, sagen: Schreiben Sie mir des Jahrs nur einmal (und daß Sie sich wohlbefinden) und erlauben Sie mir, mich zuweilen Ihrem Andenken zu empfehlen.

Der Herr Hofrath Krebel, dem ich gleich anfangs

unser Vorhaben, Englisch zu lernen, eröffnete und der uns sehr dazu aufmunterte, rieth uns auch den Anfang nur auf kurze Zeit mit einem Sprachmeister zu machen. Allein wir getrauten uns nicht unsre Eltern darum zu bitten, weil es nicht ihr Wille, sondern nur unser eigner Einfall war, und sie die ganze Sprache für uns als etwas Unnöthiges und Entbehrliches halten möchten; noch mehr aber, weil mein Vater eine rechte Antipathie wider diese Sprache äußerte und kaum unsere kleinen Bemühungen, sie zu lernen, leiden konnte. Allein wir haben ihn doch nunmehr in so weit mit derselben ausgesöhnt, daß er nichts mehr darwider sagt und wir ihm auch manchmal etwas von unsern Fortgängen in derselben erzählen dürfen.

Ich gebe mich darüber um soviel leichter zufrieden, weil ich nichts mehr als zu lesen wünsche, und weil ich das Französische gelernt habe, ohne meiner Lehrmeisterin viel Dank schuldig zu seyn. Und meine Schwester hat Französisch und Italienisch ohne alle Unterweisung lesen und verstehen gelernet, wenn ich den kleinen Beystand ausnehme, den ich und der Bruder ihr zu Anfange im Französischen geleistet haben; und sie weiß doch genug davon, um es recht gut zu schreiben; sie würde es auch sprechen, wenn sie Lust dazu und weniger Schüchternheit hätte. Herr Francke hat mir itzt aus der Bünauischen Bibliothek zwey englische Bücher geschickt. Wenn mir der Herr Hofrath, den ich sehr lange nicht gesehen habe, keinen Vorschlag zum Uebersetzen zu thun weiß, so will ich einige kleine einzelne Stücke aus den Büchern, die mir vorkommen, übersetzen, und ihn bitten, sie bey Gelegenheit durchzusehen. Sie erlauben es wohl, gütiger Herr Professor, daß ich, um

ihn hierzu geneigter zu machen, ihm sagen darf, daß ich mir soviel Freyheit Ihrer Anleitung zu Folge nehme.

Es ist mir mehr als angenehm, es ist mir recht tröstlich, daß Sie meine Entschließung in der Sache, welche den Inhalt meiner letzten Briefe ausgemacht, dadurch zu billigen scheinen, daß Sie dieselbe noch mit mehrern Gründen unterstützen. Ich erkenne diese Ihre Güte mit der größten Dankbarkeit, und ich wage es nur noch zwo Bitten an Sie zu thun. Die eine, daß Sie, wenn Ihnen ein gutes Buch, welches in diesem Falle nützlich seyn könnte, bekannt wird, mir dasselbe nennen, und die andre, daß Sie, um die Freyheit zu entschuldigen, deren ich mich hierbey bedienet habe und die mir immer größer vorkömmt, jemehr ich daran denke, sich der Bewegungsgründe erinnern wollen, die mich veranlasset haben.

Zuerst bewog mich eine Empfindung des Mitleidens und der christlichen Liebe, irgendwo in einer Sache Rath zu suchen, von welcher ich glaubte, daß Rath darinnen nöthig sey, und mein unumschränktes Vertrauen nicht weniger auf Ihre Gütigkeit und Menschenliebe als auf Ihre Einsicht und richtige und billige Denkungsart in einem jeden Falle ließen mich denselben am besten von Ihnen hoffen. Ich besorge auch, wenn ich die Irrthümer dieses Jünglings hier Jemanden entdecken wollte, so könnten dieselben aus Zufall oder Indiscretion weiter bekannt werden, und, wie solches in manchen Fällen geschehen kann, seinem zeitlichen Glück dadurch geschadet oder, was noch schlimmer wäre, ein Heuchler aus ihm werden. Und ein Heuchler ist das ärgste Wesen in der Natur, wenigstens wird ein solcher stufenweise zu allem Bösen fähig. Diese Ursachen bestärken mich in meiner Verschwiegenheit, ohne daß ich dadurch zu

verstehen geben will, als ob ich zu meinen hiesigen Freunden gar kein Zutrauen fassen könnte; aber es ist nicht nöthig, hier weiter von der Sache zu reden, nachdem ich alles, was ich darinnen gewünscht, mit der größten Sicherheit und Ueberzeugung, daß es gut sey, von Ihnen erlanget habe. Und im Grunde habe ich doch auch wirklich keinen theurern Freund, als meinen besten Herrn Professor; keinen, in welchem ich mehr gütige Bereitwilligkeit, mehr Einsicht, mehr Freyheit von Vorurtheilen und mehr Nachsicht gegen Irrende voraussetzen könnte. Wir können ja selbst unsern Gott mit unserm Vertrauen ehren: warum sollte man nicht auch seine vorzüglichsten Freunde damit ehren? Oder besser, warum sollte man nicht vornehmlich ihnen die Ehrenbezeugungen seines Vertrauens besonders vorbehalten? Und sollte ich nicht, wenn sich keine wichtigern Vorfälle darbieten, die gemeinern Gelegenheiten, so wie sie sind, dazu anwenden dürfen?

Bleiben Sie indessen, bester Herr Professor, von meinen dankbarsten Empfindungen für den an dieser Sache gütigst genommenen Antheil von mir versichert. Vielleicht erweißt Gott dem Irrenden die Gnade, die Wirkungen desselben zu seinem Besten zu erfahren, und mir die Freude, mit ihm zugleich denjenigen zu segnen, der sich seiner angenommen. Ewig müsse der Himmel alle diejenigen beglückseligen, die Ihnen ähnlich sind, theuerster Herr Professor.

Dresden, den 1. April 1765.

C. C. Lucius.

Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen ehrerbietigst. Mein Vater, dachte ich, sollte es bald persönlich thun; aber er geht nicht mit auf die Messe. Herr Zeis macht

sich aber sichre Rechnung diesen Sommer noch Leipzig zu besuchen. Ich freue mich selbst darauf, weil er Sie sehen wird. Sie können denken, ob er sich selbst freut, da er Sie, Herr Creuzigern, den er noch niemals gesehen hat, und seinen alten Freund Buschmann zu sehen hinreißt.

124.

Liebste Mademoiselle!

Der Herr Hofrath Jahn, dessen Bekanntschaft ich diese Messe erlanget und den ich sehr lieb gewonnen habe, erbietet sich mir Briefe nach Dresden mit zu nehmen. Ich weiß nicht, ob er den Ihrigen selbst überbringen wird. Sollte er es aber thun, so wird ers auf eine Art thun, die Ihnen nicht beschwerlich fallen kann. Vielleicht erzählt er Ihnen, daß er mich vor dem Churfürsten hat lesen und mich von ihm loben hören, und schon dieses wird Ihnen lieb seyn. Vielleicht erzählt er Ihnen, wie gesund oder krank ich bin, und auch dieses wird Ihnen keine gleichgültige Nachricht seyn. Also hoffe ich kurz und gut, sein Besuch wird Ihnen nicht zur Last fallen.

Leben Sie wohl, und haben Sie Dank für Ihren letzten und langen Brief. Die Fr. Gräfin grüßt Sie ergebenst, und ich grüße Ihr ganzes Haus verbindlichst.

Leipzig, den 4. May 1765.

Gellert.

125.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Herr Zeis kann unmöglich ohne einen Brief von mir zu Ihnen nach Leipzig reisen, das ist ausgemacht. Ich wollte lieber mehr thun; ich wollte ihm meine Augen und Ohren mitgeben, und gern die 14 Tage über, als er abwesend seyn wird, ganz stille sitzen, wenn es nur anginge, daß ich sie ohne Schaden wiederbekäme. Ich bin seinetwegen in tausend Aengsten; ich weiß nicht, ob er ein gutes und zuverlässiges Gedächtniß hat und ob er sich alles recht merken und mir wieder erzählen kann. Ja was ist zu thun? Ich muß mich doch auf ihn verlassen. Seyn Sie ja nicht ungeduldig, liebster Herr Professor, wenn er viel fragt. Wer weiß, ob er in seinem Leben wieder nach Leipzig kömmt und überdieß fragt er auch für sich und für mich.

Der Herr Hofrath Jahn hat sich wirklich die Mühe gegeben, mir Ihr gütiges Briefchen selbst zuzustellen, und von Ihrer Gesundheit mir ganz erfreuliche Nachrichten mitgetheilet; doch sagte er dabey, daß diese Gesundheit, wie allemal, eine sehr schwächliche sey. Weil Sie sich nicht gern loben hören, will ich das, was Ihr neuer Freund bey dieser Gelegenheit noch hinzusetzte, nicht wiederholen. Der Herr Hofrath erzählte mir ferner, wie er einen Theil Ihrer Vorlesung mit angehöret, und erwähnte Ihrer Anrede an den jungen Churfürsten, in welcher Sie ihm zum Beschluß das Beyspiel Salomons empfohlen und wie dieses vielen Eindruck gemacht hätte. Er macht sich Hoffnung, wie er sagte, die ganze Vorlesung in Abschrift zu erhalten, und ich dächte, ich wollte meinen Kopf verwetten, daß er mir

sie auch versprochen hätte. Was halten Sie davon, liebster Herr Professor? Er wird mir sie wohl versprochen haben, oder er hätte es wenigstens thun können. Weiter hat er mir nichts erzählt und ich habe auch nicht viel mehr gefragt; ich behalte es Herrn Zeis auf, meine ganze Neugierigkeit zu befriedigen.

Die Leute hier haben davon geredet, der Churfürst wollte Sie gern auf ein Vierteljahr herauf an den Hof haben. Ich halte es nur für ein Gerücht, wiewohl ichs sehr zufrieden wäre, wenn es etwas mehr seyn könnte.

Am Sonntage habe ich einen deutschen reformirten Prediger aus Magdeburg gehört. Ich will Ihnen aber nicht die Predigt und die Fehler und guten Stellen derselben erzählen; ich will Ihnen nur sagen, daß ich von ihm zum erstenmal in meinem Leben Stellen aus Ihren Liedern in einer Predigt anführen gehöret. Die Strophe: „Der kleinste Halm ist seiner Weisheit Spiegel" und die: „Mein erst Gefühl sey Preis und Dank," die er sehr gut anbrachte, machten mich ihm so geneigt, daß ich ihm viel Kostbares und einige poetische Ausdrücke, die ich sonst kaum Einmal in einer Predigt billigen würde, wohl zwanzigmal wiederholt, vergab. Er war noch jung und, wie ich mir einbilde, ein Poet. Er kann noch ein sehr guter Prediger werden, denke ich und die andern Leute, die ihn gehört haben. Doch ich will den Mann gehen lassen, der wohl schwerlich daran denken wird, daß Ihnen Jemand von seiner Predigt, von Ihren Versen darinnen und von dem, was die Leute hier von ihm halten, schreibt.

Leben Sie wohl, bester Herr Professor! Ich will Herrn Zeis einen Kuß mitgeben, den soll er in meinem Namen auf Ihre liebste Hand drücken. Die Frau Gräfin

hat meine ehrerbietigste Dankbarkeit für ihr gnädiges Andenken.

Nehmen Sie gütigst von unserm ganzen Hause die besten Wünsche und die ergebensten Empfehlungen an. Ich verharre zeitlebens

Ihre

Dresden, den 16. May 1765.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

126.

Theuerster Herr Professor!

Am Sonntage früh bin ich von meiner großen Reise wieder unter dem väterlichen Dache angelangt, und habe ein wenig Zahnschmerzen und ein sehr fröhliches Herz mitgebracht. Die erstern werden mich nicht schlafen lassen und das andere wird mich munter erhalten, Ihnen zu schreiben. Ich bin voller Briefe, das heißt, ich habe fünf unterschiedene Briefe an fünf Personen im Kopfe, die ich gern alle zugleich schriebe. Aber Sie, bester Herr Professor, Sie sind der Erste in meiner Achtung, also muß auch der erste Brief nach der großen Epoche meiner Reise an Sie gerichtet seyn.

Haben Sie tausendfachen Dank für alle die Güte, mit welcher Sie mich empfangen haben, für alle die Augenblicke, die Sie uns geschenkt haben und für die vorzügliche Gewogenheit, uns Ihre Rede von der Moral selbst zu lesen (deren ich mich mit ewiger Erkenntlichkeit erinnern werde) und endlich für die gütige Empfindung, mit welcher Sie

uns zuletzt verließen. — Dieses, mein bester Herr Professor, ist ein Theil von dem Danke, den ich Ihnen für Ihre eigne Rechnung schuldig bin. Und nun, da ich ohne Sie und Ihre Freundschaft für mich nimmermehr einen Wunsch nach Leipzig empfunden hätte und nimmermehr nach Leipzig gekommen und keinem Menschen daselbst bekannt geworden wäre, so danke ich Ihnen auch noch alle die vergnügten Stunden, die ich durch diese Gelegenheit auf meiner Reise genossen und besonders für die Freundschaft, welche das so gute Doles'ische Haus mir ganz freywillig geschenket, und welche ich zu verdienen, weder Zeit noch Gelegenheit gehabt habe, und die ich blos dem günstigen Vorurtheile zuschreiben kann, welches Ihre gute Meynung für mich ihnen eingeflößet haben mag. Vornehmlich die gute Frau Doles — in der That, ich hätte Jahre lang mich um ihre Freundschaft bemühen und dennoch Ursache haben können, mit dem halben Antheile von demjenigen, was sie mir geschenkt hat, zufrieden zu seyn.

Liebster Herr Professor, Sie wissen nicht, wie zärtlich sie viermal von mir Abschied genommen (ich habe auf meiner Reise die Anmerkung gemacht, daß das Abschiednehmen eben nicht die angenehmste Beschäftigung und daß es eine Art von Schmerz ist, zu lieben und geliebt zu werden, wo der Augenblick der Trennung so nahe steht, daß man ihn nie aus dem Gesichte verliert). Sie wissen vielleicht nicht, wie sehr sie gewünscht und wie viel sie sich Mühe gegeben, mich nur noch drey Tage bis zum Donnerstage bey sich zu behalten, und wie viel kleine Pläne zu meinem Vergnügen sie schon entworfen hatte. Und ich muß es Ihnen nur gestehen, ich wünschte auch recht herzlich noch diese drey Tage in Leipzig zu bleiben. Unter andern Vergnügen, die ich

mir versprach, hoffte ich auch vornehmlich, meinen liebsten Herrn Professor noch ein oder zweymal recht ungezwungen und in Freyheit zu sprechen. Ja ich hatte ein großes Verlangen, Sie zu bitten, daß, wenn Ihnen irgend etwas an mir mißfallen hätte, Sie mir die Wohlthat erzeigen und es mir entdecken möchten, damit ich mich bessern könnte. Doch hoffe ich, Sie werden mir diese Gewogenheit in Ihren nächsten Briefen nicht versagen. Indessen machten vielerley Betrachtungen, daß ich mich entschloß, meinem Wunsche zuwider mit nach Lemnitz zu reisen, und die kleine Ueberwindung, die es mich kostete, ist mir durch die Freude, die Frau Gräfin Vitzthum mit ihrer ganzen Familie, wider alle meine Erwartung, verschiedenemal zu sehen und zu sprechen, reichlich belohnt worden. Ueberhaupt bin ich im buschmannischen Hause, in einem sehr guten Hause, gewesen, in welchem ich sehr freundschaftlich aufgenommen worden bin, und für welches ich viele und wahre Hochachtung gefaßt habe. Auch habe ich daselbst den würdigen M. Heyer kennen gelernet, und eine liebe junge Freundin an dem jüngsten Fräulein Schönfeld erlanget, die ich zwar so wenig kenne, daß sie gute Eigenschaften besitzen kann, ohne daß ich es weiß; davon bin ich aber überzeugt, daß sie ein zärtliches, empfindungsvolles Herz hat; und das Geschenk ihrer Freundschaft ist mir eben so unerwartet und unverdient, als die der Frau Doles.

Kurz, ich bin in Lemnitz sehr vergnügt gewesen, habe auch nirgends besser geschlafen, als da. Ja, liebster Herr Professor, ich bin auch wohl nirgends zu einer unvermutheteren und ausgesuchtern Freude aufgewacht, als eben da. Wer, denken Sie wohl, war es, den ich am letzten Donnerstage in Lemnitz, als ich zuerst aufwachte,

an meinem Bette erblickte? — Die liebe Frau Doles — Aber das wird sie Ihnen wohl schon selbst erzählt haben, oder sie mag es noch thun; denn es war ein Vergnügen von ihrer eignen Erfindung, das sie mir machte, und ganz von ihrem freundschaftlichen Herzen, das ich ewig schätzen werde, eingegeben.

Sie, theuerster Herr Professor, sind keine neue Bekanntschaft von mir. Ich habe Sie schon lange gekannt, an Ihnen war mir gar nichts fremd. Wie seltsam klänge es auch, so lange mein Freund, und nun erst mein Bekannter! — Aber bin ich nicht recht glücklich, in der kurzen Zeit meiner Abwesenheit soviel neue schätzbare Bekanntschaften gemacht zu haben? Die Frau Doles ist ganz unstreitig meine Freundin, und auf gewisse Weise werde ich vielleicht wenig wagen, wenn ich ihren rechtschaffenen Mann, ihren guten Bruder und ihren eben so guten Sohn ziemlich zuversichtlich mit zu meinen Freunden rechne. Selbst Herr Creuziger ist voll guter Meynung für mich, und er hat sich ein eignes Werk daraus gemacht, mich auf hunderterley Art zu verbinden, und ich darf sicher schließen, daß wenn er auch für sich selbst nicht eigentlich mein Freund wäre, er es doch unter meinen Freunden seyn wird.

Bemerken Sie also, wie angenehm es für mich zu denken seyn müsse, daß ich nach einem so kurzen Aufenthalte, eine Gesellschaft von sechs Personen (ich rechne Herrn Seydel und Herrn Creuziger mit dazu) auf der Thomasschule zurückgelassen, davon eine jede das Beste von mir zu denken und zu sprechen bereit ist. Urtheilen Sie, wie beruhigend es für mich seyn müsse, gewiß zu seyn, daß mein Gutes und meine Fehler in ihren vertraulichen Gesprächen, wenn sie solche zuweilen auf mich lenken werden,

dem nachsichtsvollen Richterstuhle der Freundschaft ab-
oogen werden, und zu wissen, daß keiner von ihren einen
hler angeben kann, ohne daß sich nicht der andre bemü-
i sollte, die Entschuldigung dafür aufzusuchen, oder irgend
as Gutes, als ein Gegengewicht, an mir ausfindig zu
chen. Und das Schmeichelhafte und Sonderbare der
iche mag darinnen bestehen, daß ich dieses von sechs Per-
ien erwarten darf, die ich alle, den einzigen Seydel
sgenommen, vorher niemals gesehen oder gekannt habe.

Meine Eltern und mein Geschwister nehmen den leb-
ftesten Antheil an meinen Vergnügungen sowohl als an
iner Dankbegierde für alle Ihre Gütigkeiten. Ich hatte
um am Sonntage mit meinen Eltern gefrühstückt, so
ickte uns Herr Zeis, dem ich nächst Ihnen alle Freuden
r letzten vierzehn Tage zu danken habe, das Packet, wel-
es er von Ihnen in Dresden fand. Wir lasen es sogleich
nz durch. Urtheilen Sie selbst, mit welchem Vergnügen!
ch wünschte wohl hundertmal, daß Sie doch anstatt mei-
es Vaters da sitzen und selbst lesen möchten.

Noch ein Wort, bester Herr Professor! Darf ich mir
was von Ihnen ausbitten? Schlagen Sie mirs ab, wenn
eine Bitte unbescheiden ist. Ich habe meinen Eltern und
einer Schwester von dem Briefe erzählt, den Sie am
sten Feyertage der Frau Doles vorlasen. Aber ich habe
ur das Wenigste davon wiederholen können. Wollten Sie
ohl die Gewogenheit haben und mir ihn schicken? Ja,
ollten Sie mir ihn wohl überlassen? Ich denke immer,
s ist nicht ganz Recht, daß ich einen Brief nicht habe,
en Sie doch eigentlich für mich geschrieben hatten. Aber
ie Sie denken, liebster Herr Professor, ich überlasse es
Ihnen ganz.

Und nun leben Sie recht wohl und gesund. Uebers Jahr will ich wieder nach Leipzig kommen und sehen, wie Sie sich befinden. Mein ganzes Haus wünscht Ihnen alles ersinnliche Gute und meine Schwester küßt Ihnen die Hand für Ihr so gütiges Geschenk. Morgen, fürchte ich, wird man es diesem Briefe noch ansehen, daß er in der Nacht und bey Zahnschmerzen geschrieben worden. Wie hätte ich sie aber besser hinbringen wollen, und was wird mir zu jeder Zeit leichter zu thun, als Sie um Ihre Gewogenheit zu bitten und Ihnen zu sagen, daß ich lebenslang bin

Ihre

Dresden, den 4. Jun. 1765.

ergebenste und gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

127.

Liebste Mademoiselle!

Ich freue mich mit Ihnen über Ihre so glückliche Reise, und verdanke es allen den guten Menschen, die Ihnen Ihren Aufenthalt in Leipzig und Lemnitz angenehm zu machen gesucht und gewußt haben. Aber ich bin wohl leider derjenige, der das Wenigste zu Ihrem Vergnügen hat thun können, das ist wahr; und doch denke ich nicht, daß es meine Schuld ist, und weiß auch, daß Sie es nicht denken. Genug, daß ich die Freude erlebt habe, Sie von Person zu kennen, wenn ich auch diese Freude nur mit dem Herzen eines Kranken genossen habe. Den Brief, den Sie verlangen, schicke ich Ihnen ohne Bedenken.

Leben Sie wohl; Grüssen Sie Herrn Zeisen und seine liebe Frau sowohl als Ihr ganzes Haus ergebenst von mir.

Leipzig, den 17. Junius 1765.

(Mit ziemlich kranker Hand.)

Gellert.

128.

Liebster Herr Professor!

Ihrem Briefe nach sind Sie krank. Das betrübt mich; denn wer sieht nicht gern seine Wünsche erfüllt? Und wer kann Ihnen mehr und öfterer und herzlicher Gesundheit wünschen, als ichs thue? Möhten Sie doch itzt sich wohl genug befinden, um einen Brief von mir, Ihrer sehr überflüßigen Correspondentin, ohne Ermüdung und Ueberdruß zu lesen; denn ich habe sehr große Lust, an Sie zu schreiben. Ein Zufall, der mir oft wiederfährt.

Sie müssen nicht sagen, theuerster Herr Professor, daß Sie den wenigsten Antheil an meinem Vergnügen in Leipzig gehabt hätten. Sie können sichs nicht vorstellen, wie außerordentlich lieb mir der Gedanke noch itzt ist und immer seyn wird, an dem Orte gewesen zu seyn, wo Sie wohnen, und Sie gesehen und gehört (besonders lesen gehört) zu haben. Und die Freunde, die ich in Leipzig gefunden habe, bin ich die nicht Ihnen schuldig? Und sind sie nicht auch zugleich die Ihrigen? Und ist es nicht dieses alles, was meiner Reise die größte Annehmlichkeit gegeben hat? Noch immer beschäftigt mich das Andenken daran. Herr Winzer kam ausdrücklich deswegen zu mir, mich zu fragen, wie ich

Sie gesehen und gefunden hätte, und ich erzähle recht gern davon, und die Frau Geh. Cammerräthin Wagner und der Herr Hofrath Krebel, mit welchem ich vorige Woche einen Abend bey Herrn Zeis zugebracht habe, hörten mir auch recht gern zu.

Und damit Sie alles Vergnügen wissen, das ich Ihnen, als der einzigen Veranlassung und Bewegungsursache meiner Reise, zu danken habe, will ich Ihnen noch (und vielleicht ist es auch auf gewisse Weise eine Pflicht) von einem mir angenehmen Erfolge Nachricht geben, den sie nach sich gezogen und dessen ich mich noch lange erfreuen will. Sie hat mir Gelegenheit gegeben, von meinen Eltern die Freyheit zu erhalten, mit Herr Seydeln Briefe zu wechseln, und durch dieses Mittel meine älteste und erste Freundschaft fortzusetzen, und ich habe mir recht ernstlich und unverbrüchlich vorgenommen, dieses durch mein ganzes Leben zu thun. Es ist etwas so besonders Angenehmes in dem Gedanken und es bringt einem von der Beschaffenheit seines eignen Herzens und von der Zuverlässigkeit und Richtigkeit seines Charakters eine so gute Meynung bey, wenn man sich fähig findet, seine eignen Empfindungen und Zuneigungen so wahr und dauerhaft zu machen. Und in dem Vergnügen, das daraus entstehen muß, werde ichs sehr weit gebracht haben, wenn es mir gelingt, diese unsre Freundschaft durch alle Jahre und Zeiten, die wir noch leben mögen, und durch alle darinnen vorkommende Veränderungen unverletzt zu unterhalten, ohne daß ihr die Entfernung der Orte unsers Aufenthalts schaden mag; denn es ist leicht möglich, daß wir uns letzthin in Leipzig, für dieses Leben, zum letztenmale gesehen haben.

Mir fiel vor einigen Tagen Ihr Brief vom 10. No-

vember 1761 in die Hände und als ich ihn durchlas, nahm ich mirs gleich vor, Ihnen von meiner mit Herr Seydein erneuerten Freundschaft Rechenschaft zu geben, und es ist gewiß, daß ich mir Ihren Beyfall dazu wünsche, und ich hoffe auch in der That, ihn zu erlangen.

Wenn ich Ihnen zwar werde gesagt haben, daß Seydel zur Zeit meiner ersten Jugend, als ich noch nicht ganz aufgehört hatte, ein Kind zu seyn, als mir außer meinen Eltern und Geschwistern in der Welt noch Niemand lieb war, und ich überhaupt von keiner Empfindung wußte, welche die Natur nicht eingeflößt oder die Pflicht befohlen hätte, von meinem Bruder, als sein Mitschüler, öfters in unser Haus gebracht wurde; daß ich damals gar keinen Umgang hatte, ausgenommen mit einigen Mädchen von meinem Alter, der aber zu selten und zu gezwungen war, als daß er zur Freundschaft hätte werden können; dennoch aber Ideen und Empfindungen von Freundschaft in meinem Herzen fand und Verlangen hatte, sie auch bey andern für mich anzutreffen; wenn ich meinen Bruder Seydeln seinen Freund nennen hörte; wenn ich ihren Umgang viel zärtlicher, vertraulicher und vergnügter fand, als den meinigen mit meinen Freundinnen; daß ich sie mit einander von ihren andern Freunden reden hörte, und dabey dachte, sie wären glücklicher als ich, weil sie sagen könnten, daß sie Freunde hätten; daß ichs gern sah, wie mir Seydel zu gefallen suchte; daß mir die Stunden in seiner Gesellschaft sehr angenehm verstrichen und ich mich an dem Gedanken vergnügte, daß er wohl eben so gut mein Freund, als meines Bruders Freund, seyn könnte: so mögen Sie, liebster Herr Professor, vielleicht wohl an den Bruyère denken. Aber das ist gewiß; wir dachten nicht an ihn.

Wir wußten nichts von ihm, und bey unserm unerfahrnen und leichtsinnigen Alter war es nicht möglich, aus eigner Einsicht und Ueberlegung so weit zu denken. Noch itzt sollte es mir schwer werden, unsre damaligen Empfindungen richtig zu bestimmen; es ist zu viel Zeit seitdem verstrichen. Doch getraue ich mir, zu behaupten, daß unsre Zuneigung höchst unschuldig gewesen; denn sie hat mir nie die geringste Unruhe gemacht, und ich habe mich derselben stets mit Zufriedenheit erinnert. Und nun, ohne daß ich mirs herausnehmen wollte, den eigentlichen Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft festzusetzen oder zu bestimmen, wie weit eine jede dieser Empfindungen gehen dürfte, um das zu bleiben, was sie heißt, ja ohne selbst dieses recht zu verstehen, getraue ich mir doch zu sagen, daß ichs beständig in meiner Gewalt haben werde, meine Empfindungen für meinen Freund auf bloße Freundschaft einzuschränken. Ich will nicht mehr versichern, als ich zuverlässig weiß. Ich bin nicht so ganz gewiß in meinem Urtheile von der Natur seiner Zuneigung. Das habe ich allemal bemerkt, daß er seine Freunde, auch die von seinem eigenen Geschlechte, mit einer Art von Leidenschaft liebt. Und endlich kann wohl der Dank und die Freude, über mein ihm durch eine sehr lange Abwesenheit erhaltenes freundschaftliches Andenken, wozu er alle Hoffnung aufgegeben hatte, seinem Herzen eine empfindlichere Zärtlichkeit geben, als es sonst nicht haben würde. Vielleicht beschreibe ich sie richtig, wenn ich sie mit der Zuneigung vergleiche, welche die Frau von Sevigné für ihren Vetter hatte, von der sie in einem Briefe sagt: Ce que je sens pour Vous, est plus tendre que l'amitié, mais moins ardent et moins inconstant que l'amour.

Doch dem sey wie ihm wolle. Habe ich denn, bester Herr Professor, nöthig, das alles so genau zu untersuchen, da weder die erlaubten Gefälligkeiten der Freundschaft, noch der Dienst des Umgangs (welcher bey uns gar nicht statt haben kann) für uns von einiger Folge seyn können? Denn wenn nun Seydel Tugend und Rechtschaffenheit in einem sehr empfindlichen Herzen hat, wenn Güte und Bescheidenheit seinen Charakter ausmachen, wenn er mehr und länger Ergebenheit für mich hat, als wohl Jemand in der Welt, wenn er durch Alles dieses meiner Freundschaft werth ist, und sich nichts mehr, als meine Freundschaft wünscht: soll ich sie ihm da wohl aus Vorurtheil und eingebildeter Furcht versagen? Ich denke, daß er sich alsdann mit Recht über mich zu beklagen hätte, und Ursache, über mich zu klagen, möchte ich ihm doch nicht gern geben. Er ist gegen mich auch sehr gewissenhaft, und ich weiß gewiß, er wird mir keine Gelegenheit geben, ihm Vorwürfe zu machen. Wenigstens wird er mich nicht ein halbes Jahr lang ohne Antwort lassen, wenn er weiß, daß ich sie mit Verlangen erwarte, wie meine Kirchhofin thut. Sie hat mir nichts von der Verheirathung ihrer Freundin, von ihrer Trennung u. s. w. geschrieben, und erst hat sie doch gemacht, daß ich vielen Antheil daran nahm und mit Verlangen darauf wartete, und überdieß wären es so hübsche Materien zu Briefen an eine Freundin gewesen. Vor einiger Zeit meldete ich ihr meine Leipziger Reise nur mit zwey Worten ganz obenhin; aber sie ist nicht einmal neugierig und fragt mich nicht, was ich dort gesehen und gehört habe. Ja, liebster Herr Professor, ich kanns gar nicht begreifen, und ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Ich werde recht unruhig darüber, bald bilde ich mir ein, daß sie ihre Freundin nach

Berlin begleitet hat, bald befürchte ich gar, daß sie krank oder tod seyn möchte, und ich weiß gar keinen Weg, wie ich etwas von ihr erfahren kann. Aber nichts mehr hiervon. Vielleicht schreibt sie bald; alsdann will ich ihr alle meine Ungeduld und das Böse, das ich manchmal von ihr denke, recht herzlich abbitten.

Durch Stillschweigen mache ich meine Freunde, so lange ich Augen und Hände habe, nicht ungeduldig; dafür bin ich zeitlebens sicher. Aber vielleicht durch Schreiben. — Ich bin mit dem Sprüchworte recht wohl zufrieden, daß alle Menschen ihre Fehler haben müssen. Es tröstet mich zuweilen über mich selbst und macht mich wieder mit den Andern zufrieden. Wenn ichs nur so weit bringen könnte, daß Sie immer zufrieden bleiben mit

Ihrer

Dresden, den 14. Jul. 1765.

gehorsamsten und ergebensten Dienerin
C. C. Lucius.

N. S. Itzt gleich denke ich daran, daß heute Ihr Geburtstag ist. Der Tag, an welchem sich Ihr vielen so theures Leben angefangen und nun erneuert, sey mit den auserlesensten Segnungen des Himmels beglückseligt! Viele rechtschaffene Menschen werden diesen Tag wissen und mit Gebeten für Sie feyern. Möchten doch alle diese vereinigten Wünsche Gesundheit und Freude, neue Kräfte und ein verlängertes, weit hinaus gesetztes Ziel des Lebens auf Sie herab bringen! Meine Familie hat Theil an diesem Wunsche und Herr Zeis gewiß auch im Herzen. Er befindet sich seit gestern mit seinem Hause in Maxen, kommt aber auf den Abend wieder.

129.

Liebster Herr Professor!

Nur noch ein paar Worte im Vertrauen, und von einer Sache, über die Sie sich freuen werden. Sie kennen, Sie schätzen und lieben Herrn Tachselt. Meine Schwester kennen Sie zwar nicht; aber es ist ein gutes liebes Mädchen, die es wohl verdiente, Ihnen bekannt zu seyn. Herr Tachselt findet ihren Character der Frau Doles ihrem sehr ähnlich, und eben deswegen liebt er meine Schwester und würde sich glücklich schätzen, sein Leben in der engsten Verbindung mit ihr zuzubringen. Eine sehr wahrscheinliche und nahe Hoffnung, sein Glück zu verbessern, verleitet ihn meiner Schwester diese Erklärung zu thun, deren weises und aufrichtiges Herz davon gerührt ward. Wenige Tage darauf verschwand die Hoffnung, die Herr Tachselt zur Verbesserung seiner Umstände vor sich sah. (Fast so wie Herrn Güldens Hoffnung verschwand. Möchte doch Herr T. und meiner Schwester Schicksal noch so erwünscht, als Herrn Güldens und meiner Kirchhofin ihr Schicksal werden!) Das machte Herrn Tachselt sehr betrübt, wie Sie wohl denken können. Er sagte es Fritzchen, und bereute seine Voreiligkeit. Meine Schwester ward auch traurig, doch nicht zu tief und nicht zu lange. Sie denkt, wie sie soll. Es bleibt ihr doch die Freude, sagt sie, den schätzbarsten, zärtlichsten und beständigsten Freund gefunden zu haben. Ist der Besitz eines Herzens, wie das seinige, nicht ein großes Gut? Und sie überläßt ihr Schicksal der Leitung der Vorsehung. Sie sind beide jung und beide rechtschaffen. Tachselt hat zu Seydel gesagt, wenn er

meiner Schwester nicht zugehören könnte, so wollte er Niemandem angehören, und Seydel steht uns für diese Entschließung. Ich glaube, es kann in der Welt nichts Sicherers geben, als das Wort und die Gewährleistung zwey solcher Personen, als Seydel und Tachselt sind. Herr Tachselt hat viel Verdienste; es ist sehr wahrscheinlich, daß er über kurz oder lang in beßre Umstände kommen könne, und ist es nicht immer Zeit, glücklich zu seyn? Ich verliere wohl viel an meiner Schwester, aber in Leipzig in dem Hause einer Doles und an der Seite eines Tachselt würde sie glückliche Tage leben. Glücklicher, wenigstens für mich, wäre es, wenn der Beruf des lieben Tachselt ihn hierher versetzte. Ist es Ahndung, oder ein heißer Wunsch; aber ich liebe ihn schon als meinen Bruder. Ich hätte ihn umarmen mögen, als ich ihn das erstemal wiedersah, nachdem meine Schwester mir ihre kleine Vertraulichkeit gemacht hatte. Helfen Sie, theuerster Herr Professor, helfen Sie uns Wünsche für das Glück dieser zwey geliebten Personen thun! — Gestern, den 24. Juli, haben wir wieder einen glücklichen Abend gehabt. Wir brachten ihn mit Spazierengehen und zu Hause zu. Wir fünf und Seydel und Tachselt und Herr Zeisens gute Schwester, alle durch Liebe, Freundschaft und die süßeste Vertraulichkeit vereinigt. Wenn Sie mir über dieses Postscript etwas zu sagen haben, liebster Herr Professor, so seyn Sie so gütig und thun es in einem besondern Billet, an Seydeln addressirt. Ich konnte mir das Vergnügen dieser Mittheilung nicht versagen. Leben Sie recht wohl.

Dresden, den 25. Juli 1765.

C. C. Lucius.

---

130. *)

Dresden, den 18. Sept. 1765.

Theuerster Herr Professor!

Ich schicke Herrn Creuziger Thomson's Jahreszeiten wieder, die er mir und meiner Schwester seit meiner Abreise aus Leipzig geliehen hat und die mir ganz ausnehmend wohl gefallen haben. In der That, wenn ich auch in meinem Leben kein englisches Buch mehr zu lesen bekäme, so sollte michs doch nicht gereuen, nur um dieses einzigen willen Englisch zu lernen. Ich habe es zweymal, und mit sehr vielem Fleiße, gelesen, und, wie ich wenigstens glaube, bis auf drey oder vier kurze Stellen, ganz verstanden, und mich unterm Lesen, in Gedanken vielmal bey demjenigen bedankt, der uns zuerst zur englischen Sprache Muth gemacht, und dann wieder bey mir selbst, daß ich ihm gefolget bin.

Weil ich nun so voll vom Englischen bin, so hatte ich, liebster Herr Professor, den wunderlichen Einfall, Ihnen einen englischen Brief zu schreiben. Nicht allein, damit Sie eine Probe von meinen kleinen Bemühungen sehen möchten, sondern auch, weil ich glaubte, ich könnte eben nicht zu tadeln seyn, wenn ich von einem so unschuldigen Mittel Gebrauch machte, meinem Briefe ein Ansehen von Neuheit zu geben und ihn dadurch Ihnen gefälliger zu machen; denn, wie Sie wissen, bester Herr Professor, mein Inhalt ist immer derselbe, immer die Empfindungen derjenigen Ergebenheit und Freundschaft, die ihren Gegenstand

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 121.

niemals anders als mit Ehrerbietung betrachtet, denen ich mich so gern überlasse, mit denen ich mich so oft unterhalte und um die ich mein eignes Herz hochachte. Hätte ich nicht Ursache gehabt, vergnügt zu seyn, wenn es mir gelungen wäre, diese Empfindungen in einer so beredten Sprache, obgleich noch unberedt darinnen, auf eine Ihnen angenehme Art auszudrücken? — Ich hatte mir schon mehr als die Hälfte von dem ausgesonnen, was und wie ichs Ihnen sagen wollte. Aber auf der andern Seite, dachte ich, es liefe der Achtung zuwider, die ich Ihnen schuldig bin, Ihnen mit Vorbedacht einen Brief zu senden, von dem ichs wußte, daß er nicht anders als voller Fehler seyn konnte. Und doch scheint mir auch dieser Zweifel auf eine Eitelkeit hinaus zu laufen; denn auch meine deutschen Briefe sind von Fehlern nicht frey.

Ich erfahre zuweilen, wie Sie sich befinden, und freue mich, so wie ich mich bey meiner andern Freunde vollkommenen Gesundheit freue, wenn ich höre, daß Sie nicht krank sind. Nur ein verneinendes Wohlbefinden! — Es ist traurig, für seine Freunde zu fürchten. Das habe ich itzt sehr lebhaft bey der Krankheit unserer lieben Frau D o l e s erfahren; denn niemals habe ich gewußt, daß so viel Ursache zu fürchten war, als da. Es sind heute sechs Jahre, daß ich einen Freund zum letztenmale sah, der in zehen Tagen darauf todt war, ohne daß ich für ihn fürchtete. Er verließ mich gesund und froh, und das erstemal als ich wieder von ihm hörte, meldete man mir seinen Tod. Es thut nichts, daß sein Name unbekannt, sein Leben kurz war, daß die Welt ihn nicht kannte, nur Wenige seinen Werth wissen und Niemand davon spricht. Von seinem Andenken inspirirt, habe ich dennoch Recht, wenn ich ihn mit

in den Inhalt eines Briefes an Sie mische. Dieß sey eine Ehrenbezeugung, die ich seinem Andenken erweise, gleich den Blumen, die man auf geehrte Gräber streut! Es ist keine fremde Materie, ob er selbst gleich Ihnen unbekannt war. Denn er war ein frommer Jüngling,

as truth sincere, as weeping friendship kind,

und ein Freund — theuerster Herr Professor, ein solcher Freund, als ich glaube, daß Sie in den Jahren des Jünglings, ehe noch ernsthafte Sorgen Ihr Herz einnahmen und Empfindung von Krankheit und die der Krankheit beschwerlichen Geschäfte die zärtlichern und angenehmern Eindrücke schwächten, Ihren jungen Freunden gewesen sind. Er ehrte Sie zärtlich. Vielleicht mögen wohl einst nach diesem Leben Ihre Seelen einander ausfindig machen, einander deutlich kennen und in alle Ewigkeit einander lieben. Welch ein Segen des Himmels ist tugendhafte Freundschaft! Welcher Anblick ist schöner, als der Anblick einer tugendhaften und gefühlvollen Seele, und welche Quelle menschlicher Glückseligkeit ist reicher und unerschöpflicher, als das heilige Band, das solche Seelen vereinigt!

Sie kennen wohl das jüngste Fräulein Schönfeld in Lemnitz nicht? Sie ist eine Freundin, liebster Herr Professor, die mir meine Reise zu Ihnen eingebracht hat. Wollen Sie wissen, wie ihr Herz redet, so lesen Sie nur dieses Briefchen von ihr.

Da ich einmal von meinen Freunden mit Ihnen rede, so muß ich noch ein Wort von meiner Kirchhofin sagen. Ich bin so rachgierig gewesen und habe sie letzthin bey Ihnen verklagt. Ich habe es sehr bereut und hätte es längst wieder gut machen sollen. An eben dem Tage, an welchem mein Brief an Sie abgegangen war, erhielt ich einen von

ihr. Sie war darinnen noch voll Betrübniß über den Verlust der Demoiselle Kegel und schien mit irgend einer für sie wichtigen Angelegenheit beschäftiget zu seyn, von der sie nur dunkel sprach, und die vollständigere Eröffnung auf eine andre Zeit verschob. Sie hat aber seitdem nicht wieder geschrieben. Indessen bin ich doch von ihrer Liebe und Freundschaft so vollkommen überzeugt, als ich Sie, bester Herr Professor, zu überzeugen wünsche, daß ich, so lange ich lebe, die leichte und angenehme Pflicht lieben und in Ehren halten werde, mit dem dankbegierigsten Herzen zu seyn

Ihre

gehorsamste und verbundenste
Dienerin
C. C. Lucius.

---

131. *)

Liebste Mademoiselle!

Da Sie meine Umstände kennen, so darf Sie meine späte und kurze Antwort auf Ihre beiden langen und lieben Briefe nicht befremden. Genug, daß ich Ihr Freund bin, wenn ich auch Ihr unfleißigster Correspondent wäre. Der erneuerte und von Ihren Eltern gebilligte Briefwechsel mit Herrn Seydel kann mir nicht anders als angenehm seyn, so wie er für diesen gewiß vortheilhaft seyn muß. Indessen erschrecke ich doch über die Menge Ihrer Correspondenten,

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 124.

welche das gute Fräulein Schönfeld noch vermehrt hat. Wenn Sie verheirathet wären, würden Ihnen freylich die Geschäfte des Hauses den Briefwechsel schwer machen; aber nun sind Sie es itzt noch nicht, und also genießen Sie das Privilegium, Ihre freyen Stunden zum Schreiben anzuwenden, in so fern Ihre Mama es billiget und Ihr künftiger Mann nichts dabey verliert. Die Frau Doles ist Ihre sehr große Freundin, davon bin ich ein Zeuge, so wie sie überhaupt eine vortreffliche und liebenswürdige Frau und Mutter ist. Ich bin zween Tage in Bedra bey dem Grafen Brühl gewesen; aber meine Kränklichkeit, mit der ich täglich streite, und die rauhe Witterung haben mich wenig Vergnügen da genießen lassen. Ich eilte also zurück, als gehörte ich nicht mehr auf das Land. Leben Sie wohl, liebe Mademoiselle und versichern Sie Ihr ganzes Haus meiner Hochachtung und Ergebenheit.

Leipzig, den 22. Septbr. 1765.

Gellert.

---

132. *)

Schon wieder eine freye Stunde? werden Sie sagen. Ja, liebster Herr Professor, und ich habe deren schon verschiedene ungern vorbeystreichen lassen, aus bloßer Furcht, Sie möchten endlich mehr über die Menge meiner freyen Stunden oder über meine wenige Arbeit, als über die Anzahl meiner Correspondenten erschrecken. Wenn ich meine Corre-

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 126.

spondenten zähle, so dächte man doch, ich müßte sehr viel schreiben. — Der Herr Professor Gellert, der Herr Oberpostcommissär (schreibt, glaube ich, nicht mehr), der D. Stieglitz (schreibt, denke ich, auch nicht mehr oder doch selten), die Jgfr. Kirchhofin, das Fräulein Schönfeld (schreiben nicht oft); die Frau Doles schrieb sonst auch nicht oft, will aber nun mehr schreiben — o trösten Sie, trösten Sie doch meine gute Madame Doles, bester Herr Professor! Herr Seydel, etwa alle Monate; der Herr von Charpentier, des Jahres zwey bis dreymal Englisch; der kleine Däne Seidelin, allemal zum neuen Jahre; eine gewisse Fräulein von Auerswald in Grimma, schreibt ziemlich oft, wegen einer gewissen Angelegenheit, die sie hier am Hofe hat und von der sie zuweilen einige Nachricht verlangt; und endlich fast wöchentlich zwey Briefe, die ich im Namen meiner Mutter an ihre verheirathete Schwester schreibe. Wenn ich die Briefe an das Fräulein Auerswald und die an meine Tante abziehe, welche ich ohnedem nicht zu meinen freyen, sondern zu meinen Arbeitsstunden rechne, und die übrigen Correspondenten gleich eintheile, so kann unmöglich auf jede Woche Ein Brief kommen. Nun sind mir alle meine Abende frey und wir sind immer allein und haben gar keine Gesellschaft und ich bin alle Abende zu Hause (ich müßte denn einmal bey Herr Zeisen seyn) und habe überhaupt wenig Bekanntschaft und wenig Besuche zu geben und anzunehmen. Auf diese Weise, liebster Herr Professor, erspare ich sehr viel Zeit, die ich nach meiner Neigung zum Lesen, zum Schreiben, oder zu kleinen Nebenarbeiten anwenden kann. Ich bin so unglücklich daran, daß ich von meinen liebsten Freunden entfernt bin. Hätte ich sie hier um mich, so

würde ich ihnen viel mehr Zeit schenken und keinen Augenblick davon bereuen. Wenn ich verheirathet wäre, würde sich freylich diese meine Eintheilung ein wenig ändern müssen; aber dafür finden auch verheirathete Frauenzimmer viel Nachsicht gegen ihre Nachlässigkeiten in solchen Fällen. Ich, so begierig ich auch auf Briefe von meinen Freunden bin, ließ es mir doch gefallen, daß die liebe Madame Doles selten schrieb, und auch wenn sie einmal schrieb, den halben Brief dictirte und durch Herr Seydeln schreiben ließ. In der That glaube ich nicht, daß man, wenn man sich verheirathet, auch allen freyen Stunden entsagen müßte. Allein ich denke, eine zärtliche Frau, die ihren Mann liebt, und in demselben einen angenehmen Gesellschafter findet, soll sich nicht wünschen, über ihre freyen Stunden so unumschränkt befehlen zu können, als sie thun mochte, da sie noch unverheirathet war. Ich meyne, sie soll ihre Geschäfte, wenn es möglich ist, so eintheilen, daß sie sich diejenigen Stunden frey machen kann, in welchen ihr Mann ohne Geschäfte ist, damit der Mann, so wenig als möglich, die mit Arbeit und Sorge beschäftigte Haushälterin in ihr erblicke, sondern, soviel als möglich, mit einem freyen Gemüthe, an seinen vergnügten Stunden Theil zu nehmen, und sorgfältig die Wolke zu zertheilen, die sich etwa darüber ausbreiten will.

Es können freylich Fälle und Umstände kommen, in welchen der beste Plan dieser Art nicht auszuführen ist; ja solche Umstände, in welchen die gefälligste und verbindlichste Frau alle Fähigkeit dazu verliert. Alle diese Betrachtungen gehen mich vielleicht wenig an. Da meine Eltern so wenig Vermögen haben, daß sie schlechterdings für mich nichts thun können, da ich keine persönlichen Vorzüge besitze, so

Berlin begleitet hat, bald befürchte ich gar, daß sie krank oder tod seyn möchte, und ich weiß gar keinen Weg, wie ich etwas von ihr erfahren kann. Aber nichts mehr hiervon. Vielleicht schreibt sie bald; alsdann will ich ihr alle meine Ungeduld und das Böse, das ich manchmal von ihr denke, recht herzlich abbitten.

Durch Stillschweigen mache ich meine Freunde, so lange ich Augen und Hände habe, nicht ungeduldig; dafür bin ich zeitlebens sicher. Aber vielleicht durch Schreiben. — Ich bin mit dem Sprüchworte recht wohl zufrieden, daß alle Menschen ihre Fehler haben müssen. Es tröstet mich zuweilen über mich selbst und macht mich wieder mit den Andern zufrieden. Wenn ichs nur so weit bringen könnte, daß Sie immer zufrieden bleiben mit

Ihrer

Dresden, den 14. Jul. 1765.

gehorsamsten und ergebensten Dienerin
C. C. Lucius.

N. S. Itzt gleich denke ich daran, daß heute Ihr Geburtstag ist. Der Tag, an welchem sich Ihr vielen so theures Leben angefangen und nun erneuert, sey mit den auserlesensten Segnungen des Himmels beglückseligt! Viele rechtschaffene Menschen werden diesen Tag wissen und mit Gebeten für Sie feyern. Möchten doch alle diese vereinigten Wünsche Gesundheit und Freude, neue Kräfte und ein verlängertes, weit hinaus gesetztes Ziel des Lebens auf Sie herab bringen! Meine Familie hat Theil an diesem Wunsche und Herr Zeis gewiß auch im Herzen. Er befindet sich seit gestern mit seinem Hause in Maxen, kommt aber auf den Abend wieder.

129.

Liebster Herr Professor!

Nur noch ein paar Worte im Vertrauen, und von einer Sache, über die Sie sich freuen werden. Sie kennen, Sie schätzen und lieben Herrn Tachselt. Meine Schwester kennen Sie zwar nicht; aber es ist ein gutes liebes Mädchen, die es wohl verdiente, Ihnen bekannt zu seyn. Herr Tachselt findet ihren Character der Frau Doles ihrem sehr ähnlich, und eben deswegen liebt er meine Schwester und würde sich glücklich schätzen, sein Leben in der engsten Verbindung mit ihr zuzubringen. Eine sehr wahrscheinliche und nahe Hoffnung, sein Glück zu verbessern, verleitet ihn meiner Schwester diese Erklärung zu thun, deren weises und aufrichtiges Herz davon gerührt ward. Wenige Tage darauf verschwand die Hoffnung, die Herr Tachselt zur Verbesserung seiner Umstände vor sich sah. (Fast so wie Herrn Güldens Hoffnung verschwand. Möchte doch Herr T. und meiner Schwester Schicksal noch so erwünscht, als Herrn Güldens und meiner Kirchhofin ihr Schicksal werden!) Das machte Herrn Tachselt sehr betrübt, wie Sie wohl denken können. Er sagte es Fritzchen, und bereute seine Voreiligkeit. Meine Schwester ward auch traurig, doch nicht zu tief und nicht zu lange. Sie denkt, wie sie soll. Es bleibt ihr doch die Freude, sagt sie, den schätzbarsten, zärtlichsten und beständigsten Freund gefunden zu haben. Ist der Besitz eines Herzens, wie das seinige, nicht ein großes Gut? Und sie überläßt ihr Schicksal der Leitung der Vorsehung. Sie sind beide jung und beide rechtschaffen. Tachselt hat zu Seydel gesagt, wenn er

Sie werden wohl denken und es kann fast nicht anders seyn, daß ich ein sehr müßiges Leben führe, weil ich in Einem Tage Besuche gebe und Briefe schreibe. Aber wenn Sie wüßten, wieviel ich itzt Zeit erspare. Ich habe jetzt fast gar nichts zu antworten. Ich bin oft zu meinem eignen Erstaunen fleißig. Niemand scheints zu denken, daß ichs bin, als bis ichs erzähle und es ist doch so was verdrüßliches, von seinen eignen Verdiensten zu reden. Davon zu schreiben ist noch leichter. Mir wird es wenigstens gar nicht schwer. So fleißig ich aber meinen Gedanken nach itzt bin, so glaube ich doch, daß ichs noch mehr seyn könnte. Ich habe mir also vorgenommen, im künftigen Jahre eine Probe zu machen. Ich will versuchen, früher aufzustehen und so wenig Zeit zu vertändeln, als nur möglich ist. Warum das? — O, lieber Herr Professor, darunter steckt ein wichtiges Geheimniß. Ich habe, oder vielmehr, ich werde mit zwo Gesellschaften in unsre Kirchen-Lotterie legen, und ich bin noch überdieses in einer andern Lotterie, in der ich schon 8 oder 18 gr. gewonnen habe. Nun denke ich, es kann nicht fehlen, als ich werde doch etwas gewinnen; wenigstens soviel, daß ich aufs künftige Frühjahr mit Extrapost mit meinem Geschwister nach Leipzig reisen kann; denn ich wünsche mir fast nichts so sehr, als Sie und meine Frau Doles in der Welt noch einmal zu sehen und meine Schwester dabey zu haben. Der Bruder reißt des Wohlstandes wegen mit. Und eben deswegen will ich fleißiger werden, damit ich die Zeit, die ich verreisen werde, einbringe. Wenn nur erst der Punkt wegen der Lotterie richtig ist (itzt fühle ichs gleich, daß das Vergnügen Luftschlösser zu bauen, nicht so schlecht ist, als man denkt), alsdann werde ich noch meine Geschicklichkeit anwenden

müssen, einem andern Einwurfe zu begegnen, den meine den Vorurtheilen unterworfene Vernunft dem Projecte dieser Reise entgegen setzt. Er läuft kurz gefaßt darauf hinaus, daß uns die Leute eine solche Reise übel auslegen könnten. Es wäre höchst überflüßig, mir itzt darüber den Kopf zu zerbrechen. Ich möchte diese Schwierigkeit überhaupt am liebsten auf dem Postwagen in Betrachtung ziehen. Ich glaube nicht, daß ich mich so recht in die Welt schicke, wie sie ist. Die Frage: Was werden die Leute davon sagen? ist mir bey unschuldigen und angenehmen Dingen allemal sehr anstößig gewesen und sie wird einem unter den Menschen bis zum Ekel wiederholt. Was das Leben in der Welt noch erträglich macht, ist, daß man nicht so leicht das Nachtheilige erfährt, was die Menschen von unsern Handlungen denken und daß man mit einiger Gleichgültigkeit und Unachtsamkeit für ihre Urtheile noch zufrieden und ruhig genug seyn kann. Indessen mag es wohl einigermaßen gefährlich seyn, diese Beobachtung oft und aus Gewohnheit zu machen. Es ist eine Art von Heldenmuth darinnen, bey dem sich unser Stolz gefällt. Wir ziehen uns in uns selbst zurück. Unser eigner Beyfall folgt der eingebildeten oder wahren Rechtmäßigkeit unsrer Handlungen, und diese Empfindung ist so süß, daß sie uns den Verdruß über die falschen und gehässigen Urtheile der Andern nicht empfinden läßt. So lernen wir nach und nach erstlich den Tadel, hernach den guten oder schlimmen Ruf überhaupt gering schätzen, und uns selbst schmeicheln, daß noch bessere Menschen seyn werden, die besser und so, wie wir selbst thun, von uns denken; und diese Art zu schließen hat vielleicht schon verschiedenemal einen schädlichen Einfluß,

wo nicht in die Sitten, doch in das Glück einiger guter und rechtschaffener Leute gehabt. —

Ob jemand schlimm von mir denkt, weiß ich nicht. Ich habe nichts davon erfahren und gebe mir auch keine Mühe, es auszuforschen. Ich verlange kein Gegengewicht gegen das Vergnügen, zu wissen, daß Sie, theuerster Herr Professor, und noch einige sehr gute Menschen, gütig von mir denken und mich lieben. Hierunter rechne ich auch den rechtschaffenen Herrn von Duncan, der mir beym letzten Abschiede aufs ganze Leben tausend Gutes gesagt hat. Wie herzlich liebt er nicht Sie! Wie viel brünstige Wünsche wird sein redliches Herz nicht für Sie gethan haben, als er Sie verließ! Ich bitte Gott, dem Besten unter denen, die ich liebe, durch viele Jahre in dieser Welt und in Zeit und Ewigkeit alles das Gute wiederfahren zu lassen, welches so viel fromme Gebete für ihn erbitten. Gott hat Güter, überschwengliche Güter, über alles, was wir bitten und verstehen, für diejenigen, so ihn aufrichtig lieben. O wie glücklich wird er Sie machen!

Ich bin mit vollkommenster Hochachtung, mit unaufhörlicher Ergebenheit

Ihre

Dresden, den 30. December 1765.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Meine Eltern und Geschwister empfehlen sich Ihnen aufs Gehorsamste und Beste.

134.

Liebste Mademoiselle!

Wenn Ihr Entschluß, Leipzig künftigen Sommer wieder zu besuchen, der doch mit vieler Beschwerlichkeit auf Ihrer Seite verknüpft bleibt, dennoch für Sie so angenehm ist, wie sehr muß ers für uns seyn, da wir nichts zu thun haben, als das Vergnügen anzunehmen, das Sie uns entgegenbringen. Kurz, hinge die Ausführung dieses guten Gedankens bloß von Ihrer Standhaftigkeit ab, so würden ich, die Frau Doles und alle Ihre Leipziger Freunde Sie bey Ihrem Worte halten und es als eine Beleidigung ansehen, wenn Sie es nicht erfüllten. Doch wer weiß, was wider unser Vermuthen sich für günstige Umstände vereinigen, diese Reise gewiß und Ihren und unsern Wunsch, wenn wir leben, wahr zu machen. Indessen danke ich Ihnen auch schon für die bloße Hoffnung und zugleich für alles das Gute, das Sie mir, weit über mein Verdienst, zum neuen Jahre wünschen. Gott lasse es Ihnen und Ihrem ganzen Hause auf immerdar und alle Weise wohlgehen.

Leipzig, den 3. Jan. 1766.

Gellert.

---

135. *)

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ich bin Ihnen recht sehr vielen Dank für Ihr letztes gütiges Billet schuldig. Sollte sich Gelegenheit zeigen, meinen Wunsch, Sie, meinen theuersten Herrn Professor, noch einmal zu sehn, zu erfüllen, so giebt es mir ein Recht, diesem so guten Wunsche nachzusehen; und wird mir derselbe noch lange verzögert oder wohl gar vereitelt, so bleibt mir doch immer der Trost und die Freude, zu wissen, daß Sie mir die Erfüllung desselben selbst gewünschet haben. Und sind wir nicht, so zu sagen, halb in dem Besitze desjenigen Guten, welches uns unsre Freunde gönnen, oder gern verschaffen würden, wenn sie könnten? Und ist nicht oft die Freude über ihr Wohlwollen und die Erkenntlichkeit unsers Herzens dafür so rührend und so süß, als der Besitz und Genuß des Guten selbst? Dieses habe ich schon oft erfahren und über verunglückte Projecte habe ich mich auch schon einigemal zufrieden gegeben. Man wird dieses in der Welt sehr gewohnt. Die geringsten und gewöhnlichsten Dinge sind zuweilen in der Ausführung so schwer, als eine Königswahl oder eine Eroberung. Einige von meinen Freundinnen und ich hatten Lust in diesem Winter irgend ein gutes Schauspiel zu lernen und zu unserm Vergnügen unter uns aufzuführen. Die Wahl war schwer, weil wir keine Mannsperson dazu nehmen und wenig Frauenzimmer eine Mannsrolle spielen wollten. Wir blieben endlich bey der Betschwester; aber auch da ereignen sich Schwierigkeiten

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 134.

und weder die Betschwester noch sonst ein Stück wird aufgeführt werden.

Herr Seydel hat mir einmal gesagt, Sie wären der Meynung, daß die Betschwester nicht mehr sollte gespielet werden. Ich habe sie nie gesehen, ich verstehe auch nichts von Schauspielen, aber ich dächte, es wäre ein sehr gutes Stück, und die Charaktere sehr wahr und natürlich. Dafür bin ich zwar nicht, daß man es oft spiele. Es ist nicht so gar nützlich, weil es eben nicht viel Betschwestern giebt und weil die rechten Betschwestern nicht in die Komödie gehen, weil es sechs oder acht Groschen kostet, auch keine Komödie lesen, sondern lieber Geld zählen und mechanisch ein Lied dazu singen, ohne dabey etwas zu denken oder zu empfinden. Die zärtlichen Schwestern sind mir am liebsten. Ich wollte, daß sie ins Fanzösische übersetzt und hier gespielt würden, weil wir keine deutschen Komödianten haben. Was mir an den itzigen Schauspielen gefällt, die am meisten gespielt werden, ist, daß ihre Satyre hauptsächlich das Leere, Frivole, Empfindungslose und Nichtsbedeutende trifft, das in den Gesellschaften und überhaupt in dem Leben der Leute nach der Mode herrscht, und daß ihre Moral darauf abzielt, an die Stelle dieser Nichtswürdigkeiten und der verächtlichen Coquetterie, Wahrheit und Empfindung zu setzen. Und in der That hier ist nichts nöthiger. Zwar sehe ich wenig Gesellschaften, aber man braucht nur drey Personen von der Art eine halbe Stunde zu hören, so weiß man genug, und ich muß sagen, daß ich unter jungen Personen von meinem Stande und von meiner Lebensart mehr Richtiges, Wahres, Moralisches, mehr Herz und Verstand gefunden habe, als wenn ich Gelegenheit gehabt, vornehmere, ältere, verheirathete Personen reden zu hören,

spondenten zähle, so dächte man doch, ich müßte sehr viel schreiben. — Der Herr Professor Gellert, der Herr Oberpostcommissär (schreibt, glaube ich, nicht mehr), der D. Stieglitz (schreibt, denke ich, auch nicht mehr oder doch selten), die Jgfr. Kirchhofin, das Fräulein Schönfeld (schreiben nicht oft); die Frau Doles schrieb sonst auch nicht oft, will aber nun mehr schreiben — o trösten Sie, trösten Sie doch meine gute Madame Doles, bester Herr Professor! Herr Seydel, etwa alle Monate; der Herr von Charpentier, des Jahres zwey bis dreymal Englisch; der kleine Däne Seidelin, allemal zum neuen Jahre; eine gewisse Fräulein von Auerswald in Grimma, schreibt ziemlich oft, wegen einer gewissen Angelegenheit, die sie hier am Hofe hat und von der sie zuweilen einige Nachricht verlangt; und endlich fast wöchentlich zwey Briefe, die ich im Namen meiner Mutter an ihre verheirathete Schwester schreibe. Wenn ich die Briefe an das Fräulein Auerswald und die an meine Tante abziehe, welche ich ohnedem nicht zu meinen freyen, sondern zu meinen Arbeitsstunden rechne, und die übrigen Correspondenten gleich eintheile, so kann unmöglich auf jede Woche Ein Brief kommen. Nun sind mir alle meine Abende frey und wir sind immer allein und haben gar keine Gesellschaft und ich bin alle Abende zu Hause (ich müßte denn einmal bey Herr Zeisen seyn) und habe überhaupt wenig Bekanntschaft und wenig Besuche zu geben und anzunehmen. Auf diese Weise, liebster Herr Professor, erspare ich sehr viel Zeit, die ich nach meiner Neigung zum Lesen, zum Schreiben, oder zu kleinen Nebenarbeiten anwenden kann. Ich bin so unglücklich daran, daß ich von meinen liebsten Freunden entfernt bin. Hätte ich sie hier um mich, so

von Ihnen kommt. In der That, Sie können nicht zweifeln, daß ich Ihnen sehr aufrichtig für diese Gewogenheit danke; die nehmliche Gewogenheit, die ich mir gleich in meinem ersten Briefe von Ihnen auszubitten wagte.

Und wie gütig haben Sie nicht meiner guten Schwester durch Ihr Geschenk Freude gemacht! Ich soll ihr ein ganz kleines Plätzchen in meinem Briefe lassen, damit sie ihren Dank dafür mit ihrem eignen Namen unterschreiben könnte. Das habe ich ihr auch versprochen. Aber, liebster Herr Professor, es ist hier noch soviel Platz, daß ich Sie wohl bitten möchte, mir zu erlauben noch ein wenig bey Ihnen zu bleiben. Ich wünschte ohnedem Ihnen einen Gedanken mitzutheilen, den ich neulich gehabt habe, und einmal bey Gelegenheit Ihre Meynung davon zu erfahren.

Es ist eine bekannte Pflicht, daß man bemüht seyn soll, die Jahre seines Lebens so nützlich zu erfüllen als möglich, und zuweilen frage ich mich selbst, warum ich lebe und was ich eigentlich in der Welt nütze, und wünsche mir ein Mittel ausfindig zu machen, dadurch ich nützlich werden könnte, ohne genöthigt zu seyn, eine von meinen gegenwärtigen Pflichten aufzugeben.

Mein Bruder ist durch Erziehung und eignen Fleiß in den Stand gesetzt, viele und, wie ich hoffen will, nützliche Geschäfte zu übernehmen, die auch seinen Fleiß belohnen und meine Eltern von der Sorge für den größten Theil seines Unterhalts befreyen.

Meine Schwester lernt seit einem Jahre Zeichnen und wird sich vermuthlich der Malerey widmen, theils weil es ihr eignes Talent ist und weil es undankbar wäre, die Gaben der Natur nicht anzuwenden, theils aber auch mit in der Absicht, daß sie, wenn sich keine oder eine nicht hin=

längliche Versorgung für sie finden sollte, sie in ihrem Genie und der erlernten Kunst eine Zuflucht finden möchte.

Da dieses Studium eine anhaltende Uebung verlangt und ihr viel Zeit raubt, so kann ne itzt wenig von den Geschäften des Hauses übernehmen, die ich meiner Mutter verrichten helfe. Es bleibt mir aber dennoch einige Zeit übrig, die ich, wenn ich meiner Neigung folgen dürfte, am liebsten dazu anwendete, daß ich einigen wenigen jungen Frauenzimmern in der französischen Sprache, die ich sehr liebe, und, wenn sie Lust hätten, auch allenfalls bey Gelegenheit in einigen nützlichen Frauenzimmer-Arbeiten Unterricht gäbe.

Es ist dieses freylich weder der Weg berühmt noch reich zu werden; und das ist auch meine Absicht nicht. Vielleicht aber ist es der einzige Weg, durch welchen ich außer dem engen Kreise unsers Hauses nützlich werden kann. Ich schmeichle mir doch wohl nicht zu viel, wenn ich das hoffe? Soviel ist gewiß, junge Kinder, die von ihren Eltern verkehrt erzogen werden oder sich von ihnen lauter eigensinnigen und gebieterischen Widerspruch vermuthen, nehmen oft williger die Lehre oder den Rath einer fremden Person an, von der sie wissen, daß sie sich selbst und ihr eignes Ansehen nicht mit dabey in Gedanken haben, und keine Herrschaft über sie zu behaupten verlangen kann. Auch macht oft ein Unterricht, der mit einem freundlichen Lächeln begleitet und nicht im stolzen Tone des Befehls ausgesprochen wird, mehr Eindruck auf ein junges Herz, als das Beste, was eine sonst kluge Mutter oder Hofmeisterin sagen kann, welche der Ernst des Alters und die Gewalt und die Gewohnheit zu befehlen und zu strafen schon unangenehm machen. Und wie viele Erziehungen sind nicht so beschaffen, daß es für eine junge Person schon

ein großer Vortheil heißt, wenn sie nur täglich eine Stunde in einer Gesellschaft zubringen kann, wo sie etwas Gutes hören oder lesen und auf eine unschuldige Art ruhig und vergnügt seyn darf! — Dieses war der Einfall, liebster Herr Professor, von dem ich noch keinem Menschen, außer meiner Schwester, ein Wort gesagt habe. Es giebt Vorurtheile, seltsame Vorurtheile, in denen gar nichts Wahres ist, die man doch wider recht gute Sachen gelten läßt, und die einen aufhalten, ob sie das gleich nicht thun sollten. Eben deswegen giebt es auch viele Dinge, die weder unanständig noch der wahren Ehre zuwider, oft löblich sind, und von denen man doch nicht einmal mit allen rechtschaffenen Leuten reden kann. Nur solchen kann man alles sagen, deren Denkungsart so richtig, so delicat und zugleich so simpel ist, als die Ihrige; und diese weiß ich nirgends so sicher zu finden, als bey Ihnen. Verzeihen Sie mir also, theuerster Herr Professor, wenn ich Sie bitte, mir einmal nach Ihrem Gefallen zu sagen, was Sie ungefähr dazu denken; ob ich wohl meinem Vater einen solchen Vorschlag thun könnte?

Ich vermuthe mir einigen Widerspruch. Deswegen wünsche ich durch Ihren Rath dazu aufgemuntert oder davon zurückgehalten zu werden. Mein Vater versorgt mich mit allem, was ich brauche, und er wird es gewiß, so lange ers im Stande ist, mit Freuden thun. Indessen wäre mirs ein unschuldiges und wahres Vergnügen, wenn ich ihm einen Theil dieser Sorgen abnehmen könnte. Vielleicht wäre es sogar vorsichtig, wenn ich, gleich meinem Geschwister, ein Hülfsmittel auf die Zukunft festsetzte, damit ich, wenn es Gott gefallen sollte, uns unsern Vater, der zwar, Ihm sey Preis und Dank dafür! itzt noch gesund und munter,

aber doch schon acht und funfzig Jahr alt ist, hinwegzunehmen, ich nicht erst in die Verlegenheit käme zu wählen, was ich thun sollte.

Sie, bester Herr Professor, kennen übrigens meine Gedanken von der Geringschätzigkeit der Umstände dieses Lebens in Absicht auf zeitliches Glück und Ehre. Sie wissen, aus was für sichern Gründen ich mit Allem zufrieden bin, was hier mein Loos seyn kann. Da ein viel Weiserer als ich, derjenige, dessen Werk ich bin, mein Schicksal ordnet und bestimmt hat, so weiß ich, daß ich nichts zu thun habe, als seinen Beystand anzurufen, daß ich den Plan seiner Weisheit nicht durch das, was ich thue oder werde, verunstalten, sondern vielmehr dasjenige thun und bleiben möge, was er will, daß ich thun und seyn soll. Das macht mich ruhiger, fröhlicher und heiterer, als viele Menschen, die ich kenne, weil ihnen zum Theil die nöthige Bereitwilligkeit fehlt, dem Winke der göttlichen Vorsehung zu folgen und denselben ohne Ausnahme für gut zu erkennen. Ich bin freylich auch immer glücklich gewesen. Selten ist meine Hoffnung hintergangen worden, weil ich wenig gewünscht habe, und selbst zu befürchtende Dinge befürchte ich nicht, weil ich meiner Pflicht, der göttlichen Hülfe zu vertrauen, keine Grenzen setze, die, wie Young sagt, auch durch einen Sturm erretten kann.

Aber, bin ich von mir selbst so weise geworden? Nein, liebster Herr Professor, das maaße ich mir nicht an, und das würden Sie mir auch nicht glauben.

Leute, die viel gelitten haben, mögen vielleicht durch mehr als natürlichen Trost oder durch die höhere Weisheit, die sie aus ihren ausgestandenen Prüfungen als einen Gewinn und Lohn davontragen, oder auch, wenn es die

Schwachheit der Natur erfordert, durch die Abwechselung einiger glücklichen Begebenheiten aufgerichtet und gestärket werden müssen. Eben so nöthig mag es seyn, die vereinigte Jugend, Gesundheit und Fröhlichkeit, die keinen Schmerz oder Leiden kennt, die der Zerstreuung, Thorheit oder Gedankenlosigkeit so leicht begegnet und sich damit verbindet, durch einen plötzlichen Unfall oder einen empfindlichen Schmerz, von dieser gefährlichen Gesellschaft zu trennen und dem heilsamen Kummer zu überliefern, der sie mit der Ernsthaftigkeit, dem Nachdenken und der Betrachtung ihrer selbst, bekannt machen soll. Ich erinnere mich und schäme mich einer unglückseligen Zeit in meinem Leben, wo es mir Mühe kostete, einen ernsthaften Gedanken zu finden und mich dabey aufzuhalten.

Das Unglück des Kriegs, auf gewisse Weise; der Kummer andrer Menschen, den ich sah, und solcher, die mir sehr lieb und nahe waren; noch mehr aber ein doppelter Verlust, den ich in der Freundschaft erlitt, brachten mich wieder zu mir selbst. Muß ich nicht die göttliche Erbarmung preisen, die mich gewürdigt hat, mich zurück aus der Welt in mich selbst und in die Zukunft zu führen, und mir Lehrer zur Tugend zu geben, die ich so nöthig hatte? — Youngs Nachtgedanken waren mir wohl vorher schon bekannt, aber ich konnte sie nicht lesen; ich verstund sie so wenig, als eine fremde Sprache. Nun aber konnte ich sie lesen, sie verstehen und empfinden. Mit welcher Begierde und mit welcher Theilnehmung las ich sie damals nicht! Dieses Buch hat mir unschätzbare Dienste geleistet. Gott belohne den gesegneten Verfasser auch dafür in alle Ewigkeit! Es verwandelte meine Thränen in Freude und meinen Schmerz in Weisheit und Muth. Meine besten und

richtigsten Grundsätze habe ich von dieser Zeit her. Ich bin viel glücklicher, als ich sonst war. Meine ehemalige Ruhe war Abwesenheit und Unwissenheit des Uebels; meine gegenwärtige ist tiefeingedruckte, aus Erfahrung herfließende Kenntniß und Ueberzeugung von der Unzuverlässigkeit, Vergänglichkeit und Eile der Freuden, der Leiden und der Tage dieses Lebens, und eine gläubige Erwartung des Zukünftigen.

Ich bin also in einer Art von Sicherheit gegen die Zufälle des Lebens. Der Traum, den ich gelebt habe, hat mir Unterricht von dem Werthe desjenigen gegeben, den ich vielleicht noch leben soll. Welcher König kann seine Krone theurer achten, als ich die Freunde, die ich verlor? Und wie unsicher sind Kronen und Freunde! — Es ist höchsttraurig, daß unendliche Seelen sich durch vergängliche Freuden entzücken, durch endlichen Schmerz niederschlagen lassen. Alles Endliche ist nichts gegen die Unendlichkeit.

Aber soll denn der trostreiche Contrast der Vergänglichkeit und Unendlichkeit die heilige Flamme der Freundschaft in unsrer Brust auslöschen, weil sie uns hier in der Welt nur Freuden gewährt, die unterbrochen und verdunkelt werden können? — Das sey ferne! Er soll nur unsere Trübsal erleichtern; denn dieser ist die Unendlichkeit versagt, weil sie dem Frommen nicht über das Grab hinaus folgen darf. Ein Vorrecht, welches nur die Freude behauptet! Mit der unsterblichen Freude aber, mit den Freuden der Freundschaft, die bestimmt sind, unsern gegenwärtigen und künftigen Zustand zu beseligen, mag sich unser Herz immer aufs zärtlichste verbinden. Sie sind nicht verloren, und wenn wir der Menschlichkeit die ihr gehörigen Thränen bezahlt haben, dann lernen wir, welch ein Trost, welch eine Aufmunterung es ist, in eine Ewigkeit übergehen

zu können, wo wir sie wieder finden und ihrer ungestört genießen.

Mit solchen Aussichten liebe ich Sie, theuerster Herr Professor. Ist es wohl möglich, daß ich jemals aufhören könnte, es zu thun?

Dresden, den 15. März 1766.

C. C. Lucius.

N. S. Künftigen Monat habe ich mir vorgenommen, nach Copenhagen an Herrn Seidelin zu schreiben, und einen Brief an den Herrn von Duncan einzuschließen; denn er sagte, seine Reise würde im April zu Ende seyn.

* * *

Erlauben Sie mir, theuerster Herr Professor, daß ich Ihnen mit eigner Hand, für das unerwartete und so schätzbare Geschenk danke, das Sie mir gemacht haben. Womit habe ich mir Ihre Gütigkeit verdient? und womit kann ich die dankbaren Regungen ausdrücken, die sie in mir erweckt hat?

Auguste Friederike Lucius.

137.

Liebste Mademoiselle!

Ihr Einfall oder vielmehr der Wunsch Ihres Herzens, den Sie mir in Ihrem letzten Briefe entdecken, ist in meinen Augen allerdings löblich und vortrefflich, und wenn ich mir

135. *)

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ich bin Ihnen recht sehr vielen Dank für Ihr letztes gütiges Billet schuldig. Sollte sich Gelegenheit zeigen, meinen Wunsch, Sie, meinen theuersten Herrn Professor, noch einmal zu sehn, zu erfüllen, so giebt es mir ein Recht, diesem so guten Wunsche nachzusehen; und wird mir derselbe noch lange verzögert oder wohl gar vereitelt, so bleibt mir doch immer der Trost und die Freude, zu wissen, daß Sie mir die Erfüllung desselben selbst gewünschet haben. Und sind wir nicht, so zu sagen, halb in dem Besitze desjenigen Guten, welches uns unsre Freunde gönnen, oder gern verschaffen würden, wenn sie könnten? Und ist nicht oft die Freude über ihr Wohlwollen und die Erkenntlichkeit unsers Herzens dafür so rührend und so süß, als der Besitz und Genuß des Guten selbst? Dieses habe ich schon oft erfahren und über verunglückte Projecte habe ich mich auch schon einigemal zufrieden gegeben. Man wird dieses in der Welt sehr gewohnt. Die geringsten und gewöhnlichsten Dinge sind zuweilen in der Ausführung so schwer, als eine Königswahl oder eine Eroberung. Einige von meinen Freundinnen und ich hatten Lust in diesem Winter irgend ein gutes Schauspiel zu lernen und zu unserm Vergnügen unter uns aufzuführen. Die Wahl war schwer, weil wir keine Mannsperson dazu nehmen und wenig Frauenzimmer eine Mannsrolle spielen wollten. Wir blieben endlich bey der Betschwester; aber auch da ereignen sich Schwierigkeiten

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 134.

Freundin. Ich grüsse Ihre gute Jgfr. Schwester und Ihr ganzes Haus ergebenst.

Leipzig, den 20. März 1766.

Gellert.

138.

Theuerster Herr Professor!

Ich war recht angenehm überrascht, als ich am Sonntage Abends von Herr Zeisen nach Hause kam und Ihren Brief fand. So gar geschwind hatte ich auf Ihre Antwort nicht gehofft, und ich kann es nicht aufschieben, Ihnen dafür zu danken. Als ich ihn gelesen hatte, und von der Güte gerührt war, mit der Sie an dieser meiner kleinen Angelegenheit Theil nehmen, legte ich ihn meinem Vater vor, und mein Vater billigte meinen Einfall, wie Sie gethan haben, und sagte zu mir, daß er nichts darwider hätte und mir nur Gelegenheit wünschte, denselben auszuführen, und daß ich meines deutschen Namens wegen nicht Schwierigkeiten antreffen möchte. Er verlangte zugleich, daß ich Ihrem Rathe zu Folge mein kleines Project Jemanden, zu dem ich genug Vertrauen hätte, entdecken möchte. Die Frau Gräfin ist vorgestern abgereißt, ohne daß ich von ihr Abschied nehmen können. Vielleicht wage ichs, die Frau Geh. Cammeräthin Wagner um ihre Meynung hiervon zu bitten, auch habe ich kein Bedenken, Herrn Zeisen meine Gedanken mitzutheilen, wenn er von einer kleinen Reise zurück seyn wird. Ich besorge eben nicht, daß er ihn mißbilligen werde; denn meiner Eltern Haus zu ver-

lassen ist im geringsten meine Absicht nicht. Dadurch beraubte ich mich ja gänzlich der Gelegenheit, meiner Familie Dienste und Beystand zu leisten, welches ich für meinen eigentlichsten Beruf ansehe. Auch würde mich Keines von ihnen gerne verlieren, und für mich und meine Schwester würde es ein sehr großer Schmerz seyn, wenn wir uns trennen müßten. Wie sollte ich mich freywillig dazu entschließen?

Irgend ein Kind zu mir zu nehmen und dessen Erziehung gänz zu besorgen, wäre vielleicht das Beste, was ich thun könnte. Es ist aber auch das Schwerste und kann z. E. bey Krankheiten und dergleichen Fällen Beschwerlichkeiten mit sich führen, die ich ganz allein nicht würde übernehmen können, und denen ich meine Eltern und deren Dienstboten nicht aussetzen darf. Nicht zu gedenken, daß unsre Wohnung nur soviel Raum enthält, als wir aufs abgemessenste für uns brauchen. Ich schränke also meinen Wunsch blos darauf ein, daß ich ein paar Stunden des Tages, in denen ich sonst nichts versäume, zum Unterrichte einiger jungen Personen anwenden könnte, wenn es möglich wäre, und zwar so, daß die französische Sprache der Hauptgegenstand hieße, hiernächst, daß ich ihnen soviel beybrächte, als sie nöthig haben, um sich ihre Wäsche, ihren Putz und dergleichen selbst zu verfertigen, welches jungen Frauenzimmern wohl ansteht, und daß ich hierbey Gelegenheiten ergriffe und veranlaßte, wo sich etwas thun und sagen läßt, was zur Bildung ihrer Charaktere und Sitten dienlich seyn kann. Und dieses alles aus den Bewegungsgründen, die Ihnen bekannt sind.

Als mich mein Vater versichert hatte, daß er nichts wider meinen Entwurf hätte, und mir Ihren Rath, die

Frau Geh. Cammeräthin darüber zu hören, empfahl, warf er die Frage auf, ob dieses mein Vorhaben mir nicht in Absicht auf eine Versorgung (ich verstehe dieß von einer Verheirathung) oder sonst nachtheilig seyn könnte? Liebster Herr Professor, es kann seyn, daß der Ehestand gar nicht mein Beruf ist. Da mir Gott die Mittel zu versagen beschloß, eine Familie zu erhalten oder dazu beyzutragen, hat er mir vielleicht meinen Beruf zum ehelosen Leben anzeigen wollen, mit welchem auch meine eigne Neigung übereinzustimmen scheint; wiewohl ich nicht begehre, dieselbe wider den Willen meiner Eltern oder gegen die Wege der göttlichen Vorsehung geltend zu machen. Dem sey indessen, wie ihm wolle, so kann ich mir doch dieses Bedenken nicht recht erklären. Denn was will man eigentlich zu meinem Nachtheile schließen? Daß mein Vater kein Vermögen besitzt und ich nichts von ihm erben werde? Dieses ist eine Wahrheit, welche die Klugheit und Rechtschaffenheit uns ohnedieß schon verbinden, einem jeden ehrlichen Manne, der mir seine Hand anbieten könnte, aufs deutlichste bekannt zu machen.

Es ist gewiß, die meisten Leute werden sich meine ersten und vornehmsten Bewegungsgründe nicht einmal einfallen lassen; allein was kann das mir schaden? Wenn ich mit meinem Schicksale zufrieden bin, und mir durch eine unverwerfliche Aufführung die Hochachtung rechtschaffener Freunde und meine eigene zu erhalten weiß, was kann mich hindern, glücklich zu seyn? Ich halte sehr wenig von der Glückseligkeit in den Gedanken Anderer. Und überhaupt, ich in Absicht auf die menschliche Gesellschaft fast wie nichts bin, und wegen meines eingeschränkten Glücks nur ·r wenigen meiner Nebenmenschen in einem sehr geringen

Grade Gutes thun kann, soll ich denn da nicht um desto eifriger etwas hervorsuchen, wodurch ich wenigstens einigen nützlich seyn könnte? Und weil es Leute giebt, die aus falschen Begriffen oder aus Mangel an Verstande und an Güte des Herzens von der einzigen Art von Diensten, zu denen ich mich für die Menschen geschickt und auf gewisse Weise verbunden glaube, geringschätzig oder verächtlich denken würden, soll ich deswegen blos für mich allein leben und das Mittel unversucht lassen, wodurch ich andern dienen könnte?

Nach den Feyertagen, bester Herr Professor, werde ich Ihnen vielleicht melden können, was die Frau Geh. Cammerräthin hiervon denkt. Leben Sie recht wohl, liebster Herr Professor, und nehmen Sie von meiner ganzen Familie und von mir die Versicherung unsrer vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit an.

Dresden, den 25. März 1766.

C. C. Lucius.

Noch ein Wort, liebster Herr Professor. Sie fragen mich, in welchem Falle ich mir am ersten Schülerinnen versprechen könnte? Sie wissen nunmehr, daß ich dergleichen nur auf eine einzige Art annehmen kann, und ich stelle mirs ein wenig schwer vor, welche zu finden. Ich und meine Eltern haben sehr wenig Bekanntschaft. Ich habe einige Bekannte, die gut für mich gesinnet sind, wie ich glaube, und eine weitläuftige Bekanntschaft haben. Vielleicht würden mir diese einige Schülerinnen verschaffen können. Ich wünsche mir zum Anfange ohnedem nicht viel.

139.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ich habe bey der Frau Geh. Cammerräthin Wagner von ·er nahen Vermählung der Fräulein Schönfeld gehört. Ob sie es wohl gütig aufnehmen möchte, ihr meinen Glück=·vunsch schriftlich abzustatten? Ich lege einen Brief für ·iese Braut bey, und ich bitte Sie, liebster Herr Professor, ·ehorsamst, die Bestellung desselben zu besorgen, wenn Sie ·s für gut befinden. Ich vermuthe, daß Sie bey der schö=·en Jahreszeit bald nach Welkau gehen werden, da die ·rau Gräfin ohnedem ihre Fräulein gern in Ihrer Gegen=·art verheirathen will. Es wird ein froher Auftritt für ·Sie seyn; ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück, daß Sie ·ieses Vergnügen erleben. Gott gebe nur Ihnen und der ·raut Gesundheit und Munterkeit.

Was mein kleines Project betrifft, so habe ich sowohl ·errn Zeisens als auch der Frau Geheimdecammerräthin ·eyfall dazu erhalten. Die Frau Geheimdecammerräthin ·unterte mich auf, mich durch die kleinen Schwierigkeiten ·Anfange nicht irren zu lassen, und sie glaubt, daß mich ·eser Entschluß nicht gereuen werde. Sie hat mir auch ·tig versprochen, mir zu dessen Ausführung behülflich zu ·yn, wenn sie Gelegenheit dazu findet. Ich für mein Theil ·lle mir viel Angenehmes bey dieser Beschäftigung vor, ·d der Gedanke, einen soliden und nützlichen Gebrauch von ·inen müßigen Stunden zu machen, erweckt mir Freude. ·ein Vorsatz ist gut, und das macht mich zufrieden. Finde ·Gelegenheit, ihn ins Werk zu richten, so ist einer von ·inen Wünschen erfüllt. Finde ich sie nicht, so werde ich

denken, daß mich Gott zu dieser Beschäftigung nicht bestimmt und daß ich mich derselben vielleicht nicht mit so gutem Erfolg entledigen würde, als ich mirs itzt vorstelle.

Leben Sie wohl, liebster Herr Professor. Ich habe mir in kurzer Zeit das Vergnügen, Ihnen zu schreiben, sehr reichlich erlaubt. Ich werde sparsam damit werden müssen, um Ihre Geduld nicht zu ermüden. Ich schreibe ohnedem so schlecht. Den Brief an das Fräulein Schönfeld hätte ich schöner schreiben mögen; aber meine Federn sind Schuld. Ich bedaure meinen verstorbenen Schreibemeister bey jedem Briefe und noch mehr, daß ich keine Federn habe schneiden lernen; aber das hat er nicht zu verantworten, sondern ich; er gab sich Mühe genug.

Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen gehorsamst, und ich bin, mit einem Herzen, das Ihnen ganz ergeben ist, und das Ihnen zum Hochzeitsfeste Ihrer Freundin recht viel Vergnügen und Heiterkeit wünscht,

Ihre

Dresden, den 5. April 1766.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Haben Sie nichts von meiner Kirchhofin gehört? Zum neuen Jahre schrieb sie, daß ihre Mutter in eine Verbindung zwischen ihr und einem jungen Medicus Namens Gülden auf den Fall gewilligt hätte, wenn dieser in bessere Umstände käme. Es hätte auch derselbe Hoffnung gehabt, ein ziemlich einträgliches Physicat zu bekommen, allein der Sohn des königlichen Leibarztes hätte das Amt durch wichtigere Empfehlungen erhalten und ihre und Herrn Güldens Hoffnung wäre also zernichtet worden. Ich fragte sie, ob ihre Verbindung durch diesen Unfall nur auf-

geschoben oder ganz getrennt wäre? Sie hat mir aber noch nicht geantwortet.

Von dem kleinen Glücke, das der gute Charpentier in Freyberg gemacht hat und das für ihn schon groß genug ist, haben Sie vielleicht wohl durch den Herrn Bruder Nachricht erhalten.

140.

Liebste Mademoiselle!

Also werden Sie, wenn Sie Gelegenheit finden, das Amt, Kinder zu guten und nützlichen Menschen zu bilden, dieses wichtige Amt, mit Einwilligung Ihres Herrn Vaters, wirklich übernehmen? Nun, so wünsche ich Ihnen denn im Voraus Glück und von Herzen den göttlichen Segen dazu. Bleiben Sie bey diesem Vorsatze, wenn er auch anfangs mit vielen Schwierigkeiten verbunden seyn sollte, und denken Sie, daß Gutes thun allerdings Mühe kostet, aber für unser Herz auch die natürlichste Freude und durch sich selbst schon die größte Belohnung sey, und wenn wir nicht allein aus Neigung, sondern auch aus Religion, das Gute unternehmen und ausführen, wie glücklich dürfen wir uns alsdann schätzen! Getrost also! — Ihr Brief an die nunmehrige Gräfin Bünau ist nicht nur bestellt, sondern die Gräfin Vitzthum will ihn, es sind ihre eignen Worte, entweder bald schriftlich oder doch binnen drey Wochen in Dresden mündlich beantworten. Ich habe die neue Frau den Tag nach ihrer Vermählung, die in der äußersten Stille zu Welkau vollzogen worden, (den 8. April) besucht, sie

gelassen und bey aller Kränklichkeit zufrieden und an der Hand eines sehr würdigen Mannes gefunden. Vielleicht soll ich dieses Glück auch bald von Ihnen hören und sagen können.

Leben Sie wohl.

Leipzig, den 13. April 1766.

Gellert.

---

141. *)

Dresden, den 17. May 1766.

Liebster Herr Professor!

Hier sitze ich bey einem dunkeln Lichte unter einer grünen Maye, die vortrefflich riecht; höre Fledermäuse schreyen, und sinne nach, was ich Ihnen morgen schreiben will; bedaure, daß es schon um eilf Uhr und also auf diesen Abend zu spät ist; denke, daß ich nichts weiter thun, als Ihnen recht herzlich in Gedanken eine gute Nacht wünschen kann; und ohne es fast selbst zu merken, ergreife ich die Feder und schreibe: Liebster Herr Professor — — — und weil ich in gewissen Fällen nicht viel Herrschaft über mich habe, so kann ich mich nicht verhindern, ein wenig fortzusetzen, und alle die Empfindungen schon itzt zu empfinden, die mein Herz ganz gewiß morgen Vormittags und gegen Abend erfüllen werden — und o wie gern wird sichs ihnen überlassen.

Ich werde nicht wieder von Ihnen Abschied nehmen, wie vorm Jahre; ich werde nicht die Thräne eilfertig

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 144.

btrocknen, die mir entfiel, als ich durch das Zimmer lief,
ı welchem ich Sie itzt zum letztenmal gesehen hatte und
un nicht mehr sehen sollte. Aber mein Herz wird Sie
ir alle Ihre Gütigkeiten segnen, für die redende Miene,
ie uns allen, die wir damals beysammen waren, sagte,
aß Sie uns liebten und segneten, ich werde sie auf Ihrem
Bilde aufsuchen und wenn ich sie nicht darauf finde, wird
ıeine Einbildung sie ihm zu geben wissen. Glauben Sie
icht, daß ich Sie in meinem kleinen Enthusiasmus, in
elchem ich mich oft in meinen vergnügtesten Stunden ver=
ere, noch immer sehe und höre? — Und meine Doles!
)ie wird mich spät verlassen, sie wird mich bitten bey ihr
ı bleiben und ich werde nicht können. Man wird mir
gen, daß ich hier in Dresden schlafen muß (denn wenn
) manchmal zu lange sitze und lese oder schreibe, kömmt
e Mama und heißt mich zu Bette gehen und das Licht
egthun). Glückliche, erwünschte Tage! Noch immer in
r Erinnerung schön, und mir auf mein ganzes Leben
ihrend! Auch wenn sie niemals wiederkämen. Meine
oles — o Sie wissen, wie sehr sie eine Freundin seyn
nn; und so sehr, als sie's seyn kann, ist sie's für mich,
ıd ich bin sie Ihnen schuldig. — Muß ich mich nicht
euen, sie gefunden zu haben und sie schon ein Jahr lang
: besitzen?

Für den gütigen Brief, den Sie mir durch Herrn
eydeln überschickt, und den er mir in der Stunde seiner
kunft brachte, dankt Ihnen mein ganzes Herz. Bisher
t sich noch keine Gelegenheit gezeigt, meinen Vorsatz aus=
führen. Indessen behalte ich ihn doch immer und es ist
r genug, daß er an sich selbst gut ist, und den Beyfall
rer hat, die ich am höchsten schätze, [illegible] die Gelegen=

heiten, die sich etwa anbieten könnten, mit Freuden zu ergreifen.

Daß die Frau Gräfin Bünau meinen Brief so gnädig aufgenommen, ist etwas, womit ich mir geschmeichelt habe, so oft ich dachte, daß sie ihn vielleicht aus Ihren Händen erhalten würde, und das mich also doppelt rührt. Ich habe noch nichts davon gehört, daß die Frau Gräfin Bitzthum hier angekommen wäre. Ich wünsche ihr die Hand zu küssen. Werden Sie nicht in diesen Feyertagen Ihren Freund, M. Heyern, predigen hören?

Vor einigen Wochen machte ich hier mit der Mademoiselle Wolle Bekanntschaft und heute erhielt ich einen Brief von ihr. „Also eine neue Correspondentin?“ Ja, bester Herr Professor, an die Stelle des Herrn Oberpostcommissärs. Sie schreibt wohl nicht so gut wie Er, aber sie sagt mir doch, daß sie mich liebt und meine Freundin seyn will, und sie mag es wohl im Ernste sagen, sie scheint sehr aufrichtig. Es ist wahr, ich sah sie nur zweymal, aber die Frau Geh. Cammerräthin Wagner liebt sie, auch die Cammerräthin Frege (und die soll auch eine gute Frau seyn) und also glaube ich der Mademoiselle Wolle auf ihr Wort. Was könnte sie auch für Vergnügen daran finden, sich gegen mich zu verstellen?

Noch etwas vom Englischen. Zeither habe ich einen Theil des Zuschauers gelesen, der Herrn Creuziger gehört und den ich mit diesem Packet zurückschicken werde; denn ich habe mir Popens Werke kommen lassen. Heute habe ich sie vom Buchbinder erhalten und nun werde ich erst recht fleißig werden. Auch hat mir Herr Seydel Youngs Nachtgedanken geschenkt. Es ist eine ganz gute deutsche Uebersetzung dabey, die mir in schweren Stellen

rthelfen kann; wiewohl ichs leichter lese, als ich hoffen
rfte. Ohne Zweifel hilft das viel, daß ich die Ebert'sche
:bersetzung fast auswendig weiß, weil ich sie seit
elen Jahren gelesen und wieder gelesen habe. Ich
eiß mirs täglich mehr Dank, daß ich dem Einfalle, Eng=
ch zu lernen, gefolgt bin. Meine Einfälle sind wohl
anchmal ganz gut, aber keiner ist mir noch so lieb, als
r vom 21. October 1760.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und
hrerbietung

Ihre

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen und dem Herrn
berpostcommissär gehorsamst.

Den 19. May.

Ich siegle diesen Brief noch einmal auf, um Ihnen
ie glückliche Zeitung mitzutheilen, welche ich diesen Mor=
n erhalten habe. Meine Kirchhofin schreibt mir, daß
err Gülden in bessere Umstände gekommen und ihre
utter, aus Ueberzeugung, für ihre Tochter nicht besser
ählen zu können, den 26. May zu ihrer Verheirathung
gesetzt hätte. Sie bittet mich, ihrem theuersten Herrn
:ofessor von ihrer Verheirathung Nachricht zu geben, Sie
ı Ihr ferneres gütiges Andenken für sie zu bitten und
nen zu versichern, daß ihre Dankbarkeit und Ehrfurcht
: Sie so lange als ihr Leben dauern werde. Nächstens
rd sie sich die Freyheit nehmen, selbst zu schreiben und
ı Ihren Segen zu bitten.

142.

Bester Herr Professor!

Meinen eigentlichen Brief werden Sie wohl aus den Händen des Herrn Creuziger erhalten, weil ihn Herr Seydel in ein Packet an denselben legen wird. Hier schicke ich Ihnen nur noch die Abschrift Ihres letzten Billets an mich, welches ich in jenen Brief legen wollte und vergessen habe. Bald dürfte ich Ihnen meiner Kirchhofin letzten Brief mittheilen. Vielleicht lesen Sie ihn doch wohl gern. Ich habe schon darauf geantwortet, und meine Antwort soll, wie ich rechne, den Abend vor dem Hochzeittage, oder den Tag selbst ankommen. Meine Wünsche flattern immer ein wenig nach Cotbus hin. — Ich möchte meine Freundin kennen und ihren Bräutigam auch, und sie in meinen Augen die Wünsche lesen lassen, die mein Herz für sie thut. Herr Seydel hat mir diese Feder geschnitten, aber sie schreibt nicht, sie spritzelt. Es ist eben so gut; so muß ich aufhören und Ihnen nicht länger beschwerlich fallen, und Ihnen, anstatt auf der vierten Seite, gleich auf der ersten, die immer gleichlautende, aber immer wahre, immer mit Empfindung gedachte und mit Vergnügen geschriebene Versicherung wiederholen, daß ich Sie, meinen theuersten Herrn Professor, ewig lieben und verehren werde.

Dresden, den 24. May 1766.

C. C. Lucius.

143.

Liebste Freundin!

Also ist es schon ein Jahr, daß Sie uns in Leipzig besucht haben? Flüchtiges Jahr! Nun so danke ich Ihnen denn heute noch einmal für die unerwartete Freude, die Sie uns um diese Zeit des vorigen Jahres gemacht haben, und wünsche, daß die Erinnerung derselben auch eine beständige Freude für Sie bleiben mag. Könnten Sie doch nur auch Ihre Freundin in Cotbus in diesem Jahre so unvermuthet überfallen! Wünschen Sie ihr in meinem Namen die zufriedenste Ehe, und denken Sie bey dem Beyspiele Ihrer Freundin an die Pflichten, Freuden und Unfälle dieses Standes, der wahrscheinlicher Weise auch Ihr Stand bald werden kann. Schon habe ich mich wieder ausgeschrieben, so kraftlos bin ich. Doch ein kurzer Brief von einem Manne, dem das Schreiben herzlich sauer wird, ist wenigstens ein Beweis, daß er gern an Sie schreibt. Leben Sie wohl mit den lieben Ihrigen.

Leipzig, den 23. Juni 1766.

Gellert.

Grade Gutes thun kann, soll ich denn da nicht um desto eifriger etwas hervorsuchen, wodurch ich wenigstens einigen nützlich seyn könnte? Und weil es Leute giebt, die aus falschen Begriffen oder aus Mangel an Verstande und an Güte des Herzens von der einzigen Art von Diensten, zu denen ich mich für die Menschen geschickt und auf gewisse Weise verbunden glaube, geringschätzig oder verächtlich denken würden, soll ich deswegen blos für mich allein leben und das Mittel unversucht lassen, wodurch ich andern dienen könnte?

Nach den Feyertagen, bester Herr Professor, werde ich Ihnen vielleicht melden können, was die Frau Geh. Cammerräthin hiervon denkt. Leben Sie recht wohl, liebster Herr Professor, und nehmen Sie von meiner ganzen Familie und von mir die Versicherung unsrer vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit an.

Dresden, den 25. März 1766.

C. C. Lucius.

Noch ein Wort, liebster Herr Professor. Sie fragen mich, in welchem Falle ich mir am ersten Schülerinnen versprechen könnte? Sie wissen nunmehr, daß ich dergleichen nur auf eine einzige Art annehmen kann, und ich stelle mirs ein wenig schwer vor, welche zu finden. Ich und meine Eltern haben sehr wenig Bekanntschaft. Ich habe einige Bekannte, die gut für mich gesinnet sind, wie ich glaube, und eine weitläuftige Bekanntschaft haben. Vielleicht würden mir diese einige Schülerinnen verschaffen können. Ich wünsche mir zum Anfange ohnedem nicht viel.

139.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ich habe bey der Frau Geh. Cammerräthin Wagner von ›er nahen Vermählung der Fräulein Schönfeld gehört. Ob sie es wohl gütig aufnehmen möchte, ihr meinen Glück›vunsch schriftlich abzustatten? Ich lege einen Brief für ›iese Braut bey, und ich bitte Sie, liebster Herr Professor, ›ehorsamst, die Bestellung desselben zu besorgen, wenn Sie ›s für gut befinden. Ich vermuthe, daß Sie bey der schö›en Jahreszeit bald nach Welkau gehen werden, da die ›rau Gräfin ohnedem ihre Fräulein gern in Ihrer Gegen›art verheirathen will. Es wird ein froher Auftritt für ›ie seyn; ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück, daß Sie ›ieses Vergnügen erleben. Gott gebe nur Ihnen und der ›raut Gesundheit und Munterkeit.

Was mein kleines Project betrifft, so habe ich sowohl ›errn Zeisens als auch der Frau Geheimdecammerräthin ›eyfall dazu erhalten. Die Frau Geheimdecammerräthin ›unterte mich auf, mich durch die kleinen Schwierigkeiten ›n Anfange nicht irren zu lassen, und sie glaubt, daß mich ›eser Entschluß nicht gereuen werde. Sie hat mir auch ›itig versprochen, mir zu dessen Ausführung behülflich zu ›yn, wenn sie Gelegenheit dazu findet. Ich für mein Theil ›lle mir viel Angenehmes bey dieser Beschäftigung vor, ›d der Gedanke, einen soliden und nützlichen Gebrauch von ›einen müßigen Stunden zu machen, erweckt mir Freude. ›ein Vorsatz ist gut, und das macht mich zufrieden. Finde › Gelegenheit, ihn ins Werk zu richten, so ist einer von ›einen Wünschen erfüllt. Finde ich sie nicht, so werde ich

denken, daß mich Gott zu dieser Beschäftigung nicht bestimmt und daß ich mich derselben vielleicht nicht mit so gutem Erfolg entledigen würde, als ich mirs itzt vorstelle.

Leben Sie wohl, liebster Herr Professor. Ich habe mir in kurzer Zeit das Vergnügen, Ihnen zu schreiben, sehr reichlich erlaubt. Ich werde sparsam damit werden müssen, um Ihre Geduld nicht zu ermüden. Ich schreibe ohnedem so schlecht. Den Brief an das Fräulein Schönfeld hätte ich schöner schreiben mögen; aber meine Federn sind Schuld. Ich bedaure meinen verstorbenen Schreibemeister bey jedem Briefe und noch mehr, daß ich keine Federn habe schneiden lernen; aber das hat er nicht zu verantworten, sondern ich; er gab sich Mühe genug.

Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen gehorsamst, und ich bin, mit einem Herzen, das Ihnen ganz ergeben ist, und das Ihnen zum Hochzeitsfeste Ihrer Freundin recht viel Vergnügen und Heiterkeit wünscht,

Ihre

Dresden, den 5. April 1766.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Haben Sie nichts von meiner Kirchhofin gehört? Zum neuen Jahre schrieb sie, daß ihre Mutter in eine Verbindung zwischen ihr und einem jungen Medicus Namens Gülden auf den Fall gewilligt hätte, wenn dieser in bessere Umstände käme. Es hätte auch derselbe Hoffnung gehabt, ein ziemlich einträgliches Physicat zu bekommen, allein der Sohn des königlichen Leibarztes hätte das Amt durch wichtigere Empfehlungen erhalten und ihre und Herrn Güldens Hoffnung wäre also zernichtet worden. Ich fragte sie, ob ihre Verbindung durch diesen Unfall nur auf-

geschoben oder ganz getrennt wäre? Sie hat mir aber noch nicht geantwortet.

Von dem kleinen Glücke, das der gute Charpentier in Freyberg gemacht hat und das für ihn schon groß genug ist, haben Sie vielleicht wohl durch den Herrn Bruder Nachricht erhalten.

140.

Liebste Mademoiselle!

Also werden Sie, wenn Sie Gelegenheit finden, das Amt, Kinder zu guten und nützlichen Menschen zu bilden, dieses wichtige Amt, mit Einwilligung Ihres Herrn Vaters, wirklich übernehmen? Nun, so wünsche ich Ihnen denn im Voraus Glück und von Herzen den göttlichen Segen dazu. Bleiben Sie bey diesem Vorsatze, wenn er auch anfangs mit vielen Schwierigkeiten verbunden seyn sollte, und denken Sie, daß Gutes thun allerdings Mühe kostet, aber für unser Herz auch die natürlichste Freude und durch sich selbst schon die größte Belohnung sey, und wenn wir nicht allein aus Neigung, sondern auch aus Religion, das Gute unternehmen und ausführen, wie glücklich dürfen wir uns alsdann schätzen! Getrost also! — Ihr Brief an die nunmehrige Gräfin Bünau ist nicht nur bestellt, sondern die Gräfin Vitzthum will ihn, es sind ihre eignen Worte, entweder bald schriftlich oder doch binnen drey Wochen in Dresden mündlich beantworten. Ich habe die neue Frau den Tag nach ihrer Vermählung, die in der äußersten Stille zu Welkau vollzogen worden, (den 8. April) besucht, sie

gut von der Ehe denken und doch unverheirathet bleiben kann. Indessen (das gestehe ich gern,) spricht meine Vernunft mehr für die Ehe, als meine Neigung. Hätte ich ein kleines Vermögen, dadurch den Sorgen für mein künftiges Schicksal vorgebeugt wäre, — aber sorgt denn der Himmel nicht? — so, glaube ich, würde meine Neigung sehr leicht gewinnen. Zuweilen habe ich, ohne im geringsten traurig oder finster zu seyn, eine so abgeschiedene, einsiedlerische Denkungsart, daß ich, anstatt meine Verbindungen mit der Welt und dem Leben darinnen zu vervielfältigen und fester zu knüpfen, solche lieber vermindern und auflösen möchte. Sollte es dem Himmel gefallen, mich zu einem andern Stande, als mein itziger ist, zu berufen, so hoffe ich gewiß, er werde mir auch Gedanken einflößen, die sich dazu schicken, und einen frommen, treuen und einsichtsvollen Freund übrig lassen, so einen Freund, wie Sie, theuerster Herr Professor, meine Entschließungen zu leiten.

Den 23. Juli.

Heute habe ich bey der Frau Gräfin Vitzthum mit ihrer Familie gespeißt. Sie sind alle wohl, auch die Gräfin Bünau. Am Sonntage erhielt ich einen Brief vom kleinen Herrn Seidelin. Er empfiehlt sich Ihnen ehrerbietigst. Er lebt itzt in Erwartung einer Versorgung bey seinen Eltern. Keiner von den Dänen, die ich kenne, wären versorgt. Der einzige Herr Rothe ausgenommen ist Prediger in Seeland. Dem Herrn von Juul wünscht Seidelin empfohlen zu seyn, weil seine Familie demselben sehr bekannt wäre. Vor einigen Wochen besuchte mich der Hofrath Krebel, und bat mich, Ihnen die Versicherung seiner Ehrerbietung und Freundschaft zu erneuern.

Nehmen Sie gütigst eben diese Versicherung von meinen
Ältern und Geschwistern an. Ich werde und kann niemals
ufhören zu seyn,

Theuerster Herr Professor!

Ihre

ganz ergebenste und gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

145.

Dresden, den 25. Aug. 1766.

Theuerster Herr Professor!

err Tachselt wünscht, Ihnen bey seinem ersten Besuche
h seiner Dresdner Reise einen Brief von mir zu über-
hen. Ich kann ihm seinen Wunsch unmöglich versagen;
finde zu viel Ursachen in meinem Herzen, diese Gefäl-
eit für ihn zu haben. Und auch ohne alle diese Ursachen
e er es werth, daß ich ihm ein jedes Vergnügen machte,
nur in meiner Gewalt steht. Er ist so ganz der Freund
ers ganzen Hauses und auch mein eigner Freund ge-
den. Ich glaube kaum, daß ich recht daran thue, wenn
meine ältern Freunde viel mehr lieben wollte, als ihn;
ı er verdient gewiß meine ganze Freundschaft und mein
zes Vertrauen, er, der Allen, die ich liebe, so theuer
— Die sieben Wochen, die er hier zugebracht hat,
sehr reich an Freuden und Glück für unsre Herzen ge-
n. Wie süß ist mir der Gedanke, liebster Herr Pro-
:, daß Sie itzt, da Sie diesen Brief lesen werden,
ı Menschen gesehen und gesprochen haben, dem Sie

schon müssen angesehen haben, daß er mit uns, seinen hiesigen Freunden, sehr zufrieden ist, daß er alles liebt und schätzt, was Ihrer Caroline angehört und ihr lieb ist, und daß er seinen hiesigen Aufenthalt ungern verlassen und die Zeit, die er hier zugebracht hat, nicht bereuet, sondern für eine der glücklichsten und vergnügtesten seines Lebens hält und dieses durch die unschuldigen Freuden, die wir mit unserm Seydel (denn diesem sind wir eigentlich die genaue Bekanntschaft des guten lieben Tachselt schuldig) gemeinschaftlich genossen haben. Wie oft, bester Herr Professor, sind Sie mitten unter uns gewesen! Ja, oft haben Sie unsre Freude beseelt. Herr Tachselt spielte uns oft auf dem Claviere vor. Er spielt die meisten Bachischen Melodien Ihrer Lieder. Er lehrte mich einige singen, welches nach seinem Claviere leichter ist, als nach meines Seydels Flöte, ob ich sie wohl da lieber höre. Einmal, es war Sonntags, hatte mir Seydel einen rührenden Brief geschrieben, der sich mit der letzten Strophe Ihres schönen Gedichts von der Freundschaft schloß. Er hatte mich bis zu Thränen gerührt. Abends waren wir Alle beysammen. Unser Tachselt spielte: Sey ohne Freund ꝛc. Stellen Sie sich vor, daß über der Commode, wo das Clavier stand, Ihr Portrait hängt und der Kopf davon über dem aufgemachten Clavier-Deckel hervorsah, auf Tachselt sah, welcher spielte. Zur Linken stand mein Fritzchen, die voll Empfindung zuhörte, zur Rechten neben Tachselt ich, Seydel hinter uns und hielt meine rechte Hand. Wir dreye sangen. Meine Mutter saß dicht bey uns vergnügt und still. Bey der letzten Strophe dachte ich an Seydels Brief; ich wandte mein Gesicht nach ihm um, indem ich seine Hand ein wenig drückte. Er riß sich schnell los voll

Bewegung und vergoß einige Thränen der Freude. Bald
arauf... kam er wieder zu mir, zeigte auf Ihr Bild und
agte: „O könnte Er Zeuge unsrer Empfindungen und
unsrer Freuden seyn: welche Belohnung für sein Herz!“
— So hat uns Ihr Bild oft zugesehen. Wären Sie es
och selbst gewesen! Nicht Eine Empfindung, nicht Ein
edanke ist in allen unsern vereinigten Herzen, den Sie
i billigen sich bedenken würden und gewiß, oft, recht oft
ären wir Ihrer Gegenwart werth.

Heute ist ein Gallatag, unsers Xavier's Geburtstag.
Wir haben ihn gefeyert. Wir sind gleich um vier Uhr auf-
standen, sind mit unserm Seydel in den Plauischen
rund gegangen, und haben uns da einen der vergnügte-
n Morgen unsers Lebens gemacht, für den sich's, wie
en Seydel auf dem Rückwege sagte, auf den Abend
och recht herzlich wird danken lassen. Unser Tachselt
at uns immer gegenwärtig; denn wir waren auch vor
nigen Wochen an einem so schönen Morgen mit ihm da
wesen, und nur noch Vorgestern früh brachten wir einige
ückliche Stunden mit ihm im großen Garten zu, begleite-
n ihn hernach auf seine Stube, blieben eine kleine halbe
tunde bey ihm und bald darauf gieng er mit der Post
ch Freyberg, und ließ uns die stärksten Versicherungen
ner Freundschaft zurück.

Mein liebster, bester Herr Professor, da Sie oft so
inklich und so schwach sind, daß auch eine kleine Lectüre
nen zur Arbeit und zur Beschwerde werden kann, so sollte
chs vielleicht reuen, daß ich Ihnen einen so entbehrlichen
rief geschrieben habe. Aber ich weiß nicht, es ist mir
mer, als obs Ihnen keine Arbeit seyn würde, wenn Sie
h denselben von Herrn Gödicken vorlesen ließen; als ob

142.

Bester Herr Professor!

Meinen eigentlichen Brief werden Sie wohl aus den Händen des Herrn Creuziger erhalten, weil ihn Herr Seydel in ein Packet an denselben legen wird. Hier schicke ich Ihnen nur noch die Abschrift Ihres letzten Billets an mich, welches ich in jenen Brief legen wollte und vergessen habe. Bald dürfte ich Ihnen meiner Kirchhofin letzten Brief mittheilen. Vielleicht lesen Sie ihn doch wohl gern. Ich habe schon darauf geantwortet, und meine Antwort soll, wie ich rechne, den Abend vor dem Hochzeittage, oder den Tag selbst ankommen. Meine Wünsche flattern immer ein wenig nach Cotbus hin. — Ich möchte meine Freundin kennen und ihren Bräutigam auch, und sie in meinen Augen die Wünsche lesen lassen, die mein Herz für sie thut. Herr Seydel hat mir diese Feder geschnitten, aber sie schreibt nicht, sie spritzelt. Es ist eben so gut; so muß ich aufhören und Ihnen nicht länger beschwerlich fallen, und Ihnen, anstatt auf der vierten Seite, gleich auf der ersten, die immer gleichlautende, aber immer wahre, immer mit Empfindung gedachte und mit Vergnügen geschriebene Versicherung wiederholen, daß ich Sie, meinen theuersten Herrn Professor, ewig lieben und verehren werde.

Dresden, den 24. May 1766.

C. C. Lucius.

143.

Liebste Freundin!

Also ist es schon ein Jahr, daß Sie uns in Leipzig esucht haben? Flüchtiges Jahr! Nun so danke ich Ihnen enn heute noch einmal für die unerwartete Freude, die Sie uns um diese Zeit des vorigen Jahres gemacht haben, nd wünsche, daß die Erinnerung derselben auch eine beändige Freude für Sie bleiben mag. Könnten Sie doch ur auch Ihre Freundin in Cotbus in diesem Jahre so nvermuthet überfallen! Wünschen Sie ihr in meinem Naen die zufriedenste Ehe, und denken Sie bey dem Beyiele Ihrer Freundin an die Pflichten, Freuden und Unlle dieses Standes, der wahrscheinlicher Weise auch Ihr tand bald werden kann. Schon habe ich mich wieder isgeschrieben, so kraftlos bin ich. Doch ein kurzer Brief in einem Manne, dem das Schreiben herzlich sauer wird, wenigstens ein Beweis, daß er gern an Sie schreibt. ben Sie wohl mit den lieben Ihrigen.

Leipzig, den 23. Juni 1766.

Gellert.

144. *)

Dresden, den 22. Juli 1766.

Ein ganzer Monat seit Ihrem gütigen Briefchen! Bester Herr Professor, ich verdiene wohl, daß Sie mich ein wenig wegen meiner Bescheidenheit loben. Und mit wie viel Freude, mit wie viel Zutrauen schreibe ich nicht heute, nun ich denke, daß ich recht lange gewartet habe? Ueberhaupt verlor ich nichts bey diesem Verzuge. Der vierte Julius ist dennoch mein Festtag gewesen, und obgleich die Post meine Wünsche für Ihr theures Leben nicht empfangen, so hat sie doch gewiß der Himmel mit Wohlgefallen gehöret und angenommen.

Meine liebe Doles hat mich auch so freundschaftlich an allem Antheil nehmen lassen, was mir wichtig seyn konnte: wie ihr ehrwürdiger Vater mit ihrem Sohne Ihnen die süßeste Pflicht der Freundschaft und der ehrerbietigen Liebe abgestattet, und wie Sie den eignen Geburtstag dieses ihr so theuren Greises feyerlicher haben machen helfen. Sehen Sie, liebster Herr Professor, so hat mein Herz sich mit Ihnen beschäftiget und mit dem glücklichen, so glücklichen Andenken des vorigen Jahres! Daß diese mir eine beständige Freude bleiben mögen, wünschen Sie? O gewiß! Das bleiben sie! Bald (so angenehm träumten es Herr Seydel und ich) bald hätte ich diese Freude recht lebhaft erneuert. Meine liebe Doles hatte ein kleines wahrscheinliches Project gemacht, mit ihrem Sohne, Herrn Tachselten nach Dresden zu begleiten. Anfänglich fanden sich wohl

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 146.

inige Bedenklichkeiten; und die sehr schleunige Abreise des
Herrn Tachselt, die Unpäßlichkeit ihres guten Mannes
nd die erwartete Ankunft ihres Vaters und ihrer Schwe-
er zerstörten es ganz. Es mag sie wohl etwas gekostet
aben. Mich kostete es viel. Ich gieng ihr schon in Ge-
anken bis Neudorf entgegen, und führte sie schon in
nsre schönsten Gegenden spazieren. Alles umsonst! —
tut! Bleibt mir doch mein Gedächtniß und ein vorjähri-
es Pfingstfest, das ich, wenn ich will, in dasselbe zurück-
ufen kann. Süßes Andenken! — Das ist gewiß, ich
abe den Kaiser gesehen. Freylich ist er auch ein Mensch,
ie wir andern, aber er hat das Gesicht eines guten Men-
hen; und nach dem Verhältnisse, in welchem er als Kai-
mit unserm deutschen Vaterlande steht, sah ich ihn mit
ehr Antheil, als ich einen andern fremden Prinzen gese-
n hätte. Aber werde ich mich in einiger Zeit noch lebhaft
ran erinnern und mich freuen ihn gesehen zu haben?
enn ich wieder an die Orte komme, wo ich ihn sah,
rde ich zu mir selbst sagen: Hier fuhr, hier saß, hier speißte
Kaiser? Ich glaube es nicht; aber das weiß ich, daß
eine gewisse Treppe, wo ich jemanden zuerst die Hand
ßte, einige Zimmer, eine gewisse Lectüre und noch viel
ere kleine Umstände, Worte und Blicke, niemals verges-
und mit Dank und Freudenthränen ins Gedächtniß
en werde. Meine liebe Cotbussische Freundin werde
wohl so leicht nicht besuchen können, wenigstens dieses
hr nicht, und meine Doles wird auch mich nicht be-
hen. Aber der Himmel hatte mir doch wieder eine eigne
ude, auf die ich nicht rechnete, für dieses Jahr bestimmt.
r rechtschaffene, schätzbare Herr Tachselt, der uns itzt
leich anstatt der Frau Doles und ihres Sohnes ist,

und den der freundschaftliche Seydel bey uns eingeführt hat, ist unser Freund, unser wahrer zärtlicher Freund für unser ganzes Haus geworden. Eine neue glückliche Folge von der zuversichtlichen Willigkeit, mit der ich dem starken Triebe, den ersten Brief an Sie zu schreiben, zu folgen wagte! Freuen Sie sich mit mir darüber! Sie, dessen liebreiches Herz so gern an den Freuden andrer guten Menschen Theil nimmt. O wie glücklich sind Sie für Ihre damalige gütige Nachsicht gegen mich belohnet worden! Ihr allein habe ich alle die besten Freuden meines itzigen Lebens zu danken. Und Gott weiß, ob ich einige davon nicht sehr nöthig hatte und ob mein Herz nicht so müßig, so freudenleer war, als es in Ihnen einen Freund suchte. — Einen Freund? Sollte ich das gedacht haben? Ich weiß es so genau nicht, ich wußte es damals selbst nicht; aber das weiß ich, daß ich mit den frohesten, angenehmsten Empfindungen an Sie schrieb und daß dieses auf geraume Zeit die ersten dauerhaften in dieser Art waren. Meine Doles und ihr Sohn und Herr Seydel haben mir oft gesagt, daß ich denen, die mich lieben, glückliche Augenblicke mache. — Sie theuerster, bester Freund, haben mir seit dem Anfange unsers Briefwechsels, viele, sehr viele glückliche Tage gemacht! Ich wiederhole es immer (es ist einer von meinen liebsten Gedanken), daß ich Alles oder doch das Meiste, was meinem Herzen erwünscht und glücklich ist, darauf zurückleiten kann.

Mit unserm Tachselt (denn er gehört zu uns und unsern Freunden) haben wir viel vergnügte Stunden zugebracht. Zum Glück war auch noch der Baron K. eilf Tage verreißt, und unser guter Seydel hatte die Freiheit, sie mit uns zu theilen. Uns fehlte nichts, als unsre Doles

einige Bedenklichkeiten; und die sehr schleunige Abreise des Herrn Tachselt, die Unpäßlichkeit ihres guten Mannes und die erwartete Ankunft ihres Vaters und ihrer Schwester zerstörten es ganz. Es mag sie wohl etwas gekostet haben. Mich kostete es viel. Ich gieng ihr schon in Gedanken bis Neudorf entgegen, und führte sie schon in unsre schönsten Gegenden spazieren. Alles umsonst! — Gut! Bleibt mir doch mein Gedächtniß und ein vorjähriges Pfingstfest, das ich, wenn ich will, in dasselbe zurückrufen kann. Süßes Andenken! — Das ist gewiß, ich habe den Kaiser gesehen. Freylich ist er auch ein Mensch, wie wir andern, aber er hat das Gesicht eines guten Menschen; und nach dem Verhältnisse, in welchem er als Kaiser mit unserm deutschen Vaterlande steht, sah ich ihn mit mehr Antheil, als ich einen andern fremden Prinzen gesehen hätte. Aber werde ich mich in einiger Zeit noch lebhaft daran erinnern und mich freuen ihn gesehen zu haben? Wenn ich wieder an die Orte komme, wo ich ihn sah, werde ich zu mir selbst sagen: Hier fuhr, hier saß, hier speißte der Kaiser? Ich glaube es nicht; aber das weiß ich, daß ich eine gewisse Treppe, wo ich jemanden zuerst die Hand küßte, einige Zimmer, eine gewisse Lectüre und noch viel andre kleine Umstände, Worte und Blicke, niemals vergessen und mit Dank und Freudenthränen ins Gedächtniß rufen werde. Meine liebe Cotbussische Freundin werde ich wohl so leicht nicht besuchen können, wenigstens dieses Jahr nicht, und meine Doles wird auch mich nicht besuchen. Aber der Himmel hatte mir doch wieder eine eigne Freude, auf die ich nicht rechnete, für dieses Jahr bestimmt. Der rechtschaffene, schätzbare Herr Tachselt, der uns itzt zugleich anstatt der Frau Doles und ihres Sohnes ist,

gut von der Ehe denken und doch unverheirathet bleiben kann. Indessen (das gestehe ich gern,) spricht meine Vernunft mehr für die Ehe, als meine Neigung. Hätte ich ein kleines Vermögen, dadurch den Sorgen für mein künftiges Schicksal vorgebeugt wäre, — aber sorgt denn der Himmel nicht? — so, glaube ich, würde meine Neigung sehr leicht gewinnen. Zuweilen habe ich, ohne im geringsten traurig oder finster zu seyn, eine so abgeschiedene, einsiedlerische Denkungsart, daß ich, anstatt meine Verbindungen mit der Welt und dem Leben darinnen zu vervielfältigen und fester zu knüpfen, solche lieber vermindern und auflösen möchte. Sollte es dem Himmel gefallen, mich zu einem andern Stande, als mein itziger ist, zu berufen, so hoffe ich gewiß, er werde mir auch Gedanken einflößen, die sich dazu schicken, und einen frommen, treuen und einsichtsvollen Freund übrig lassen, so einen Freund, wie Sie, theuerster Herr Professor, meine Entschließungen zu leiten.

Den 23. Juli.

Heute habe ich bey der Frau Gräfin Vitzthum mit ihrer Familie gespeißt. Sie sind alle wohl, auch die Gräfin Bünau. Am Sonntage erhielt ich einen Brief vom kleinen Herrn Seidelin. Er empfiehlt sich Ihnen ehrerbietigst. Er lebt itzt in Erwartung einer Versorgung bey seinen Eltern. Keiner von den Dänen, die ich kenne, wären versorgt. Der einzige Herr Rothe ausgenommen ist Prediger in Seeland. Dem Herrn von Juul wünscht Seidelin empfohlen zu seyn, weil seine Familie demselben sehr bekannt wäre. Vor einigen Wochen besuchte mich der Hofrath Krebel, und bat mich, Ihnen die Versicherung seiner Ehrerbietung und Freundschaft zu erneuern.

hmen Sie gütigst eben diese Versicherung von meinen
tern und Geschwistern an. Ich werde und kann niemals
hören zu seyn,

Theuerster Herr Professor!

Ihre

ganz ergebenste und gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

145.

Dresden, den 25. Aug. 1766.

Theuerster Herr Professor!

r Tachselt wünscht, Ihnen bey seinem ersten Besuche seiner Dresdner Reise einen Brief von mir zu über=
en. Ich kann ihm seinen Wunsch unmöglich versagen; inde zu viel Ursachen in meinem Herzen, diese Gefäl=
it für ihn zu haben. Und auch ohne alle diese Ursachen er es werth, daß ich ihm ein jedes Vergnügen machte, nur in meiner Gewalt steht. Er ist so ganz der Freund s ganzen Hauses und auch mein eigner Freund ge=
en. Ich glaube kaum, daß ich recht daran thue, wenn eine ältern Freunde viel mehr lieben wollte, als ihn; er verdient gewiß meine ganze Freundschaft und mein s Vertrauen, er, der Allen, die ich liebe, so theuer – Die sieben Wochen, die er hier zugebracht hat, ehr reich an Freuden und Glück für unsre Herzen ge=
. Wie süß ist mir der Gedanke, liebster Herr Pro=
, daß Sie itzt, da Sie diesen Brief lesen werden, Menschen gesehen und gesprochen haben, dem Sie

schon müssen angesehen haben, daß er mit uns, seinen hiesigen Freunden, sehr zufrieden ist, daß er alles liebt und schätzt, was Ihrer Caroline angehört und ihr lieb ist, und daß er seinen hiesigen Aufenthalt ungern verlassen und die Zeit, die er hier zugebracht hat, nicht bereuet, sondern für eine der glücklichsten und vergnügtesten seines Lebens hält und dieses durch die unschuldigen Freuden, die wir mit unserm Seydel (denn diesem sind wir eigentlich die genaue Bekanntschaft des guten lieben Tachselt schuldig) gemeinschaftlich genossen haben. Wie oft, bester Herr Professor, sind Sie mitten unter uns gewesen! Ja, oft haben Sie unsre Freude beseelt. Herr Tachselt spielte uns oft auf dem Claviere vor. Er spielt die meisten Bachischen Melodien Ihrer Lieder. Er lehrte mich einige singen, welches nach seinem Claviere leichter ist, als nach meines Seydels Flöte, ob ich sie wohl da lieber höre. Einmal, es war Sonntags, hatte mir Seydel einen rührenden Brief geschrieben, der sich mit der letzten Strophe Ihres schönen Gedichts von der Freundschaft schloß. Er hatte mich bis zu Thränen gerührt. Abends waren wir Alle beysammen. Unser Tachselt spielte: Sey ohne Freund rc. Stellen Sie sich vor, daß über der Commode, wo das Clavier stand, Ihr Portrait hängt und der Kopf davon über dem aufgemachten Clavier-Deckel hervorsah, auf Tachselt sah, welcher spielte. Zur Linken stand mein Fritzchen, die voll Empfindung zuhörte, zur Rechten neben Tachselt ich, Seydel hinter uns und hielt meine rechte Hand. Wir dreye sangen. Meine Mutter saß dicht bey uns vergnügt und still. Bey der letzten Strophe dachte ich an Seydels Brief; ich wandte mein Gesicht nach ihm um, indem ich seine Hand ein wenig drückte. Er riß sich schnell los voll

Bewegung und vergoß einige Thränen der Freude. Bald darauf kam er wieder zu mir, zeigte auf Ihr Bild und sagte: „O könnte Er Zeuge unsrer Empfindungen und „unsrer Freuden seyn: welche Belohnung für sein Herz!“ — So hat uns Ihr Bild oft zugesehen. Wären Sie es doch selbst gewesen! Nicht Eine Empfindung, nicht Ein Gedanke ist in allen unsern vereinigten Herzen, den Sie zu billigen sich bedenken würden und gewiß, oft, recht oft wären wir Ihrer Gegenwart werth.

Heute ist ein Gallatag, unsers Xavier's Geburtstag. Wir haben ihn gefeyert. Wir sind gleich um vier Uhr aufgestanden, sind mit unserm Seydel in den Plauischen Grund gegangen, und haben uns da einen der vergnügtesten Morgen unsers Lebens gemacht, für den sich's, wie eben Seydel auf dem Rückwege sagte, auf den Abend Gott recht herzlich wird danken lassen. Unser Tachselt war uns immer gegenwärtig; denn wir waren auch vor einigen Wochen an einem so schönen Morgen mit ihm da gewesen, und nur noch Vorgestern früh brachten wir einige glückliche Stunden mit ihm im großen Garten zu, begleiteten ihn hernach auf seine Stube, blieben eine kleine halbe Stunde bey ihm und bald darauf gieng er mit der Post nach Freyberg, und ließ uns die stärksten Versicherungen seiner Freundschaft zurück.

Mein liebster, bester Herr Professor, da Sie oft so kränklich und so schwach sind, daß auch eine kleine Lectüre Ihnen zur Arbeit und zur Beschwerde werden kann, so sollte michs vielleicht reuen, daß ich Ihnen einen so entbehrlichen Brief geschrieben habe. Aber ich weiß nicht, es ist mir immer, als obs Ihnen keine Arbeit seyn würde, wenn Sie sich denselben von Herrn Gödicken vorlesen ließen; als ob

Sie an meinen Freuden sogar einigen vergnügten Antheil nehmen würden. Und ich, ich bilde mir ein, durch diesen Brief meine Freuden auf gewisse Weise mit Ihnen, meinem theuersten, verehrungswürdigsten Freunde, getheilt und sie mir dadurch noch feyerlicher und doppelt rührend gemacht zu haben. Vielleicht denke ich auch, daß die wahre, herzliche und gewiß unaufhörliche Freundschaft dieses schätzbaren Mannes, den Sie lieben, für unser ganzes Haus und mich, uns Ihnen noch werther machen könne, und daß Sie darinnen einen neuen Bewegungsgrund finden werden, uns zu lieben. Ich werde Sie aus den wichtigsten und dringendsten Bewegungsgründen zeitlebens verehren und lieben, und das wird mit mir unser ganzes Haus thun.

C. C. Lucius.

Unser lieber Herr Zeis hat seine Familie vor vier Wochen durch einen kleinen lieben Sohn vermehrt gesehn, und zu seiner desto größern Freude befinden sich die Mutter und der Sohn vollkommen wohl. Doch vielleicht hat er Ihnen schon selbst davon Nachricht gegeben.

146.

Liebste Freundin!

Wenn ich Ihnen sage, daß ich an den Freuden Ihres Hauses und der Freunde desselben herzlichen Antheil nehme, so habe ich Ihnen zugleich gesagt, daß mir Ihre drey letzten Briefe vorzüglich angenehm gewesen seyn müssen, da sie voll von lauter frohen Nachrichten, Sie und Ihre liebe

chwester und Ihre Freunde betreffend, voll von glücklichen orbedeutungen waren. Nun für diese frohen Nachrichten ll ich Ihnen heute und noch oft danken. Herr Tach= lt war noch ganz in Ihrem Hause, als er mir Ihren rief mit einigen mündlichen Supplementen brachte, und , ich war noch ganz krank und hörte ihn dennoch gern . Ja, liebe Mademoiselle, auch heute noch, und da ich eses schreibe, fühle ich alle meine Beschwerlichkeiten und ge die Feder schon nieder. Genug, daß ich ein paar orte habe mit Ihnen reden können. Also will ich nicht agen, sondern Gott danken, daß ich nicht ganz darnieder ge. Ich grüße und segne Ihr ganzes liebes Haus und npfehle mich Herrn Seydeln bestens.

Leipzig, den 9. Septbr. 1766.

Gellert.

---

147. *)

Meine liebe Freundin!

hr langer Brief oder vielmehr Ihre beredte Geschichte eyer jugendlicher Herzen, die einander lieben und verdie= t, hat mir sowohl wegen der unschuldigen Liebe, als der hreibart und des Vertrauens wegen, das Sie mir dadurch

*) Der Brief, auf welchen der obige eine Antwort ist, war nicht zur Mittheilung geeignet, und ist von Fr. Pastor Schlegel zu= rückbehalten worden. Sein Inhalt geht aus dem 146sten von selbst hervor und bezieht sich auf ein nahes Verhältniß zwischen Gelletts Correspondentin und dem oft erwähnten Herrn Seydel. Vgl. unten den 151sten Brief.

bezeugen, nothwendig interessant seyn müssen; und wie natürlich ist der Wunsch für mein Herz, daß ein günstiger Ausgang diese Liebe beglücken möge! Gott lasse ihn bald erfolgen, wenn es seiner Weisheit gefällt! Hoffen Sie beide das Beste bey Tugend und Klugheit und im Vertrauen auf den Stifter der Ehen. Hätte ich Vermögen, so würde ich bitten, daß Sie mich für Ihre Ausstattung sorgen ließen. Aber getrost! An dem, was wahrhaft glücklich macht, läßt Gott es Keinem fehlen. Und Ihr Lotteriegewinnst ist ja auch ein Beweis der göttlichen Vorsorge. Ich leide seit etlichen Tagen an meinem Husten und Hüftweh, aber ich leide sehr erträgliche Schmerzen; das sey Gott gedanket. Grüßen Sie Ihr ganzes Haus, Ihre liebe Schwester, Ihren Herrn Bruder und den guten Seydel bestens von mir.

Leipzig, den 2. Dec. 1766.

Gellert.

148.

Theuerster Herr Professor!

Mein Herz wünscht Ihnen für die Güte, für den Antheil zu danken, womit Sie seine Geschichte angehöret haben, aber kann es das? Gott segne Sie, bester Herr Professor, mit allem den Guten, das Ihre wohlwollende Seele Andern gönnt, und, wenn es in Ihrer Macht stände, widerfahren lassen würde! Er belohne Sie für die großmüthigen, die väterlichen Gesinnungen, womit es Ihnen gefällt (aber

s gefällt Ihnen nicht; denn können Sie anders seyn?), nein Vertrauen zu belohnen! . . . . . .

Als ich Ihren Brief erhielt, mußte ich ihn allein und eschwind lesen und konnte nur einige Thränen der Freude nd der Dankbarkeit darüber vergießen. Seydel war leich bey meiner Mutter. Ich gab ihm beym Abschiede ihren Brief mit; er wußte nichts von dem, was ich Ihnen eschrieben. Wie wird er gerührt worden seyn!

Mein bester Herr Professor, halten Sie es nicht für ut, daß ich mein Geheimniß meinen Eltern auch entdecke? Benn Sie es thun, so bitte ich Sie, schicken Sie mir wa durch Herrn Tachselt oder durch die Frau Doles teinen langen Brief zurück, ich glaube, dieser wird mir teine Entdeckung bequemer und für meine Eltern angeehmer machen.

Am Sonntage hatte ich die unvermuthete Freude, von m guten Herrn von Duncan einen langen sehr freundhaftlichen Brief zu erhalten. Er schreibt mir, was Sie ielleicht schon wissen, daß er seine alte Mutter gesund und n Grafen Scheel als Vater einer Tochter wiederangeoffen habe. Er erzählt mir, daß dieser Herr das Bildniß r Dänischen Prinzessin an den Schwedischen Hof habe berbringen müssen und dafür mit dem Portrait der Könin und einem kostbaren Ringe beschenkt worden sey; sein gnes Schicksal aber, sagt er, wäre wegen der mit dem rafen Moltke vorgegangenen Veränderungen noch immer nentschieden. Ich wünsche dem redlichen Duncan Gutes. r verspricht mir, wenn ihm etwas Glückliches begegnet, ill er mich Antheil daran nehmen lassen. Der Herr Hofth Krebel hat uns heute auf eine Stunde besucht. Er

ist gesund und zufrieden. In der letzten Kirchen-Lotterie hat er auch 200 Thaler gewonnen.

Möchten Sie doch von den, Gott sey Dank! erträglichen Schmerzen, die Sie einige Tage gelitten haben, gänzlich befreyet seyn und Sie dieses Jahr gesund und in Heiterkeit des Gemüths beschließen! Leben Sie wohl, theuerster und gütigster Freund!

Dresden, den 5. Dec. 1766.

C. C. Lucius.

149.

Liebste Mademoiselle!

Allerdings wird es Ihre Pflicht und eine Beruhigung für Ihr Herz seyn, wenn Sie dieses Ihr Herz bey einer glücklichen Stunde Ihren lieben Eltern entdecken. In dieser Absicht sende ich Ihnen Ihren Brief, der mir das Geheimniß entdecket hat, und zwar durch die Hand des guten Tachselt's, der es kaum verbergen kann, wie gern er in das Luciußische Haus eilet. Also bekommen Sie nunmehr wieder einen Freund näher und mit ihm viele Freuden, die ich Ihnen und Ihrer Jgfr. Schwester und Ihrem ganzen Hause gönne.

Leipzig, den 9. Decbr. 1766.

Gellert.

150.

Mein theuerster Herr Professor!

ich habe Ihnen den Brief, den Sie so gütig waren, durch errn Tachselt zurückzuschicken, damit ich ihn meinen El= :n zeigen möchte, noch einmal für Sie, zwar nicht schöner, ch in beßrer Ordnung abgeschrieben, und ich nehme mir : Freyheit, Ihnen denselben zu übersenden. Zugleich will Ihnen auch Nachricht von einem empfindlichen Vergnü= n geben, das ich im Anfange dieses Jahres gehabt habe. eine Kirchhofin, deren langes Stillschweigen mir, es Schicksals und ihrer Freundschaft wegen, viel Sorgen :cht, hat wieder an mich geschrieben. Sie ist am 26. May :igen Jahres mit Herrn Gülden verheirathet worden, hat ihm den liebenswürdigsten und rechtschaffensten Mann gefun= und wird ihn gewiß zu einem der glücklichsten machen. Sie t bey ihrer guten Mutter im Hause, und die Glückselig= : dieser lieben Tochter und ihre und ihres Mannes Erge= heit und Liebe machen den Trost und die Freude ihres ers aus. Sonst meldet sie mir noch, daß die Mademoi= : Müller, die Freundin, die bey ihnen wohnte, vor :m halben Jahre sanft und ruhig gestorben ist. Sie ;t mich ungeduldig nach Nachrichten von Ihnen, bester :r Professor, und ich will eilen, ihr welche zu geben. habe schon einen Brief für sie angefangen. Wenn ich sagen darf, daß sie Ihnen noch werth ist, werde ich viel Freude machen und gewiß, Sie entziehen ihr Ihre ɔogenheit nicht; denn Sie wissen, wie theuer ihr :lbe ist, und Sie sind gütig, so gütig, daß Sie diese

gut von der Ehe denken und doch unverheirathet bleiben kann. Indessen (das gestehe ich gern,) spricht meine Vernunft mehr für die Ehe, als meine Neigung. Hätte ich ein kleines Vermögen, dadurch den Sorgen für mein künftiges Schicksal vorgebeugt wäre, — aber sorgt denn der Himmel nicht? — so, glaube ich, würde meine Neigung sehr leicht gewinnen. Zuweilen habe ich, ohne im geringsten traurig oder finster zu seyn, eine so abgeschiedene, einsiedlerische Denkungsart, daß ich, anstatt meine Verbindungen mit der Welt und dem Leben darinnen zu vervielfältigen und fester zu knüpfen, solche lieber vermindern und auflösen möchte. Sollte es dem Himmel gefallen, mich zu einem andern Stande, als mein itziger ist, zu berufen, so hoffe ich gewiß, er werde mir auch Gedanken einflößen, die sich dazu schicken, und einen frommen, treuen und einsichtsvollen Freund übrig lassen, so einen Freund, wie Sie, theuerster Herr Professor, meine Entschließungen zu leiten.

Den 23. Juli.

Heute habe ich bey der Frau Gräfin Bitzthum mit ihrer Familie gespeißt. Sie sind alle wohl, auch die Gräfin Bünau. Am Sonntage erhielt ich einen Brief vom kleinen Herrn Seidelin. Er empfiehlt sich Ihnen ehrerbietigst. Er lebt itzt in Erwartung einer Versorgung bey seinen Eltern. Keiner von den Dänen, die ich kenne, wären versorgt. Der einzige Herr Rothe ausgenommen ist Prediger in Seeland. Dem Herrn von Juul wünscht Seidelin empfohlen zu seyn, weil seine Familie demselben sehr bekannt wäre. Vor einigen Wochen besuchte mich der Hofrath Krebel, und bat mich, Ihnen die Versicherung seiner Ehrerbietung und Freundschaft zu erneuern.

hmen Sie gütigst eben diese Versicherung von meinen
tern und Geschwistern an. Ich werde und kann niemals
fhören zu seyn,

Theuerster Herr Professor!

Ihre

ganz ergebenste und gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

145.

Dresden, den 25. Aug. 1766.

Theuerster Herr Professor!

er Tachselt wünscht, Ihnen bey seinem ersten Besuche
seiner Dresdner Reise einen Brief von mir zu über-
en. Ich kann ihm seinen Wunsch unmöglich versagen;
inde zu viel Ursachen in meinem Herzen, diese Gefäl-
it für ihn zu haben. Und auch ohne alle diese Ursachen
er es werth, daß ich ihm ein jedes Vergnügen machte,
nur in meiner Gewalt steht. Er ist so ganz der Freund
es ganzen Hauses und auch mein eigner Freund ge-
en. Ich glaube kaum, daß ich recht daran thue, wenn
neine ältern Freunde viel mehr lieben wollte, als ihn;
er verdient gewiß meine ganze Freundschaft und mein
es Vertrauen, er, der Allen, die ich liebe, so theuer
— Die sieben Wochen, die er hier zugebracht hat,
sehr reich an Freuden und Glück für unsre Herzen ge-
. Wie süß ist mir der Gedanke, liebster Herr Pro-
, daß Sie itzt, da Sie diesen Brief lesen werden,
Menschen gesehen und gesprochen haben, dem Sie

schon müssen angesehen haben, daß er mit uns, seinen hiesigen Freunden, sehr zufrieden ist, daß er alles liebt und schätzt, was Ihrer Caroline angehört und ihr lieb ist, und daß er seinen hiesigen Aufenthalt ungern verlassen und die Zeit, die er hier zugebracht hat, nicht bereuet, sondern für eine der glücklichsten und vergnügtesten seines Lebens hält und dieses durch die unschuldigen Freuden, die wir mit unserm Seydel (denn diesem sind wir eigentlich die genaue Bekanntschaft des guten lieben Tachselt schuldig) gemeinschaftlich genossen haben. Wie oft, bester Herr Professor, sind Sie mitten unter uns gewesen! Ja, oft haben Sie unsre Freude beseelt. Herr Tachselt spielte uns oft auf dem Claviere vor. Er spielt die meisten Bachischen Melodien Ihrer Lieder. Er lehrte mich einige singen, welches nach seinem Claviere leichter ist, als nach meines Seydels Flöte, ob ich sie wohl da lieber höre. Einmal, es war Sonntags, hatte mir Seydel einen rührenden Brief geschrieben, der sich mit der letzten Strophe Ihres schönen Gedichts von der Freundschaft schloß. Er hatte mich bis zu Thränen gerührt. Abends waren wir Alle beysammen. Unser Tachselt spielte: Sey ohne Freund ꝛc. Stellen Sie sich vor, daß über der Commode, wo das Clavier stand, Ihr Portrait hängt und der Kopf davon über dem aufgemachten Clavier-Deckel hervorsah, auf Tachselt sah, welcher spielte. Zur Linken stand mein Fritzchen, die voll Empfindung zuhörte, zur Rechten neben Tachselt ich, Seydel hinter uns und hielt meine rechte Hand. Wir dreye sangen. Meine Mutter saß dicht bey uns vergnügt und still. Bey der letzten Strophe dachte ich an Seydels Brief; ich wandte mein Gesicht nach ihm um, indem ich seine Hand ein wenig drückte. Er riß sich schnell los voll

Ich habe immer auf einen guten Ausgang seiner Anlegenheit gehofft und mich darauf gefreut, Ihnen die Nachht davon zu schreiben; allein es verzieht sich noch damit. r ist neulich beym Herrn Geh. Cammerrath Wagner geesen, und dieser hat ihm, als er gehöret, wie viel ihm ran gelegen sey, diese Sache noch vor seiner Abreise nach chlesien geendiget zu sehen, gütig versprochen, die Aca nach Leipzig zu schicken, und nun rechnet er auf die nstigen Gesinnungen des Herrn Hofrath Welke. Verthlich werden wir nach der Messe etwas davon hören. ısre Wünsche sind mäßig und unsrer Einsicht nach vernftig. Gott erfülle oder zernichte sie nach seiner Weist. Wünschen Sie mir, bester Herr Professor, die Renation immer zu behalten, die itzt mein Herz so ruhig cht und die alle so kurzsichtige Menschen bey ihren Wünen haben sollten. Zwar habe ich nicht ganz allein Ergeıg im Herzen, ich habe auch Hoffnung. Ich wage es h, mit Ihnen zu denken (und lieber wollte ich allem sagen, wenn ich nicht Ursache hätte so zu denken), daß und mein Seydel nach Gottes Willen für einander beımt sind und es schon damals waren, als ich, fast noch Kind, meinen ersten Freund in ihm suchte und er seine e Freundin in mir. Ich mag es vielleicht mit weit mehn Grunde hoffen, als wenn diese Wahl, vielleicht auf anlassung einer dritten Person, nach den Regeln der venance wäre getroffen worden und unsre eignen Hernur nachgebend darein gewilligt hätten. So aber enten und wählten sie sich in den ersten unschuldigen Jahder Jugend, blos von der Empfindung geleitet. Ein licher Zufall trennte sie und übergab sie lange dem run, ungestörten Nachdenken der zunehmenden Vernunft.

Sie an meinen Freuden sogar einigen vergnügten Antheil nehmen würden. Und ich, ich bilde mir ein, durch diesen Brief meine Freuden auf gewisse Weise mit Ihnen, meinem theuersten, verehrungswürdigsten Freunde, getheilt und sie mir dadurch noch feyerlicher und doppelt rührend gemacht zu haben. Vielleicht denke ich auch, daß die wahre, herzliche und gewiß unaufhörliche Freundschaft dieses schätzbaren Mannes, den Sie lieben, für unser ganzes Haus und mich, uns Ihnen noch werther machen könne, und daß Sie darinnen einen neuen Bewegungsgrund finden werden, uns zu lieben. Ich werde Sie aus den wichtigsten und dringendsten Bewegungsgründen zeitlebens verehren und lieben, und das wird mit mir unser ganzes Haus thun.

C. C. Lucius.

Unser lieber Herr Zeis hat seine Familie vor vier Wochen durch einen kleinen lieben Sohn vermehrt gesehn, und zu seiner desto größern Freude befinden sich die Mutter und der Sohn vollkommen wohl. Doch vielleicht hat er Ihnen schon selbst davon Nachricht gegeben.

146.

Liebste Freundin!

Wenn ich Ihnen sage, daß ich an den Freuden Ihres Hauses und der Freunde desselben herzlichen Antheil nehme, so habe ich Ihnen zugleich gesagt, daß mir Ihre drey letzten Briefe vorzüglich angenehm gewesen seyn müssen, da sie voll von lauter frohen Nachrichten, Sie und Ihre liebe

154.

Theuerster Herr Professor!

Nun bin ich wieder hier bey meinen guten Eltern und habe mit meinen Geschwistern eine sehr angenehme und glückliche Reise zu Ende gebracht, welche uns die vergnügtesten Erinnerungen und Gespräche darüber verkürzen halfen. Die Ihrige nach Störmthal, in Begleitung einer Ihrer würdigsten Freundinnen nach dem von Ihnen geliebten Hause der Gräfin Vitzthum ist, wie ich hoffe, für Sie erfreulich und angenehm gewesen. Mein Herz hat Sie dahin begleitet, und ich habe das schöne Wetter an diesem Tage, das unserm lieben Wirth zu einer Spazierfahrt nach Raschwitz mit uns Lust machte, doppelt genossen, wenn ich dachte, daß auch Sie auf dem Lande, in gewählter Gesellschaft und an einem schönen Orte spazieren gehen würden.

Eins betrübt mich, daß ich fast ohne Abschied von Ihnen aus Leipzig gegangen bin. Ob ich Sie wohl jemals wieder sehen werde? — Sie wissen nicht, was bald geschehen wäre. Meine Doles und ihr guter Mann wollten mich nicht reisen lassen; ich sollte noch vier Wochen bei ihnen bleiben und dann sollte mich Herr Creuziger nach Dresden bringen. Herr Creuziger war willig es zu thun und gab sein Wort von sich. Morgen ist nun Ihr Geburtstag, der Festtag aller derer, die Sie lieben, so sehr als Ihr eigner. Den hätte ich in Leipzig gefeyert. So hätte ich ihn feyern wollen: Ich wäre in die Kirche gegangen, in der Sie Gott Ihr frommes Dankopfer vor der Versammlung derer, die ihm dienen, dargebracht hätten. Da hätte ich mit Ihnen zugleich meinen gerührtesten Dank

für Ihr Leben, für jedes Gute, das Ihnen widerfahren, für jedes Leiden, das Sie überstanden, für jeden Segen, den Gott durch Sie so vielen Menschen geschickt hat, dem Herrn geopfert und für Ihr Leben, Ihre Gesundheit, Ihre Zufriedenheit und Ruhe gebetet. Dann wäre ich vielleicht auch noch ein wenig zu Ihnen gekommen, hätte Sie gebeten, mich Ihre liebe Hand küssen zu lassen; — aber ich bin hier, weit, weit von Ihnen, doch nicht so weit, daß ich nicht das Meiste und Beste von Allem diesen auch hier thun könnte. — Leben Sie noch lange und glücklich! Ich bin sehr gerührt, wenn ich an die in Leipzig zugebrachten neun Tage zurückdenke. Meine Freunde in Leipzig sind es wohl werth, daß ich sie mit meinem ganzen Herzen liebe, denn sie lieben mich nicht weniger. Ich war kaum vom Wagen gestiegen, so empfand ich schon wieder eine Freude, die ich Ihrer Liebe danke. Herr Creuziger, der junge Herr Doles, Herr Trummer schrieben mir jeder einen freundschaftlichen Brief, und die liebe Doles begleitete den Brief ihres Sohnes selbst mit einigen Zeilen voll zärtlicher Betrübniß über meine Abreise und voll Verlangen, mich bald wieder zu sehen, und diese Briefe waren noch vor uns in Dresden angelangt, und ich hielt sie für das beste Geschenk, für die angenehmste Ueberraschung, die mir meine Freunde hätten zubereiten können.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor, Sie, dem ich alles danke, was ich in Leipzig liebe, Sie, den ich unter allen meinen Freunden am längsten, am ehrerbietigsten, aber nicht mit weniger Vertrauen liebe; denn ich liebe Sie am kindlichsten. Leben Sie recht wohl! Fahren Sie fort mit der gütigen, väterlichen Liebe gegen mich, und nehmen Sie die aufrichtigsten und besten Wünsche und die

ersicherungen der vollkommensten Ehrerbietung an, von n Eltern und dem Bruder und der Schwester

Ihrer

Dresden, den 3. Juli 1767.

ewig dankbaren

E. C. Lucius.

155.

Liebste Mademoiselle!

ater allen Briefen, die ich zu meinem Geburtstage erhal-, hat mich keiner so erfreut und gerührt, als der Ihrige der Brief des Vaters Ihrer Doles. Nun für diesen en lieben Brief danke ich Ihnen herzlichst, so wie ein er Vater der besten Tochter. Aber, liebste Mademoi-, ich habe Ihre neuntägige Anwesenheit in Leipzig zu wenig, durch meine Schuld vielleicht, genossen habe zu wenig zu Ihrem Vergnügen gethan und thun nen. Dieses kränkt mich. Aber dafür haben meine nde Ihre Anwesenheit desto mehr genossen, und haben Ihrem Vergnügen desto mehr gethan und thun wollen; s beruhigt mich. — Leben Sie wohl mit allen den gen, die ich ergebenst und freundschaftlichst grüße, so Ihren lieben Seydel.

ipzig, den 24. Juli 1767.

Gellert.

156.

Dresden, den 12. Aug. Mittwochs 1767, im Gewitter.

Mein theuerster Herr Professor!

Es ist so finster, ob es wohl noch nicht sieben Uhr ist, daß ich meine Arbeit hinlegen mußte. Ich habe mir Licht geholt und will mir die schwarze furchtbare Stunde des Sturms dadurch erheitern, daß ich mich mit meinem besten, würdigsten Freunde beschäftige und mich zu ihm versetze. Ich bin den ganzen Nachmittag bey Ihnen und für Sie in Sorgen gewesen. Es war erstickend heiß, und die Luft mit schweren Gewittern erfüllt, und ich weiß, daß Sie immer davon leiden. Ich dachte, es müßte in Ihrem Wohnstübchen recht traurig und ängstlich aussehen. Unzählig oft habe ich an Sie gedacht und mir wenigstens an Sie zu schreiben gewünscht, nur daß ich meine Arbeit nicht gern, so lang es Tag war, verlassen wollte; denn ich habe freylich zeither viel versäumt durch die Reise und dann gehen wir auch viel spazieren. Hierzu kömmt noch, daß unsers lieben Herrn Zeis Schwester (unsre Schwester Christelchen) für ihre Hochzeit und neue Wirthschaft viel zu thun hat, und ich und Fritzchen oft halbe auch ganze Tage bey ihr sind und ihr helfen. Auf den achtzehnten ist ihr Hochzeittag. Gott lasse es ihr wohlgehen. Wünschen Sie ihr auch Gutes, bester Herr Professor. Ihr frommer Wunsch wird Segen für sie seyn; sie ist ein sehr gutes Kind. Für uns ist es traurig, daß sie von hier wegkömmt und auch, daß ihr Bruder unsre Nachbarschaft verläßt. Wir verlieren dabey. Wenn sie nur unsre Freundin bleibt!

Ich hoffe es wohl von ihr, doch rechne ich nicht mehr so ganz auf sie, wie bisher. Mir scheint, die meisten Frauenzimmer ändern sich nach der Heirath, und nicht immer zu ihrem Vortheile. Ich kenne nur Eine von meinen Freundinnen, die nach einer sechsjährigen Ehe noch ganz so ist, wie sie sonst war. Nicht gleichgültiger gegen ihre vorigen Verbindungen, und doch so zärtlich für ihren Mann und ihre Kinder, als es eine gute Frau nur seyn kann; auch nicht so voll Ueberklugheit und feyerlichen Ernstes gegen unverheirathete Personen, die noch die ernsthaften Sorgen des Hauswesens nicht haben. Ich habe sie oft in Gesellschaft von lauter jungen Mädchen gesehen, und sie als das lustigste, munterste und gefälligste darunter gefunden. Mannspersonen, denke ich, ziehen sich dergleichen Vorwurf seltener zu. Meistens bleiben sie ihren alten Verbindungen getreuer und in ihren Sitten und Betragen ungezwungener und unveränderter. Sollte es überhaupt von der Festigkeit des männlichen Charakters oder vom schwächern Grade der Liebe gegen ihre Gattinnen herrühren? Und ist vielleicht ein höherer Grad von Liebe im Herzen eines Frauenzimmers Schuld, daß sie für die andern Gegenstände ihrer Zuneigung keine Empfindung mehr übrig behalten und aus Begierde, ihrem Manne zu gefallen, von sich selbst unterschieden werden, um vielleicht das seyn zu wollen, was er ist? Diese Ursache wäre allenfalls noch die beste, und doch fürchte ich, daß sie die allgemeinste nicht ist, weil eben nicht sonder viele Ehen von dieser sorgfältigen Bemühung, einander zu gefallen und einander alles aufzuopfern, Beweise abgeben.

Von meiner Kirchhofin möchte ich wohl auch denken, daß sie sich geändert habe. Häusliche Verrichtungen

können zwar ein grosses Hinderniß seyn, warum sie mir nicht schreibt, aber ein Brief ist doch bald geschrieben, und sie weiß, daß es mir nichts weniger als gleichgültig ist, ob ich etwas von ihr weiß oder nicht.

Liebster Herr Professor, ich kann zu gar keinem rechten Begriffe von der Sympathie sich verstehender Seelen kommen. Meine Kirchhofin z. E. müßte sich doch auch sehnen, etwas von mir zu wissen, wenn Sympathie unter unsern Seelen wäre und meine Empfindungen nicht einseitig wären. Sie verliert dabey, die arme Kirchhofin. Ich wünschte so herzlich, ihr meine Leipziger Reise zu erzählen; ich könnte es auch noch thun. Ja, aber sie bekümmert sich ja nicht um mich. Wie gut ist es, daß wir hier immer auf der einen Seite gewinnen, was wir auf der andern verlieren! Mein Seydel ersetzt mir itzt meine Kirchhofin, und ich darf das Vergnügen, meine in Leipzig genossenen Freuden jemanden zu erzählen, der mir sie herzlich gönnt und gern an allem Theil nimmt, was mir begegnet, nicht missen. Ich habe es ganz genossen, ihm alles, auch das geringste geschrieben, und ihm Freude damit gemacht.

Das Gewitter hatte sich ein wenig entfernt; es kömmt aber wieder näher. Ich freue mich gewissermaßen, so oft ich ein fürchterliches Wetter aufsteigen sehe. Dann denke ich, vielleicht wird heute ein Gotteslaugner, ein muthwilliger Spötter bekehrt oder erschüttert. Wenn die Natur uns ihren Herrn predigt, so ist der Donner gewiß eine ihrer durchdringendsten Stimmen.

Donnerstags, den 13. August.

Es wird recht hübsch kühle, und man ist ganz leicht und lebendig. Wenn ich gelehrt wäre und nicht so oft

im Mond- und Sonnenscheine spazieren ginge, hätte ich gar geglaubt, ich wäre hypochondrisch, so ängstlich war mir und so mißvergnügt in mir selbst. Heute ist mir recht wohl; ich komme von einem angenehmen Spaziergange; Wir gingen von acht bis zehn Uhr im großen Garten, im Mondlichte, in der sanftesten Luft, unter dem abwechselndsten Himmel, und in einer so ruhigen Stille — man hörte nichts als den einförmigen Gesang des Grashüpfers und einzelne vorübergehende Spazierende. Es war außerordentlich schön. Diese spätern Abendstunden sind sehr oft unsre Zeit zum Spazierengehen und in der That eine bequeme Zeit. Es hat mich immer gekränkt, wenn ich auf diese Art vergnügt gewesen bin und gedacht habe, daß es Ihnen wohl Ihrer Gesundheit wegen nicht erlaubt seyn möchte, so spät noch in der freyen Luft zu seyn. Ich werde immer recht munter und heiter davon. Diese Nacht habe ich gar keine Lust zu Bette zu gehen, und ich schreibe mit solcher Begierde an diesem Briefe, als ob ich Ihnen etwas recht Hübsches schriebe, und es ist doch nicht. Dennoch will ich ihn an Sie fortschicken. Er soll auch gleich zu Ende seyn. Lassen Sie mich Ihnen nur noch Verschiedenes sagen, das mir Freude macht und gemacht hat. Ich habe dreymal Briefe von unserm Seydel. Er ist gesund und doch abwechselnd heiter. Ich schicke ihm alle Briefe meiner Freunde in Leipzig. Die Ihrigen, liebster Herr Professor, wollte ich zwar wohl nicht so weit weg wagen; aber wider meinen Willen muß ich Ihr letztes gütiges Billet unter den andern Briefen mit eingepackt haben; denn ich suche es hier vergebens, und das ist auch die Ursache, daß ich es Ihnen nicht in Abschrift beylegen, sondern Ihnen nur mit meinem ganzen Herzen dafür danken kann. Das wissen Sie wohl

meine Freyheit verzeihen und weiß auch, daß Sie es, nach Ihren Grundsätzen, meinem Seybel und mir für keine Niederträchtigkeit anrechnen werden, wenn wir wünschen, in einem ehrlichen Stande, bey einem zulänglichen Auskommen und einer anständigen Lebensart glücklich zu seyn, und wenn wir hoffen, unter solchen Umständen weder uns noch unsern Freunden Schande zu machen. Nein, was auch unser Schicksal seyn mag, das soll allemal unser eifrigstes Bestreben bleiben, uns Ihrer Gewogenheit würdig zu erhalten und es zu verdienen, daß Sie an demjenigen, was uns begegnet, gütigen Antheil nehmen. Leben Sie wohl, liebster Herr Professor.

Dresden, den 24. März 1767.

C. C. Lucius.

152.

Liebste Mademoiselle!

Ich billige Herrn Seybels Entschluß vollkommen und hoffe, daß er in seinem Suchen glücklich seyn und daß dieses Glück der Weg zu Ihrer beiderseitigen beständigen Zufriedenheit werden wird. Wohl zehnmal habe ich Ihnen dieses sagen wollen, und ich begreife es selbst nicht, wie ich mich so oft habe können daran verhindern lassen. Aber Ihres Freundes Sache hat dadurch nichts verloren, sondern ich weiß vielmehr, daß mein Bruder binnen dieser Zeit einen für ihn sehr günstigen Bericht erstattet hat, und er konnte auch nach allen Umständen nicht anders ausfallen. Freilich wird der Herr von Kessel eine so frühe Heirath, wenn er sie

muthet, nicht billigen; aber bey einer billigen und guten
iche müssen wir uns das widrige Urtheil, auch selbst ver
nter Männer, nicht irren lassen. Ich für meine Person
nsche die Erfüllung Ihres Planes bedachtsam und herz-
, und hoffe, daß Ihre Verbindung nach Gottes gnädi-
n Willen und nach seiner gnädigen und weisen Regie-
ig beschlossen war. Er lasse sie, wenn sie dieses ist
id sie ist es gewiß), auf alle Weise beglückt und geseg-
seyn! Mir soll ihre Gewißheit eine der erfreulichsten
chrichten werden; denn ich weiß, daß Sie einander beyde
)t nur lieben, sondern auch verdienen, und Ihre Ehe
ch Liebe, Religion und Verstand zur guten und besten
: machen werden. Grüßen Sie Ihren Freund und Ihr
zes liebes Haus ergebenst von mir.

:ipzig, den 17. April 1767.

Gellert.

153.

Dresden, den 20. Mai 1767.

Theuerster Herr Professor!

bin gesund und heiter und froh im Gemüthe, und mit
n Herzen voll Liebe, Ehrerbietung, Dankbarkeit und
r Wünsche für Ihre Gesundheit und Zufriedenheit sehne
nich Ihnen dieses zu sagen, und fühle, daß ich noch
rer und froher seyn werde, wenn ichs Ihnen werde ge-
haben; denn ich denke Sie mir als einen meiner gü-
n Freunde, dem ich dadurch unfehlbar einiges Vergnü-
erwecken kann, und wie sehr kostbar ist mir nicht die-
Gedanke! Lassen Sie mich ihn zeitlebens unterhalten,

Ein glücklicherer Zufall brachte sie wieder zusammen. Sie erkannten sich wieder, bestätigten nun ihre frühe Wahl und verbanden sich fester und feyerlicher. Dieß ist unsre kurze einfache Geschichte und für uns eine Quelle süßer Betrachtungen und Hoffnungen. Aufs wenigste müssen sie dazu dienen, uns einige Jahre dieses Lebens vergnügt und heiter zu machen, und das ist nichts Geringes in einem so kurzen Leben.

Gott erhalte Sie recht gesund auf die Zeit, da ich mich Sie wieder zu sehen freue. Bis dahin verschiebe ichs, meinen Freunden in Dänemark, denen ich lange Antwort schuldig bin, zu schreiben. Ich wüßte ihnen auch in der That nichts zu sagen, das ihnen lieber und interessanter seyn könnte, als die Nachricht, daß ich in Leipzig, dem Orte, der ihnen so werth ist, gewesen bin und ihren Lehrer und Freund gesehen habe. Bey unsrer Doles werden wir wohnen. Wir wünschten, daß Herr Zeis uns begleiten möchte, aber er kann es nicht. Werden wir nicht auf unsrer Reise in einer recht glücklichen Situation seyn? Unsre lieben Zurückgelassenen werden mit guten Wünschen und mit Freude, daß wir von so vielem Vergnügen erwartet werden, an uns denken, und unsre erwartenden Freunde werden mit dem Wunsche und der Freude, uns Vergnügen zu machen, und mit der zärtlichsten Sehnsucht unsrer Ankunft entgegen sehen! — Ich bin schon halb in Leipzig; ich denke kaum daran, von Ihnen Abschied zu nehmen. Es ist fast unnöthig; wie bald werde ich Sie nicht sehen! Leben Sie ja recht wohl, recht gesund, Ihre Caroline noch einmal zu segnen. Gott wird es gewiß geschehen lassen und wie will ich ihn nicht darum bitten. Lucius.

ner freundschaftlichen Familie; denn obwohl selbst dieser Ihnen nur ein unterbrochenes und vielleicht mit Beschwerde verknüpftes Vergnügen geben könnte, so wäre er doch in Vergleichung viel besser.

Sie denken es wohl, liebster Herr Professor, daß uns jene glückliche Zeit, welche unser Creuziger, die liebe Doles und ihr guter Sohn bey uns zubrachten, so höchst vergnügt als geschwind verstrich. Sie, meine Doles, unternahm die Reise mit einiger Schwierigkeit und Aufopferung eines Theils ihrer Bequemlichkeit und Bedenklichkeiten, und doch hielt sie sich durch die vier Tage, die sie unter uns, und den einen, den sie in Zehista lebte, für sehr belohnt und war in sich ganz glücklich und äußerlich gesünder, als gewöhnlich, und immer anhaltend heiter und fröhlich, und oft bis zu einem kleinen artigen Muthwillen lebhaft. Ihr Sohn war ganz Empfindung und Dank für unsre Freundschaft, und angenehmes Erstaunen über alles, was ihm hier neu und schön war. Im Plauischen Grunde vornehmlich stieg sein Enthusiasmus aufs höchste. Ob auch Herr Creuziger solchen Anfällen ausgesetzt war? — Nein, lieber Herr Professor, dafür weiß sich sein philosophischer Geist schon zu hüten. Er war stets gleich froh, heiter, freundschaftlich, mit uns allen sehr zufrieden. Es war gewiß sein Ernst, wenn er uns das zu verstehen gab, und ich freue mich, Ihnen dieses so zuversichtlich versichern zu können; denn ich weiß, daß Sie viel auf ihn und sein Urtheil halten. Nur wollte er unsrer Stadt und Gegend, auf die wir uns viel zu Gute thaten (und der Eindruck, den sie auf seine Gefährten machte, bestärkte uns noch mehr in unserm kleinen Stolze) durchaus kein Compliment ma-

für Ihr Leben, für jedes Gute, das Ihnen widerfahren, für jedes Leiden, das Sie überstanden, für jeden Segen, den Gott durch Sie so vielen Menschen geschickt hat, dem Herrn geopfert und für Ihr Leben, Ihre Gesundheit, Ihre Zufriedenheit und Ruhe gebetet. Dann wäre ich vielleicht auch noch ein wenig zu Ihnen gekommen, hätte Sie gebeten, mich Ihre liebe Hand küssen zu lassen; — aber ich bin hier, weit, weit von Ihnen, doch nicht so weit, daß ich nicht das Meiste und Beste von Allem diesen auch hier thun könnte. — Leben Sie noch lange und glücklich! Ich bin sehr gerührt, wenn ich an die in Leipzig zugebrachten neun Tage zurückdenke. Meine Freunde in Leipzig sind es wohl werth, daß ich sie mit meinem ganzen Herzen liebe, denn sie lieben mich nicht weniger. Ich war kaum vom Wagen gestiegen, so empfand ich schon wieder eine Freude, die ich Ihrer Liebe danke. Herr Creuziger, der junge Herr Doles, Herr Trummer schrieben mir jeder einen freundschaftlichen Brief, und die liebe Doles begleitete den Brief ihres Sohnes selbst mit einigen Zeilen voll zärtlicher Betrübniß über meine Abreise und voll Verlangen, mich bald wieder zu sehen, und diese Briefe waren noch vor uns in Dresden angelangt, und ich hielt sie für das beste Geschenk, für die angenehmste Ueberraschung, die mir meine Freunde hätten zubereiten können.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor, Sie, dem ich alles danke, was ich in Leipzig liebe, Sie, den ich unter allen meinen Freunden am längsten, am ehrerbietigsten, aber nicht mit weniger Vertrauen liebe; denn ich liebe Sie am kindlichsten. Leben Sie recht wohl! Fahren Sie fort mit der gütigen, väterlichen Liebe gegen mich, und nehmen Sie die aufrichtigsten und besten Wünsche und die

ersicherungen der vollkommensten Ehrerbietung an, von
n Eltern und dem Bruder und der Schwester

Ihrer

Dresden, den 3. Juli 1767.

ewig dankbaren
C. C. Lucius.

155.

Liebste Mademoiselle!

ter allen Briefen, die ich zu meinem Geburtstage erhal-
, hat mich keiner so erfreut und gerührt, als der Ihrige
der Brief des Vaters Ihrer Doles. Nun für diesen
en lieben Brief danke ich Ihnen herzlichst, so wie ein
er Vater der besten Tochter. Aber, liebste Mademoi-
:, ich habe Ihre neuntägige Anwesenheit in Leipzig
zu wenig, durch meine Schuld vielleicht, genossen
habe zu wenig zu Ihrem Vergnügen gethan und thun
ıen. Dieses kränkt mich. Aber dafür haben meine
nde Ihre Anwesenheit desto mehr genossen, und haben
Ihrem Vergnügen desto mehr gethan und thun wollen;
s beruhigt mich. — Leben Sie wohl mit allen den
gen, die ich ergebenst und freundschaftlichst grüße, so
Ihren lieben Seydel.

pzig, den 24. Juli 1767.

Gellert.

159. *)

Liebste Mademoiselle!

Freuen Sie sich mit mir, daß die beschwerliche, eitle, für meine Gesundheit und meine Gemüthsruhe gefährliche Messe überstanden und, Gott sey Dank! von mehr als einer Seite, glücklich überstanden ist. Daß ich zwo Vorlesungen vor unserm guten Churfürsten, eine öffentlich, und die andere auf seinem Zimmer, im Beyseyn der Churfürstin habe halten müssen, dieses werden Sie wohl schon durch meine Freunde wissen. Aber daß unser junger Fürst mit eigner Hand und den liebreichsten und gnädigsten Ausdrücken mir sein Porträt und eine Schreibtafel gegeben hat, dieses werden Sie wohl noch nicht wissen oder doch gern von mir selbst hören wollen. Das Geschenk, und wenn es ein Rittergut werth wäre, rührt mich wenig; destomehr hingegen die unerwartete und unverdiente Liebe des hoffnungsvollsten Fürsten, den Gott erhalten, leiten, und am Geiste und Leibe segnen und also unser Vaterland in ihm vom neuen beglücken wolle! **)

Der Baron Kessel hat sehr gütig und väterlich von Ihrem Seydel gesprochen, und mich versichert, daß er den Administrator mündlich um sein Glück angehen würde, oder daß er es, wenn ich mich recht erinnere, bereits schon gethan hätte.

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 151.

**) Das Gedicht, in welchem Gellert seinen Dank für diese Gnade abstattete, erscheint zu Ende dieses Buchs aus dem Original zum erstenmal gedruckt.

Freuen Sie sich also auch über diese Nachricht und le-
n Sie wohl, liebe Freundin.

Leipzig, den 23. Oct. 1767.

Gellert.

160.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Wie gütig eilen Sie nicht, mich an allem demjenigen
eil nehmen zu lassen, was Ihnen Freude und Ehre ist!
e, mein theuerster Freund, der Sie aus liebreicher Zu-
gung mich auffordern, mich mit Ihnen zu freuen, weil
ien an meinem Vergnügen gelegen ist und Sie mir gern
enehme Empfindungen mittheilen wollen, Sie würden
iß, das hoffe ich, aus eben dem Grunde der Gewogen-
und des Zutrauens zu der Beschaffenheit meines Her-
, mit Ihrem Kummer zu mir eilen und mich auffor-
, mit Ihnen zu trauern, wenn sich irgend ein Unfall
gnen sollte, in welchem die bereitwillige Theilnehmung
r aufrichtigen und empfindlichen Seele Trost oder Lin-
ng für Sie wäre, oder von welchem Sie vorhersähen,
desselben Mitempfindung mich vorsichtiger und demü-
er, auch williger und muthiger gegen die Leiden machen
ite, die ich vielleicht auf meinem eignen Wege antref-
werde. Ich fühle den ganzen Beweis Ihrer Freund-
t für mich, der hierinnen liegt, die Ehre, die Sie da-
h meinem Herzen erzeigen und bin mehr davon gerührt,
ich Ihnen sagen kann.

Ihrer Ruhe und Gesundheit wegen war mir für die
e sehr bange. Von Herrn Creuziger erfuhr ichs

bald, daß Sie lesen würden. Trummer, der Ihre öffentliche Vorlesung mit angehöret, beschrieb mir dieselbe und seine eignen Empfindungen dabey sehr umständlich, wodurch er sich bey mir vielen Dank verdiente und mich auch in den Stand setzte, Herr Zeisen mit dieser Nachricht zu verbinden. Bald darnach ließ mir der Herr Geh. Kriegsrath von Vieth durch meinen Vater sagen, wie Sie vom Churfürsten mit seinem Portrait und einer Schreibtafel wären beschenkt worden, mit dem Zusatze, daß mir dieses lieb zu hören seyn würde. Er irrte sich nicht, der Herr von Vieth. Ich hatte den Churfürsten so lieb dafür, ich freute mich so sehr, daß er Sie liebt und Ihnen Freude gemacht hatte, und wollte Ihnen dazu Glück wünschen, und stund nur noch an, weil ich doch von der Sache noch nicht ganz gewiß war, und hier immer sehr vielerley mit eben so viel Wahrscheinlichkeit, als wenig Grunde, erzählt wird. Nun aber wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück zu den süßen Empfindungen der Freude und des Dankes, die unser Fürst in Ihnen erregt hat. Möchte er sich doch aller der Segnungen würdig machen, die Ihre frommen Gebete auf ihn herabbringen können! Und möchten Sie doch noch lange ein Zeuge seiner beglückten und ehrenvollen Regierung seyn! —

Ich sah ihn gestern über die Brücke fahren. Gleich fiel mirs ein, daß er Sie vorzüglich liebt. Ich glaube, ich neigte mich tiefer gegen ihn, als sonst, und es war mir gar nicht recht, daß er sich nicht gegen mich neigte, wie die Churfürstin that, die neben ihm saß. Ich tröstete mich aber damit, daß ers gewiß gethan haben würde, wenn er wüßte, daß ich am Sonntage einen Brief von Ihnen erhalten hätte, in welchem so viel Gutes von ihm stund.

Daß der Herr Baron Kessel Zufriedenheit über Sey-
ln und Gewogenheit für ihn bezeugt, erfreut mich in der
at. Eine Stunde, nachdem ich Ihren Brief erhalten
te, kam Seydel zu mir. „Ich habe einen Brief von
nserm lieben Professor," sagte ich, „aber Ihr Herr muß
ch sehr unzufrieden über Sie bezeigt, er muß sehr über
Sie geklagt haben" — und reichte ihm den Brief.
Mein Herr?"" sprach er und nahm den Brief aus mei-
Händen, mit großer Ruhe in seinem Wesen. —
Mein Herr kann nichts von mir gesagt haben; denn
mein Herr wird keine Unwahrheit sagen"" — und so las
en Brief laut und mit Zuversicht und lächelte ein wenig,
er auf die Stelle von seinem Herrn kam, und that, als
r es erwartet hätte, und das gefiel mir von ihm.

Es ist auch gewiß, daß der Herr Baron mit dem Ad-
istrator seiner Angelegenheit halber noch vor der Messe
rochen und sein Bitten empfohlen hat. Seydel sucht
lich um eine Signatur vom Administrator an, daß die
meisterstelle in Sorau im Erledigungsfalle, ihm er-
et werde. Denn ob er dessen von Seiten der Cammer
des Oberpostamts wohl ziemlich versichert ist, so wünscht
doch noch von Seiten des Prinzen zu seyn, weil sehr
s abgedankte Officiere um dergleichen Plätze ansuchen
Kraft der Signatur des Prinzen sie vor allen andern
ten. Gestern (denn das Memorial ist bisher noch nicht
n Vortrag gekommen,) ist Seydel bey dem Mini-
Baron von Ende gewesen, und hat auch von ihm
Versicherung erhalten, daß er sich der Sache anneh-
will. Heute kömmt der Baron Kessel von Kalk-
h zurück und da wird er ihn nun wohl noch einmal
einen Vorspruch bey dem Minister bitten.

nicht, daß der gute Herr Cantor Doles und seine liebe Frau und auch Herr Creuziger Lust haben, noch in diesem Herbste nach Dresden zu kommen? Sie schreiben wohl noch alle sehr ungewiß davon; aber es ist doch Hoffnung und Ursache zur Freude. Herr Creuziger schreibt oft an mich und Fritzchen, auch der junge Doles und Herr Trummer, so daß es uns niemals an Nachrichten aus Leipzig fehlet, und wir immer noch halb dort gegenwärtig sind. Ich habe keinen Ort in der Welt so lieb, als Dresden und Leipzig. Diese zween fassen alles in sich, was mir das Liebste und Theuerste ist. In Raake in Schlesien ist wohl auch etwas; aber ich habe doch Raake deswegen nicht lieb. Es ist auch ganz natürlich. Nur in Dresden und Leipzig bin ich sehr vergnügt und glücklich gewesen, und was habe ich Raake zu verdanken, das ich niemals gesehen habe und nie zu sehen hoffe? Am Sonntage vor acht Tagen ging ich recht mit Freuden in die Kirche. Ihr würdiger Zollikofer predigte hier. Wie lieb war mirs, diesen Mann, den Sie hochschätzen und lieben, zu sehen und zu hören! Wir haben hier auch einen recht guten deutschen reformirten Prediger. Seine Einweihungsrede hatte vortreffliche Stellen, und sein Text und Vieles, was er darüber sagte, ist mir noch ganz gegenwärtig, wenn ich in dieses Bethaus trete. „Wie heilig ist diese Stätte! Gewißlich wohnt der Herr an diesem Orte! Hier ist Gottes Haus! Hier ist die Pforte des Himmels!“ — Diese Worte höre ich noch; ihr feyerlicher Klang scheint noch mein Ohr zu rühren. Damals hätten alle diejenigen ihn hören sollen, die den öffentlichen Gottesdienst gar nicht achten und seine wahre Absicht und seinen Nutzen nicht kennen. Ich freue mich recht auf den

ionntag, da ich ihn wieder hören will. Herr Zolliko=
:r ließ zwey von Ihren Liedern singen, und für mich war
eses das erstemal in öffentlicher Versammlung. Ich habe
ir auch sein Gesangbuch gekauft.

Seyn Sie ja nicht böse, liebster Herr Professor, daß
Ihnen so viel und doch so wenig Interessantes vorge=
waßt habe. Wie süß ist der Gedanke für mich, daß ichs
m darf, daß Sie auf mich hören! Für mich, die ich in
: Welt Niemanden weiß, den ich mehr und ehrerbietiger
hte! O möchten Sie es doch ganz wissen können, wie
uer Sie meinem Herzen sind! Möchten es doch alle
ite wissen! Sie würden dann alle gestehen, daß ichs
gen meiner Empfindungen für Sie werth bin, daß Sie
in Freund sind und mich Ihre Freundin, Ihre Caroline,
men. Gott segne Sie, bester Herr Professor! Ihre Ge=
dheit, Ihre Zufriedenheit und Ihre Freundschaft sind
tbare Güter und Segen für alle, die Sie lieben und
h für mich, die ich Sie so stark, so zärtlich und so
erbietig liebe, als mein Herz nur lieben kann.

C. C. Lucius.

157.

Liebste Mademoiselle!

kann Herrn Creuzigern nicht wohl nach Dresden
n sehen, ohne ihm einen Brief an Sie mitzugeben, so
ig ich Ihnen auch zu sagen weiß. Denn von meiner
hachtung und Liebe sind Sie lange überzeugt und alles
ere, was Sie interessiren könnte, kann Ihnen Creu=

ziger mit seiner freundlichen Beredtsamkeit besser sagen, als ich mit meinem ernsthaften und abgebrochenen Tone. Eins indessen muß ich Ihnen doch selbst sagen; nehmlich, daß mir Ihr letzter langer Brief nicht zu lang gewesen ist. Denn auch Kleinigkeiten, wenn Sie solche erzählen, unterhalten mich als wichtige Nachrichten. Endlich sind kleine Umstände, die unser Herz und unser häusliches Leben angehen, für uns immer Merkwürdigkeiten. Sie können mir sie also getrost schreiben. Itzt aber bitte ich Sie, daß Sie der Braut, deren Angelegenheiten Sie besorgen helfen, in meinem Namen zu ihrer Verbindung Glück wünschen und daß Sie selbst, durch ihr Beyspiel sich wegen Ihres eignen künftigen Schicksals beruhigen. Ich grüße zugleich Herrn Seydeln und Herrn Zeisen ergebenst sowohl als Ihr ganzes mir schätzbares Haus.

Leipzig, den 20. Aug. 1767.

Gellert.

158.

Bester Herr Professor!

Herr Creuziger kam aus Ihrer Stadt zu mir, mit einem Briefe von Ihnen, und Herr Tachselt sollte gleichsam aus unserm Hause und ohne meinen Dank zu Ihnen kommen? Nehmen Sie den gerührtesten und herzlichsten von mir an. Es war sehr gütig, daß Sie mir diesen so lieben Besuch noch theurer zu machen wünschten, und Sie haben Ihre Absicht ganz erreicht. Wie sehr wünschte ich Ihnen, anstatt des Dresdner Hofs, den Besuch ei-

ler freundschaftlichen Familie; denn obwohl selbst dieser Ih-
ien nur ein unterbrochenes und vielleicht mit Beschwerde
erknüpftes Vergnügen geben könnte, so wäre er doch in
Vergleichung viel besser.

Sie denken es wohl, liebster Herr Professor, daß uns
ine glückliche Zeit, welche unser Creuziger, die liebe
Doles und ihr guter Sohn bey uns zubrachten, so höchst
ergnügt als geschwind verstrich. Sie, meine Doles, un-
rnahm die Reise mit einiger Schwierigkeit und Aufopfe-
ung eines Theils ihrer Bequemlichkeit und Bedenklichkei-
n, und doch hielt sie sich durch die vier Tage, die sie un-
r uns, und den einen, den sie in Zehista lebte, für sehr
lohnt und war in sich ganz glücklich und äußerlich gesün-
r, als gewöhnlich, und immer anhaltend heiter und fröh-
h, und oft bis zu einem kleinen artigen Muthwillen leb-
ft. Ihr Sohn war ganz Empfindung und Dank für
sre Freundschaft, und angenehmes Erstaunen über alles,
is ihm hier neu und schön war. Im Plauischen
unde vornehmlich stieg sein Enthusiasmus aufs höchste.
) auch Herr Creuziger solchen Anfällen ausgesetzt war?
Nein, lieber Herr Professor, dafür weiß sich sein phi-
ophischer Geist schon zu hüten. Er war stets gleich froh,
ter, freundschaftlich, mit uns allen sehr zufrieden. Es
r gewiß sein Ernst, wenn er uns das zu verstehen gab,
) ich freue mich, Ihnen dieses so zuversichtlich versichern
können; denn ich weiß, daß Sie viel auf ihn und sein
heil halten. Nur wollte er unsrer Stadt und Gegend,
die wir uns viel zu Gute thaten (und der Eindruck,
sie auf seine Gefährten machte, bestärkte uns noch mehr
unserm kleinen Stolze) durchaus kein Compliment ma-

chen. Er bezog alles sein Vergnügen auf uns selbst und leitete es von uns her.

Das wäre wohl im Grunde sehr verbindlich gewesen, wenn ich nur gewiß wüßte, ob er es nicht einem geheimen Widersprechungsgeiste zu Gefallen that. Ich bin doch ein undankbares Geschöpf, daß ichs ihm so boshaft auslege. Ich sollte mich schämen. Ich sehe mir itzt viel nach; ich halte mich für halb krank. Im Ernste habe ich viel Zahnschmerzen und schlaflose Nächte und ordentlich Fieber, Hitze und Frost. Es ist mir gar, als ob ich mir morgen (liebster Herr Professor, das ist für mich eine große Merkwürdigkeit, die ich Ihnen nun schon schreiben muß) den einen Zahn, den ersten in meinem Leben, würde ausreißen lassen. Papa und Seydel wenden ihre ganze Beredtsamkeit an, mir Muth zu machen, und ich, ich höre sie an und wünsche mir in der Stille ein Bischen Carlsbad, um mich von dem Zahnarzt zu retten. Ich weiß nicht, was ich noch thun werde. Ich fürchte mich selbst. Doch ist es gewiß, daß ich den Zahn nicht behalten kann. Wozu aber überlege ich das hier vor Ihnen? Ich werde recht albern. Lieber will ich Ihnen einen andern kleinen Umstand erzählen, der mir angenehmer ist. Mein guter Seydel ist nun seit acht Tagen wieder hier; recht glücklich, uns unsern Tachselt zu ersetzen, aber auch vielleicht nur eben auf so lange, als dieses nöthig ist. Der Herr Oberküchenmeister will ihm erlauben, nach der Messe seine Dienste zu verlassen und nach Sorau zu gehen. Zwar hat er sich mit dem Postmeister daselbst nicht vergleichen können, indessen bleibt er doch bey diesem Plane und auf eine Sicherheit für die Zukunft in Ansehung dieser Bedienung, die sein Herr ihm vom Prinzen zu verschaffen versprochen, hält er es für nöthig, seine

zne Oeconomie besser kennen zu lernen und sich eine voll- indigere Wissenschaft, sie zu führen, zu erwerben, wie nn auch seine Eltern bei ihren zunehmenden Jahren nicht ganz allein ihrer weitläuftigen Haushaltung, wie es nö- ig wäre, vorstehen könnten. Es mag also wohl ganz t seyn, daß er hingehen will und Tachselt spricht es ch. Er freut sich sehr darauf, einen Theil seiner neuen eyheit zu einer kleinen Reise nach Leipzig anzuwen- t. Dann soll er auch meinem theuersten Herrn Pro- 'or in meinem Namen, die Hand küssen, und das erlau- t Sie ihm.

Nun will ich mich doch niederlegen (es ist Ein Uhr) d versuchen, ob ich schlafen kann; aber ich zweifle. Herr is ist auch immer kränklich. Gestern ist er mit seiner iu zu seiner unverheiratheten Schwester gereißt. Es geht recht wohl und er wird Freude haben. Morgen will er derkommen. Man sagt ja, daß die Frau Geh. Räthin n Dieskau nach Dresden kommen will. Wenn sie) zu Herr Zeisen in seine zweyte Etage zöge, es ist hübsch dort und in der ersten wohnt auch eine verwitt- e ältliche Dame. So bald meine Zähne besser werden, ich der Frau Präsidentin meine Aufwartung machen. ine Eltern empfehlen sich Ihnen ehrerbietigst. Mein Va- wäre gern mit auf die Messe gereißt. Leben Sie recht l, bester Herr Professor, Gott erhalte Sie gesund. Ich mit meinem ganzen Herzen

resden, den 27. Sept. 1767.

Ihre ewig ergebene

C. C. Lucius.

---

159. *)

Liebste Mademoiselle!

Freuen Sie sich mit mir, daß die beschwerliche, eitle, für meine Gesundheit und meine Gemüthsruhe gefährliche Messe überstanden und, Gott sey Dank! von mehr als einer Seite, glücklich überstanden ist. Daß ich zwo Vorlesungen vor unserm guten Churfürsten, eine öffentlich, und die andere auf seinem Zimmer, im Beyseyn der Churfürstin habe halten müssen, dieses werden Sie wohl schon durch meine Freunde wissen. Aber daß unser junger Fürst mit eigner Hand und den liebreichsten und gnädigsten Ausdrücken mir sein Porträt und eine Schreibtafel gegeben hat, dieses werden Sie wohl noch nicht wissen oder doch gern von mir selbst hören wollen. Das Geschenk, und wenn es ein Rittergut werth wäre, rührt mich wenig; destomehr hingegen die unerwartete und unverdiente Liebe des hoffnungsvollsten Fürsten, den Gott erhalten, leiten, und am Geiste und Leibe segnen und also unser Vaterland in ihm vom neuen beglücken wolle! **)

Der Baron Kessel hat sehr gütig und väterlich von Ihrem Seydel gesprochen, und mich versichert, daß er den Administrator mündlich um sein Glück angehen würde, oder daß er es, wenn ich mich recht erinnere, bereits schon gethan hätte.

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 151.

**) Das Gedicht, in welchem Gellert seinen Dank für diese Gnade abstattete, erscheint zu Ende dieses Buchs aus dem Original zum erstenmal gedruckt.

Freuen Sie sich also auch über diese Nachricht und le-
t Sie wohl, liebe Freundin.

Leipzig, den 28. Oct. 1767.

Gellert.

160.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Wie gütig eilen Sie nicht, mich an allem demjenigen
il nehmen zu lassen, was Ihnen Freude und Ehre ist!
:, mein theuerster Freund, der Sie aus liebreicher Zu-
jung mich auffordern, mich mit Ihnen zu freuen, weil
ien an meinem Vergnügen gelegen ist und Sie mir gern
enehme Empfindungen mittheilen wollen, Sie würden
iß, das hoffe ich, aus eben dem Grunde der Gewogen-
und des Zutrauens zu der Beschaffenheit meines Her-
, mit Ihrem Kummer zu mir eilen und mich auffor-
, mit Ihnen zu trauern, wenn sich irgend ein Unfall
jnen sollte, in welchem die bereitwillige Theilnehmung
r aufrichtigen und empfindlichen Seele Trost oder Lin-
ng für Sie wäre, oder von welchem Sie vorhersähen,
desselben Mitempfindung mich vorsichtiger und demü-
r, auch williger und muthiger gegen die Leiden machen
te, die ich vielleicht auf meinem eignen Wege antref-
werde. Ich fühle den ganzen Beweis Ihrer Freund-
t für mich, der hierinnen liegt, die Ehre, die Sie da-
) meinem Herzen erzeigen und bin mehr davon gerührt,
ch Ihnen sagen kann.

Ihrer Ruhe und Gesundheit wegen war mir für die
e sehr bange. Von Herrn Creuziger erfuhr ichs

33*

fünf Wochen werden, es war am letzten Tage meines Seydels hier in Dresden. Ein trauriger Tag! Zwo Stunden lang ungefähr war er Nachmittags bey uns gewesen, und nun gieng er weg, dem Herrn Geh. Cammerrath Wagner aufzuwarten, denke ich, und zur Reise einige Anstalten zu machen. Ich erwartete ihn wenigstens in einer Stunde wieder und fing unterdessen an, an Herrn Creuzziger zu schreiben. Er blieb lange; ich hatte Zeit genug, einen langen Brief zu Ende zu bringen. Als ich fertig war, konnte und wollte ich nichts mehr thun; ich ging in der Stube auf und nieder und alles war einsam oder stillschweigend um mich her. Hier brachte man mir Ihren Brief. Die erwünschteste Zerstreuung, die ich nur haben konnte und auf die ich damals gar nicht dachte. Meine Gemüthsverfassung bekam davon eine ganz andere Wendung; ich freute mich über Sie, über Ihre Freundschaft. — Ich wünschte meinen Seydel ungeduldiger, um meine Freude mit ihm zu theilen und er kam und konnte sich auch mit mir freuen und ich behielt einen so angenehmen Eindruck davon in meinem Herzen, daß ich den Abend nicht wieder ganz traurig ward, und wenn ich auch zuweilen ein wenig weinte, doch immer noch wechselsweise und ziemlich aufrichtig scherzen und lachen konnte.

Ich danke Ihnen recht sehr, bester, liebster Herr Professor, daß Sie sich die Mühe gegeben haben, den Brief, um welchen ich gebeten, zu suchen. Aber in der Kälte hätten Sie ihn nicht suchen sollen. Wie leicht hätten Sie sich nicht schaden können! Sie haben mich böse auf mich selbst gemacht, daß ich mit meiner unbescheidenen Bitte Ursache davon gewesen. Suchen Sie ihn ja nicht weiter. Seydel kann nimmermehr denken, daß ich etwas zu sei-

em Nachtheile sollte geschrieben haben. Fiele er Ihnen
ber von ungefähr in die Hände und Sie erinnerten sich
abey meiner Bitte, so will ich ihm denselben allenfalls
och lesen lassen. Es ist eine Art von einem guten Werke,
m in seinem einförmigen und einsamen Leben, einige Un-
rhaltung zu verschaffen. Ich kann mir die ganze Verfas-
ng denken, in der er bey so ungeduldigen Wünschen und
unsichern Aussichten seyn muß, und dort in Sorau ist
nun sich selbst so ganz überlassen und hat Niemanden,
r ihn zu unterstützen und zu leiten wüßte, weil Niemand
ine Verfassung kennt. Wäre er auf eine bestimmte Zeit
ggereißt, so würde mir diejenige, die er abwesend gewe-
n, lang vorkommen. So aber, da ich mich von ihm,
ne eine bestimmte Idee des Wiedersehens getrennt habe,
dieses Wiedersehen selbst, wenn ich es auch voraussetzen
ll, doch nichts weiter, als die Ursache einer neuen Tren-
ng seyn kann, so scheint mir die vergangene und künf-
ge Zeit seiner Abwesenheit, sich gleichsam in die Ewigkeit
verlieren. Aber ich bin ein gutes Kind (unser Herr
eutziger räumt mir das auch ein), ich erlaube allen
sen Betrachtungen nicht, mich auf länger als ein paar
inuten traurig zu machen. In der That habe ich alle-
il die Vorsichtigkeit gebraucht, den Begriff meiner Zufrie-
nheit und Glückseligkeit an kein Ding in der Welt, an
ne menschliche Begebenheit fest zu heften. Und wer auch
ht eine ziemliche Menge beträchtlicher zeitlicher Vortheile
seiner Gewalt hat, wird schwerlich ohne solche Vorsich-
keit in diesem Leben nur mittelmäßig froh, ruhig und
cklich seyn können. — Aber wie lange habe ich schon
uns, von mir und meinem Seydel, geredet! Ich
e Sie um Verzeihung, gütiger Herr Professor. Es

mag wohl unbescheiden seyn, wenn es nicht vielleicht gar schwach ist. Doch es mag stehen bleiben. Einer von meinen Freunden erlaubt mir und muntert mich auf, oft und viel von mir und meinem Seybel zu reden. Ich will zu dieses, zu keines von meinen Freunden Güte und Nachsicht mehr Zutrauen haben, als zu meines theuersten Freundes, zu meines besten Herrn Professors seiner.

Gestern habe ich einen recht vergnügten Tag gehabt; ich habe zwo von Ihren besten Freundinnen gesehen: die Frau Geh. Cammerräthin Wagner, die uns besuchte, und dann die Frau Geheimderäthin von Globig, die ich Abends in der Komödie sah und munter mit andern Damen plaudern hörte. Wundern Sie sich nicht, daß die Frau von Globig das gestrige Schauspiel besuchte. Ich glaube, sie thut es sonst nicht, oder doch selten. Aber gestern spielte man Eugenie. Dieses Stück muß gewiß eins von den besten seyn, nach dem Eindruck zu urtheilen, den es auf den Leser und noch mehr auf den Zuschauer macht, der es so spielen sieht, als es gestern gespielt worden. Bald, und vielleicht noch künftige Woche, will ich mit meiner Schwester zur Frau Präsidentin gehen. Die Frau Geh. Cammerräthin hat mich auch mit Fritzchen zu sich gebeten; da will sie uns Ihr Portrait in Kupfer und auch in Gyps gegossen zeigen. Mit dem letztern scheint sie nicht recht zufrieden zu seyn. Die Gräfin Manteufel schickte Herr Zeisen, sobald das Kupfer nur heraus war, einen Abdruck davon. Er brachte es sogleich zu mir. In der That, glaube ich, hat es viel Aehnliches und Charakteristisches, das ungerechnet, daß der Künstler sehr schön gearbeitet hat. Dennoch ziehe ich die Zeichnung, das werthe Geschenk der lieben Gräfin Vitzthum, vor. Es scheint

das theure Original noch lebendiger, noch mehr so wie gesehen habe, vorzustellen. Herr Zeis, der keine nung hat, freute sich sehr, den Kupferstich zu besitzen damit er noch denselben Abend über seinem Schreib- hängen möchte, mußte ihm unser letztverstorbener Kö- weichen und seinen Rahmen und Glas hergeben. Herr gewinnt gewiß bey diesem Tausche. Oft und fast r ist er kränklich, ohne recht krank zu seyn; seine Ar- wird ihm schwer. Wer weiß, wie manche ängstliche ibe hindurch er diese Beschwerlichkeit schon an diesem eibtische, bey unumgänglichen Arbeiten, traurig in sich mag empfunden haben. Nun lächelt ein Freund auf erab, der oft in dem gleichen Falle gewesen und noch ind dessen Beyspiel ihm Trost und Ermunterung wer- nuß. Sehen Sie, liebster Herr Professor, so darf ich zu meinen Freunden gehen, wenn ich Lust habe, Sie ter andern Miene zu sehen, als die ist, mit der Sie ein Zimmer gucken — und wie viele liebe Bilder von n habe ich nicht auch in meinem Herzen! Ich muß n gestehen, liebster Herr Professor, daß ich nicht ein zmal daran gedacht habe, daß Sie mirs wohl schicken en, und weil Sie es für Sünde halten, will ich mirs nicht kaufen. Aber die Betrachtung von der Sünde die von der Eitelkeit zusammengenommen, was werden da von mir denken, wenn ich Ihnen sage, daß ich für meinen Seydel in Miniatur habe malen lassen? er hatte ich vor dem Abmalen einen Widerwillen; er e es und ließ mich erst durch unsern kleinen Freund mmer, als dieser im Frühlinge hier war, bitten und bat er mich selbst, daß ich mich doch in Leipzig jungen Mechau möchte malen lassen. Ich versprachs;

aber die Zeit in Leipzig war zu kurz und Pastelgemälde sind unbequem zu verwahren und leiden fast durch sich selbst Schaden. Ich that es also nach meiner Zurückkunft und schickte ihm das Bildchen nach Schlesien, welches er in Breslau niedlich einfassen lassen und nun bequem bey sich tragen kann. Ich weiß mirs immer noch Dank, denn es macht ihm viel Vergnügen, giebt ihm viel Unterhaltung und ob ich gleich nicht ganz vollkommen gut getroffen bin, so bin ich doch nicht zu verkennen, und er hat es fast so lieb, als wenn ichs selbst wäre. Wollen Sie wissen, liebster Herr Professor, was mich vornehmlich dazu bewogen hat? Wer weiß, dachte ich, das Leben ist so kurz, so ungewiß — wer weiß, ob ich jemals für ihn viel werde thun, ihm viel Vergnügen geben, ihm viel Dienste leisten können? Und mein Bildchen leistet ihm in der That wirkliche Dienste. Es ist freylich nun zu spät; ich hätte vorher fragen sollen. Doch sagen Sie mirs immer, liebster Herr Professor, ob Sie es mißbilligen.

Aus Dänemark habe ich auch vor vier Wochen eine hübschen, scherzhaften und freundschaftlichen Brief vom jüngsten Seidelin erhalten. Ich habe ihn nach Sorau geschickt, wenn er von da zurückkommt, will ich ihn beantworten. Seidelin ist noch nicht mit einem Amte versorgt, aber dabey ganz zufrieden, weil er noch jung ist und noch nichts versäumt zu haben glaubt. Allein er bedauert den Herrn von Duncan, der auch noch keinen Weg zum Etablissement für sich finden können. Herr von Duncan läßt mir durch Seidelin auch bald einen Brief von sich versprechen. Ich hätte nicht geglaubt, da ich die Bekanntschaft dieser guten Dänen zu machen anfing, daß sie in solcher Entfernung, bey einer vorherzusehenden beständigen

nwesenheit, sich auf länger, als die wenigen Tage ihres
iersenns, sich auf Jahre und vielleicht, wie ich hoffe, aufs
nze Leben erstrecken würde. Aber so war es auch mit
einen Leipzigischen Freunden und mit der lieben Fräulein
chönfeld in Löbnitz, die itzt in Kändler wohnt.
h habe nur kürzlich wieder an sie geschrieben.

Ich und Fritzchen haben itzt auch wieder eine neue
ekanntschaft gemacht. Es starb vor vier Wochen ein Greis
n siebenzig Jahren in unsrer Nachbarschaft, in dem Hause,
) Herr Zeis bisher gewohnt hat. Er hinterließ eine
uzige vortreffliche Tochter, die in ihrer Jugend Schönheit
sessen und solche durch die Blattern verloren haben soll.
t den Zeiten ihrer Mutter und so lange ihr Vater (er
ar Hofrath und hieß Schubert) gesund und munter ge-
sen, hat man ihr erlaubt und sie angewöhnt, an allen
ständigen Ergötzlichkeiten der Gesellschaft Theil zu neh-
n und das Ansehen ihres Vaters und ihre eigenen guten
tten haben gemacht, daß ihr solche von allen Seiten an-
)oten worden. Eine lange und gefährliche Krankheit (so
rd von ihr erzählt), die sie ausstund, und während der-
)en ihr Vater sie, sein einziges Kind, nicht verließ und
aufs sorgfältigste selbst verpflegte, bewog sie, aus Er-
ntlichkeit ihrem Vater freywillig zu versprechen, so lange
lebte, nicht zu heirathen, damit sie ihm in seinem Alter
) Schwachheit ungehindert die gleiche Pflicht leisten und
: ihre Sorgen ungetheilt auf ihn wenden könnte. In
Thal sind ihr, da sie sich jederzeit viele Hochachtung
)orben und ihre Glücksumstände gut sind, viele annehm-
e Anträge geschehen, die sie alle abgelehnt hat. Viel-
)t ist diese Krankheit und die Zärtlichkeit ihres Vaters
sie in derselben, die ihr dankbares Herz zu diesem Ent-

schlusse gebracht, ein eigentliches Werk der göttlichen Vorsehung gewesen. Ihre Mutter starb, da sie noch jung war, und wenn jemals ein Vater in seinem Alter die Sorge und ganze Aufmerksamkeit einer zärtlichen Tochter nöthig gehabt, so ist es dieser gewesen. Ich will Ihnen keine Beschreibung seines langen vieljährigen Elendes machen. Es ist genug, wenn ich Ihnen sage, daß er die letzten achtzehn Monate seines Lebens völlig blind und unbehülflich geworden und ihren Beystand nicht einen Augenblick entbehren können. Als ich noch nicht völlig erwachsen war, traf ich dieses Frauenzimmer an einem dritten Orte an, und sie schien mir ihre Freundschaft anbieten zu wollen. Damals aber war der Unterschied unserer Jahre noch so merklich und ich noch so leichtsinnig, daß sie mir eben nicht sonderlich gefiel und ich weiter nicht darauf achtete. Seitdem, und da ihr Vater ihrer beständigen Wartung viele Jahre lang nöthig gehabt, konnte ich mirs nicht einfallen lassen, ihren Umgang zu suchen, wenn auch unsre nahe Nachbarschaft einen ungezwungenen Vorwand dazu gegeben hätte. Der Tod ihres Vaters aber und das eingeführte Ceremoniel der Condolenzbesuche verschafften uns einen dergleichen Vorwand zu einer weit bequemern Zeit. Die Art, mit der sie mich und Fritzchen empfing, erfreuete mich sehr. Sie schien unsern Besuch sehr wohl aufzunehmen. Ihr Betragen war freundlich, zuvorkommend, vertraulich, als wenn wir schon viele Jahre mit einander umgegangen wären. Sie erweckt viel Zutrauen, ist sehr gesprächig und ungezwungen. Ich bin über diese neue Bekanntschaft vergnügt; ob mir wohl nicht durchgängig Alles an ihr gefällt; und das würde ich auch seyn, wenn sie selbst alles dasjenige Angenehme und Gefällige, das sie wirklich besitzt, nicht hätte, weil ich es für einen

rundsatz halte, nicht so wohl die angenehmsten Personen t seinem Umgange zu wählen, als vielmehr diejenigen, elche gute und nachahmungswürdige Beyspiele gegeben ben.

Heute kam unser Bedienter nach Hause und sagte, ß auf der Seegasse ein alter Mann säße, der krank wäre, ht mehr reden könnte und wohl sterben würde. Man tte ihn schon den ganzen Morgen sich von einer Thüre r andern schleppen gesehen und Niemand kannte ihn. Es inkte mich, da ichs hörte, daß in einer gesitteten Stadt armer Greis auf der Gasse sterben und Niemand seyn lte, der ihn aufnähme. Welche Schande für unsre Einhner, dachte ich, wenn itzt ein Fremder durchreißte und e, daß wir unsre Armen hülflos auf der Gasse umkomn ließen! Bald hernach kam mein Vater durch die näme Gasse auch nach Hause, und hatte keinen sterbenden inn und kein zusammengelaufenes Volk mehr gesehen. fehlbar hat ihn Jemand aus Mitleiden in sein Haus geret. Es ist doch hübsch, daß Jemand das gethan hat.

Abends spät.

Herr Zeis war gestern Abends bey uns gewesen, weil ıber mich nicht zu Hause gefunden, war er so gütig kam heute wieder. Er schien mir heiterer und gespräer, als ich ihn zuletzt gesehen habe. Er brachte Neans neue Lieder mit. Die Frau Geh. Cammerräthin erte uns schon gestern davon. Wir lasen einige. Sie llen mir sehr, sie haben die Simplicität, die herzliche , fromme Sprache der wahren Andacht und machen klichen Gebrauch von biblischen Sprüchen und Auskeu.

Welche Menge habe ich geschrieben! — aber liebster Herr Professor ich dächte, ich schriebe auch itzt nicht oft; dafür kann ich wohl eher ein Bischen lang seyn? Darf ich Sie bitten, mich dem Herrn Oberpostcommissär und Ihrer Frau Schwägerin recht gehorsamst zu empfehlen? Ich ehre und liebe Ihre Frau Schwägerin; die Frau Geheimdecammerräthin hat mir von ihr viel Vortheilhaftes erzählt. Meine Eltern und unser ganzes Haus versichern Sie ihrer unveränderlichen und zärtlichsten Hochachtung und Ergebenheit, und das thut auch Herr Zeis. Sie kennen die Empfindungen, mit welchen ich bin

Mein bester Herr Professor!

Ihre gehorsamste und ergebenste Dienerin

C. C. Lucius.

165.

Liebste Mademoiselle!

Zur Vergeltung für Ihren lieben langen und beredten Brief schicke ich Ihnen den schon so oft versprochenen und von Herrn Seydeln gewünschten Brief, und zur Belohnung für Ihr richtiges Urtheil über Neander's Lieder, diese Lieder selbst. In der That ist ihr Charakter die kräftige erbauliche Simplicität, die Sprache der Schrift und der Andacht, so wie er der Charakter aller geistlichen Lieder seyn sollte. Ich lasse diese Lieder, die Niemand gekannt oder gerühmt hat, itzt recensiren. Herr Weiße will es in seiner Bibliothek thun und D. Ernesti in der seinigen auch. Ich hoffe Sie werden diesem jungen Dichter Gerech-

igkeit widerfahren lassen, denn er soll erst etliche zwanzig Jahr alt seyn.

Nunmehr habe ich Ihnen das Nothwendige gesagt. Wegen Ihres Schicksals, o da seyn Sie ruhig und überassen Sie seinen baldigen oder spätern Ausgang getrost, wie Sie stets gethan haben, also auch ferner der göttlichen Regierung. Der Verzug unsrer Wünsche kann uns wohl uweilen niederbeugen, aber die Hoffnung soll uns wieder ufrichten und die Religion uns trösten. Leben Sie also wohl und zufrieden mit Ihrem ganzen werthen Hause nd grüßen Sie den guten kranken Herrn Zeis herzlich on mir.

Leipzig, den 1. März 1768.

Gellert.

---

166. *)

Dresden, den 19. April 1768.

Bester Herr Professor!

Vorige Woche setzte ich mich an einem sehr stürmischen achmittage, aber in einer desto ruhigern Disposition meis Gemüthes hin, einen Brief an Sie zu schreiben, und schrieb Ihnen sehr viel von dem äußerlichen Sturme d meiner innern Zufriedenheit, von einem einsamen Spargange, den ich früh mit meiner Schwester gemacht und r mich, wie ich glaubte, so aufgeheitert hatte, und noch n verschiedenem Guten, das mir widerfahren war und

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 152.

davon das Andenken mich noch in jener Stunde sehr angenehm rührte. Damals gefiel mir, was ich schrieb; ich gab es hernach meiner Mama zu lesen und ihr gefiel es nicht. Ich las es auch wieder und ich fand, wie sie, daß das Wetter und ich zwo Materien sind, in denen ich eben nicht glücklich bin. Unsre Fehler führen alle ihre eigne Strafe bey sich. Meiner war ein Fehler der Beurtheilung. Zur Strafe dafür sitze ich nun, nicht weit von Mitternacht, und reibe mir den Schlaf aus den Augen, dasjenige zu verändern, was ich zu bequemer Zeit mit soviel Leichtigkeit geschrieben hatte. Denken Sie nicht, daß ich gezwungen bin, die Mitternacht hierzu anzuwenden. Nein, das thue ich freywillig, weil ich mich strafen will; denn zweymal an Sie zu schreiben, wenn es auch einerley Sache ist, dieß ist für mich eben noch keine sonderliche Strafe. Ich schicke mich itzt auch recht gut zur Nacht; ich bin gar nicht so heiter, als ich damals war. Dennoch will ich Ihnen einige für mich angenehme Dinge, davon ich in dem verunglückten Briefe erzählte, hier wiederholen. Ich werde es gern thun, und mich noch einmal dankbar daran erinnern. Auch Sie werden es gern lesen, weil Sie sehr gütig sind und ein Herz besitzen, das sich des Guten, das andern Menschen begegnet, aufrichtig freut.

Erstlich besuchte ich am Montage Vormittags eine kranke Tante, ein gutes Frauenzimmer, das ich liebe und die meine Mutter am Sonntage im Bette liegend, und ohne Hoffnung, daß sie es jemals wieder werde verlassen können, angetroffen hatte. Ich aber fand sie außer dem Bette, mit einem ziemlich muntern Ansehen voll guter Hoffnung, gesprächig, erfreut über meinen Besuch und verbindlich dankbar dafür. Nachmittags gieng ich zur Frau Geh.

Räthin von Globig und fand auch sie gesund und sehr heiter und gnädig. Sie werden die Freude haben, sie diesen Sommer in Leipzig zu sehen. Ich blieb eine Stunde lang bey ihr, bis der Herr Geh. Kriegsrath von Poniçau kam. Sie schien gern mit mir zu reden, und ich war auch recht gern bey ihr, und doch wären wir über vielerley Dinge gar nicht einerley Meynung. Den großen Garten . E. kann sie fast gar nicht mehr sehen, so sehr ist sie seiner überdrüßig und für mich gehört er unter die liebsten Spaziergänge. In der Eugenie hat es ihr letzthin auch nicht gefallen. Sie hat das Stück vorher gelesen, erschrecklich viele Fehler darinnen gefunden, daß sie schon mit Verdruß hineingegangen ist. Und mir gefiel es nun sehr: die Fehler verstehe ich nicht, und alles kam mir so wahr, simpel und natürlich vor, daß ich mich dem süßen Betruge ganz überließ. Ueber den honnête Criminel, denke ich, werden wir wohl einerley Meinung seyn. Sie hat ihn zwar noch nicht gelesen, wie ich, sie ist aber schon sehr vortheilhaft dafür eingenommen. Man hat ihr gesagt, daß dieses Stück niemals aufs Theater werde gebracht werden können. Denken Sie das auch, liebster Herr Professor? Doch das mag seyn! Aber von Neander's Liedern — wollen Sie ihr das hingehen lassen? Sie ist da gar nicht unsrer Meinung und schien ihre Freude an einer ungünstigen Recension in der hallischen Bibliothek, wie sie solche nannte, zu haben. Ich habe recht mit ihr darüber gestritten, und ihr gesagt, daß Sie mir ein Geschenk damit gemacht haben; allein das sagte ich nicht, daß ich Ihnen dafür noch nicht gedankt hätte.

An eben diesem Montage ward die Cammercreditcasse gezogen und Abends brachte mein Vater die Nachricht mit

nach Hause, daß er auch mit tausend Thalern herausgekommen sey. Eine Art von Glück, die noch keinem von seinen Collegen begegnet ist. Dieses war also dreyerley Gutes an Einem Tage, noch über die unzähligen Wohlthaten, die uns Gott stündlich erweißt und deren wir, weil wir sie einen Tag wie den andern genießen, fast gewohnt werden. Auch mein heutiger Tag ist an solchen Wohlthaten reich gewesen: ich erkenne dieses, und doch sagte ich vorhin, daß ich heute nicht recht froh und heiter wäre. Ich habe auch einige Entschuldigungen. Die Tante, deren Besserung mich erfreute, ist wieder schlechter und wird schwerlich aufkommen. Ueberdieß haben Unfälle, die zwar nicht mich oder unser Haus, aber Leute angehen, die ich lange kenne und zum Theil liebe, traurige und kummervolle Empfindungen in meinem Herzen erregt. Ihr Herz, liebster Herr Professor, ist sehr mitleidig und empfindlich: es kann bey fremdem, auch bey verschuldetem Elende bluten. Welches Elend ist auch schwerer? Und wie viel Unschuldige werden nicht oft in den Untergang eines Strafbaren hineingezogen. Ich will Sie also mit den Schmerzen einer solchen Erzählung verschonen. Wenn ich Menschen leiden sehe, und zu traurig und ängstlich darüber werde, als ob ich dächte, Gott hätte nicht auch Liebe und Erbarmung für seine Geschöpfe und werde nicht vermittelst ihrer schwersten Leiden etwas Gutes und für sie Seliges zu wirken wissen, dann schäme ich mich oft des zu weichen Jammers und schelte ihn, als eine Art von Muthlosigkeit, die ich vielleicht in meinem eignen Falle, wenn ich selbst leiden sollte, noch mehr fühlen würde.

Leiden sind wohl gut, wenn sie christlich ertragen werden. Gestern rührte, erfreute und erbaute mich auch der Besuch einer sehr guten Frauensperson von niedrigem

Stande, die sonst meiner seligen Großmutter einige Jahre mit vieler Treue und Geduld gedient hat. Nachher heirathete sie und riß durch ihren Fleiß und gute Wirthschaft und vielleicht noch mehr durch den göttlichen Segen, der ihr frommes Leben begleitete, ihren Mann, einen durch schlechte Lebensart seiner ersten Frauen verarmten Leineweber mit drey unerzogenen Söhnen aus großer Unordnung und Armuth, ob es gleich Gott so fügte, daß sie beym andern Brande in der Vorstadt ihr Wohnhäuschen, auf welches sie noch vierhundert Thaler schuldig waren, verloren, und auf einem, eine Stunde von hier gelegenem Dorfe, ihre Zuflucht suchen mußten. Und selbst damals erwieß sie einer ebenfalls abgebrannten Nachbarin, die noch ärmer geworden war, als sie, Wohlthaten und theilte ihr von der Wäsche und den Betten mit, die sie noch erhalten hatte. Sie blieben sechs Jahre auf dem Lande, um wohlfeiler zu leben. Da mußte sie wöchentlich ihre Waaren mit saurer Mühe zum Verkaufe in die Stadt tragen und ihren Mann, der einmal achtzehn Wochen lang gefährlich krank lag, mit seinen und auch ihren eigenen kleinen Kindern versorgen. Hierauf zogen diese Leute wieder in die Stadt, kamen in gute Umstände, bezahlten ihre Schulden, und lebten in ihrer Art einige Jahre sehr zufrieden. Vor neun Monaten bekam diese gute Frau, von einem plötzlichen Schrecke, die sogenannte weiße Rose an der Brust; durch eine unverständige Cur ist ein schmerzhafter und langwieriger Schaden daraus entstanden, der ihre Nahrung hindert, ihr Vermögen verzehrt und sie wahrscheinlicher Weise ins Grab bringen wird. Ihr Verhalten in dieser großen Prüfung erhöht alle Tugenden ihrer Seele in meinen Augen. Sie sah einer Leiche gleich, aber heiter und freundlich. Sie erzählte von

aber die Zeit in Leipzig war zu kurz und Pastelgemälde sind unbequem zu verwahren und leiden fast durch sich selbst Schaden. Ich that es also nach meiner Zurückkunft und schickte ihm das Bildchen nach Schlesien, welches er in Breslau niedlich einfassen lassen und nun bequem bey sich tragen kann. Ich weiß mirs immer noch Dank, denn es macht ihm viel Vergnügen, giebt ihm viel Unterhaltung und ob ich gleich nicht ganz vollkommen gut getroffen bin, so bin ich doch nicht zu verkennen, und er hat es fast so lieb, als wenn ichs selbst wäre. Wollen Sie wissen, liebster Herr Professor, was mich vornehmlich dazu bewogen hat? Wer weiß, dachte ich, das Leben ist so kurz, so ungewiß — wer weiß, ob ich jemals für ihn viel werde thun, ihm viel Vergnügen geben, ihm viel Dienste leisten können? Und mein Bildchen leistet ihm in der That wirkliche Dienste. Es ist freylich nun zu spät; ich hätte vorher fragen sollen. Doch sagen Sie mirs immer, liebster Herr Professor, ob Sie es mißbilligen.

Aus Dänemark habe ich auch vor vier Wochen eine hübschen, scherzhaften und freundschaftlichen Brief vom jüngsten Seidelin erhalten. Ich habe ihn nach Sorau geschickt, wenn er von da zurückkommt, will ich ihn beantworten. Seidelin ist noch nicht mit einem Amte versorgt, aber dabey ganz zufrieden, weil er noch jung ist und noch nichts versäumt zu haben glaubt. Allein er bedauert den Herrn von Duncan, der auch noch keinen Weg zum Etablissement für sich finden können. Herr von Duncan läßt mir durch Seidelin auch bald einen Brief von sich versprechen. Ich hätte nicht geglaubt, da ich die Bekanntschaft dieser guten Dänen zu machen anfing, daß sie in solcher Entfernung, bey einer vorherzusehenden beständigen

Begriffen von Güte und Tugend ist es diese fromme Kranke wohl werth, daß auch Sie etwas von ihr wissen und ihr Gutes wünschen.

Neander's Lieder, bester Herr Professor, sind mir sehr lieb und mein ganzes Herz dankt Ihnen für dieses liebreiche und schätzbare Geschenk. Es kam mir recht unvermuthet; sobald versah ich mir noch keine Antwort auf meinen Brief. Ich war eben außer dem Hause gewesen, und unten begegnete mir Wagner's Bedienter, der es gebracht hatte und mich grüßte ohne weiter ein Wort zu sagen. Wie angenehm war ich überrascht, als ich von ungefähr die Augen auf meinen Nähtisch warf und da einen Brief von Ihrer Hand überschrieben, und die Lieder liegen sah. Schreiben Sie meine späte Antwort nicht einer Fühllosigkeit gegen Ihre Gütigkeit oder einem kaltgewordenen Verlangen nach der Unterhaltung mit Ihnen zu. Nein, da thäten Sie mir Unrecht. Mein Wunsch geht immer dahin, im beständigen Umgange mit Ihnen zu seyn und alles mit Ihnen zu theilen, was mir wichtig, rührend oder angenehm ist. Und oft dann, wenn ich schon im Begriffe bin, mit meinen Empfindungen zu Ihnen zu eilen, denke ich an den Unterschied des Alters, der Gesundheit, der Gemüthsart, der Interesse, der Beschäftigungen, und werde auf Betrachtungen geführt, die mich zurückhalten und mir mit Recht die Furcht erwecken, daß ich bey der besten Absicht, Sie zu unterhalten und zu zerstreuen, auf meiner Seite, und bey der liebreichsten Willfährigkeit und Nachsicht auf der Ihrigen, dennoch beschwerlich werden könnte.

Herr Tachselt soll Ihnen diesen Brief überreichen und das wird er gern thun. Werden Sie vielleicht unter

der Messe aufs Land flüchten? Es ist eine Messe ohne Hof. Die Gräfin Bünau, hat mir die Geheimderäthin von Globig gesagt, sieht wieder ihrer Niederkunft entgegen. Gott gebe ihr Glück! Ich glaube, es würde eine rührende Freude für mich seyn, sie und ihre würdige Mutter wieder zu sehen. Zweymal habe ich vergangenen Winter von ihnen geträumt, so lebhaft wahr, als ob ich bey ihnen wäre. Es war mir so angenehm, daß ich mit Freudenthränen im Auge erwachte. Wollten Sie ihr wohl, liebster Herr Professor, auch für mich Glück wünschen, wenn Sie sie in ihren Wochen besuchen werden? Ich will gern auch wieder etwas für Sie thun. Am ersten Osterfeyertage gerieth ich in eine große Versuchung, etwas für Sie zu thun, dazu Sie mir wohl keinen Auftrag gegeben haben. Ich war mit meinem Bruder in der katholischen Kirche, eine gewiß schöne Musik zu hören. Auf dem Kirchgange blieb ich stehen, weil ich den Hof wollte vorbey gehen sehen. Viele küßten der Herrschaft die Hände, und wäre nur nicht der ganze Hof da gewesen, ich glaube, ich hätte mirs nicht verwehren können, wenigstens der Prinzessin Christina in Ihrem Namen die Hand zu küssen. Ich hätte ihr dieses wohl nicht gesagt, allein ich hätte es doch so gemeynt. Hernach reute michs, daß ichs nicht gethan hatte. Aber das ist nun vorbey, und im Grunde liegt nichts daran, ob ich der Prinzessin die Hand küsse. Könnte ich doch gleich itzt Ihre liebe Hand haben! Wie herzlich wollte ich sie küssen, wenn Sie mirs anders erlaubten. So oft Sie mirs abgeschlagen haben, bin ich nicht recht mit Ihnen zufrieden gewesen und Sie haben mich damit allemal ein wenig traurig gemacht. Doch das ist nur sehr wenig ge-

schehen, und wie unzählig oft machen Sie mir Freude! Gott segne Sie ewig dafür.

C. C. Lucius.

Meine Eltern empfehlen sich Ihnen und dem lieben Herrn Oberpostcommissär, nebst mir, ganz ergebenst.

167.

Liebste Mademoiselle!

Es wird mir sauer, Herr Tachselt ohne einen Brief an Sie fortreisen zu lassen, und doch leide ich seit einiger Zeit zu sehr an meinem Kopfe, daß mir auch ein kleiner Brief schon ein ganzes Buch zu seyn scheint. Wenigstens will ich Ihnen für den Ihrigen vom 19. April, der mich sehr unterhalten hat, danken und Sie wegen der neuen Correspondenz, die Ihnen zugemuthet wird und von der mir Tachselt gestern das erste Wort gesagt hat, beklagen. Ich dächte, Sie könnten sich durch die Mademoiselle Wolle getrost durch die Situation, in der Sie als eine Versprochene stünden, entschuldigen und frey machen. Das übrige Herr Tachselt. Leben Sie wohl, liebe Freundin und küßen Sie Ihr ganzes Haus ergebenst von mir.

Leipzig, den 31. May 1768.

Gellert.

Welche Menge habe ich geschrieben! — aber liebster Herr Professor ich dächte, ich schriebe auch itzt nicht oft; dafür kann ich wohl eher ein Bischen lang seyn? Darf ich Sie bitten, mich dem Herrn Oberpostcommissär und Ihrer Frau Schwägerin recht gehorsamst zu empfehlen? Ich ehre und liebe Ihre Frau Schwägerin; die Frau Geheimdecammerräthin hat mir von ihr viel Vortheilhaftes erzählt. Meine Eltern und unser ganzes Haus versichern Sie ihrer unveränderlichen und zärtlichsten Hochachtung und Ergebenheit, und das thut auch Herr Zeis. Sie kennen die Empfindungen, mit welchen ich bin

Mein bester Herr Professor!

Ihre gehorsamste und ergebenste Dienerin

C. C. Lucius.

165.

Liebste Mademoiselle!

Zur Vergeltung für Ihren lieben langen und beredten Brief schicke ich Ihnen den schon so oft versprochenen und von Herrn Seydeln gewünschten Brief, und zur Belohnung für Ihr richtiges Urtheil über Neander's Lieder, diese Lieder selbst. In der That ist ihr Charakter die kräftige erbauliche Simplicität, die Sprache der Schrift und der Andacht, so wie er der Charakter aller geistlichen Lieder seyn sollte. Ich lasse diese Lieder, die Niemand gekannt oder gerühmt hat, itzt recensiren. Herr Weiße will es in seiner Bibliothek thun und D. Ernesti in der seinigen auch. Ich hoffe Sie werden diesem jungen Dichter Gerech-

ngehöre und an Ihrer Gewogenheit Antheil habe, einem Vergnügen, an welchem mein Herz hängt, nicht entsagen ürfe. Eins bitte ich Sie, bester Herr Professor, antwor:n Sie mir nicht mehr. Sie kennen mein Herz; Sie issen, wie heilig und höchst theuer mir jeder Beweis Ihrer ütigen Freundschaft ist und, so lange ich lebe, bleiben wird. :s ist wahr, ich entsage mit Betrübniß der Hoffnung, :ren mehrere zu sammeln. Die Ursache dazu ist mir weit auriger, als selbst der Verlust, den ich dadurch leide, doch :be ich sie willig auf und kann nicht wünschen, daß Sie ırch das, was mir Freude macht, nur im geringsten lei: n sollen. Ja ich wollte selbst gern nicht mehr an Sie ;reiben, wenn es geschehen sollte, daß meine Briefe Ihnen ır den kleinsten Grad von unangenehmer Empfindung oder :berdruß erweckten.

Meine gute Tante, von der ich Ihnen im vorigen riefe schrieb, ist noch am letzten April gestorben. So rn, so ruhig! Ich war an ihrem Sterbetage über zwo tunden bis eine halbe Stunde vor ihrem Ende bey ihr. ie bin ich zuvor bey einem Kranken= oder Sterbebette wesen, und so feyerlich und durchdringend der Anblick an) selbst ist, so neu und ungewohnt er für mich war, so be ich doch keine andere als angenehme und ruhige Ideen d tröstliche und sanfte Eindrücke, die ich in meinem Her: ı zu behalten wünsche, mit mir davon hinweggenommen. :in, der Tod kann so fürchterlich nicht seyn, oder es muß it weniger davon gesehen als empfunden werden. Und h, wie heiter war sie nicht! Wie frey ihr Gemüth! Wie ; ihr Herz! Sie betete unablässig und mit Inbrunst, und ute sich sichtbar der Zukunft ihres Heylandes. Der Tod hatte ne Schrecken, sie und die umstehenden Freunde sahen und

davon das Andenken mich noch in jener Stunde sehr angenehm rührte. Damals gefiel mir, was ich schrieb; ich gab es hernach meiner Mama zu lesen und ihr gefiel es nicht. Ich las es auch wieder und ich fand, wie sie, daß das Wetter und ich zwo Materien sind, in denen ich eben nicht glücklich bin. Unsre Fehler führen alle ihre eigne Strafe bey sich. Meiner war ein Fehler der Beurtheilung. Zur Strafe dafür sitze ich nun, nicht weit von Mitternacht, und reibe mir den Schlaf aus den Augen, dasjenige zu verändern, was ich zu bequemer Zeit mit soviel Leichtigkeit geschrieben hatte. Denken Sie nicht, daß ich gezwungen bin, die Mitternacht hierzu anzuwenden. Nein, das thue ich freywillig, weil ich mich strafen will; denn zweymal an Sie zu schreiben, wenn es auch einerley Sache ist, dieß ist für mich eben noch keine sonderliche Strafe. Ich schicke mich itzt auch recht gut zur Nacht; ich bin gar nicht so heiter, als ich damals war. Dennoch will ich Ihnen einige für mich angenehme Dinge, davon ich in dem verunglückten Briefe erzählte, hier wiederholen. Ich werde es gern thun, und mich noch einmal dankbar daran erinnern. Auch Sie werden es gern lesen, weil Sie sehr gütig sind und ein Herz besitzen, das sich des Guten, das andern Menschen begegnet, aufrichtig freut.

Erstlich besuchte ich am Montage Vormittags eine kranke Tante, ein gutes Frauenzimmer, das ich liebe und die meine Mutter am Sonntage im Bette liegend, und ohne Hoffnung, daß sie es jemals wieder werde verlassen können, angetroffen hatte. Ich aber fand sie außer dem Bette, mit einem ziemlich muntern Ansehen voll guter Hoffnung, gesprächig, erfreut über meinen Besuch und verbindlich dankbar dafür. Nachmittags gieng ich zur Frau Geh.

Räthin von Globig und fand auch sie gesund und sehr heiter und gnädig. Sie werden die Freude haben, sie diesen Sommer in Leipzig zu sehen. Ich blieb eine Stunde lang bey ihr, bis der Herr Geh. Kriegsrath von Ponikau kam. Sie schien gern mit mir zu reden, und ich war auch recht gern bey ihr, und doch waren wir über vielerley Dinge gar nicht einerley Meynung. Den großen Garten z. E. kann sie fast gar nicht mehr sehen, so sehr ist sie seiner überdrüßig und für mich gehört er unter die liebsten Spaziergänge. In der Eugenie hat es ihr letzthin auch nicht gefallen. Sie hat das Stück vorher gelesen, erschrecklich viele Fehler darinnen gefunden, daß sie schon mit Verdruß hineingegangen ist. Und mir gefiel es nun sehr: die Fehler verstehe ich nicht, und alles kam mir so wahr, simpel und natürlich vor, daß ich mich dem süßen Betruge ganz überließ. Ueber den honnête Criminel, denke ich, werden wir wohl einerley Meinung seyn. Sie hat ihn zwar noch nicht gelesen, wie ich, sie ist aber schon sehr vortheilhaft dafür eingenommen. Man hat ihr gesagt, daß dieses Stück niemals aufs Theater werde gebracht werden können. Denken Sie das auch, liebster Herr Professor? Doch das mag seyn! Aber von Neander's Liedern — wollen Sie ihr das hingehen lassen? Sie ist da gar nicht unsrer Meinung und schien ihre Freude an einer ungünstigen Recension in der hallischen Bibliothek, wie sie solche nannte, zu haben. Ich habe recht mit ihr darüber gestritten, und ihr gesagt, daß Sie mir ein Geschenk damit gemacht haben; allein das sagte ich nicht, daß ich Ihnen dafür noch nicht gedankt hätte.

An eben diesem Montage ward die Cammercreditcasse gezogen und Abends brachte mein Vater die Nachricht mit

nach Hause, daß er auch mit tausend Thalern herausgekommen sey. Eine Art von Glück, die noch keinem von seinen Collegen begegnet ist. Dieses war also dreyerley Gutes an Einem Tage, noch über die unzähligen Wohlthaten, die uns Gott stündlich erweißt und deren wir, weil wir sie einen Tag wie den andern genießen, fast gewohnt werden. Auch mein heutiger Tag ist an solchen Wohlthaten reich gewesen: ich erkenne dieses, und doch sagte ich vorhin, daß ich heute nicht recht froh und heiter wäre. Ich habe auch einige Entschuldigungen. Die Tante, deren Besserung mich erfreute, ist wieder schlechter und wird schwerlich aufkommen. Ueberdieß haben Unfälle, die zwar nicht mich oder unser Haus, aber Leute angehen, die ich lange kenne und zum Theil liebe, traurige und kummervolle Empfindungen in meinem Herzen erregt. Ihr Herz, liebster Herr Professor, ist sehr mitleidig und empfindlich: es kann bey fremdem, auch bey verschuldetem Elende bluten. Welches Elend ist auch schwerer? Und wie viel Unschuldige werden nicht oft in den Untergang eines Strafbaren hineingezogen. Ich will Sie also mit den Schmerzen einer solchen Erzählung verschonen. Wenn ich Menschen leiden sehe, und zu traurig und ängstlich darüber werde, als ob ich dächte, Gott hätte nicht auch Liebe und Erbarmung für seine Geschöpfe und werde nicht vermittelst ihrer schwersten Leiden etwas Gutes und für sie Seliges zu wirken wissen, dann schäme ich mich oft des zu weichen Jammers und schelte ihn, als eine Art von Muthlosigkeit, die ich vielleicht in meinem eignen Falle, wenn ich selbst leiden sollte, noch mehr fühlen würde.

Leiden sind wohl gut, wenn sie christlich ertragen werden. Gestern rührte, erfreute und erbaute mich auch der Besuch einer sehr guten Frauensperson von niedrigem

Stande, die sonst meiner seligen Großmutter einige Jahre mit vieler Treue und Geduld gedient hat. Nachher heirathete sie und riß durch ihren Fleiß und gute Wirthschaft und vielleicht noch mehr durch den göttlichen Segen, der ihr frommes Leben begleitete, ihren Mann, einen durch schlechte Lebensart seiner ersten Frauen verarmten Leineweber mit drey unerzogenen Söhnen aus großer Unordnung und Armuth, ob es gleich Gott so fügte, daß sie beym andern Brande in der Vorstadt ihr Wohnhäuschen, auf welches sie noch vierhundert Thaler schuldig waren, verloren, und auf einem, eine Stunde von hier gelegenem Dorfe, ihre Zuflucht suchen mußten. Und selbst damals erwieß sie einer ebenfalls abgebrannten Nachbarin, die noch ärmer geworden war, als sie, Wohlthaten und theilte ihr von der Wäsche und den Betten mit, die sie noch erhalten hatte. Sie blieben sechs Jahre auf dem Lande, um wohlfeiler zu leben. Da mußte sie wöchentlich ihre Waaren mit saurer Mühe zum Verkaufe in die Stadt tragen und ihren Mann, der einmal achtzehn Wochen lang gefährlich krank lag, mit seinen und auch ihren eigenen kleinen Kindern versorgen. Hierauf zogen diese Leute wieder in die Stadt, kamen in gute Umstände, bezahlten ihre Schulden, und lebten in ihrer Art einige Jahre sehr zufrieden. Vor neun Monaten bekam diese gute Frau, von einem plötzlichen Schrecke, die sogenannte weiße Rose an der Brust; durch eine unverständige Cur ist ein schmerzhafter und langwieriger Schaden daraus entstanden, der ihre Nahrung hindert, ihr Vermögen verzehrt und sie wahrscheinlicher Weise ins Grab bringen wird. Ihr Verhalten in dieser großen Prüfung erhöht alle Tugenden ihrer Seele in meinen Augen. Sie sah einer Leiche gleich, aber heiter und freundlich. Sie erzählte von

der Menge und Größe ihrer Schmerzen, vom Verfall ihrer Nahrung, von der Nothwendigkeit, ihr Erspartes zuzusetzen und mischte nur wenige sehr bescheidene Klagen unter; aber viel Vertrauen auf Gott, viel Gelassenheit und Ergebung war in ihrer Miene und in ihren Reden. Mit Sanftmuth und Nachsicht erwähnte sie, daß ihr Mann mit ihrem Zustande keine Geduld und kein Mitleiden habe, und keine Hoffnung zu Gott, daß er sie aus dieser Noth wieder erretten und sie wieder segnen könne, wie er doch schon sonst gethan hätte. Voll Erkenntlichkeit und Rührung redete sie von den Diensten, die ihr itzt ein junges Mädchen leistete, deren Mutter sie eben nach dem Brande Gutes erwiesen, und die Gott oft um die Gnade angerufen hätte, daß er ihr doch Gelegenheit geben möchte, ihr diese Gutthat wieder zu vergelten. Mit den gleichen Empfindungen rühmte sie die Liebe, die ihr ältester Stiefsohn (sie ist eine der besten Mütter für ihre Stiefkinder), der itzt als Geselle bey dem Vater arbeitet, ihr in ihrer Krankheit erweißt. Sie ist sieben und dreyßig Jahr alt, und macht sich keine Hoffnung zur Genesung und zum Leben, und sieht dem Tode ruhig und heiter entgegen. Wir erinnerten sie an ihr eigenes Kind, ein Mädchen von sieben Jahren, an welchem sonst ihr Herz hieng. Gott, so tröstete sie sich, werde schon für ihr Kind sorgen. Sie wäre auch jung verwaißt und doch gut in der Welt fortgekommen. — Ist nicht ein solches Verhalten und eine solche Gemüthsfassung, bey einem solchen Leiden, groß und nachahmungswürdig? Vielleicht habe ich wohl ein wenig zu lange von ihr geredet, da sie Ihnen ganz fremd ist. Aber alle gute und tugendhafte Menschen gehen einander an, haben Gemeinschaft unter einander und gehören zusammen, und nach meinen

Begriffen von Güte und Tugend ist es diese fromme Kranke wohl werth, daß auch Sie etwas von ihr wissen und ihr Gutes wünschen.

Neander's Lieder, bester Herr Professor, sind mir ehr lieb und mein ganzes Herz dankt Ihnen für dieses iebreiche und schätzbare Geschenk. Es kam mir recht un- ermuthet; sobald versah ich mir noch keine Antwort auf neinen Brief. Ich war eben außer dem Hause gewesen, nd unten begegnete mir Wagner's Bedienter, der es ebracht hatte und mich grüßte ohne weiter ein Wort zu gen. Wie angenehm war ich überrascht, als ich von un- efähr die Augen auf meinen Nähtisch warf und da einen Brief von Ihrer Hand überschrieben, und die Lieder liegen ah. Schreiben Sie meine späte Antwort nicht einer ühllosigkeit gegen Ihre Gütigkeit oder einem kaltgeworde- en Verlangen nach der Unterhaltung mit Ihnen zu. Nein, a thäten Sie mir Unrecht. Mein Wunsch geht immer ahin, im beständigen Umgange mit Ihnen zu seyn und les mit Ihnen zu theilen, was mir wichtig, rührend oder agenehm ist. Und oft dann, wenn ich schon im Begriffe n, mit meinen Empfindungen zu Ihnen zu eilen, denke h an den Unterschied des Alters, der Gesundheit, der Ge- üthsart, der Interesse, der Beschäftigungen, und werde af Betrachtungen geführt, die mich zurückhalten und mir it Recht die Furcht erwecken, daß ich bey der besten Ab- cht, Sie zu unterhalten und zu zerstreuen, auf meiner eite, und bey der liebreichsten Willfährigkeit und Nach- cht auf der Ihrigen, dennoch beschwerlich werden könnte.

Herr Tachselt soll Ihnen diesen Brief überreichen ad das wird er gern thun. Werden Sie vielleicht unter

der Messe aufs Land flüchten? Es ist eine Messe ohne Hof. Die Gräfin Bünau, hat mir die Geheimderäthin von Globig gesagt, sieht wieder ihrer Niederkunft entgegen. Gott gebe ihr Glück! Ich glaube, es würde eine rührende Freude für mich seyn, sie und ihre würdige Mutter wieder zu sehen. Zweymal habe ich vergangenen Winter von ihnen geträumt, so lebhaft wahr, als ob ich bey ihnen wäre. Es war mir so angenehm, daß ich mit Freudenthränen im Auge erwachte. Wollten Sie ihr wohl, liebster Herr Professor, auch für mich Glück wünschen, wenn Sie sie in ihren Wochen besuchen werden? Ich will gern auch wieder etwas für Sie thun. Am ersten Osterfeyertage gerieth ich in eine große Versuchung, etwas für Sie zu thun, dazu Sie mir wohl keinen Auftrag gegeben haben. Ich war mit meinem Bruder in der katholischen Kirche, eine gewiß schöne Musik zu hören. Auf dem Kirchgange blieb ich stehen, weil ich den Hof wollte vorbey gehen sehen. Viele küßten der Herrschaft die Hände, und wäre nur nicht der ganze Hof da gewesen, ich glaube, ich hätte mirs nicht verwehren können, wenigstens der Prinzessin Christina in Ihrem Namen die Hand zu küssen. Ich hätte ihr dieses wohl nicht gesagt, allein ich hätte es doch so gemeynt. Hernach reute michs, daß ichs nicht gethan hatte. Aber das ist nun vorbey, und im Grunde liegt nichts daran, ob ich der Prinzessin die Hand küsse. Könnte ich doch gleich itzt Ihre liebe Hand haben! Wie herzlich wollte ich sie küssen, wenn Sie mirs anders erlaubten. So oft Sie mirs abgeschlagen haben, bin ich nicht recht mit Ihnen zufrieden gewesen und Sie haben mich damit allemal ein wenig traurig gemacht. Doch das ist nur sehr wenig ge-

'chehen, und wie unzählig oft machen Sie mir Freude! Gott segne Sie ewig dafür.

C. C. Lucius.

Meine Eltern empfehlen sich Ihnen und dem lieben Herrn Oberpostcommissär, nebst mir, ganz ergebenst.

167.

Liebste Mademoiselle!

Es wird mir sauer, Herr Tachselt ohne einen Brief n Sie fortreisen zu lassen, und doch leide ich seit einiger Zeit zu sehr an meinem Kopfe, daß mir auch ein kleiner Brief schon ein ganzes Buch zu seyn scheint. Wenigstens will ich Ihnen für den Ihrigen vom 19. April, der mich ehr unterhalten hat, danken und Sie wegen der neuen Correspondenz, die Ihnen zugemuthet wird und von der nir Tachselt gestern das erste Wort gesagt hat, beklagen. Ich dächte, Sie könnten sich durch die Mademoiselle Wolle etrost durch die Situation, in der Sie als eine Verspro-)ene stünden, entschuldigen und frey machen. Das übrige Herr Tachselt. Leben Sie wohl, liebe Freundin und küssen Sie Ihr ganzes Haus ergebenst von mir.

Leipzig, den 31. May 1768.

Gellert.

168. *)

Dresden, den 11. Junius
Sonnabends 1768.

Theuerster Herr Professor!

Früh beschloß ich einen Brief an meine liebe Cotbussische Freundin, denn sie schrieb mir letzthin frohe Nachrichten, daß sie gesund und glücklich ist und mich liebt. Hernach schrieb ich an meine Doles und ihren Sohn und meldete ihnen, daß ich in acht Tagen mit Mama und Fritzchen auf vier Wochen ins Gieshübler Bad, eine Stunde von Zehista, reise. Itzt komme ich von der Geh. Räthin von Globig und fand sie wohl und heiter. Nun kann ich nichts Gleichgültiges thun. Ich überlese das gütige Briefchen, mit welchem Sie mich durch Herrn Tachselt beschenkten. Die aufmunternde Versicherung, daß mein letzter Brief Sie unterhalten habe, steht darinnen, und darauf wage ichs, einen neuen anzufangen, ob ich gleich weiß, daß sie kränker sind als sonst, und folglich auch mehr geschont werden müssen. Wundern Sie sich nicht, wenn ich mit Freuden und einer Art von Geize alles ergreife und sammle, was meinen Wunsch, wieder an Sie zu schreiben, den ich mir so oft als eine Indiscretion vorwerfe, bey mir selbst entschuldigen kann. Ich mache mich vorsetzlich und oft mit Mühe gegen alles blind, was mich zurückhalten sollte, nur damit ich dem süßen Vergnügen, mich zuweilen schriftlich mit Ihnen zu unterhalten, mir es dadurch sinnlich zu machen, daß ich Ihnen einigermaßen

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 159.

angehöre und an Ihrer Gewogenheit Antheil habe, einem Vergnügen, an welchem mein Herz hängt, nicht entsagen dürfe. Eins bitte ich Sie, bester Herr Professor, antworten Sie mir nicht mehr. Sie kennen mein Herz; Sie wissen, wie heilig und höchst theuer mir jeder Beweis Ihrer gütigen Freundschaft ist und, so lange ich lebe, bleiben wird. Es ist wahr, ich entsage mit Betrübniß der Hoffnung, deren mehrere zu sammeln. Die Ursache dazu ist mir weit trauriger, als selbst der Verlust, den ich dadurch leide, doch gebe ich sie willig auf und kann nicht wünschen, daß Sie durch das, was mir Freude macht, nur im geringsten leiden sollen. Ja ich wollte selbst gern nicht mehr an Sie schreiben, wenn es geschehen sollte, daß meine Briefe Ihnen nur den kleinsten Grad von unangenehmer Empfindung oder Ueberdruß erweckten.

Meine gute Tante, von der ich Ihnen im vorigen Briefe schrieb, ist noch am letzten April gestorben. So gern, so ruhig! Ich war an ihrem Sterbetage über zwo Stunden bis eine halbe Stunde vor ihrem Ende bey ihr. Nie bin ich zuvor bey einem Kranken- oder Sterbebette gewesen, und so feyerlich und durchdringend der Anblick an sich selbst ist, so neu und ungewohnt er für mich war, so habe ich doch keine andere als angenehme und ruhige Ideen und tröstliche und sanfte Eindrücke, die ich in meinem Herzen zu behalten wünsche, mit mir davon hinweggenommen. Nein, der Tod kann so fürchterlich nicht seyn, oder es muß weit weniger davon gesehen als empfunden werden. Und doch, wie heiter war sie nicht! Wie frey ihr Gemüth! Wie los ihr Herz! Sie betete unablässig und mit Inbrunst, und freute sich sichtbar der Zukunft ihres Heylandes. Der Tod hatte keine Schrecken, sie und die umstehenden Freunde sahen und

fühlten keine. Wir sahen wohl etwas von der Angst und dem Untergange der Natur, aber wir sahen weit mehr von dem Siege der Unsterblichkeit und des Lebens, das Jesus Christus ans Licht gebracht hat. Die gute kranke Leinweberin ist nun auch bettlägerig und dem Tode nahe; sie wird auch gern und selig sterben. Ein unverheirathetes Frauenzimmer, bey dem ihre Schwester lange Jahre in Diensten ist, hat ihr versprochen, ihr Töchterchen zu sich zu nehmen und für dessen Erziehung zu sorgen. Dieses ist eine doppelt gute That; Wohlthat für Mutter und Kind, die Gott auch belohnen wird, der auch, ohne daß sie es verdienen, den Menschen soviel Glückliches und Angenehmes begegnen und empfinden läßt.

Am ersten Pfingstfeyertage erhielt ich nach einem vortrefflichen Spaziergange mit meinem Vater und Geschwister aus den Händen meiner Mutter einen sehr lieben Brief von dem guten Herrn von Duncan, und mit demselben, viele Freude für mein Herz. Ich will noch diese Woche an ihn und an Herrn Seidelin schreiben, dem ich schon seit dem Januar Antwort schuldig bin. Diese durch zwar seltene aber sehr liebe Briefe unterhaltene Freundschaft ist eine von den besten Vergnügungen meines Lebens und den liebsten Angelegenheiten meines Herzens. Wie viel gute und angenehme Bekanntschaften habe ich nicht der Gütigkeit zu danken, mit der es Ihnen gefallen hat mich zu unterscheiden! Vor kurzem noch habe ich eine Bekanntschaft gemacht, die ich ebenfalls von dieser Ursache herleiten muß, und die mich dadurch interessirte, so wie alles, was eine eigentliche oder uneigentliche Beziehung auf Sie und Ihre Gewogenheit für mich hat. Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Ihnen Herr Tachselt davon gesagt hat. Ich wünsche aber Ihnen

lbst von der kleinen Geschichte mit D. Pl....., so
ie sie sich zugetragen, Rechenschaft zu geben, damit Sie
m, wenn es möglich wäre, keine Indiscretion Schuld
lben. Denn, liebster Herr Professor, wenn er indiscret
, was bin ich, was ist meine Freundin in Cotbus,
as ist meine Schwester gewesen, die auch zuerst an meine
oles und Gülden ohne vorhergehende Bekanntschaft
id Veranlassung schrieb? Ich bin bey dieser Gelegenheit
ohl ein wenig vor mir selbst erschrocken; aber gewiß, es
ebt glückliche Versehen, und ich werde es wohl schwerlich
reuen, daß ich, wie ich wirklich befürchtete, indiscret ge-
sen bin.

Doch wieder auf D. Pl..... zu kommen. Vor
d 3 Monaten schrieb mir die Mademoiselle Wolle am
chlusse eines Briefes, daß ihr Vetter einige meiner Briefe
sie gesehen hätte, um die Erlaubniß bäte an mich zu
reiben, und mit Ungeduld auf meine Einwilligung
rtete. Sie sagte noch verschiedenes zu seinem Lobe, das
eben weiter nicht in Zweifel zog, doch hielt ich D.
...... für eine Art von Fat und die Wolle für un-
sichtig. Tachselt rieth mir, mich nicht mit ihm einzu-
sen, weil er ein vollständiger Witzling wäre. Es ver-
igen acht Wochen, ehe ich antworten konnte. Ich sagte
endlich meinen Gedanken nach auf die höflichste Art,
ß ich das Verlangen ihres Vetters für einen flüchtigen
nfall hielte, von dem er von sich selbst wieder zurückkom-
n würde. Ich sagte ihr ferner, daß ich bereits glaubte
viel Correspondenz zu haben (wie sie aus meinen selte-
n Antworten leicht schließen würde), und ohne mich zu
ästigen, mich in keinen neuen Briefwechsel einlassen könnte,
nal mit einer ganz unbekannten Person, von allen An-

gelegenheiten ich nichts wüßte und deren Geschmack und Charakter im Detail mir unbekannt und vielleicht von dem meinigen unterschieden wäre, und daß ich mir überhaupt wenig Vergnügen bey einer Correspondenz vorstellte, die gleichsam nur aus Neugierde angefangen, aus Eitelkeit fortgesetzt und nicht durch ein zärtliches Interesse, das die Freundschaft auch an Kleinigkeiten nimmt, beseelt und unterhaltend gemacht würde. Ich dankte ihr übrigens für die gute Meinung, die sie ihrem Verwandten von mir beygebracht hätte und bat sie, es so zu machen, daß der Doctor, wenn er wieder darauf käme, durch meine Verweigerung nicht beleidigt, und seine gegen sie für mich bezeigte Hochachtung nicht für verachtet halten möchte. Herr Zeis, Tachselt und Creuziger haben meinen Brief gesehen und ihn gebilligt.

Ich gestehe es, es ist mir gar nicht eingefallen, mich des Einwandes zu bedienen, den Sie, liebster Herr Professor, mir vorschlagen. Allein da ich mit andern unverheiratheten Mannspersonen Briefe wechsele, würde es nicht vielleicht ausgesehen haben, als ob ich D. Pl..... Absichten beylegte, die sich mit meinen übrigen Verbindungen nicht vertrügen? Zudem traue ich auch der Verschwiegenheit der Wolle nicht. Mein Herz empörte sich darwider, Ihnen, seinem theuersten Freunde, seine nächste Angelegenheit zu verbergen, meinen vertrautesten Freunden glaubte ich diesen Beweiß meiner Liebe auch schuldig zu seyn, aber es will sich fast nicht schicken, daß ich mich allgemein gegen Jedermann für eine Versprochene erkläre, da Seydel selbst zur Zeit noch Bedenken gefunden, sich seinen eigenen Eltern darüber zu entdecken, ob er wohl denkt, daß sie es wissen, wenigstens muthmaßen.

An eben dem Morgen, an welchem mein Brief mit der Frau Präsidentin abging, ließ sich D. Pl..... bey mir melden. Meine Schwester und ich nahmen ihn an. Er überreichte mir ein Billet von seiner Verwandtin, sagte, daß er mich durch meine Briefe an Sie, bester Herr Professor, vor vielen Jahren kennen gelernt und von der Zeit an den Vorsatz gefasset hätte, wenn er jemals nach Dresden käme, meine persönliche Bekanntschaft zu suchen, daß er sich über meine Freundschaft für die Mademoiselle Wolle freute und über ihre Commission an mich vergnügt wäre, weil sie ihm einen geschickten Vorwand zu seinem Besuche gegeben und die Freyheit desselben gemildert hätte. Er redete viel Angenehmes mit uns und kam mir vernünftig, unterhaltend und gutherzig vor, aufrichtig ohne Rauhigkeit, verbindlich ohne Schmeicheley, ungekünstelt und ohne alles dasjenige, was die Franzosen Prétension nennen. Er gefiel mir auch in dem, was er von sich selbst sagte. Er gestand, daß er lieber mit Frauenzimmern als jungen Mannspersonen umginge, weil man sich in ihrem Umgange einigermaßen Zwang anthun und eine nachgebende Gefälligkeit annehmen lernte, welche die Sitten sanfter machte. Junge Mannspersonen wären nur immer, entweder von ihren Ergötzlichkeiten, die oft die seinigen nicht wären, oder von ihrem Studiren oder von ihren Absichten und Entwürfen für ihr Glück voll und redeten davon, welches für ihn in der Stunde des Umgangs, in der er sich erholen und vergnügen wollte, nicht leicht und angenehm genug wäre. Doch tadelte er auch den Ton der meisten Leipziger Frauenzimmer in Gesellschaft. Er erzählte, wie er wenig Umgang und Zerstreuung hätte und keine schwärmenden Lustbarkeiten, selbst das Theater nicht mehr so wie sonst liebte.

Ein Besuch bey einem Freunde, eine Stunde Spaziergang in eine angenehme Gegend, ein Brief an eine abwesende ihm theure Person, dieses sey hinreichend, ihn auf eine ganze Woche heiter und gegen alle andre Zerstreuung gleichgültig zu machen. Von der Mademoiselle Wolle urtheilte er richtig und doch liebreich; ihre Mutter schien er sehr zu ehren, und rühmte sich mit Bescheidenheit, ihr Liebling zu seyn. Zuletzt sprach er dankbar von den Gütigkeiten und Gefälligkeiten, die ihm vom Geh. Kammerrath Wagner wiederführen.

Ob gleich viel vom Briefschreiben geredet wurde, so sagte er doch nichts von dem, was mir die Wolle geschrieben hatte. Auf allen Fall gab ich zu verstehen, daß mir das Schreiben oft beschwerlich fiele, weil ich wenig Zeit dazu hätte und des Nachts viel schreiben müssen, wovon meine Gesundheit gelitten. Er rieth mir, wenn mirs zu viel würde, und ich merkte, daß ich mich, so zu sagen, selbst ausschreiben müßte, mich ein wenig abzuziehen und weniger zu schreiben. Es wäre zum freundschaftlichsten und angenehmsten Briefwechsel nicht nothwendig, daß man sich so sehr oft und viel schriebe. Er verließ uns mit einer Miene, als ob er über die Stunde, die er mit uns beiden verschwatzt hatte, vergnügt wäre, und bat um Erlaubniß (unter dem Vorwande, Abschied zu nehmen), uns noch einmal zu sehen.

Ich schrieb den folgenden Tag noch einen Brief an die Wolle, ihm solchen, wenn er wiederkäme, mitzugeben: sagte ihr, daß ihr Vetter mir nichts vom Briefwechsel gesagt hätte, und mir solches lieb wäre, weil ich mich auf keine Weise, die ihn vergnügen und unterhalten würde, darauf einlassen könnte; daß ich ihn schätzte, daß mir sein Umgang

gefiele, und hier sagte ich ihr, wie ich denselben nützen würde, wenn er hier wäre und wie sie es thun könnte. Hierzu veranlaßte mich verschiedenes, was mir der Doctor von der Wolle gesagt hatte.

Am Tage vor seiner Abreise kam er wieder, klagte, daß er hier in Dresden ein langweiliges elendes Leben geführet, indem er nicht einen Freund, sondern lauter Gönner hier hätte, denen er Aufwartungen machte und die ihn zu Gaste bäten. Bey Geheimdekammerrath Wagner, wo er auch artige Leute kennen lernen (vornehmlich lobte er die Frau Vicepräsidentin Lindemann), sey er allein vergnügt gewesen; hierauf machte er uns das Compliment, daß er die paar bey uns zugebrachten Stunden unter seine besten hier in Dresden rechnete, und daß er sehr gewünscht hätte, an einem unsrer Lieblingsorte mit uns spazieren zu gehen. Bey seinem ersten Besuche aber hätte er es nicht gleich wagen wollen, davon zu reden, und seitdem habe es auch das Wetter kaum verstattet. Unter andern redete er sehr viel vom Briefwechsel überhaupt und auch insbesondere von unsern Freunden, und, wie ich mir nach dem Briefe der Wolle einbildete, mit Absicht. Ich richtete daher meine Antworten nach dieser Vermuthung ein, wiederholte ihm, daß meine besten Freunde abwesend und also meine Correspondenten wären, daß mir dieses oft beschwerlich fiele und ich auch deswegen nicht einen einzigen gleichgültigen Briefwechsel unterhielte, wie ich vielleicht zu meiner Uebung und Belustigung thun würde, wenn ich meine Freunde nahe um mich hätte. Er beantwortete dieses zum Theil und sagte dabey, durch den Briefwechsel wäre es leicht, einander eine wahre Freundschaft des Herzens einzuflößen, wenn man sich zuvor mit Gewogenheit und Hochach=

tung begegnet und eines für das andere ein gutes Vorurtheil gefaßt hätte. Er brachte scherzweise einige Dinge vor, deren Absicht ich merkte, und da er meine Absicht, ihn nicht zu verstehen und ihm nicht gerade zu antworten zu wollen, ebenfalls merken mochte, so fing er an von der Aufrichtigkeit zu reden, daß er einen großen Antheil davon besäße und vieler Leute Umgang und Vergnügungen, die nicht nach seinem Sinne gewesen wären, verbeten hätte. Er könne aber auch, fuhr er fort, einen eben so hohen Grad davon ertragen und es wäre ihm lieb, wenn man ihm ohne Umschweif sagte: Er sey der Mann nicht, dessen Umgang, Besuche oder Briefe man sich wünschte. Als ich darüber lächelte, sagte er mit einer verbindlichen Art: Ja gewiß, ich bin so aufrichtig, als ich sage. Sagen Sie mir z. E. Sie wollen Briefe mit mir wechseln: Sie sollen sehen, daß ich gar nicht embarassirt seyn werde, Ihnen von Grund des Herzens darauf zu antworten. — Unser Gespräch hatte unvermerkt den Ton des Scherzes angenommen. Er brach geschwind davon ab und gestand, daß er mich, wenn mirs nicht beschwerlich gewesen wäre, um die Erlaubniß, zuweilen an mich zu schreiben, gebeten haben würde. Den Wunsch, mich bey Gelegenheit persönlich zu kennen und dann um diese Gewogenheit zu bitten, habe er schon so lange unterhalten, als er durch Sie, hochgeehrtester Herr Professor, von mir gehöret. Er erzählte hierauf von einer gewissen Mademoiselle Saltzmann in Merseburg, die zeither seine Correspondentin gewesen, die er aber itzt verlöre, weil sie nach Torgau heirathete. Er sprach mit soviel Hochachtung und Vergnügen von ihr und ihrer Correspondenz und mit der Miene des aufrichtigen Bedauerns von derselben Verluste, daß man meinen Gedanken nach sehr

stolz hätte seyn müssen, um sich durch den Wunsch, einen an ihre Stelle zu setzen, für beleidigt zu halten. Er setzte noch hinzu, wie ers für Etwas Unbescheidenes und Grausames hielte, Jemanden zu einem Briefwechsel oder Umgange zu nöthigen, zu dem man nicht Lust hätte, schloß aber mit der Bitte, daß wir es gütig aufnehmen möchten, wenn er doch einmal wünschen sollte, uns Beiden seine Ergebenheit schriftlich zu bezeugen. Er bat auch, wenn wir irgend einmal wieder Besuch in Leipzig haben, daß wir ihm unsre Anwesenheit melden und ihm die Ehre gönnen möchten, uns einiges Vergnügen zu verschaffen. Des Doctors Betragen gefiel mir seiner bescheidenen Aufrichtigkeit und seiner ungezwungenen Höflichkeit wegen, daß ich schon um deswillen ihm verbindlich begegnet seyn würde, wenn er auch mit der Frau D. Wolle, die ich sehr ehre, nicht so nahe verwandt wäre, und bey Wagners nicht in einer gewissen Achtung zu stehen geschienen hätte, ob ich es wohl überhaupt für einen Grundsatz halte, die angebotene freywillige Freundschaft und Zuneigung, mit der eine rechtschaffene und gutherzige Person uns entgegen kömmt, mit Dankbarkeit zu schätzen und anzunehmen. Ich antwortete ihm daher so höflich als möglich und bezog mich auf das, was ich nun in zwey Briefen der Mademoiselle Wolle geschrieben hätte. Er erstaunte sehr darüber, daß er Materie zu unsern Briefen gegeben. Ich erzählte ihm die Veranlassung aus der Wolle Briefe hierzu. Er schien sehr verdrüßlich darüber, weil sie ihm dadurch ein albernes und romanhaftes Ansehen gäbe und er versicherte mich bey Gott, er hätte ihr nie etwas gesagt, dadurch sie zu diesem unbedachtsamen Schritte ein Recht bekommen hätte. Wenn er ein Autor, Poet oder sonst durch Etwas in der Welt

bekannt wäre, so, meynte er, möchte es vielleicht angehen, ohne Vorbereitung um den Briefwechsel eines Frauenzimmers zu bitten; daß aber ein jeder Doctor medicinae, der davon hörte, daß ich hübsche Briefe schriebe und von dem ich in der Welt nichts wüßte, sichs einfallen lassen sollte, denselben zu begehren, wäre wider alle Lebensart. Gewünscht hätte ers oft; das könnte die Madem. Wolle wissen: nie aber hätte er darnach streben wollen (denn sonst hätte ers längst gethan), als bis er Gelegenheit finden würde, mir bekannt zu werden und mir vielleicht durch Bezeigung seiner aufrichtigsten Hochachtung einige gütige Gesinnungen für ihn einzuflößen. Ich wiederholte einige von meinen Einwendungen wider eine neue Correspondenz, sagte ihm aber übrigens alles, was sich nur Verbindliches sagen ließ und versicherte (und das that ich im Ernste), daß mir seine Bekanntschaft, sein Andenken und seine Gewogenheit schätzbar bleiben und auch ein Merkmal davon mir zu jeder Zeit Freude und Ehre seyn würde. Er bat nochmals um Nachsicht, wenn er schreiben sollte und setzte scherzweise hinzu, weil wir doch alle sterbliche Menschen wären und ich wohl mit der Zeit einen von meinen Correspondenten verlieren könnte, so wollte er um eine Survivance gebeten haben. Und so schied er mit viel Versicherungen der Hochachtung und mit guten Wünschen von uns und ließ uns vergnügt über seine beiden Besuche zurück. Ich hatte Hochachtung für ihn und Vertrauen zu ihm gefaßt.

Ich bin darum ein wenig weitläuftig in Beschreibung dieser Besuche und eines Theils unsers Gesprächs gewesen, damit Sie, theuerster Herr Professor, sehen, auf welcher Seite ich ihn habe kennen lernen. Zum Glück habe ich mich noch auf nichts mit ihm eingelassen, denn wie Tach-

selt (der den Doctor selbst nicht kennt), mir von Ihnen und noch mehr von einem Andern, den er mir nicht nannte, gesagt hat, so ist D. Pl..... ziemlich das Gegentheil von dem, wie er sich hier gezeigt hat. Der Held des Leipziger Frauenzimmers, kein Freund der Einsamkeit und stillen Ergötzungen, sondern in allen Gesellschaften, ein eitler, pralerischer, unzuverläßiger Mensch, durch den man, wenn man z. E. mit ihm Briefe wechselte, von der ganzen Stadt gelesen und beurtheilt werden würde. Er hat noch nicht geschrieben, auch selbst die Madem. Wolle nicht. Ich kann meine falsch angebrachte Hochachtung leicht wieder zurücknehmen; doch weiß ich nicht recht, wie ich mich verhalten soll, wenn er noch schreibt; denn sein Bezeigen gegen mich für sich genommen verdient, denke ich, eine höfliche Begegnung.

Weil ich einen dritten Bogen habe anfangen müssen, so will ich doch eine kleine Materie nicht übergehen, die Ihnen beziehungsweise angenehm seyn wird. Mein Bruder ist seit dem 30. May bis den 10. Junius abwesend und in Sorau bey Seydeln gewesen. Herr Tachselt wäre mitgereißt, wenn er Gesundheit genug dazu gehabt hätte. Meinem Bruder hat es außerordentlich in Sorau gefallen. Eine artige Stadt, schöne Gegenden und Spaziergänge, wohlgesittete und gesellschaftliche Einwohner, mit denen er in kurzer Zeit viele angenehme Bekanntschaften errichtet und die beste Bewirthung und Begegnung im Seydelischen Hause und viel abwechselnde Vergnügungen, die sie ihm verschafft haben. Er ist noch ganz voll davon und wünschte sein Leben dort zuzubringen; er wollte ohne Reue Dresden verlassen. Hierzu kömmt noch, daß er dort eine freundschaftliche Familie aus Dresden angetroffen, die

fühlten keine. Wir sahen wohl etwas von der Angst und dem Untergange der Natur, aber wir sahen weit mehr von dem Siege der Unsterblichkeit und des Lebens, das Jesus Christus ans Licht gebracht hat. Die gute kranke Leinweberin ist nun auch bettlägerig und dem Tode nahe; sie wird auch gern und selig sterben. Ein unverheirathetes Frauenzimmer, bey dem ihre Schwester lange Jahre in Diensten ist, hat ihr versprochen, ihr Töchterchen zu sich zu nehmen und für dessen Erziehung zu sorgen. Dieses ist eine doppelt gute That; Wohlthat für Mutter und Kind, die Gott auch belohnen wird, der auch, ohne daß sie es verdienen, den Menschen soviel Glückliches und Angenehmes begegnen und empfinden läßt.

Am ersten Pfingstfeyertage erhielt ich nach einem vortrefflichen Spaziergange mit meinem Vater und Geschwister aus den Händen meiner Mutter einen sehr lieben Brief von dem guten Herrn von Duncan, und mit demselben, viele Freude für mein Herz. Ich will noch diese Woche an ihn und an Herrn Seidelin schreiben, dem ich schon seit dem Januar Antwort schuldig bin. Diese durch zwar seltene aber sehr liebe Briefe unterhaltene Freundschaft ist eine von den besten Vergnügungen meines Lebens und den liebsten Angelegenheiten meines Herzens. Wie viel gute und angenehme Bekanntschaften habe ich nicht der Gütigkeit zu danken, mit der es Ihnen gefallen hat mich zu unterscheiden! Vor kurzem noch habe ich eine Bekanntschaft gemacht, die ich ebenfalls von dieser Ursache herleiten muß, und die mich dadurch interessirte, so wie alles, was eine eigentliche oder uneigentliche Beziehung auf Sie und Ihre Gewogenheit für mich hat. Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Ihnen Herr Tachselt davon gesagt hat. Ich wünsche aber Ihnen

nicht an mich gedacht und ich grämte mich ein wenig darum. Von meinen Eltern, meinen Geschwistern, meinem Seydel und Herrn Tachselt die ehrerbietigsten Versicherungen ihrer Ergebenheit.

---

169. *)

Berggießhübel, den 3. Julius 1768.
Sonntags Abends um 9 Uhr.

Hier bin ich nun, liebster, bester Herr Professor, seit vierzehn Tagen mit Mama und Schwester im Bade, wie Sie vor vier und fünf Jahren. Aber ich weiß Ihnen nichts von uns zu erzählen. Vielleicht verdiente die hiesige Gegend, welche Carlsbad und Töplitz übertreffen soll, Ihnen geschildert zu werden. Allein in der That dazu brauchte ich eine poetische Feder oder einen Pinsel; denn unsre blumenvollen Thäler, in welchen sich unversteckt und zwischen Weiden und andern Sträuchern ernsthaft murmelnde oder spielend schwatzende Bäche schlängeln, unsre grasigen oder bebüschten oder besäeten Hügel und Berge, der unaufhörlich abwechselnde Gesang der Waldvögel und Lerche, die natürlich bedeckten, schattenreichen Gänge und hohen Alleen und die bäurischen Gärten, aus welchen unter den nützlichen Gewächsen sparsam, aber desto anmuthiger, manche frische Rose hervorglänzt, Heumacher, die Blumen auf den Hüten tragen und ein Schäfer, der verborgen im Gebüsche auf seiner Flöte oder Pfeife (wie man es nennen

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 165.

gelegenheiten ich nichts wüßte und deren Geschmack und Charakter im Detail mir unbekannt und vielleicht von dem meinigen unterschieden wäre, und daß ich mir überhaupt wenig Vergnügen bey einer Correspondenz vorstellte, die gleichsam nur aus Neugierde angefangen, aus Eitelkeit fortgesetzt und nicht durch ein zärtliches Interesse, das die Freundschaft auch an Kleinigkeiten nimmt, beseelt und unterhaltend gemacht würde. Ich dankte ihr übrigens für die gute Meinung, die sie ihrem Verwandten von mir beygebracht hätte und bat sie, es so zu machen, daß der Doctor, wenn er wieder darauf käme, durch meine Verweigerung nicht beleidigt, und seine gegen sie für mich bezeigte Hochachtung nicht für verachtet halten möchte. Herr Zeis, Tachselt und Creuziger haben meinen Brief gesehen und ihn gebilligt.

Ich gestehe es, es ist mir gar nicht eingefallen, mich des Einwandes zu bedienen, den Sie, liebster Herr Professor, mir vorschlagen. Allein da ich mit andern unverheiratheten Mannspersonen Briefe wechsele, würde es nicht vielleicht ausgesehen haben, als ob ich D. Pl..... Absichten beylegte, die sich mit meinen übrigen Verbindungen nicht vertrügen? Zudem traue ich auch der Verschwiegenheit der Wolle nicht. Mein Herz empörte sich darwider, Ihnen, seinem theuersten Freunde, seine nächste Angelegenheit zu verbergen, meinen vertrautesten Freunden glaubte ich diesen Beweiß meiner Liebe auch schuldig zu seyn, aber es will sich fast nicht schicken, daß ich mich allgemein gegen Jedermann für eine Versprochene erkläre, da Seydel selbst zur Zeit noch Bedenken gefunden, sich seinen eigenen Eltern darüber zu entdecken, ob er wohl denkt, daß sie es wissen, wenigstens muthmaßen.

seine älteste Schwester hernach erzählte, noch in seinem Leben nicht auf die Arme genommen. Es giebt doch seltsame Väter!

Wir leben hier einsam, ruhig und sehr ordentlich. Wir baden gleich früh um sechs Uhr, essen meistens Grünkraut, Gartengewächse, Sallat, Erdbeeren und alle Abende Milch, gehen sehr viel spazieren und befinden uns wohl dabey. Bey so wenig Zerstreuung und Geschäften, denke ich unaufhörlich an alles, was mir lieb ist und woran mein Herz einen zärtlichen und vergnügten Antheil nehmen kann; denn zu traurigen und unangenehmen Gedanken darf man es, wie Sie wissen, im Bade nicht kommen lassen. Sollte ich nun da nicht an Ihren morgenden feyerlichen Tag gedacht haben, liebster, theuerster Herr Professor? Gott nicht für das Geschenk dieses zu Ihrem segensvollen Leben hinzugefügten Jahres gedankt haben? Morgen wenn ich erwache — und ich erwache hier früh — soll es mein erstes vorsetzliches Geschäft seyn, Gott für Sie um Segen für Ihr künftiges Leben, um Gesundheit, um Heiterkeit Ihres Gemüths, um Vermehrung Ihrer Tage und um Beystand zu jeder Ihrer edlen und frommen Absichten zu bitten. Voll Zuversicht und Vertrauen auf die Uebereinstimmung des göttlichen Willens mit meinem Gebete will ich mit Freuden in die verfloßene Reihe von Jahren zurücksehen, seitdem Sie, bester Herr Professor, angefangen haben, Antheil an mir zu nehmen, und dann, erfüllt mit dem glücklichen Bilde und mit der gleichen Empfindung der Freude, weit hinaus in die künftige Zeit denken, in welcher ich noch Ihrer unschätzbaren Freundschaft genießen, noch im Besitz des Glücks seyn werde, Ihnen die aufrichtigsten, ehrfurchtsvollsten, zärtlichsten Empfindungen meines Herzens für Sie

Ein Besuch bey einem Freunde, eine Stunde Spaziergang in eine angenehme Gegend, ein Brief an eine abwesende ihm theure Person, dieses sey hinreichend, ihn auf eine ganze Woche heiter und gegen alle andre Zerstreuung gleichgültig zu machen. Von der Mademoiselle Wolle urtheilte er richtig und doch liebreich; ihre Mutter schien er sehr zu ehren, und rühmte sich mit Bescheidenheit, ihr Liebling zu seyn. Zuletzt sprach er dankbar von den Gütigkeiten und Gefälligkeiten, die ihm vom Geh. Kammerrath Wagner wiederführen.

Ob gleich viel vom Briefschreiben geredet wurde, so sagte er doch nichts von dem, was mir die Wolle geschrieben hatte. Auf allen Fall gab ich zu verstehen, daß mir das Schreiben oft beschwerlich fiele, weil ich wenig Zeit dazu hätte und des Nachts viel schreiben müssen, wovon meine Gesundheit gelitten. Er rieth mir, wenn mirs zu viel würde, und ich merkte, daß ich mich, so zu sagen, selbst ausschreiben müßte, mich ein wenig abzuziehen und weniger zu schreiben. Es wäre zum freundschaftlichsten und angenehmsten Briefwechsel nicht nothwendig, daß man sich so sehr oft und viel schriebe. Er verließ uns mit einer Miene, als ob er über die Stunde, die er mit uns beiden verschwatzt hatte, vergnügt wäre, und bat um Erlaubniß (unter dem Vorwande, Abschied zu nehmen), uns noch einmal zu sehen.

Ich schrieb den folgenden Tag noch einen Brief an die Wolle, ihm solchen, wenn er wiederkäme, mitzugeben: sagte ihr, daß ihr Vetter mir nichts vom Briefwechsel gesagt hätte, und mir solches lieb wäre, weil ich mich auf keine Weise, die ihn vergnügen und unterhalten würde, darauf einlassen könnte; daß ich ihn schätzte, daß mir sein Umgang

hat mich sehr unterhalten und da ich auf Ihren feyerlichen Glückwunsch zu meinem Geburtstage kam, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten, theils wegen seines frommen Inhalts, theils weil ich fühlte, wie viel mir fehlte, wenn ich alles des Guten, das Sie mir erbitten, werth seyn sollte. Gott wolle es Ihnen itzt und nach mir lassen so wohl gehen, als es zum Glücke eines guten Herzens dienlich ist. Ich grüße Ihr ganzes Haus und Herrn Zeisen und sein Haus ergebenst.

Leipzig, den 8. Aug. 1768.

Gellert.

---

171. *)

Dresden, Sonnabends Abends den 17. Sept. 1768.

Mit einem sehr gerührten Herzen komme ich zu Ihnen, bester, liebster Herr Professor, mit einem Herzen voll angenehm trauriger Empfindungen. Der ganze heutige Tag ist mir so still dahin geschlichen, ganz einförmig, in Ruhe, Heiterkeit und anhaltendem Fleiße. Itzt gedachte ich, um gleichsam davon auszuruhen, ich wollte Fritzchen aufsuchen und ihr vorschlagen, eine Partie Picket mit mir zu spielen; ich verließ aber sogleich diesen Einfall wieder. Die Einsamkeit um mich, das schwache Licht, so nur das Tischchen vor mir erleuchtet und den übrigen Theil des Zimmers

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 170.

tung begegnet und eines für das andere ein gutes Vorurtheil gefaßt hätte. Er brachte scherzweise einige Dinge vor, deren Absicht ich merkte, und da er meine Absicht, ihn nicht zu verstehen und ihm nicht gerade zu antworten zu wollen, ebenfalls merken mochte, so fing er an von der Aufrichtigkeit zu reden, daß er einen großen Antheil davon besäße und vieler Leute Umgang und Vergnügungen, die nicht nach seinem Sinne gewesen wären, verbeten hätte. Er könne aber auch, fuhr er fort, einen eben so hohen Grad davon ertragen und es wäre ihm lieb, wenn man ihm ohne Umschweif sagte: Er sey der Mann nicht, dessen Umgang, Besuche oder Briefe man sich wünschte. Als ich darüber lächelte, sagte er mit einer verbindlichen Art: Ja gewiß, ich bin so aufrichtig, als ich sage. Sagen Sie mir z. E. Sie wollen Briefe mit mir wechseln: Sie sollen sehen, daß ich gar nicht embarassirt seyn werde, Ihnen von Grund des Herzens darauf zu antworten. — Unser Gespräch hatte unvermerkt den Ton des Scherzes angenommen. Er brach geschwind davon ab und gestand, daß er mich, wenn mirs nicht beschwerlich gewesen wäre, um die Erlaubniß, zuweilen an mich zu schreiben, gebeten haben würde. Den Wunsch, mich bey Gelegenheit persönlich zu kennen und dann um diese Gewogenheit zu bitten, habe er schon so lange unterhalten, als er durch Sie, hochgeehrtester Herr Professor, von mir gehöret. Er erzählte hierauf von einer gewissen Mademoiselle Saltzmann in Merseburg, die zeither seine Correspondentin gewesen, die er aber itzt verlöre, weil sie nach Torgau heirathete. Er sprach mit soviel Hochachtung und Vergnügen von ihr und ihrer Correspondenz und mit der Miene des aufrichtigen Bedauerns von derselben Verluste, daß man meinen Gedanken nach sehr

stolz hätte seyn müssen, um sich durch den Wunsch, einen an ihre Stelle zu setzen, für beleidigt zu halten. Er setzte noch hinzu, wie ers für Etwas Unbescheidenes und Grausames hielte, Jemanden zu einem Briefwechsel oder Umgange zu nöthigen, zu dem man nicht Lust hätte, schloß aber mit der Bitte, daß wir es gütig aufnehmen möchten, wenn er doch einmal wünschen sollte, uns Beiden seine Ergebenheit schriftlich zu bezeugen. Er bat auch, wenn wir irgend einmal wieder Besuch in Leipzig haben, daß wir ihm unsre Anwesenheit melden und ihm die Ehre gönnen möchten, uns einiges Vergnügen zu verschaffen. Des Doctors Betragen gefiel mir seiner bescheidenen Aufrichtigkeit und seiner ungezwungenen Höflichkeit wegen, daß ich schon um deswillen ihm verbindlich begegnet seyn würde, wenn er auch mit der Frau D. Wolle, die ich sehr ehre, nicht so nahe verwandt wäre, und bey Wagners nicht in einer gewissen Achtung zu stehen geschienen hätte, ob ich es wohl überhaupt für einen Grundsatz halte, die angebotene freywillige Freundschaft und Zuneigung, mit der eine rechtschaffene und gutherzige Person uns entgegen kömmt, mit Dankbarkeit zu schätzen und anzunehmen. Ich antwortete ihm daher so höflich als möglich und bezog mich auf das, was ich nun in zwey Briefen der Mademoiselle Wolle geschrieben hätte. Er erstaunte sehr darüber, daß er Materie zu unsern Briefen gegeben. Ich erzählte ihm die Veranlassung aus der Wolle Briefe hierzu. Er schien sehr verdrüßlich darüber, weil sie ihm dadurch ein albernes und romanhaftes Ansehen gäbe und er versicherte mich bey Gott, er hätte ihr nie etwas gesagt, dadurch sie zu diesem unbedachtsamen Schritte ein Recht bekommen hätte. Wenn er ein Autor, Poet oder sonst durch Etwas in der Welt

eine fürchterliche Art bedrohet wurden. Dieses beunruhigte mich eben damals ein wenig seinetwegen. Nun hat sichs aufgeklärt, daß es abermals eine vergebliche Unruhe gewesen, wie die meisten menschlichen Unruhen sind, weil sie doch allemal am Ende zu nichts helfen. Sie hat vielmehr eine gute Wirkung gehabt, sie hat unsern Seydel auf acht Tage hierher geführt und darüber, ob es nun gleich unnöthig ist, wird doch keines von uns unzufrieden seyn. Seitdem wir aus dem Bade nach Hause sind, ist meine Mutter noch nie so heiter und aufgeräumt gewesen, als sie itzt bey Seydels Besuch geworden. Und in der That, liebster Herr Professor, ich habe oft gedacht, es würde selbst Ihnen manchmal bey uns gefallen haben, zumal wenn eines von uns Ihr Sohn oder Ihre Tochter gewesen wäre. Da hätten Sie vielleicht unsern süßen vertraulichen Geschwätzen zugehört, wie ihnen meine Mutter zuhörte, wenn wir uns in die ersten Zeiten unsrer Bekanntschaft zurücksetzten, uns an die oft wiederholte Geschichte des Anfangs und Fortgangs unserer jugendlichen Liebe, an ihre schmeichelnden Freuden, an die kleinen Thorheiten, die sie uns begehen ließ, erinnerten, nun weiser und ernsthafter, obgleich mit einer Art von geheimen Gutheißen, sie verlachten, bald unsrer Mama davon erzählten, die sich mit gefälliger Güte alle die kleinen nichtsbedeutenden Umstände als Dinge von Wichtigkeit vorsagen ließ. Solche Zurückerinnerungen sind sehr angenehm und interessant, sie bringen uns auf die Hauptangelegenheiten unsers Lebens zurück. Denn unsre pflichtmäßigen und tugendhaften Zuneigungen und Verhältnisse sind das Einzige, was unserm Leben einen Zusammenhang und ein wesentliches und festes Andenken giebt. Die andern Umstände des Lebens und

des Glücks, die Sitten, der Umgang, die Beschäftigungen und die Lebensart, alles ändert oft ab und verschwindet wie ein Traum, von neuern Dingen dieser Art verdrängt, dem Gedächtnisse. Allein das Verhältniß, in welches uns Gott mit ihm selbst zu setzen uns gewürdiget hat, und dann die heiligen Bande, mit welchen er uns an Seelen von gleicher Natur und gleicher Bestimmung verknüpft, machen ein ununterbrochenes Ganze, das stets durch alle abwechselnde Scenen des Lebens dasselbe bleibt und durch alle Ewigkeit ungehindert, und immer vollkommener mit uns fortdauert. Diejenige Zuneigung, die meine und Seydels Seele mit einander vereinigt, ist besonders, wie Sie, liebster Herr Professor, wissen, ganz eigentlich von dieser Art, da durch sie mit unsern ersten denkenden Jahren unsere Herzen angefangen haben, sich selbst zu empfinden.

Montags den 19. Sept. früh.

So weit schrieb ich vorgestern Abends. Heute bin ich fröhlicher. Ich denke, ich würde heute hübscher schreiben, als jemals, wenn ich mich nur recht darauf einrichten könnte, aber ich habe leider sonst so viel zu thun. Es ist ein heiterer schöner Morgen, so schön, daß meine Mama, die sich sonst nicht leicht zum Spazierengehen entschließt, mit Fritzchen spazieren gegangen ist. Bey mir hier ists auch recht hübsch. Ich bin wieder ganz allein, aber von lauter Sonnenschein umgeben. Alles ist Licht und Leben um mich. Wie mögen Sie sich denn itzt befinden, theuerster Herr Professor? Wie mag es bey Ihnen seyn? Auf die Messe werden Herr Tachselt und Seydel nach Leipzig kommen und mir, Gott gebe! erwünschte Nachrichten von Ihnen mitbringen. Wenn nur der Verdruß, den Sie über

die unordentliche Aufführung einiger Studirenden *) empfunden, nicht noch Ihrer Gesundheit schadet!

Abends.

Ich bin sehr böse auf Ihre Studenten und habe immer mit dem Papa und dem Bruder zu streiten, die auf ihrer Seite sind. Ich sollte auch nicht böse seyn! Ihnen machen Sie Sorge und Verdruß, und dem armen Creuziger soviel Arbeit, daß er an seinen Freund nicht schreiben kann und die hübsche müßige Woche bey uns sehr theuer bezahlen muß. Im Kleinen aber geht es bey uns auch wild genug zu, und um desto trauriger, da einige Personen, weil sie ihrer Vernunft nicht ganz mächtig sind, Unordnungen angerichtet haben. Heut Mittags z. E. lief ein armer Jude Gefahr, von einem alten halb rasenden Kuppler todtgeschlagen oder aufgehangen zu werden. Er hatte ihn von der Gasse in sein Haus gerufen, solches hinter ihm verschlossen und ihn, glaube ich, nöthigen wollen, eine Schriftstelle zu erklären und einem Bilde des gekreuzigten Heilandes eine Ehrenbezeugung zu erweisen. Auf das entsetzliche Geschrey des Juden, dem er schon wirklich einen Strick um den Hals gemacht, hat man Wache geholt und die Hausthüre aufgeschlagen. Es ist nahe in Herrn Zeisens Nachbarschaft geschehen, der uns diesen Abend besuchte, und uns noch eine traurigere aber ärgerliche Geschichte aus Waldheim erzählte. Seine Gesundheit und gute Disposition macht uns itzt viel Freude; das tägliche oder doch öftere Reiten thut ihm sehr gut.

---

*) Im Jahre 1768 fanden in Leipzig Studentenunruhen statt, welche sehr bedeutend waren. Vgl. Gellerts Leben im 10. Bande seiner Schriften S. 163.

Könnte ich Ihnen doch, liebster Herr Professor, noch zum Schlusse etwas so Angenehmes sagen, das meinen Brief gut machen könnte, der so lang und vielleicht leer ist! Mein Herz ist nicht leer. Es ist voll gerührten Danks für Ihre mir so lange fortgesetzte unschätzbare Gewogenheit, voll eifriger Wünsche für Ihre Gesundheit und Ruhe und voll heißen Verlangens, Sie lebenslang zu verehren und zu lieben.

C. C. Lucius.

172.

Liebste Freundin!

Lassen Sie sich erzählen, was mir armen Manne zeither begegnet ist. Man veranstaltet hier eine neue Auflage meiner Schriften in etlichen Bänden *), eine Sache, die mir seit anderthalb Jahren (denn so lange hat Herr Reich schon davon gesprochen) bald gleichgültig, bald beschwerlich gewesen ist, und bei der ich mich, wegen meiner Kränklichkeit, in gar nichts habe einlassen wollen. Endlich, da ich höre, daß es Ernst wird, lasse ich mir die ersten und letzten Stücke meiner Schriften aus dem Laden holen, um sie durchzusehen, einige Kleinigkeiten der Grammatik zu berichtigen und etwa ein paar kleine Aenderungen im Durchlesen zu wagen. Ich sitze acht Tage, werde jeden Tag ängstlicher, erreiche meine Absichten wenig, der Druck kömmt, ich werde noch ängstlicher, will mit Gödicken die Kleinigkeiten abthun u. s. w. Hierüber verliere ich meinen

---

*) Vgl. Gellerts Leben, S. 168 ff.

Schlaf, erst Stundenweise und dann in voriger Woche zwo ganze traurige Nächte. Nach der ersten schlaflosen Nacht, ließ ich früh meinen Dr. Heine kommen, erzählte ihm mein Schicksal und hatte den ersten Correcturbogen vor mir liegen. Gut, fieng er an, diesen Bogen lesen Sie noch, ich will so lange warten und ihn selbst mit lesen; alsdann bitte ich Sie, wenn Sie Ihr Leben lieben, denken Sie weiter an keine Durchsicht, an keine Verbesserung, an keine Correctur und werfen Sie den Augenblick alles von sich. Ich ließ also den Kreissteuereinnehmer Weiße und Gödicken rufen, übergab ihnen die Correctur und bat, mir, außer der äußersten Noth, kein Wort vom Drucke vorzusagen. Mein Schlaf kam freylich noch nicht wieder und meine Nerven waren und blieben geschwächt. Gott vergebe mirs! Ich dachte, ich würde in Einem oder ein Paar Tagen das thun können, was ich in Gedanken hatte, und ich hatte albern gedacht. Ob ich nunmehr ganz ruhig bin? — Nein, liebste Mademoiselle, dieses ist nicht zu erwarten; aber Gott sey gelobt, daß ich wieder schlafe und meine gewöhnlichen Collegia lese. Weg mit dem Autor, den ich lange schon nicht mehr habe leiden und ausstehen können! Gott lasse das Gute in meinen Schriften nützlich werden für viele, und das Uebrige unschädlich bleiben. Ich empfehle mich Ihrem ganzen Hause. Grüßen Sie Herrn Seydeln und Herrn Zeisen ergebenst von mir und hoffen Sie das Beste und wünschen Sie mir, Ihrem kranken Freunde, das Beste.

Leipzig, den 4. Nov. 1768.

Gellert.

173.

Dresden, den 12. Nov. 1768.

Bester Herr Professor!

Ihr letzter Brief hat mich sehr erfreut, das dachten Sie wohl nicht, weil er nur eine Klage enthält? Aber ich weiß nicht, wie es ist. Sie klagen in einem so hübschen Tone, daß es mir wie nicht geklagt war. Ueberdieß beredete ich mich — verzeihen Sie die offenbare Eigennützigkeit dieses Gedankens — Sie sähen in diesem Briefe, ob er gleich klagt, nicht so krank aus, als etwan in einem Dutzend laconischen Zeilen ohne Klage. In der That, liebster Herr Professor, war er nicht, fast wie sonst vor einigen Jahren, drey Seiten lang und eine Erzählung von dem, was Ihnen begegnet ist? Denken Sie, wie lieb er mir seyn müsse, mir, die ich so gern um alles wissen mag, was Ihnen begegnet. Möchte Ihnen doch recht viel Gutes begegnen! Ihr wohlwollendes Herz, das gewiß gern Freude mittheilt, würde Ihnen bald den Wunsch eingeben, auch Ihrer Dresdner Correspondentin ihren Antheil davon zu schenken. Gewiß, mein itziges Vergnügen war nicht unvermischt. O schonen Sie sich! Der Schaden, den die angefangene Arbeit Ihrer Gesundheit gebracht, zeigt von deren Schwäche. Wie wohl haben Sie gethan, daß sie dieselbe Ihren Freunden übergeben haben! Ihr Medicus hat meine Hochachtung und mein Zutrauen, daß er auch andere Ursachen von Krankheiten glaubt, als verdorbenen Magen und stockendes oder wallendes Blut und andere sichrere Gegenmittel, als Pulver und Tropfen, von welchen ich, im Vorbeygehen, eben keine große Verehrerin bin. Nein, etwas weniger gearbei-

tet, mehr spazieren gegangen, eine Lustreise nach Gießhübel ins Bad, und Milch, Gartengewächse und Früchte zur Speise: das sind nun so die Dinge, die ich der Arzney-Gelahrtheit noch gern zu Gefallen thue, aber mehr auch nicht, ausgenommen im äußersten Nothfalle.

Gott sey Dank, daß Sie Ihren Schlaf wieder haben! Sorgen Sie, ihn nicht wieder zu verlieren und hoffen Sie, daß auch ohne Aufopferung Ihrer Ruhe, Segen, Glück und Ruhm Ihren Werken folgen werde. Das mögen Sie mit aller Demuth und Bescheidenheit nach dem Vergangenen und Gegenwärtigen von der Zukunft erwarten.

Itzt werde ich Ihnen wieder viel Vergnügen zu verdanken haben, ohne daß Sie gegenwärtig etwas dabey für mich thun. Ich habe mir Ihre Briefe an mich alle nach der Ordnung, zu meiner itzigen Lectüre statt eines andern Buchs hingelegt. Das wird mir glückliche Stunden machen und mir viele der angenehmsten Situationen, in denen sich mein Herz befunden hat, zurückbringen. Etwas wird mir dabey betrübt seyn; zu sehen, wie ihre Anzahl von Jahr zu Jahr abgenommen hat. Im Ganzen aber freue ich mich über den Reichthum meines Schatzes. Letzthin wollte ich ihn zählen und in eine Summe bringen, ich konnte aber nicht mit mir einig werden, ob ich nach Briefen oder Bogen oder Blättern zählen wollte, und meinte, die eine Art zu rechnen könne mich reicher machen, als die andre. Ich brachte so lange damit zu und in dem uneingeheizten Zimmer, wo ichs thun wollte, war es so kalt, daß ichs endlich gar mußte seyn lassen. Sie wissen also, theuerster Herr Professor, was ich itzt zunächst lesen werde. Wie gerührt ich aber dabey an Sie denken, wie mein Herz dabey mit süßen Empfindungen und feurigen Segenswünschen für Sie

erfüllt seyn werde, das können Sie nicht wissen, weil ichs Ihnen nicht sagen kann, auch es Ihnen nie sagen konnte, wie herzlich und kindlich ich Sie liebe und verehre.

Auf gleiche Weise will ich nachher auch alle Briefe meiner übrigen Correspondenten und Freunde lesen, einige ausgenommen. Meine Correspondenten werden itzt ein wenig faul, nur Creutziger nicht, der mir auch dafür der liebste ist. Ich murre immer darüber und doch hat ein jedes seine gute Entschuldigung. Die liebe Doles hat in ihrer Wirthschaft viel zu thun, ihr Sohn studirt fleißig, auch habe ich ihn vorigen Sommer selbst ein wenig vernachlässigt. Der arme Trummer ist weit in die Welt hinausgegangen. Die Cotbußische Freundin — ich weiß nicht, ob die noch lebt. Hat sie nicht in diesem letzten halben Jahre einmal an Sie geschrieben und Ihnen einen Brief von mir an Sie übersendet, der aus Versehen in ein Couvert an sie gelegt worden war? — Und der arme Seybel, der ist zu nichts gut, wenn er traurig ist; so spricht er selbst und traurig mag er oft seyn: daher schreibt er selten und kurz und melancholisch. Und mir ist nun nichts ängstlicher anzusehen, als unzufriedene Menschen. Gleichwohl darf ich ihm wenig darüber sagen. „Wenn ich meiner Caroline mein Herz nicht eröffnen, gegen sie nicht klagen darf, so habe ich gar niemanden, sagte er mir einmal, da ich ihm den melancholischen Ton seiner Briefe verwies. Oft wollte ich, daß ich nicht seine Caroline, sondern sein Freund wäre; ich könnte vielleicht mehr für ihn thun und er würde weniger dabey leiden. Ich gedenke bald einmal an ihn zu schreiben und ihm zu sagen, wie gütig Sie sich seiner erinnern.

Unser Herr Zeis befindet sich wohl und reitet oft. Zuweilen begleitet ihn mein Bruder. Vor wenig Wochen

halb in Dunkelheit läßt, das Zimmer an sich selbst, in welchem ich vielleicht den grössesten Theil meiner glücklichsten Stunden zugebracht, in welchem ich alles gesehen habe, was meinem Herzen jemals sehr theuer gewesen (nur Sie fehlen, und noch zwo Personen), in welchem auch Ihr Bildniß hängt, endlich, der nicht entfernte Schall feyerlicher Trauergesänge, die eben jetzt vor der Wohnung des seligen Grafen Rex abgesungen werden, alles dieses machte, daß ich mir eine ehrwürdige Gesellschaft und eine interessante Beschäftigung wünschte, und goß eine Art von sanfter Traurigkeit in meine Seele, ohne dennoch mich betrübt zu machen. Ich weiß auch nicht, warum meine Augen voll Thränen waren, als ich den Brief hier anfieng. Sie kamen, glaube ich, von einer zärtlichen Aufwallung der Freude, daß ich mich noch Ihnen nähern, mich noch mit Ihnen unterhalten kann. Die Freunde des Grafen Rex (er muß gewiß Freunde gehabt haben, er ist ein viel zu rechtschaffener Mann gewesen) die Freunde des Grafen Rex können es nicht mehr. Seine verwaißte Tochter kann es nicht mehr. Die arme junge Gräfin! Mein Vater sah sie, als man vor einigen Monaten in der Kirche ein öffentliches Dankgebet für die vermeintliche Genesung ihres Vaters verrichtete, mit welcher feurigen Andacht sie auf ihren Knien das Opfer eines kindlichen Herzens mit dem Danke der Gemeine darbrachte und sich doch in der gemeinschaftlichen Handlung unterschied und die Tochter an sich erkennen ließ. Wie weit wird jene fromme Freude itzt von ihrem Herzen geflohen seyn! Und ist es nicht selbst für unsern jungen Fürsten betrübt, am ersten Tage seiner Regierung den Verlust eines so würdigen Mannes zu leiden, den er vielleicht liebte und der ihm noch viele wichtige Dienste könnte gelei-

174. *)

Dresden, den 26. Dec. 1768.

Liebster Herr Professor!

Gute Freunde sind immer gewohnt, Feyertags zusammen zu kommen und das ist hübsch. In der Kindheit schon werden uns die Feyertage so lieb, weil man nicht in die Schule gehen, weil man spielen, Visiten geben, seine besten Kleider anziehen, spazieren gehen darf. Kleine kindische Ursachen, die mit der Zeit verschwinden, in dem Gemüthe aber einen frohen Eindruck hinterlassen, der es, wenn diese Tage wiederkommen, zur Lust und Freude besonders fähig macht. Hierzu gesellen sich in reifern Jahren die großen und wichtigen Ursachen der Freude, die das ganze menschliche Geschlecht angehen und jeden einzelnen Menschen von der ernsten Absicht Gottes für ihn, ihn ewig glückselig zu machen, überzeugen; welche gnädige Absicht ihm zugleich ein Unterpfand ist, daß es ein so gütiger Gott seinen Menschen an keinem wahren Guten je werde fehlen lassen.

Dieses tröstende Gefühl der allgemeinen Liebe Gottes, mit dem aus unserer Kindheit zurückgebliebenen frohen Eindrucke vereinigt, nebst der ruhigen Sammlung unserer Gedanken und Entfernung von zerstreuenden und ermüdenden Geschäften, machen unsre Herzen offener, fröhlicher, leichter, unsern Verstand freyer und uns zur gesellschaftlichen Freude und zur Belebung des Umganges geschickter, und ich erkläre mirs aus diesem Grunde, daß an solchen Tagen

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 174.

Bekannte und Freunde sich unter einander zu vergnügen suchen, welches an sich sehr erlaubt seyn kann, obgleich auch hierbey, wie bey vielen guten Dingen, sehr strafbare Mißbräuche eingerissen sind. Nun, bald werde ich ein Tractätlein über die Feyertagsbesuche schreiben. Wenigstens ist es ein sehr weitschweifiger Eingang, um Ihnen, bester Herr Professor, zu sagen, daß ich heute keinen Besuch gebe, auch keinen erwarte, als unsern gewöhnlichen Abendbesuch, unsern Tachselt, und um Sie zu bitten, daß Sie mir erlauben, nur auf eine sehr kurze Zeit (denn schon ist es bald Abend) ein wenig zu Ihnen zu kommen.

Vielleicht finde ich meine Freundin, meine Gülden, bey Ihnen. Ich meyne, ihren letzten Brief an mich, den ich neulich Herrn Creutziger zugeschickt und ihn gebeten habe, Ihnen selbigen mitzutheilen. Es kann seyn, daß Sie ihn nun schon gelesen, Mitleiden für die liebe Kranke empfunden und zu Gott für sie gebetet haben. Es müßte ihr in ihren itzigen Umständen eine mächtige Unterstützung seyn, wenn sie so glücklich wäre, Ihres Zuspruchs und Trostes zu genießen. Es zeigt sich einige Niedergeschlagenheit in ihrem Briefe, aber auch viel Geduld, viel Ergebung und viel liebreiche und edle Bekümmerniß für die Ruhe ihrer Freunde, die sie ohne ihre Schuld unterbricht. Sie muß eine sehr gute Person seyn — fromm und gut und meine Freundin, meine wahre Freundin, und Ihr Geschenk, bester Herr Professor! Nächst Ihrer eigenen Gewogenheit das Theuerste und Liebste von Ihren Händen! Ich kann es weder ihr noch Ihnen sagen, wie herzlich ich sie liebe und ehre, wie sehr ihr letzter Brief mich gerührt hat und mit welcher Bewegung ich einige Stellen in meiner Antwort darauf geschrieben habe.

Ich habe es kaum seit einem Jahre recht lebendig verstehen und empfinden lernen, welch eine unschätzbare Wohlthat Gottes die Gesundheit ist. Vorigen Winter war ich krank oder doch auf dem Wege es zu werden. Man vermuthete, ich würde in eine auszehrende Schleichkrankheit fallen und ich dachte es selbst. Mein Gemüth litt von dem Verfalle meiner Gesundheit und die Mühe, die es mich kostete, um aufgeräumt zu seyn wie sonst, und die ich doch größtentheils verlor, vermehrte das Uebel und machte mich trauriger und unzufrieden und unwillig mit mir selbst. Ich schreibe etwas hiervon dem langen und strengen Winter zu, der uns zu sehr ins Zimmer verschloß; denn sobald die Witterung sanft ward und ich wieder anfing auszugehen, empfing ich gleichsam ein neues Leben, und etliche wenige Mittel und Diät-Regeln, die unser Medicus mir vorschrieb, machten alles wieder gut. Hierzu kam unser sechswöchentlicher Aufenthalt auf dem Lande, der schöne Herbst und nun der noch immer nicht unangenehme Winter. Wir drey Geschwister sind gestern noch spazieren gewesen und ich befinde mich sehr wohl dabey, und danke Gott aus dem Innersten meines Herzens dafür. Möchte die gute Gülden zum Troste ihres Mannes und ihrer Mutter itzt nicht schlimmer seyn, als ich vor dem Jahre war, und mit dem Frühlinge so gesund werden, als ichs geworden bin! Gesundheit ist vielleicht das Einzige, was ihr fehlt; sonst wäre sie glücklich. Ihre liebsten Wünsche sind ihr erfüllt. Ich kann nicht zweifeln, daß ihre Ehe nicht sehr zufrieden sey. Nun hat ihr Gott ihre Gesundheit und mit derselben alle Fühlbarkeit für die Freuden dieses Lebens hinweggenommen! Es sey nun, daß er sie durch ein kurzes vorübergehendes Leiden prüfen, oder sie unter Schmerzen und

Krankheit zu einem höhern Alter hinaufsteigen, oder bald die Kräfte ihres Lebens sich gänzlich verzehren lassen wolle, so muß er weise und gütige Absichten dabey haben. Wir verstehen oft nicht, was wir wünschen.

Trau Gott, nicht deinen Schlüssen
Die Wahl des Besten zu.
Sprich: Wer wirds besser wissen,
Dein Schöpfer, oder Du?

Itzt am Schlusse des Jahres will auch ich die geliebte Freundin diesem allweisen Schöpfer übergeben, wie ich alles, was mir das Theuerste ist, wie ich Sie, bester Freund, ihm empfehle! Und ich sollte wegen eines von denen, die ich liebe, bekümmert seyn? Sind sie nicht alle unter der Aufsicht und in der Hand des ewigen Vaters im Himmel? Er erhalte Sie, liebster, theuerster Herr Professor! Er segne Sie! Er weihe Sie mit dem neuen Jahre zu nachfolgenden Jahren, eines langen, ruhigen, nützlichen und ehrenvollen Lebens ein!

Der Herr, Herr, dem ich Dich befehle,
Der segne und behüte dich! Amen!

C. C. Lucius.

175.

Liebste Mademoiselle!

Ein Schuldner, der von einem großen Capitale nach und nach etwas, wenn gleich wenig, abträgt, ist doch immer noch besser, als der, der gar nichts bezahlt, und ein Correspondent, der auf zween und drey lange Briefe nur mit

einer Seite antwortet, immer noch besser, als der sich nur heimlich schämt und darüber gar nicht antwortet. Diese Schutzschrift, mit der ich meine Antwort anfange, wird Sie freylich schon denken lassen, daß diese Antwort einsylbig seyn wird; aber genug, daß ich Ihnen immer noch mehr schreibe, als ich vielen meiner übrigen Freunde nicht schreiben kann. Ich danke Ihnen also zuvörderst für Ihren letzten Brief und die herzlich guten und frommen Wünsche, die Sie für meine Wohlfahrt thun; und wie kann ich dankbar seyn, ohne Ihnen von Gott alles das Gute zu wünschen, was zu Ihrer wahren Zufriedenheit itzt und in Ihrem ganzen Leben und in dem Ihnen bevorstehenden Stande vorzüglich dient? Er beglücke Sie, Ihren Bräutigam und Ihr ganzes Haus.

Ich schicke Ihnen den Brief Ihrer armen kranken Freundin wieder zurück. Möchte sie doch, wenn es Gott gefällt, mit diesem Jahre wieder das Glück eines gesunden Lebens erlangen! Und wer kann und soll dieses Glück dem Freunde herzlicher wünschen, als der, welcher seinen Mangel und die damit verbundenen Leiden selbst empfindet und lange empfunden hat?

Noch eine frohe Nachricht. Diesen Abend ist meines Bruders Frau glücklich und leicht mit einem Sohne entbunden worden. Gott sey Preis und Dank! Daß unser theuerster Churfürst aus Sorgfalt für meine Gesundheit mir ein Pferd aus seinem Stalle mit Sattel und Zeug durch einen Stallbedienten zugeschickt hat, dieses werden Sie wohl schon gehöret haben *). Welche gnädige Gesinnungen setzen ein solches Geschenke, das er vor seinen Augen auf viel-

*) Vergl. Gellerts Leben, S. 168. Werke, Th. IX. S. 25.

fache Weise hat auf die Probe stellen lassen, damit es ja nicht vor etwas scheu seyn möchte, in diesem meinem Fürsten voraus, den uns Gott erhalten und ihn immer mehr mit Weisheit und Kraft zu seiner Regierung begnadigen wolle.

Leipzig, den 5. Jan. 1769.

Ihr ergebenster Freund und Diener
Gellert.

176.

Liebste Mademoiselle!

Der Hofmeister des jungen Grafen Lindenau, der mit an unserm Tische speißt, Herr Langer, und der Sie also durchs Gespräche kennt, geht nach Dresden, und wünscht sich die Ehre, Sie auch persönlich kennen zu lernen. Da er ein guter und bescheidener Mann ist und mir anliegt, ihm einen Brief an Sie mitzugeben, das heißt, ihm den Zutritt in Ihrem Hause zu verschaffen, so kann ich ihm seine Bitte ohne Härte nicht wohl versagen. Erlauben Sie ihm also einen Besuch. Er kann Ihnen wenigstens die Geschichte vom Churfürstlichen Pferde, die er selbst erlebt hat, erzählen, Ihnen sagen, wie die Leute hier diesem Pferde nachlaufen, wie sich der Mann, der es füttert, ein Capital von den Trinkgeldern sammelt, die er täglich erhält, wenn er das Pferd, wenn er Sattel und Zeug, den Zaum von Golde und die Hufeisen von Silber, woraus sie die Erzählung gemacht hat, vorzeigt. Alles dieses kann er Ihnen sagen und so geht der Besuch vorbey und ich er-

halte eine Antwort mehr von Ihnen, und er, Herr Langer, hat seinen Wunsch erreicht und sagt Ihnen am Ende noch, daß ich vor andern Ihr Freund bin.

Leipzig, den 12. Jan. 1769.

Gellert.

177.

Dresden, den 24. Januar Dienstags 1769.

In einer solchen Schuld bin ich wohl noch nie mit Ihnen ewesen, bester Herr Professor. Zween Briefe unbeantwortet? Und zween Briefe voll gütiger Absichten? Der erste, m mich durch zwo angenehme Nachrichten zu erfreuen, nd der andre, um mir die Bekanntschaft eines schätzbaren Mannes zu verschaffen, den Sie loben und dem Sie wohlollen. Für alles dieses empfindet mein Herz die wahreste Dankbarkeit und ich schäme mich, daß ich so lange verzo- :n habe, Ihnen dieses zu sagen. Erlauben Sie, daß ich hnen zu Ihrem kleinen lieben Neveu und Pathen von nzem Herzen Glück wünsche. Gott segne Sie, Ihren errn Bruder, Ihre Frau Schwägerin, deren kleinen Sohn d Ihr ganzes Geschlecht! Möchte das Kind unter Ih- n Augen und an der Hand seiner Eltern aufwachsen und nes Namens würdig, ein eben so liebenswürdiger Jüngg und geehrter Mann werden, als viele geworden sind, : Ihre treuen Sorgen mit haben bilden helfen.

Am vorigen Freytage erhielt ich Ihren letzten Brief s Herr Langers eigner Hand, oder es war doch eben

so viel. Ich war einen Gang ausgewesen und traf ihn unten im Hause an. Da wir uns nicht kannten, grüßten wir uns, wie sich Unbekannte grüßen. Oben an unsrer Thüre fand ich seinen Bedienten mit dem Briefe und ließ ihn bitten, herauf zu kommen. Weil es aber Mittag und in der Wohnstube gedeckt war, mußte ich mit ihm in einem kalten Zimmer sprechen, welches vielleicht seinen Besuch abkürzte. Ich wunderte mich hernach, daß er Ihr Bildniß, welches an der Wand hängt und sonst allen Leuten in die Augen fällt, nicht zu bemerken geschienen. Er that, als ob er Lust hätte, mich noch einmal zu sehen, wenn ihn nicht vielleicht die Zerstreuungen der itzigen Zeit davon abhalten werden. —

Die Geschichte des Churfürstlichen Pferdes, die mir Herr Langer wohl ein wenig ergänzte, ist uns schon sehr lange bekannt und wir hatten viel Sorge darum, als es so lange unterweges war, ob es vielleicht möchte krank geworden seyn. Es war nicht so bald angekommen, so meldete es uns Herr Creutziger, doch sehr lakonisch, und weil wir wissen, daß man von Neuigkeiten durch unsre Leipziger Correspondenten nicht leicht mehr erfährt, als was man ausdrücklich fragt, so machten Bruder Carl und ich 19 Fragstücke zusammen, über die ihn unsre Doles abhören sollte. Anfänglich wollte er nicht daran, weil er unterdessen in einem Briefe viel genug über diese Materie geschrieben hatte, und noch mehr, weil wegen der Zeugengebühren nichts ausgemacht war, endlich aber bequemte er sich und gestern kamen seine Aussagen an, aus welchen wir unter andern den Herrn Zeugen selbst betreffenden Umständen doch so viel wissen, daß das Pferd weder schwarz noch weiß, ganz gewiß von großem, kleinem oder mittlern

Schlage sey, sich mit dem Kopf und sonst bescheidentlich geberde, zuweilen einigen Leichtsinn zeige, der Jugend verrathe, zur Zeit keinen Namen habe, sondern in seinem Berufe sich erst einen machen solle, daß es nicht mit Sattel und Zeug angekommen sey, wie die Leute sprächen, sondern Sattel und Zeug mit ihm, indem es nicht wie bey den Menschen wäre, die oft mit ihren Kleidern kämen, anstatt daß die Kleider mit ihnen kommen sollten, und was dergleichen zur Sache Dienliches mehr war.

Alle Welt hat unsern Churfürsten dafür lieb, daß er Ihnen das Geschenk gemacht hat. In der That ist es ein großer Beweis seiner gnädigen und liebevollen Gesinnungen für Sie. Gott lasse ihn einen guten Fürsten seyn und bleiben, und segne alles das Gute, das er je gethan und wozu er noch den Willen und die Gelegenheiten hat, und lasse ihn dafür glücklich und gesegnet werden. Vielleicht geschieht es zum Theil itzt durch die Hand seiner Gemahlin. Ich freue mich auf sie. Heute ist der Churfürst von Trier zur Einsegnung des hohen Brautpaars hier angelangt. Seine beyden Brüder und die Prinzessin Elisabeth sind ihm entgegengeeilt. Die Artillerie der Wälle hat ihn bewillkommt und paradirende Garden und der versammlete Hof in Galla und unter demselben der junge Churfürst selbst unten an der Treppe, haben ihn empfangen. Ich habe von der ganzen Freude nichts gesehen oder gehört, als meinen Vater in einem Sonntagskleide, ein paar Soldaten in weißen Camaschen und etliche Canonenschüsse und doch ist mir der heutige Tag schon halb wie ein Festtag, so daß ich auch nicht gern arbeiten, sondern lieber an Sie, bester Herr Professor, schreiben mag.

Je näher die Ankunft unsrer neuen Fürstin heranrückt,

desto fröhlicher scheinen mir die Tage zu werden. Mein Vater, der vierzehn Tage lang krank war und nur seit vier Tagen wieder ausgeht und recht matt und schwach und durch seinen schweren Beruf oft erschöpft und verdrüßlich ward, ist heute wie neubelebt, lustig, leicht. Erstlich spielte er auf dem Clavier, hernach fing er an, für sich allein und recht galant eine Menuet zu tanzen und versprach uns, daß er ehestens in unsrer Tanzexercierstunde mit uns tanzen wollte und darauf ging er vergnügt von uns auf die Canzley, von der er doch, wenn es geht wie alle Tage, vor neun oder halb zehn Uhr nicht zu uns nach Hause kommen wird. Wäre doch dieser Geist der Fröhlichkeit, der vielleicht in der Nation allgemeiner seyn kann, als ichs nicht weiß, eine Vorbedeutung des ehelichen Glücks der durchlauchtigen Vermählten! Heute haben wir darauf gesonnen, wie wir die hohe Braut wollen ankommen sehen und gestern waren wir drey Geschwister mit Herrn Creutziger in der Opernprobe, die ich immer, trotz aller Kritik, mit Zachariä, meinem guten Papa und Schwester Fritzchen, für ein Land voll süßer Bezauberung halte. Vornehmlich habe ich bey den Schönheiten dieser Oper ein angenehmes Gefühl von einer Art vom Stolze auf den Componisten empfunden, der ein Sachse, in einem sehr benachbarten Dorfe und dunkeln Stande gebohren ist. *) — An unsers Churfürsten letztem Geburtstage sahe ich den Hof an der Ceremonientafel, da erhielt eine Mutter die Erlaubniß, dem Fürsten einen von ihr selbst gebackenen Stangenkuchen zum Ge-

---

*) Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß hier von dem aus Blasewitz bey Dresden gebürtigen Capellmeister Naumann die Rede ist.

schenk zu überreichen. Vielleicht aber habe ich Ihnen dieses schon damals erzählt.

Doch nun etwas Anders, das zwar nicht fröhlich, dennoch aber gut ist. Gott hat sich über die unglückliche Frau des, weil er strafbar ist, noch unglücklichern Accisrath Hoffmann's, erbarmt und sie nach einem zehenwöchentlichen Krankenlager durch den Tod von allen Leiden dieser Zeit erlößt. Eine für sie höchst erwünschte Begebenheit, für die ich Gott so herzlich danke, als ich, glaube ich, ihm danken werde, wenn er meiner lieben Gülden Gesundheit und Hoffnung zu einem längern gesegneten Leben schenkte. Wie mag es wohl itzt um sie stehen? Wer weiß, wenn ich wieder etwas von ihr hören werde! Krankheit und Gefahr machen die Entfernung und die Seltenheit der Nachrichten doppelt traurig, so wie diese jene doppelt ängstlich und fürchterlich vorstellen. Sollte es besser mit ihr werden, so wird sie unfehlbar eilen, mich durch die frohe Nachricht zu erfreuen. Wenn es aber schlimmer wird, wer wird mirs da sagen? Sie selbst wird es vielleicht nicht können, oder nicht daran denken oder es nicht wollen — ja, sie kann wohl lange todt seyn, ohne daß ichs erfahre. In solchen Fällen ist es recht ängstlich, von seinen Freunden fern zu leben und Niemanden zu haben, durch den man ihr Schicksal erfahren kann. Und dort in Cottbus habe ich nur sie. Es ist, als ob es nicht wohl anginge, daß ich sie, wie ich zuweilen Lust habe, bäte, mir durch hinterbleibende Freunde, das Letzte von sich wissen zu lassen. Ein gewisses, unfehlbar übel verstandenes, Etwas scheint sich dawider zu setzen. Ich habe ihren letzten Brief, nachdem Sie, liebster Herr Professor, ihn mir wieder zurückgesendet haben, nicht zu den andern von ihr gelegt.

Ich behalte ihn näher um mich und vor meinen Augen. Ich habe der Ursache nachgesonnen, warum ich ihn so ungern von mir lassen will, ich kann sie aber nicht herausbringen. Gott wird sie wohl erhalten und wieder gesund machen. Hoffen Sie es nicht auch, liebster Herr Professor? Wenigstens wünschen Sie es ihr, und Wünsche des Gerechten sind wie seine Gebete. Sie wenden sich an eben das höchste gütigste Wesen und kommen aus dem gleichen Herzen voll Glauben und Unterwerfung. Auch für mein Wohl thun Sie solche Wünsche! Gott wolle nach seiner Weisheit alle Ihre Wünsche, vornehmlich die Sie für sich selbst thun, in Erfüllung gehen lassen! — Ich küsse Ihre theure Hand und bin

Ihre ewig dankbare
C. C. Lucius.

Wissen Sie, bester Herr Professor, daß der Herr M. Hofmann in Maxen sich am Donnerstage zum zweytenmale in Bischofswerda verheirathet hat? Herr Zeis hat diesem Hochzeitfeste persönlich beygewohnt, doch scheint er bey aller dieser frohen Zerstreuung kränklicher, als noch vor etlichen Wochen. Seit gestern ist das neue Paar von Bischofswerda zurück und hier in Dresden.

178. *)

Theuerster Herr Professor!

Sie haben mir statt einer Antwort ein Geschenk gesandt, das mir schon darum viel Freude machen müßte, weil es mir eine sehr gute Gelegenheit giebt, ohne den mindesten Schein von unbescheidener Zudringlichkeit, wieder einmal an Sie zu schreiben. Eine meiner angenehmsten Beschäftigungen, die ich in die Reihe, ja oft an die Spitze meiner liebsten Ergötzungen setze, und die ich schon einigemal als eine reichliche Ersetzung einiger andern Vergnügungen, die ich vielleicht mit einiger Ungeduld wünschte und nicht haben konnte, erfahren habe. Kaum fiel es mir ein, daß es ganz in meiner Macht stünde, mir meinen besten und würdigsten Freund gegenwärtig zu denken, mich mit ihm zu unterhalten und den Eindruck seiner Güte für mich und die Vorstellung seines Werthes in mir lebhaft zu erneuern, so gab ich gern alle meine kleinen Wünsche und Absichten auf, und mein Gemüth befand sich gleich in dem ruhigen sanften Zustande, in welchem es nach nichts verlangt, und überzeugt ist, daß es itzt alles das besitzt, was es braucht, um zufrieden zu seyn. — Doch ich bin ganz von dem abgekommen, was ich eigentlich thun wollte; ich wollte Ihnen für ein Geschenk danken, das mir um der angezeigten Ursache willen schon so lieb war, das aber noch in andern Betrachtungen einen Werth für mich hat. Jedes andre Geschenk hätte mir den Vortheil verschafft, Ihnen meinen Dank in einem Briefe abstatten zu dürfen; jedes andre Geschenk aber

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 179.

Krankheit zu einem höhern Alter hinaufsteigen, oder bald die Kräfte ihres Lebens sich gänzlich verzehren lassen wolle, so muß er weise und gütige Absichten dabey haben. Wir verstehen oft nicht, was wir wünschen.

Trau Gott, nicht deinen Schlüssen
Die Wahl des Besten zu.
Sprich: Wer wirds besser wissen,
Dein Schöpfer, oder Du?

Itzt am Schlusse des Jahres will auch ich die geliebte Freundin diesem allweisen Schöpfer übergeben, wie ich alles, was mir das Theuerste ist, wie ich Sie, bester Freund, ihm empfehle! Und ich sollte wegen eines von denen, die ich liebe, bekümmert seyn? Sind sie nicht alle unter der Aufsicht und in der Hand des ewigen Vaters im Himmel? Er erhalte Sie, liebster, theuerster Herr Professor! Er segne Sie! Er weihe Sie mit dem neuen Jahre zu nachfolgenden Jahren, eines langen, ruhigen, nützlichen und ehrenvollen Lebens ein!

Der Herr, Herr, dem ich Dich befehle,
Der segne und behüte dich! Amen!

C. C. Lucius.

175.

Liebste Mademoiselle!

Ein Schuldner, der von einem großen Capitale nach und nach etwas, wenn gleich wenig, abträgt, ist doch immer noch besser, als der, der gar nichts bezahlt, und ein Correspondent, der auf zween und drey lange Briefe nur mit

gen andere, wo ich vielleicht weniger darauf achtete, weil der Fall zu fehlen nicht so oft kam, besser zu werden, so möge Gott im Himmel Sie auch für diese gute fromme Schrift segnen und selbige noch vielen, vielen Nutzen Ihrer heiligen Absicht nach schaffen lassen! Freuen Sie sich, bester Herr Professor, glücklicher Mann! Wie groß wird einst Ihr Lohn für alles das Gute seyn, das Sie durch Gottes Gnade gethan haben! Mit welcher Ruhe muß eine Seele, die solchen Lohn vor sich erblickt, auf die Begebenheiten dieses Lebens und mit welcher Gleichgültigkeit auf die Ehrenbezeigungen der Welt sehen! Sie würden ihr verächtlich scheinen, wenn sie nicht zum Theile aus den liebevollen Gesinnungen der Hochachtung, Dankbarkeit und Fühlbarkeit der Herzen ihrer Nebengeschöpfe flössen, die sie unmöglich gering achten, die sie nicht anders als mit Erkenntlichkeit lieben und schätzen kann.

Wie mögen Sie sich doch itzt befinden? Sie werden wohl von der Anwesenheit des Hofs und bey Gelegenheit der Messe wieder einige Unruhe haben. Gott gebe nur, daß sie Ihrer Gesundheit nicht schade! Gestern wünschte ich Ihnen, daß Sie irgendwo auf dem Lande, unter einigen wenigen Personen nach Ihrem Sinne, den Frühling genießen möchten. Ich bin schon verschiedenemal spazieren gewesen, aber noch niemals habe ich einen so sanften und vergnügten Eindruck davon behalten, als von dem gestrigen Spaziergange. Ich ging mit Fritzchen ganz allein gegen vier Uhr in der Gräfin Moszinska Garten. Etliche unbekannte Menschen waren hier, die uns nichts angingen und uns nicht störten, aber genug, um zu verhindern, daß man sich in einem so weitläuftigen Garten nicht zu einsam fand. Eine starke Stunde lang durchliefen wir alle Gänge

des Gartens, suchten allenthalben junge Veilchen und machten daraus kleine Sträußer, für die Mama eins und eins für Herrn Tachselt, der am Morgen nach Leipzig abgereiset war. Hernach banden wir rothe Gänseblümchen an einen grünen Zweig und freuten uns wie Kinder, der Mama einen kleinen Betrug zu spielen, welche glauben sollte, die Hecken trügen solche Blümchen. Vom Gehen und Bücken müde, setzten wir uns an einen erhabenen Ort, von welchem wir die Landschaft umher und einige Dörfer übersahen. Es war außerordentlich schön, die Luft so sanft schmeichelnd, der Himmel bedeckt und doch nicht trübe, das lachendste Grün über die Felder gebreitet und einzelne Menschen und zerstreute kleine Gesellschaften, die mit einem stillen sonntäglichen Anstande durch dieselben spazierten — der frohe Gesang der Lerche über ihnen und auf der andern Seite das Geschwätz der mancherley Vögel in dem jungen Laube der Bäume des Gartens und außer diesem, die ruhigste Stille, ganz feyerlich bis zur angenehmsten Melancholie und doch nicht zu ernsthaft oder traurig — und dann unsre kleinen hübschen vertraulichen Gespräche und süßen Träumereyen von der Zukunft mit zurückgerufenen Bildern des Vergangenen verbunden — Alles rührte mich angenehm und ich hatte eine der glücklichsten Stunden. Ich war ganz Zufriedenheit und stille moralische Freude, nur einen einzigen Grad erhöhet wird sie eigentliches Lob Gottes und andächtiger Dank für seine Wohlthaten. Mir fiel die schöne Stelle aus Young's zweytem Briefe über die Wollust im nicht fabelhaften Centaur ein: „Ein Garten hat von jeher das Lob und die Zuneigung des Weisen gehabt," und ich fand mich dadurch und durch meine eignen Gedanken erbaut.

In der That, stilles und unschuldiges Vergnügen bes-

sert das Herz und macht seine Zuneigungen zärtlicher und liebreicher. Es that bey mir Wirkung; ich fühlte den Abend in mir eine Art von dringendem angenehmen Verlangen an Seydeln zu schreiben und mein Vergnügen mit ihm zu theilen, und diesem mir fast wieder neuen und von meinem Herzen so gebilligten Antriebe that ich mit ungemeiner Freude genug. Ich muß mich wohl hierüber erklären. Seydel hatte eine Zeitlang nicht oder doch wenig geschrieben; dieß machte mich zu der gleichen Beschäftigung für ihn außerordentlich träge, und beynahe hätte ich mir es gar abgewöhnt, an ihn zu schreiben. Ich unterließ es viele Wochen. Nachdem er aber hier gewesen ist und sein Stillschweigen bey mir und, wie ich denke, gut entschuldigt und mich zärtlich und angelegentlich gebeten hat, ihm die einzige beste Freude, die ich ihm machen kann, nicht zu rauben, meynte ich, ich hätte wohl unrecht gethan, und nun ich es ihm versprochen und mich aufs neue darauf eingerichtet habe, finde ich viel Vergnügen darinnen und erfahre, daß man die Leute fast mehr um der Mühe willen liebt, die man sich für sie giebt, als um dasjenige, was sie für uns thun. Doch ist dieß keine allgemeine Erfahrung; daran fehlt sehr viel. Was kann, zum Beyspiel, ich, zu Ihrer Freude, zu Ihrem Nutzen, für Ihre Ruhe thun? Nichts in der Welt, ich armes Geschöpf! Und doch liebt Sie niemand besser, wenigstens hat niemand einen heißern Wunsch, Sie zu lieben und aufs zärtlichste zu verehren, als

Theuerster Herr Professor!

Dresden, den 17. April 1769.

Ihre ewig ergebenste
C. C. Lucius.

Den 21. April.

Dieser Brief ist alt geworden; das macht, ich habe immer noch etwas hinzusetzen wollen, doch ist er schon so lang. Ob ichs denn itzt noch thue, ehe ich zusiegle? Ich dächte wohl. Wohlwollen und Liebe für eines unsrer Mitgeschöpfe mehr zu empfinden, ist eins der besten und angenehmsten Gefühle, und angenehme Gefühle, die aus liebreichen Zuneigungen fließen, sind ein sehr beträchtlicher Zuwachs für unsre innerliche Glückseligkeit; und unsre innerliche Glückseligkeit ist immer wichtig genug, um mit denen, die uns Gutes wünschen, davon zu reden. Ich habe vor vierzehen Tagen eine junge blühende und aufrichtig geliebte Freundin verloren. Doch will ich diese Begebenheit itzt nicht aus dem traurigen Gesichtspunkte des Verlustes betrachten. Vielmehr will ich daran denken, daß ich bey aller vorigen zärtlichen Liebe für sie und allen süßen Erinnerungen des Vergangenen noch die frohe Hoffnung des Wiederfindens und der unzertrennbaren Vereinigung verbinde und aus diesen Quellen tausend beglückende Vorstellungen unterhalte. Eigentlich habe ich also nichts verloren, und was ich noch erworben habe, will ich Ihnen, liebster Herr Professor, gleich sagen. Die verstorbene junge Freundin hatte noch eine jüngere Schwester, die ich leiden konnte, aber nicht liebte. In der That besaß die älteste gewisse einnehmende Vorzüge vor ihr. Die jüngste war selbst tödtlich krank gewesen und nur außer Gefahr, als jene starb. Wir besuchten sie bald nachher, fanden sie mehr krank, als auf dem Wege besser zu werden, ganz niedergeschlagen von dem Streiche, der ihre Schwester getödtet hatte, und es schien ihr sowohl zu einer heftigen, lauten Betrübniß als zu der geringsten Bemühung sich selbst aufzurichten, an Kräften

zu fehlen. Sie war ganz Empfindlichkeit für das Andenken ihrer Schwester, ihr Kopf und ihr Herz so davon eingenommen, daß sie nichts anders dachte, von nichts andern redete und alle die kleinsten Umstände ergriff, mit Wohlgefallen dabey verweilte und sie von der allerrührendsten Seite und bei der sie sich am meisten betrüben konnte, zu betrachten, eine Art von schmerzhafter Wollust fand. Ich hörte ihr mit einem süßen Schmerze zu und von dem Tage an liebte ich sie. Ich erfuhr, daß heiße zärtliche Liebe in einer uns gleichgültigen Person für einen Gegenstand, der uns sehr werth ist, und ein mitleidiges Unglück, viel mehr zum Vortheil einer Person ausrichten und unsre Herzen derselben viel schneller zuwenden, als alle ihre eifrigsten Bemühungen um unsre Freundschaft nicht gethan haben würden. — Am folgenden Tage hatte das tiefstraurende Mädchen das neue größere Unglück, seine Mutter an einer plötzlichen und kurzen Krankheit, aller Wahrscheinlichkeit zuwider, ganz unvermuthet sterben zu sehen. Durch diesen neuen Unfall ward sie mir noch interessanter, und so wie er mir eine Gelegenheit war, sie öfterer zu sehen und sie in den ersten Regungen ihres Schmerzes, in welchen man so leicht die Achtsamkeit auf sich selbst verliert, zu bemerken, gab er mir das Vergnügen, ihren Charakter mehr als jemals vor meinen Augen entwickelt zu sehen, die lebhafteste, dankbarste und feinste Art von Zärtlichkeit für die Gegenstände ihrer Liebe darinnen zu entdecken und sie um der Gesinnungen und Eigenschaften willen, die ich in ihr fand, noch mehr zu lieben. Nun stehen vier junge mutterlose Waisen unter ihrer Aufsicht und Pflege. Sie sieht ganz den Umfang ihrer nunmehrigen Pflichten ein und fühlt den sehr vernünftigen Kummer, ob sie auch das Vermögen haben werde, sie

gehörig zu erfüllen. Ihr Vater, der außer einem zweyjährigen Sohne, der in einer verwandten Familie lebt, sonst keine erwachsenen Kinder und überall keine Tochter mehr und von siebenzehn Kindern nur noch sechs übrig hat, ist voll Sorgen, so viel Schmerz und Unruhe werde ihre kaum wiederkehrende Gesundheit aufs neue zerstören. Er liegt ihr an, die Stadt zu verlassen und zu einer Tante aufs Land zu gehen, welchen Aufenthalt sie mit Leidenschaft liebte, und nur acht Tage dort zu bleiben, nur so lange, als er selbst in Leipzig seyn und sie hier der allertraurigsten Einsamkeit überlassen muß. Aber sie will nicht, weil sie die Kinder nicht mitnehmen könnte. Ich selbst suchte sie zu bereden und stellte ihr vor, daß ein Frauenzimmer bey Jahren, welches sie während der Krankheit aller dieser Kinder (denn sie waren alle sechs an den Masern krank, und ihre gute Mutter war wohl das Opfer des um sie erlittenen Jammers, der Unruhe und der Abmattung) zu sich ins Haus genommen, solche so gut, als sie selbst, versorgen könnte. Nein, sagte sie, das kann ich nicht. Ich denke so, wenn die Mama mir noch hätte sagen können, was ich thun sollte, so würde sie mir vor allem empfohlen haben, ihre Kinder in Acht zu nehmen: also kann ich sie auch nicht verlassen. Um des einzigen Zuges willen hätte ich sie lieben müssen, wären auch alle Ursachen des Mitleids nicht gewesen. Ist dieser strenge Gehorsam gegen vorausgesetzte Verordnungen einer verstorbenen Mutter nicht schön? Und ist er nicht doppelt schön in einem so jungen Mädchen von funfzehn bis sechzehn Jahren? Um der so guten Schwester und Tochter willen, liebster Herr Professor, müssen Sie mir verzeihen, daß ich wieder etliche Seiten vollgeschrieben habe. Ich wollte nur ein kurzes Postscript machen und bin unvermerkt so

weit geführt worden. Und nun will ich den Fehler dadurch, daß ich ihn entschuldige, nicht noch vergrößern. Lieber will ich nur Ihre theure Hand küssen, und Sie bitten, nicht unwillig zu seyn auf

Ihre

gehorsamste und ergebenste
C. C. Lucius.

Herr Zeis ist in Gefahr, sein zweytes Kind, ein liebes Mädchen von fünf Jahren, zu verlieren. Das arme kleine Geschöpfchen ist schon eilf oder zwölf Tage krank, und wie Herr Zeis mir heute wissen ließ, in einem erbarmungswürdigen Zustande.

---

179. *)

Bester Herr Professor!

Heute las ich einen von Ihren alten Briefen, in welchem Sie mir auf die gütigste Art von der Welt sagen, daß Sie in acht Wochen keine Nachricht von mir hätten und nun solche täglich erwarteten. Itzt ist es viel länger, daß ich Ihnen nichts von mir gesagt habe, und vielleicht — je nun, vielleicht ists Ihnen nicht ganz unangenehm, einmal wieder von mir zu hören. Von Ihnen höre ich auch sehr wenig. Meine letzte Nachricht ist von Herrn Creutziger, der mir schreibt: Unser lieber Herr Professor befindet sich leidlich. Aber Herr Tachselt hat gar nicht die Freude gehabt, Sie während seines letzten langen Aufenthalts in Leipzig zu sehen; und was er mir unter andern von Ihnen sagte, daß

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 188.

Sie Ihr neues Pferd nicht brauchen können, erschreckte mich. Was kann diese Veränderung Ihrer täglichen Lebensordnung nicht für Einfluß auf eine so schwache Gesundheit haben, wie die Ihrige ist? Haben es denn Herr Langer oder der junge Graf Lindenau nicht dem Herrn Oberstallmeister sagen können? Wenn es nur der Churfürst wüßte, der Sie so lieb hat, gewiß er gäbe Ihnen ein frommer Pferd. Warum bin ich nicht reich? Sie sollten Wagen und Pferde haben.

Als Sie Ihre Reise nach Oberau und Ihre Vaterstadt thaten *), freute ich mich sehr über Sie, und dachte, Sie müßten doch mehr als gewöhnlich munter und heiter seyn. Und das sind Sie gewesen, wie mir kurz darauf die Frau Geh. Cammerräthin Wagner im Vorbeygehen gesagt hat. Seitdem schrieb mir meine Doles, daß Sie an Zahnschmerzen viel gelitten hätten, und ich hatte sie für den zärtlich traurigen Ton lieb, in welchem sie mir diese böse Nachricht schrieb. Zuletzt haben Sie nun auch noch Ihren kleinen Neveu verlieren müssen, so wie Ihre liebe Frau Geheimderäthin Globig ihren Sohn. Aber diese Dame soll sich sehr groß, sehr gelassen bey ihrem schmerzlichen Verluste, für sie den ersten in der Art, erwiesen haben.

Vielleicht vergütet mir meine Doles die schlimme Zeitung von Ihren Zahnschmerzen bald mit der erfreulichern von Ihrem Wohlbefinden am vierten Julius; denn an dem feyerlichen Tage wird sie oder ihr Sohn gewiß Ihre theure Hand geküßt haben. Gesegnet müsse der Tag für Sie seyn! Und zahlreich und gesegnet alle, die ihm folgen werden! Ich habe Hoffnung, unsern Creutziger und

---

*) Vgl. Gellerts Leben, S. 170.

(wenigstens wünsche ichs) auch Fritzchen Doles diesen Sommer noch zu sehen. Ich sehne mich recht sehr nach meinen abwesenden Freunden; wenn ich nur einen von ihnen sehen sollte! Sie sind mir alle so gleich lieb; sind mir fast alle auf gleiche Weise erlangt. Alle sind mir wie Einer und in Einem sehe ich sie Alle. In der That, liebster Herr Professor, es sind alles liebe gute Menschen die Freunde, von denen ich geliebt bin! Doch scheine ich mir itzt vorzüglich den guten Doles zu wünschen, um seinetwillen wünsche ich ihn. Er soll sehr kränklich seyn. Zerstreuung und Freude könnten seiner Gesundheit vielleicht mit aufhelfen.

Abends gegen 8 Uhr.

Soviel schrieb ich heute gleich nach dem Mittagsessen. Um fünf Uhr wollte ich mich frey machen und wieder schreiben, da ward ich von einem Freunde gehindert, der mich besuchte um mir einen Kupferstich, Les adieux de Calas à sa famille zu zeigen, der vortrefflich ist, den ich und Fritzchen nicht ohne Thränen betrachten konnten und der Ihrer Aufmerksamkeit werth ist, wenn er Ihnen irgendwo vorkömmt. Und der Freund ist in seiner Art auch gut, wie der Kupferstich in der seinigen. Ein gleichgültiger Zufall brachte uns unvermuthet zusammen; wie es scheint, wird mir ihn sein gutes Herz lange erhalten. Wir sprachen heute viel von den ungewissen Aussichten in unsre zukünftigen Schicksale; oft mag er darüber ein wenig ängstlich und beunruhigt seyn. Ich sagte ihm einen schönen französischen Vers her, der zur Ergebung, zum Vertrauen auf die Vorsehung und zur Hoffnung, daß alles gut werden würde, ermuntert. Das nahm er an und mit erfreuter Miene sprach er: „In zwanzig Jahren, wenn wir dann,

„wie ich sicher hoffe, recht überzeugte, recht bestätigte „Freunde seyn werden, dann werden wirs uns wieder sagen „können, wie es uns gegangen ist, und gewiß mit Freude „und Dank in die Tage unsrer Jugend zurücksehen.“ Es gefiel mir doch sehr von ihm, daß er auf zwanzig Jahr in unsrer Freundschaft hinausrechnet.

Ich konnte also nicht böse auf ihn seyn, daß er mich vom Schreiben abhielt. Sie, theuerster Herr Professor, waren dennoch unter uns, wenn ich gleich nicht so eigentlich wie itzt, bey Ihnen seyn konnte. Nicht zu rechnen, daß ich ihn immer in der Stube spreche, wo Ihr Bild ist, mache ich ihm auch zuweilen die Freude, ihm einen oder den andern Ihrer lieben Briefe vorzulesen. Heute las ich ihm auch einen, und er küßte mir herzlich dankbar die Hand dafür. Da ich soviel von ihm geredet habe, möchte ich Ihnen wohl seinen Namen nennen. Er heißt Hunger und hat vom sechzehenden Jahre an fünftehalb Jahr in Leipzig studirt, ist Ihr Verehrer und damals Ihr Zuhörer und mit Ihrem Herrn Gödicke bekannt gewesen. Sein Vater ist ein Pfarrer auf dem Lande und muß einer der besten Väter seyn, nach den Lobsprüchen und der außerordentlichen Liebe des Sohns für ihn zu urtheilen.

Ich schäme mich, daß ich schon drey Seiten beschrieben, Sie schon so lange gelesen haben und vielleicht schon müde sind und ich Ihnen im Grunde doch nur so wenig gesagt habe. In der That habe ich Ihnen nichts Wichtiges zu sagen und sollte ich Ihnen von alltäglichen Kleinigkeiten erzählen, die mich wechselsweise beschäftigen, beunruhigen oder erfreuen, das wäre nur für Sie beschwerlich. Nur das Einzige, daß ich Sie liebe, unverändert und ehrerbietigst liebe, das ist es, was ich Ihnen sagen will. Das

erfreut mich immer und ist keine Kleinigkeit. Vielmehr ist es eine Sache von großer Wichtigkeit für mich. Diese schöne glückliche Empfindung, die vom ersten Anfange an, als sie sich in meinem Herzen entwickelte, eine so süße Quelle von Vergnügen darinnen aufschloß, die hilft es mit vor jeder niedrigen Unruhe, jeder Unzufriedenheit, jeder Empörung bewahren, wenn irgend etwas, das mich kränkt oder mir Unrecht zuzufügen scheint, mich aufbringen und meinen Frieden stören will. Herz, spreche ich dann, du kannst den frommen, ergebenen, gelassenen Mann lieben und du kannst unzufrieden und schwach seyn! O wie klein und geringschätzig wird mir dann jeder Verdruß gegen das Uebergewicht von Vergnügen und schlechtern, unechtern Freude gegen die reine Glückseligkeit, meinen besten theuersten Freund zu lieben und darneben einige sehr gute, mir sehr ergebene Herzen zu besitzen und zu belohnen.

Das Plätzchen hier ist wohl zu klein, um hübsch und gehörig zu schließen. Sie schmälen doch nicht, wenn ich auf so lange Zeit noch einen Bogen nehme? Was ich ungefähr vor acht Tagen, ich denke, es war am Bußtage, gethan habe und Ihnen noch gern erzählen will, das errathen Sie gewiß nicht! Ich hatte lange in einem guten Buche, das ich sehr liebe, gelesen und fing von der Hitze und der Stille an, schläfrig zu werden. Weil ich nun noch immer freywillig genug etwas Gutes thue, so dachte ich, du willst dich nicht zwingen, fortzulesen. Ich stand auf, ging in meinen Schrank, ohne im geringsten zu denken, griff ein Packet Briefe, worinnen alle die Ihrigen und Ihres Herrn Bruders seine in Ordnung liegen, fing an den letztern an zu lesen, las sie alle, ward ganz munter, freute mich seiner, fühlte das Glück seiner Freundschaft und

meinen unveränderten gegründeten Anspruch darauf, den ich nicht aufgebe. In einem derselben erinnert er mich an die Worte Sirachs, am 14. Vers des 9. Capitels. Ich lächelte selbstzufrieden mit mir: „O, dachte ich, sobald die Rede von meinen Freunden ist, ist mein Herz mein Sirach! Aber Sie, guter Herr Oberpostcommissär mit oder ohne Sirach, haben Sie mich nicht ganz und gar vergessen?“— Recht gern hätte ich ihm einen langen Brief geschrieben, ob ich wohl nicht wußte, wovon. Doch das hätte sich gefunden; habe ich doch oft lang und viel geschrieben, ohne im Anfange nur eine Sylbe davon zu denken. Die Materie war also die Schwierigkeit nicht, sondern der Ton. Ich war sehr aufgeräumt geworden, das Lesen dieser Briefe hatte mich in eine lustige Laune gebracht, die ich oft habe und meistens hatte, wenn ich sonst an ihn schrieb. Wäre er nur bey mir gewesen, er hätte wohl, wenn er mich so voll von dem frischen angenehmen Andenken an seine Freundschaft, so fröhlich und heiter gesehen hätte, als ich damals war, er sollte wohl Freude über mich gehabt haben. Aber dreyzehen Meilen weit von einander kann man kaum wissen, ob man einander gefallen wird, wenn soviel Zeit vergangen ist. Dennoch fing ich wirklich an zu schreiben und es wäre ein Brief fertig geworden, wenn unser guter Herr Zeis uns nicht zu einem Spaziergange hätte auffordern lassen. Am Ende mochte es sehr gut seyn, daß ich nicht schrieb. Es ist sehr viel Zeit vergangen, seitdem ich nichts vom Herrn Oberpostcommissär gesehen und gehört habe. Es ist ihm vielerley begegnet, er hat sich verheyrathet, ist Vater geworden, hat sein Kind betrauert. Daß die traurige Begebenheit die letzte ist, machte mirs schwer, den rechten Ton zu finden. Vor zwey Jahren sah ich ihn zuletzt und nicht

recht sah ich ihn, nicht so wie sonst, zu sehr im Prunke; eine kurze Visite des Ceremoniels! — Werde ich ihn, werde ich Sie wiedersehen? Auch Sie, bester Herr Professor, auch Sie sah ich nicht allemal so, wie ich es gewünscht hätte. Warum konnte ich nicht einmal allein, nicht ungezwungen zu Ihnen gehen? Es ist mir etlichemal eingefallen, selbst unter der Zeit, wenn ich bey Ihnen gewesen bin, und Fritzchen, meine Schwester, hat es auch angemerkt. Ich weiß aber deswegen nicht, ob wir Recht haben, daß bey vielen Besuchen, die Ihnen gemacht werden, etwas nicht recht ist. Die meisten Menschen, die zu Ihnen kommen (ich will aber ganz fremde ausnehmen), scheinen sich einigen Zwang anzuthun und mit Vorsatz ein gewisses gesuchtes, ernstes und feyerliches Wesen an sich zu nehmen und sich selbst und nicht weniger Sie um einen Theil oder Sie um alles Vergnügen Ihrer Besuche zu bringen; denn sie geben einer Handlung, die zum Vergnügen, zur Zerstreuung und Aufmunterung bestimmt ist, ein Ansehen von Zwang und Aengstlichkeit. Dadurch bekommen Sie die Menschen nicht verschieden genug, nicht natürlich und frey, wie sie sind, zu sehen, wobey das Vergnügen des Umgangs nothwendig verliert. Und Sie, der beste, liebreichste und empfindsamste Mann, Sie merken es gewiß, daß Ihre Besuche nicht ganz frey und munter sind, und schreiben dann diese Veränderung auf Ihre eigene Rechnung und denken vielleicht, Ihre kranke, traurige Miene verscheucht Leben und Munterkeit aus den Gesichtern und Sitten der Andern, und bilden sich nicht ein, daß es vorsetzlich angenommenes Wesen ist. Ich selbst bin nicht immer so ganz natürlich und frey bey Ihnen gewesen, als ich sonst gewöhnlich bin, und blos durch Gewalt des Beyspiels. Wäre ich nur so glücklich, ein junger

Mensch zu seyn, der unter Ihren Augen studirte und Sie oft sehen könnte, gewiß ich dächte, ich wollte wohl hübsch bey Ihnen seyn. Als ein Mädchen ginge das schon so gut nicht an, da wäre ich zu unwissend, und auch um Sie oft, abwechselnd und auch lebhaft zu unterhalten. Leider ist auch mein itziger Brief nicht so, daß er dieses könnte! Möchte er Ihnen wenigstens ein neues Zeugniß von den Empfindungen desjenigen Herzens ablegen, das Sie ewig lieben und verehren wird, in Ihrer

Dresden, den 20. Juli 1769.

dankbarsten und ergebensten
C. C. Lucius.

Der Frau Geheimdecammerräthin Wagner habe ich recht lange nicht aufgewartet und ich schäme mich deswegen, ich will es aber nun nächstens thun. Der gute Herr Winzer besuchte uns noch, ehe er mit seiner Gräfin aufs Gut ging. Er pries gerührt Ihre gütige Vorsorge für ihn und freute sich sehr darauf, Sie zu sehen. Ich habe ihn gebeten, Sie an mich zu erinnern. Der gute Professor Charpentier, der nun in ruhigen Umständen und glücklich verheirathet ist, wohnte vorigen Monat eine Woche lang bey meinem Bruder. Der halbe Tag, den er bey uns zubrachte, war uns ein Fest der Freundschaft, und endlich haben auch noch meine beiden Dänen Duncan und Seidelin freundschaftlich an mich geschrieben und wünschen, Ihnen empfohlen zu seyn. Auch meine Eltern und Geschwister wünschen sich einen Platz in Ihrem gütigen Andenken und versichern Sie ihrer ganzen Ergebenheit und Ehrerbietung und ihrer besten Wünsche.

---

180. *)

Liebste Mademoiselle!

Ob ich Sie ganz vergessen habe? Nein, so böse bin ich nicht. Ich denke oft an Sie und wünsche Ihnen und Ihrem Hause Gutes und kränke mich, daß ich Ihnen soviel Antworten schuldig bin. Aber dieß ist es auch alles, liebe Freundin, was ich thun kann; denn meine Kränklichkeit und die mir immer schwerer werdende Berufsarbeit lassen mich fast zu keinem Briefe kommen, wenn mir ihn nicht eine drängende Pflicht abfordert. Seyn Sie also nicht unruhig über mein Stillschweigen und ahmen Sie es auch nicht nach. Seyn Sie auch nicht unruhig wegen Ihres künftigen Schicksals, sondern befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen. Der höchste und einzige Trost für uns alle. Mein Bruder empfiehlt sich Ihnen ergebenst, so wie ich mich zugleich Ihrem ganzen Hause.

Leipzig, den 28. Septbr. 1769.

Gellert.

---

181. **)

Bester Herr Professor!

Ihren Brief vom 28. Septbr. erhielt ich erst gestern den 9. October und viele, viele Freude mit demselben. Daß Sie mich vergessen hätten — Nein, das habe ich nie

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 195. — **) ebendaselbst.

gedacht, und schwerlich, glaube ich, würde ich mich darüber getröstet haben, wenn es geschehen wäre. Nein, das thun Sie schon nicht. Sie kennen die aufrichtige — warum habe ich doch keine Worte, die den Charakter meiner Liebe für Sie beschreiben können! Sie kennen mein Herz; Sie wissen, wie glücklich Ihre Freundschaft mich macht; und gewiß, Sie haben Recht; man ist einigermaßen böse, wenn man nicht so viele Herzen glücklich macht, als man glücklich machen kann. Also habe ich nie an Ihrer fortdauernden Gewogenheit für mich gezweifelt; auch habe ich nie gedacht, daß Sie mir Antworten schuldig sind. Doch will ich nicht läugnen, daß nicht vielleicht Ihr Stillschweigen die Ursache des meinigen gewesen seyn kann. Wüßte ich Ihnen nur immer etwas zu sagen, das interessant oder unterhaltend genug für Sie wäre, ich würde, denke ich, nicht so lange geschwiegen haben.

Unser Creuziger hat mich letzthin, als er hier war, von Ihnen gegrüßt, mit einem Tone gleichwohl, bey dem ich dachte, daß Sie es ihm wohl nicht möchten aufgetragen haben, und das machte, daß ich mich nicht recht darüber freuen konnte. Ueber Ihren Brief freute ich mich viel mehr; denn das sah ich ihm gewiß an, daß Sie ihn geschrieben hatten. Wer könnte, wie Sie, eine so liebreiche aufmunternde Sprache mit mir reden; auch bey Ihrem Stillschweigen will ich nie unruhig seyn, so lange ich noch von meinen Freunden erfahre, daß Sie leben und nicht krank sind. Auch über mein künftiges Schicksal will ich nicht unruhig seyn. Haben Sie etwas von meinem Gegenwärtigen erfahren? Durch Herrn Creuzigern könnte es seyn. Ich dachte es wenigstens bey einer Stelle Ihres Briefes, die mir darauf zu zielen schien, und ich weinte einige Thränen

des Dankes für die Zärtlichkeit, womit Sie es berühren. Ich setze voraus, daß Sie unterrichtet sind, sonst wollte ich Ihnen meine Begebenheit erzählen. Niemanden, als Ihnen und meiner Freundin in Cotbus erzähle ich so gern, was mir begegnet. Nichts von allem hat mich eine Ueberwindung gekostet, als nur dieses, daß ich gänzlich mit Seydeln habe brechen müssen, und daß ich nun vielleicht in meinem Leben nichts Zuverlässiges mehr von ihm erfahren werde. Wie ich die Sache anfänglich betrachtete, dachte ich: Gut! so werden wir dennoch zeitlebens Freunde seyn! — und die Idee, den Freund meiner ersten Jahre bis ans Ende meines Lebens zu behalten, mit ihm in diesem engen, vielleicht neuen, nicht gewöhnlichen und doch völlig rechtmäßigen Verhältnisse zu stehen, und die Theilnahme seiner Freuden und seiner Schmerzen; seine Rathgeberin, wo ich könnte, seine Trösterin — mit Einem Worte, seine Freundin zu bleiben und seine eigne Neigung zu mir über alles, was eigennützige Leidenschaft ist, zu erheben. Diese Idee faßte soviel Anziehendes, Zufriedenstellendes und Herzerfüllendes in sich, daß ich kaum zu entscheiden wußte, ob ich nicht vielmehr bey dieser Veränderung gewönne, als verlöre. Meine Freunde aber hießen mich einen andern Weg gehen, der wohl der rechte seyn mag; ich räume es selber ein. Indessen ist es nunmehr sicher, daß ich verloren habe.

Die Hälfte meines Lebens mag ich wohl zurückgelegt haben. Im Ganzen ist es ruhig und glücklich gewesen. Warum sollte ich wegen der andern Hälfte in Furcht seyn? Viel Freuden habe ich genossen; zum Theil können sie nicht wieder kommen, aber andre können ihre Stelle besetzen. Wenn wir aufmerksam sind, finden wir täglich etwas Gutes, dessen wir uns freuen können.

Ich will bey jeder kleinen Gabe
Die mir der Himmel schenkt, mich freun,
Und will den Weg den ich zu laufen habe,
Mit Blumen mir bestreun.

Wir gleichen in unserm Leben dem Besitzer eines Gartens. Itzt sind Hyacinthen und Tulpen seine Freude, ein vergängliches Geschlecht! Bald werden volle Rosen seine Gänge bepurpurpern. Nicht lange darf er ihre Hinfälligkeit bedauern, so wird eine bunte Nelkenflor ihren Verlust ersetzen; und überlebt er den traurigen Winter, kann er wohl noch einmal Hyacinthen sehen. Aber freylich muß er nicht eigensinnig nur Eine Art der Blumen lieben und die andern, an denen er seine Freude haben will, sorgfältig sammeln und pflegen.

Sie wissen es schon sonst, theuerster Herr Professor, wie ich über die Dinge dieses Lebens denke und das ist gewiß meine wahre und eigenthümliche Denkungsart. Ich habe mich über einen Unfall zufrieden geben müssen, der schwerer war, als dieß. Wäre nur der arme Seydel auch ruhig und glücklich, wie ich! Wenn er tugendhaft ist, muß er es seyn. Auf drey Theile Ruhe und mehr kann doch jeder Mensch sicher in seinem Leben rechnen und in einem so kurzen flüchtigen Leben, in welchem uns unstreitig gewiß alle verdrüßliche Begebenheiten weit schwächer als die Erfreulichen rühren, ist dieses, denke ich, schon sehr viel. Die Kindheit ist eine Zeit des Leichtsinns, der Sorglosigkeit und des Spiels; und der Schlaf durchs ganze Leben eine Zeit der Vergessenheit, der Freyheit, Unabhängigkeit und Ruhe. Itzt bald werde ich zu Bette gehen, zur Freystatt jedes traurigen Gedankens, jeder unruhigen Furcht oder Verlangens. Wenn ich nun auf die nächsten sieben Stunden alles besäße, was Könige besitzen, oder besser,

was sich mein Herz, wenn es wünschen wollte, nur wünschen könnte, so würde mirs doch von keinem Nutzen seyn, so wie wenn alles, was ich in der Welt zu befürchten haben kann, geschehen sollte oder bereits geschehen wäre, solches ebenfalls mir auf die nächsten sieben Stunden nicht schaden, ja mir nicht einmal bekannt werden könnte. Und das ist oft, wenn ich mich schlafen gelegt habe, einer meiner angenehmsten Gedanken gewesen, daß auch der unglücklichste Mensch, den ich (vielleicht ohne mein Verdienst) den Tag über an Ruhe und Zufriedenheit so weit übertroffen habe, daß er doch nun in dieser Stunde, eben so glücklich seyn wird, als ich. Aber freylich ist der Schlaf ein Sohn der Gesundheit und der innerlichen Ruhe, und Ruhe und Gesundheit sind nur selten die Gefährden des Elends und der Noth. Ruhe und ein erquickender gesunder Schlaf müssen diese Nacht, und alle Nächte Ihres Lebens Ihr Theil seyn.

Den 12. Oct. 1769.

Ist denn dieser Brief noch nicht lang genug, daß ich noch Einmal die Feder ergreife, daran zu schreiben? — Mein liebster, bester Herr Professor, wenn ich diesen Winter und künftig mehr und öfterer an Sie schreibe, als seit einiger Zeit geschehen, so müssen Sie nicht böse werden. Es ist gewiß, unsere Freunde haben es immer auf eine oder die andere Art mit zu empfinden, wenn uns etwas Verdrüßliches begegnet. Ich habe meinen Seydel aufgeben müssen. Die süße Beschäftigung an ihn zu schreiben, für ihn zu denken, habe ich zugleich mit verloren. Wenn nun meine Freunde mir nicht erlaubten, durch sie diese Reihe angenehmer Unterhaltungen zu ersetzen, so möchte ich wohl unausgefüllte, leere Augenblicke haben, und es giebt auf Erden nichts Traurigers als Langeweile. Ich

nenne Langeweile einen Mangel an Geschäften, der sich aber selten findet, wenn man nur selbst thätig, lebhaft und geschäftig ist, und noch mehr das Unglück einer trägen Gemüthsart, ist beschwerliche Langeweile. Von meiner Gemüthsart, wenn ich so bleibe, habe ich in diesem Stücke nichts zu befürchten. Auch fehlt mirs nie an hundert kleinen Geschäften, die ich immer abwechsle, daß ich keines müde werden kann. Täglich les ich etwas beym Arbeiten für meinen Verstand oder zum Vergnügen. Auch fangen ich und Fritzchen wieder an Geographie und Historie zu studiren, und fast alle Abende schreibe ich etwas für eins oder das andere von meinen Freunden, oder ich übersetze aus dem Französischen oder Englischen. Itzt habe ich wohl meine Correspondenten nicht mehr so hübsch beysammen wie sonst. Creuziger ist der einzige von allen, mit dem sich nichts verändert hat. Trummer ist in die weite Welt, und man weiß kaum, wie es im geht und ob er noch an uns denkt. Meine Gülden in Cotbus muß itzt nothwendig mehr für ihren Mann und für ihr Kind, als für ihre auswärtigen Freunde leben. Vom Fräulein Schönfeld in Kendler erfahre ich wohl in der Welt nichts mehr. — Ja freylich! Die Blumen des Gartens verblühen, ein Geschlecht nach dem andern, und es können Wintermonate kommen, wo gar nichts blüht.

Eins bleibt mir gewiß, das Vergnügen, meine Freunde zu lieben. Diese Freude meines Herzens, Sie, meinen theuersten Freund zu ehren und zu lieben, bleibt gewiß zeitlebens

Ihrer

Dresden, den 12. Oct. 1769.

C. C. Lucius.

182.

Ihre Briefe, gute Mademoiselle, sind mir zwar alle lieb, aber der letzte vom 12. October ist mirs doch vorzüglich gewesen; nicht blos wegen der Beredsamkeit, die darinnen herrscht, sondern noch mehr wegen der großen Gelassenheit, mit der Sie mit mir von einem Schicksale sprechen, das Sie doch mit Recht beunruhigen könnte und das auch die meisten Ihres Geschlechts bey ähnlichen Umständen außer aller Fassung bringen würde. Eben diesen getrosten Muth lobe und bewundre ich an Ihnen. Danken Sie Gott für diesen Sinn der Religion, der Sie beruhiget. Ein tugendsam Weib ist eine edle Gabe, sagt Sirach, und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. Nun so wird es auch wahr seyn, daß ein tugendhafter und liebenswerther Mann eine edle Gabe ist, und derjenigen auch gegeben wird, die Gott fürchtet — wenn es ihr gut ist und es der göttlichen Weisheit also gefällt. Ich bin freylich nicht recht mit Seydeln zufrieden; aber nun, ich kann ihn auch nicht richten. Der liebe Tachselt, der viel gelitten hat, eilet nach Dresden, sich daselbst unter seinen Freunden zu erholen. Ich begleite ihn mit meinen guten Wünschen und segne mit denselben auch Sie und Ihr ganzes Haus.

Leipzig, den 16. Nov. 1769.

Gellert.

183.

Liebste Mademoiselle!

Sie melden mir in Ihrem letzten Briefe, daß Sie fast täglich Etwas aus dem Englischen oder Französischen übersetzten. Ich dächte also, Sie schickten mir einige dieser Uebersetzungen, ob ich sie vielleicht in meinen praktischen Stunden zum Vorlesen gebrauchen könnte. Oder haben Sie selbst einige kleine Aufsätze gewagt, so schicken Sie mir auch diese. Sie verbinden sich dadurch Ihren Freund und Diener

Leipzig, den 4. Dec. 1769.

In Eile. *)

Gellert.

---

*) Letzter Brief Gellerts, der neun Tage darauf, am 13. December, starb.

Daß
die wahre Würde des Menschen in der genauen Beobachtung seiner Pflichten bestehe:

eine

Vorlesung

vor

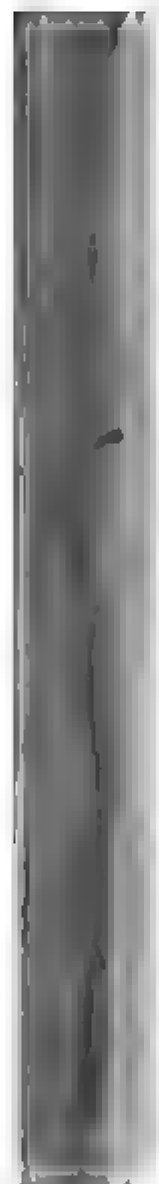
Sr. Churfürstlichen Durchlauchtigkeit

im Zimmer zu Leipzig auf gnädigsten Befehl gehalten

von

Christian Fürchtegott Gellert.

(Zum erstenmal gedruckt.)



Der Satz, Gnädigster Churfürst, mit dem ich Sie itzt unterhalten soll und der Ihrem Herzen eben soviel Ehre macht, als Ihrem Verstande, ist dieser: daß der wahre Werth, das wahre Verdienst des Menschen allein in der Beobachtung seiner Pflichten bestehe. Diese Wahrheit lehret uns nicht nur die Vernunft durch ihre Aussprüche, sondern auch das Herz durch seine Empfindungen. Wir besitzen nehmlich in unserm Herzen ein eingebohrnes Vermögen, Kraft dessen wir empfinden können, ob etwas edel oder unedel, rühmlich oder schändlich sey. Von dieser in unser Herz eingedrückten sittlichen Empfindung dessen, worinne die wahre Würde und Hoheit eines Menschen bestehe, und daß sie allein in der Erfüllung seiner Pflichten bestehe, will ich ausführlicher reden. Wir wollen also den Menschen in seinen verschiednen Verhältnissen, in seinen verschiednen Neigungen, Gesinnungen und freyen Handlungen gegen sich selbst, gegen andre Menschen, und gegen Gott betrachten. Wir wollen unser Innerstes ausfragen, was wir eigentlich an dem Menschen billigen oder mißbilligen, lieben oder hassen, hochschätzen oder verabscheuen, für recht oder strafbar erklären, und warum wir dieses thun.

Damon sorgt für nichts, als wie er seine Wünsche und Leidenschaften befriedigen will. Er liebt eigentlich nichts, als was ihm einen Kitzel der Sinne verschafft, und seine Arbeit besteht darinne, die angenehmsten Speisen und Getränke, so oft und so lange er kann, zu sich zu nehmen und neue Reizungen des Geschmacks zu erfinden. Die körperliche Wollust ist seine tägliche Gefährtin. Er schläft, um wieder den Genuß der Freuden des Geschmacks und der Sinne zu erneuern, und er erneuert ihn, um wieder schlafen zu können. Billiget unser Herz diese Handlungen und Neigungen? Sehen wir mit einem geheimen Beyfalle auf diesen Menschen? Möchten wir wohl an seiner Stelle seyn? Wird uns das Nachdenken über diese Handlungen eine gewisse Selbstzufriedenheit gewähren?

Eben der Damon treibt seine Sinnlichkeit so weit, daß er seine Gesundheit schwächt und sich unleidliche Schmerzen verursacht. Wird er uns nicht noch verächtlicher? Er treibt seine sinnlichen Freuden so hoch, daß er die Kräfte seines Geistes schwächet und erstickct. Seine Familie, seine Freunde brauchen seiner Hülfe und seines Rathes. Aber er kann nicht denken, er ist zu träge zum Nachsinnen, er scheut die geringste Mühe und bezeugt keine Neigung für das Glück der Seinigen. Er will Geschmack, Trägheit und Weichlichkeit seyn; er will blos für sich da seyn. Nimmt unsre Abneigung gegen diesen Menschen nicht zu? Mögen wir wohl an seiner Stelle seyn?

Dieser Damon, der seine Begierden nicht mehr ohne gewaltsame Mittel befriedigen kann, bricht seinen Freunden das Wort, hintergeht sie durch List um gewisse Güter, leugnet ein anvertrautes Gut, beleidiget seine Wohlthäter und verräth sein Vaterland. Können wir diesen Mann ohne

Abscheu denken? Und was verachten und hassen wir denn an ihm? Dieses, daß er ohne Regel und Ordnung, ohne Pflicht, daß er nur für sich selbst lebt, daß er seine sinnlichen Begierden nicht einschränken will, daß er, um nach seinem Wunsche zu leben, andre hülflos lassen oder selbst unglücklich machen will.

Aber was verursacht es, daß wir die Handlungen dieses Damons verachten oder verabscheuen, je nachdem wir ihn auf den verschiednen Stufen seiner Lebensart als bloße Zuschauer betrachten? Ist seine Lebensart nur unsrer Selbstliebe und unserm eignen Vortheile zuwider? Aber er soll in einem andern Welttheile leben oder lange vor uns gestorben seyn. — Ist blos das Urtheil unsers Verstandes die Ursache, daß wir die Aufführung dieses Mannes mißbilligen? Aber die Urtheile des Verstandes geben für sich allein einer Sache den innerlichen Werth oder Unwerth nicht. Der Verstand ist nur das Licht, das diesen Werth oder sein Gegentheil an den freyen Handlungen, Absichten und Gesinnungen des Menschen entdecket. Wir fühlen, wenn wir uns diesen Damon vorstellen, ohne daß wir erst lange unsern Verstand ausfragen dürften, eine gewisse innerliche Abneigung gegen seine Handlungen und Neigungen, die nicht auf unsern Willen ankömmt, und die uns nöthiget, diesen Charakter zu mißbilligen, so wie wir uns genöthiget finden, ein Gesicht, welchem die edelsten Theile, welchem Auge und Mund fehlen, mit Widerwillen zu betrachten.

Lassen Sie uns noch einen Schritt weiter gehen. Es wird uns von eben dem Damon erzählet, daß er keine Ehrfurcht, keine Liebe und Dankbarkeit, keine gehorsame Unterwerfung gegen das höchste und vollkommenste Wesen,

gegen Gott habe, sondern vielmehr die entgegengesetzten Empfindungen in sich ernähre und sie durch seine Handlungen ungescheut zu erkennen gebe. Wird uns dieser Charakter nicht noch schrecklicher? Können wir es mit Gelassenheit denken, wenn wir ihn selbst annehmen sollten? Und was ist es denn, warum wir diese Gemüthsverfassung verabscheuen? Ist es der gekränkte eigne Vortheil in Gott? Aber Gott gewinnt und verliert nichts durch alle unsre Hochachtung und Abneigung. Er ist und bleibt Gott.

Lassen Sie uns nunmehr den entgegengesetzten Menschen uns vorstellen. Semnon genießt die sinnlichen Freuden mit einer gewissen Einschränkung, damit er gesund bleibe. Wir billigen ihn mehr, als den Damon, aber wir haben noch keinen Wohlgefallen an ihm. Vorher verschloß er sich einsam bey dem Genusse seiner Mahlzeiten und seines Weines. Itzt öffnet er seinen Tisch den Freunden, und er wird dem Auge des Geistes schon erträglicher. Er wendet seine Reichthümer zu Schmuck und Bequemlichkeiten an, weil sich seine Freunde daran vergnügen und ihm dafür danken; — Semnon gefällt schon mehr.

Semnon vergnügt sich an Künsten und Wissenschaften und füllt durch dieses Vergnügen einen Theil seiner leeren Stunden aus. Wir sehen ihn in Gedanken lieber bey den Werken der Natur, der Malerey, Baukunst und Musik beschäftiget, als bey den kostbarsten Mahlzeiten, bey denen er nur den Geschmack seiner Zunge befriedigte.

Er verbessert seinen Geschmack und seine Einsicht so sehr, daß er andre dadurch vergnügen kann, und es ist seine Absicht, sie zu vergnügen. — Wir fühlen schon mehr Wohlgefallen an ihm.

Er kömmt so weit, daß er mit seinem Verstande auf

nützliche Bemühungen für das gemeine Beste fällt. Unsre Hochachtung für ihn wächst. Er hat sich durch Uebung eine gute und geschwinde Beurtheilungskraft, ein fertiges Gedächtniß, einen lebhaften Witz erworben; Fähigkeiten, die ihn vollkommner machen, indem sie ihn gemeinnütziger für die Welt machen. Er schränkt seine sinnlichen Vergnügungen noch mehr ein und ist unermüdet in Beschäftigungen, die seiner Nation nützen, ob sie sich gleich nicht auf unsern eignen Nutzen erstrecken. Fühlen wir nicht etwas anders gegen ihn, als gegen einen Damon, der weder Verstand, noch Geschmack und Arbeitsamkeit besitzet?

Semnon sieht Menschen, die elend sind. Es ist ihm zuwider, daß sie es sind. Er wünschet, sie wären es nicht. Er ist besser, als Damon; wir fühlen es. — Er freut sich, daß es seinem Hause und seinen Freunden wohl geht. Er ist nach unsrer Empfindung besser, als der gleichgültige Damon. — Er sorgt für das Glück der Seinigen, weil es ihm eine natürliche Liebe befiehlt; wir billigen es. — Er sorgt aber blos für das Glück der Seinigen. Er hat Kräfte und Gelegenheiten, auch andern zu dienen und er thut es nicht; wir mißbilligen es. — Er fängt an, auch andern zu dienen; wir achten ihn schon mehr.

Er hat einem Bekannten das Leben gerettet; wir bewundern die That. Aber sie hat ihm wenig Mühe, wenig Gefahr gekostet, wir bewundern sie weniger. Er hat es gethan, weil er gewußt hat, daß ihn der Andre reichlich belohnen würde, oder weil er sich dadurch einen Namen erwerben wollen; unsre Hochschätzung fällt. Das Eigennützige verringert den Werth seiner Handlung.

Er hat das Glück einer Person durch viele Mühe befördert, ohne Absicht auf seinen eignen Vortheil; wir beeh-

ren eine solche That mit Beyfalle. Sie setzet eine uneigennützige Neigung, eine gütige Gesinnung voraus. — Er hat mit noch größrer Mühe das Glück vieler Familien, oder als Fürst, das Glück einer ganzen Nation, mit Aufopferung seiner Kräfte, ja seines Lebens zu befördern, gesucht, weil er es für eine göttliche Pflicht gehalten, sich um die Wohlfarth der Menschen verdient zu machen, und weil es sein Wunsch und seine Absicht war, diesen göttlichen Willen zu erfüllen. — Hier fühlen wir den höchsten Grad des Wohlgefallens an einem Semnon, in so weit wir ihn im Verhältnisse gegen die Menschen betrachten.

Warum können wir also dieser seiner Handlung unsern Beyfall nicht versagen? Weil sie uneigennützige Gesinnungen, Neigungen des Wohlwollens und einer Güte voraussetzet, die edel in ihrer Absicht ist und groß nach ihrem Umfange, in so weit sie sich auf viele erstrecket. Wir wollen unter diese Vielen itzt nicht gehören. Also ist die That, in so weit wir Zuschauer derselben sind, nicht unsers Eigennutzes wegen schön, sondern ihrer innerlichen Güte wegen, nicht des Vortheils wegen, den Semnon dabey genossen, weil sie seinen eignen Vortheil nicht zum Grunde gehabt, sondern ihm vielmehr widerstanden hat. Wie könnte sie uns also gefallen, wenn sie an und für sich keine Würde hätte? Wie könnten wir sie billigen, alle billigen, wenn nicht eine Kraft, eine Empfindungskraft in unsern Herzen verschlossen wäre, gewisse Neigungen und Handlungen als löblich oder schändlich, als gut oder böse zu empfinden, ohne daß es bey dieser Empfindung blos auf unsern Willen oder unsre Urtheile ankäme? — Lassen Sie uns zu dem Charakter des Semnon noch einen

Hauptzug setzen. Er ist von der Macht, Weisheit, Güte und Heiligkeit eines höchsten Wesens, als dem Ursprunge der ganzen Natur und der Quelle alles Schönen und Guten, vollkommen überzeugt. Er fühlt gegen diesen allmächtigen Vater die Empfindungen der höchsten Liebe und Dankbarkeit, des Vertrauens und der Unterwerfung in allen seinen Willen. Er strebt nach dem Beyfalle dieser höchsten Güte und Weisheit, verläßt sich im Glücke und Unglücke auf ihre erhaltende und schützende Macht, und tröstet sich im Tode mit der glücklichen Fortdauer seiner Seele und einer unaufhörlichen Liebe Gottes; — billigen wir diese Gemüthsverfassung nicht? Scheint uns Semnons moralischer Zustand nicht ehrwürdig? Halten wir ihn nicht für so gut, so edel in unsrer Empfindung, als ein Mensch seyn kann, und möchten wir nicht an seiner Stelle seyn? Aber wer nöthiget uns dazu, diesen Mann, seine Gesinnungen, seine Handlungen hochzuschätzen? Ein innerliches Gefühl, mit dem wir die Güte seines Charakters empfinden.

Der Begriff also dessen, was den wahren Werth des Menschen ausmacht, stützt sich, nebst den Aussprüchen und Gründen der Vernunft, zugleich auf eine moralische Empfindung oder einen Trieb des Herzens und Gewissens, der uns lehret, ob gewisse Neigungen und freywillige Handlungen eine innerliche Verbindlichkeit und Vortrefflichkeit haben, oder nicht. Man frage sich aufrichtig, ob man den Unterschied des Edlen und Unedlen, des Guten und Bösen nicht in sein Herz gedrückt und sich genöthiget fühlet, ohne lange Beweise des Verstandes diese oder jene That, diese Absicht, diese Begierde als gut und trefflich oder als schändlich zu empfinden. Wenn wir aber unpartheiisch auf das aufmerken, was uns eine natürliche Empfin-

dung unsrer Natur für edel und anständig, für recht und gut zu halten nöthiget, und den höchsten Begriffen des Guten nachdenken, so werden wir dadurch zu dem Bewußtseyn der angebohrnen natürlichen Gesetze gelangen: Und welche sind es denn? „Thue das, was mit der Vollkommenheit „Gottes, mit der Wohlfarth deiner eignen Natur und andrer „Menschen, mit der Liebe und Ehrfurcht Gottes, mit der „Liebe der Menschen übereinstimmt, weil du dich dazu verbunden fühlst, und unterwirf alle deine Neigungen, Absichten und Handlungen dem Gewissen und Gehorsame „Gottes. Unterlaß das Gegentheil, weil es wider deine „Verbindlichkeit streitet. Unterlaß alles, was diesen Gehorsam mittelbar oder unmittelbar hindern kann. Thue „alles, was ihn erleichtern, verstärken und befestigen kann."

So sehr wir von dem Daseyn und den Vollkommenheiten des höchsten Wesens überzeugt sind, eben so gewiß wissen wir auch, daß die moralische Beschaffenheit unsrer Natur sein Werk ist. Was können wir also anders daraus schließen, als daß es sein Wille sey, daß wir uns in diejenige Verfassung des Gemüths setzen und diejenige Art zu wollen und zu handeln erwählen sollen, welche den offenbaren Absichten und der Bestimmung unsrer Natur, als seines göttlichen Werkes, am gemäßesten ist, und daß also hierinnen unsre Pflicht und in dieser Pflicht die besondre und allgemeine Würde und Glückseligkeit und Vollkommenheit bestehen muß.

Wenn also die Bestimmung des Menschen und seine wahre Würde in liebreichen Neigungen und Handlungen gegen die Menschen, und in der höchsten Ehrfurcht und Liebe gegen Gott besteht; wenn sie darinne besteht, daß wir die natürliche Liebe zu uns selbst

Daß
die wahre Würde des Menschen in der genauen Beobachtung seiner Pflichten bestehe:

eine

Vorlesung

vor

Sr. Churfürstlichen Durchlauchtigkeit

im Zimmer zu Leipzig auf gnädigsten Befehl gehalten

von

Christian Fürchtegott Gellert.

(Zum erstenmal gedruckt.)

heit und Stärke, Muth in Gefahren, Tapferkeit und Entschließung; aber denken Sie ihn dabey, wie er alle diese Eigenschaften und Gaben nur für sich anwendet, keinem Menschen, auch nicht mit der geringsten Mühe, dient, Niemanden, auch seine Freunde nicht, glücklich macht, unempfindlich gegen die Majestät Gottes ist, ihr sein Daseyn nicht zu verdanken haben, gegen sie nicht demüthig seyn will, der die Aufwallungen des Neides, der Habsucht, der Rache, der Wollust nicht unterdrücken, sondern ihnen gehorchen will: ist es uns möglich, diesen Menschen für gut zu halten? Denken wir ihn endlich, daß er alle diese Vorzüge der Natur anwendet, andre um ihr Glück, ihre Gesundheit, ihre Ehre und ihr Leben zu bringen, so oft es sein eigner Vortheil befiehlt: denken wir nicht ein Ungeheuer? Das wahre Verdienst muß also nicht in den Eigenschaften des Verstandes oder in körperlichen Vollkommenheiten bestehen, sondern in den Neigungen des Willens, in liebreichen und gütigen Neigungen gegen andre, in einer freyen und demüthigen Unterwerfung gegen das höchste Wesen, in einer willigen Anwendung unsers Verstandes auf das, was uns von unserm Gewissen als gut empfohlen wird, in der Beherrschung aller unsrer Begierden nach der von uns erkannten göttlichen Regel. Hierinnen muß das Verdienst und die Tugend bestehen: weil alles dieses die höchste Vollkommenheit in sich schließt, zu der ein Vernünftiger nach seiner eignen Empfindung zu gelangen wünschen kann.

Wenn man das Herz mit seinen ursprünglichen Neigungen und moralischen Trieben verfolget, so ergießen sie sich alle, gleich als Flüsse, die verschiedne Wege nehmen, in ein gemeinschaftliches Meer, in die Glückseligkeit Aller, davon die meinige stets ein Theil bleibt. Nach dieser Theorie

kömmt der Mensch der göttlichen Vollkommenheit, als dem Urbilde, am nächsten; denn der Hauptcharakter seines Willens wird eine gemeinnützige Güte, und ich kann nicht glücklich seyn, wenn ich diese Gemüthsverfassung nicht habe, nicht zu erlangen, nicht zu verbessern suche, nicht überall behaupte, weil Gott in meiner Natur die Anlage dazu gemacht und mir diese Neigung eingepräget hat, die ich zwar unterdrücken und ihr widerstehn, aber sie doch nicht aufheben kann.

Eine richtige Erkenntniß der göttlichen Eigenschaften muß nothwendig die Ehrfurcht und Liebe gegen Gott befördern und durch beides den Gehorsam gegen seine weisen Absichten; und weil eben dieser Gott, wie ich offenbar erkenne, andre so sehr liebt, als mich, so muß ich ihnen auch wohlwollen, weil sie seine Geschöpfe und meine Brüder sind, und weil ich über Liebe und Gehorsam gegen Gott und über Güte gegen die Menschen nichts Edleres empfinden und also auf keine andre Weise höchst glücklich seyn kann.

Gott schuf den Menschen nur, des Menschen Freund zu seyn,
Und prägte dieß Gesetz selbst jedem Herzen ein.
Wir fühlens; muß man es durch Fragen erst verwirren,
Und durch das Labyrinth von Lehrgebäuden irren?

Genug, die Tugend, als die wahre Würde, ist und bleibt allezeit ein Werk des aufgeklärten Verstandes, allezeit ein Werk des freyen Willens, das die Vernunft erkennt und billiget, und das Gewissen anpreiset. Sie erfordert allezeit gute Neigungen und Absichten, die ihre Verbindlichkeit in dem Willen des Schöpfers haben müssen, den er uns in den Kräften der Seele, in den Bestimmungen der Sinne und in der Betrachtung der Beschaffenheit

der menschlichen Natur offenbaret haben muß. Sie wird stets Achtsamkeit und Ueberwindung erfordern; denn wenn sie uns so leicht und natürlich wäre, als der Schlaf oder der Hunger, so würde sie kein Werk der Freyheit und des Geistes seyn. Sie wird stets darinne bestehen, daß wir nichts vornehmen dürfen, wovon wir fühlen oder schließen, daß es wider den Plan der Natur, das ist, wider die Absichten Gottes streitet; und also wird sie auch darinne bestehn, daß wir diese göttlichen Absichten sorgfältig erforschen, als heilige Kenntnisse, die zu unsrer Wohlfarth unentbehrlich sind, in unserm Verstande bewahren und die Ueberzeugung davon beständig erneuern müssen, weil sie sonst erlöscht; und daß wir ferner diese Kenntniß auf unsern Willen wirken lassen und Hindernisse vermeiden müssen, die sie unfruchtbar machen. Sie wird stets darinne bestehen, alle unsre Neigungen, Fähigkeiten und Kräfte so anzuwenden, wie es das vernünftige Verlangen, nach der göttlichen Anordnung glücklich zu seyn, besiehlt. Und welcher Mensch, der einen Gott glaubt und ihn zu erkennen aufrichtig bemüht ist, und also auch nicht nur seine Güte, sondern auch seine Heiligkeit erkennet, welcher Mensch getrauet sich wohl ohne Ehrfurcht und Gehorsam gegen ihn und also auch ohne Menschenliebe gut und glücklich zu werden? Welcher Mensch getraut sich, wenn er die Qual der Leidenschaften in sich fühlet, auf eine andre Art ruhig und glücklich zu werden, als wenn er sie einschränkt, das heißt, die Aussprüche der Vernunft und des Gewissens mehr gelten läßt, als den flüchtigen Kitzel der Sinne, der Einbildungskraft und zügellosen Begierden? Sobald wir einen Gott, der Liebe und Heiligkeit ist, annehmen, so ist kein Fall, kein einziger Fall, keine Regung des Herzens, keine angenehme

mpfindung der Seele oder der Sinne, kein irdischer Vorꞏeil zu erdenken, wo es besser wäre, nicht tugendhaft zu yn, das heißt, wider den erkannten Willen Gottes, der lein das höchste Gut, dessen Beyfall allein das wahre lück, dessen Mißfallen an uns nothwendiger Weise das röste Elend ist, zu handeln, und also ein Rebell in der chöpfung Gottes zu seyn, um dadurch glücklich zu werden.

Gnädigster und Theuerster Churfürst, prägen ie sich diesen Grundsatz der Sittenlehre tief in Ihr Herz. lles beweiset ihn; der Gedanke Gottes und das Gefühl s Gewissens. Lassen Sie diese Wahrheit Ihren Liebling, hre höchste Vernunft seyn: es ist kein Fall zu erdenken, o es besser wäre, nicht tugendhaft zu seyn, kein Fall ohne usnahme, so gewiß eine belohnende und rächende Vorseꞏung und so gewiß unsre Seele unsterblich ist. Ja, es ist och eine ewige Welt, und darum ist kein Fall in der geꞏnwärtigen, wo es besser wäre, nicht tugendhaft zu seyn; an sey Fürst oder Unterthan. — Das Liebenswürdigste so, das Göttlichste des Menschen, was ist es? Pflicht, ehorsam und Tugend! Wozu ist uns das Leben gegeben? ur beständigen Ausübung unsrer Pflichten.

O junger Fürst, bewahre diese Lehren,
Itzt ist Dein Herz geschickt dazu.
Dem kleinsten Laster vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey Niemand eifriger, als Du!
Durch sie steigst Du zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.
Sie macht Dir erst des Lebens Anmuth schön;
Sie wird im widrigen Geschicke
Dich über Dein Geschick erhöhn;
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn Alle traurig von Dir gehn,
In himmlischer Gestalt zu Deiner Seite stehn,

Und in die Welt der Herrlichkeiten
Den Geist, der sie geliebt, begleiten.
Sie wird Dein Schmuck vor jenen Geistern seyn,
Die sich schon auf Dein Glück und Deinen Umgang freun. —
O Fürst, ist dieses Glück zu klein,
Um strenge gegen sich, um tugendhaft zu seyn?

Gedicht von Christian Fürchtegott Gellert,
aus seiner eignen Handschrift zum erstenmal gedruckt *).

An
Se. Churfürstliche Durchlauchtigkeit zu Sachsen,
als Sie mich mit Dero Bildnisse begnadiget hatten.

Was kann, o Fürst, mein Dank, der, was ich fühl' und denke,
Durch Worte Dir zu schwach erklärt;
Was kann er anders thun, als daß er Dein Geschenke
Mit schweigender Bewundrung ehrt?

Und meines Friedrichs Bild, des Fürsten, dem ich diene,
Mit welcher Freud' erblickt' ich's nicht!
Das ist sie, rief ich aus, die heitre, sanfte Miene,
Aus der die beste Seele spricht!

Leutselig, weise, fromm! Das ist er, dessen Namen
Das Vaterland mit Freuden nennt!
Frühzeitig eifert er, dem Vater nachzuahmen,
In dessen Bild er sich erkennt.

Dein Unterthan, o Fürst, sieht schon die Zukunft offen,
In der Dein Arm den Zepter führt.
Du, Deiner Völker Wunsch, erfülle, was sie hoffen,
Und herrsche mild, wie Gott regiert.

Sey der Provinzen Glück, die Deinen Wink verehren!
Ich weiß, mein Prinz, Du wirst es seyn;
Und der Allmächtige wird mein Gebet erhören,
Und Dich mit seiner Gnad' erfreun.

Leipzig, den 28. Oct. 1767.

Christian Fürchtegott Gellert.

*) S. oben die Note zum 161. Briefe.

ren eine solche That mit Beyfalle. Sie setzet eine uneigennützige Neigung, eine gütige Gesinnung voraus. — Er hat mit noch größrer Mühe das Glück vieler Familien, oder als Fürst, das Glück einer ganzen Nation, mit Aufopferung seiner Kräfte, ja seines Lebens zu befördern, gesucht, weil er es für eine göttliche Pflicht gehalten, sich um die Wohlfarth der Menschen verdient zu machen, und weil es sein Wunsch und seine Absicht war, diesen göttlichen Willen zu erfüllen. — Hier fühlen wir den höchsten Grad des Wohlgefallens an einem Semnon, in so weit wir ihn im Verhältnisse gegen die Menschen betrachten.

Warum können wir also dieser seiner Handlung unsern Beyfall nicht versagen? Weil sie uneigennützige Gesinnungen, Neigungen des Wohlwollens und einer Güte voraussetzet, die edel in ihrer Absicht ist und groß nach ihrem Umfange, in so weit sie sich auf viele erstrecket. Wir wollen unter diese Vielen itzt nicht gehören. Also ist die That, in so weit wir Zuschauer derselben sind, nicht unsers Eigennutzes wegen schön, sondern ihrer innerlichen Güte wegen, nicht des Vortheils wegen, den Semnon dabey genossen, weil sie seinen eignen Vortheil nicht zum Grunde gehabt, sondern ihm vielmehr widerstanden hat. Wie könnte sie uns also gefallen, wenn sie an und für sich keine Würde hätte? Wie könnten wir sie billigen, alle billigen, wenn nicht eine Kraft, eine Empfindungskraft in unsern Herzen verschlossen wäre, gewisse Neigungen und Handlungen als löblich oder schändlich, als gut oder böse zu empfinden, ohne daß es bey dieser Empfindung blos auf unsern Willen oder unsre Urtheile ankäme? — Lassen Sie uns zu dem Charakter des Semnon noch einen

Hauptzug setzen. Er ist von der Macht, Weisheit, Güte und Heiligkeit eines höchsten Wesens, als dem Ursprunge der ganzen Natur und der Quelle alles Schönen und Guten, vollkommen überzeugt. Er fühlt gegen diesen allmächtigen Vater die Empfindungen der höchsten Liebe und Dankbarkeit, des Vertrauens und der Unterwerfung in allen seinen Willen. Er strebt nach dem Beyfalle dieser höchsten Güte und Weisheit, verläßt sich im Glücke und Unglücke auf ihre erhaltende und schützende Macht, und tröstet sich im Tode mit der glücklichen Fortdauer seiner Seele und einer unaufhörlichen Liebe Gottes; — billigen wir diese Gemüthsverfassung nicht? Scheint uns Semnons moralischer Zustand nicht ehrwürdig? Halten wir ihn nicht für so gut, so edel in unsrer Empfindung, als ein Mensch seyn kann, und möchten wir nicht an seiner Stelle seyn? Aber wer nöthiget uns dazu, diesen Mann, seine Gesinnungen, seine Handlungen hochzuschätzen? Ein innerliches Gefühl, mit dem wir die Güte seines Charakters empfinden.

Der Begriff also dessen, was den wahren Werth des Menschen ausmacht, stützt sich, nebst den Aussprüchen und Gründen der Vernunft, zugleich auf eine moralische Empfindung oder einen Trieb des Herzens und Gewissens, der uns lehret, ob gewisse Neigungen und freywillige Handlungen eine innerliche Verbindlichkeit und Vortrefflichkeit haben, oder nicht. Man frage sich aufrichtig, ob man den Unterschied des Edlen und Unedlen, des Guten und Bösen nicht in sein Herz gedrückt und sich genöthiget fühlet, ohne lange Beweise des Verstandes diese oder jene That, diese Absicht, diese Begierde als gut und trefflich oder als schändlich zu empfinden. Wenn wir aber unpartheiisch auf das aufmerken, was uns eine natürliche Empfin-

dung unsrer Natur für edel und anständig, für recht und gut zu halten nöthiget, und den höchsten Begriffen des Guten nachdenken, so werden wir dadurch zu dem Bewußtseyn der angebohrnen natürlichen Gesetze gelangen: Und welche sind es denn? „Thue das, was mit der Vollkommenheit „Gottes, mit der Wohlfarth deiner eignen Natur und andrer „Menschen, mit der Liebe und Ehrfurcht Gottes, mit der „Liebe der Menschen übereinstimmt, weil du dich dazu verbunden fühlst, und unterwirf alle deine Neigungen, Absichten und Handlungen dem Gewissen und Gehorsame „Gottes, Unterlaß das Gegentheil, weil es wider deine „Verbindlichkeit streitet. Unterlaß alles, was diesen Gehorsam mittelbar oder unmittelbar hindern kann. Thue „alles, was ihn erleichtern, verstärken und befestigen kann."

So sehr wir von dem Daseyn und den Vollkommenheiten des höchsten Wesens überzeugt sind, eben so gewiß wissen wir auch, daß die moralische Beschaffenheit unsrer Natur sein Werk ist. Was können wir also anders daraus schließen, als daß es sein Wille sey, daß wir uns in diejenige Verfassung des Gemüths setzen und diejenige Art zu wollen und zu handeln erwählen sollen, welche den offenbaren Absichten und der Bestimmung unsrer Natur, als seines göttlichen Werkes, am gemäßesten ist, und daß also hierinnen unsre Pflicht und in dieser Pflicht die besondre und allgemeine Würde und Glückseligkeit und Vollkommenheit bestehen muß.

Wenn also die **Bestimmung** des Menschen und seine wahre **Würde** in **liebreichen Neigungen** und **Handlungen** gegen die **Menschen**, und in der **höchsten Ehrfurcht** und **Liebe** gegen **Gott** besteht; wenn sie darinne besteht, daß wir die natürliche Liebe zu uns selbst

mit ihren Wünschen und Begierden so regieren und mäßigen, daß sie uns an der Verehrung Gottes, an den Neigungen und Handlungen für das allgemeine Beste und für unsre eigne höchste Wohlfarth nicht hindern können, so ist es gewiß, daß dieses die Tugend ist, daß wir eine natürliche Verbindlichkeit in unserm Herzen dazu fühlen, sie durch die Vernunft erkennen, und also eine Pflicht haben, tugendhaft, das ist, so gut, so liebenswürdig, so vollkommen und glücklich zu werden, als es der Mensch nach der göttlichen Anlage seyn kann. Ja, die Tugend ist keine eigenwillige Erfindung der Vernunft:

Sie ist kein Wahlgesetz, das uns die Weisen lehren,
Sie ist des Himmels Ruf, den nur die Herzen hören.
Ihr innerlich Gefühl beurtheilt jede That,
Warnt, billigt, mahnet, wehrt, und ist der Seele Rath.
Wer ihrem Winke folgt, wird niemals unrecht wählen;
Er wird der Tugend nie, noch ihm das Gute fehlen.

Wollen Sie sich kürzer überzeugen, Gnädigster Churfürst, was wahres Verdienst, was Tugend sey, so stellen Sie sich einen Menschen vor, der leer von aller Ehrfurcht und Liebe gegen Gott, von allen guten Neigungen gegen andre Menschen ist, der nichts thut, als aus Eigennutz oder Ehrsucht, aus sinnlichen oder thierischen oder eiteln Antrieben, der sich keiner vernünftigen Einschränkung seiner Begierden, keiner göttlichen höhern Bestimmung bey seinen Fähigkeiten und dem Gebrauche seiner Kräfte unterwerfen will: können Sie ihn für gut halten? Widersteht Ihnen nicht Ihr eignes edles Gefühl? Geben Sie diesem Manne die größten Gaben des Verstandes, die feinsten Einsichten in alle menschlichen Künste und Wissenschaften, das glücklichste Gedächtniß, die lebhafteste Einbildungskraft, die größten Reichthümer, den schönsten Körper, die festeste Gesund-

heit und Stärke, Muth in Gefahren, Tapferkeit und Entschließung; aber denken Sie ihn dabey, wie er alle diese Eigenschaften und Gaben nur für sich anwendet, keinem Menschen, auch nicht mit der geringsten Mühe, dient, Niemanden, auch seine Freunde nicht, glücklich macht, unempfindlich gegen die Majestät Gottes ist, ihr sein Daseyn nicht zu verdanken haben, gegen sie nicht demüthig seyn will, der die Aufwallungen des Neides, der Habsucht, der Rache, der Wollust nicht unterdrücken, sondern ihnen gehorchen will: ist es uns möglich, diesen Menschen für gut zu halten? Denken wir ihn endlich, daß er alle diese Vorzüge der Natur anwendet, andre um ihr Glück, ihre Gesundheit, ihre Ehre und ihr Leben zu bringen, so oft es sein eigner Vortheil befiehlt: denken wir nicht ein Ungeheuer? Das wahre Verdienst muß also nicht in den Eigenschaften des Verstandes oder in körperlichen Vollkommenheiten bestehen, sondern in den Neigungen des Willens, in liebreichen und gütigen Neigungen gegen andre, in einer freyen und demüthigen Unterwerfung gegen das höchste Wesen, in einer willigen Anwendung unsers Verstandes auf das, was uns von unserm Gewissen als gut empfohlen wird, in der Beherrschung aller unsrer Begierden nach der von uns erkannten göttlichen Regel. Hierinnen muß das Verdienst und die Tugend bestehen: weil alles dieses die höchste Vollkommenheit in sich schließt, zu der ein Vernünftiger nach seiner eignen Empfindung zu gelangen wünschen kann.

Wenn man das Herz mit seinen ursprünglichen Neigungen und moralischen Trieben verfolget, so ergießen sie sich alle, gleich als Flüsse, die verschiedne Wege nehmen, in ein gemeinschaftliches Meer, in die Glückseligkeit Aller, davon die meinige stets ein Theil bleibt. Nach dieser Theorie

kömmt der Mensch der göttlichen Vollkommenheit, als dem Urbilde, am nächsten; denn der Hauptcharakter seines Willens wird eine gemeinnützige Güte, und ich kann nicht glücklich seyn, wenn ich diese Gemüthsverfassung nicht habe, nicht zu erlangen, nicht zu verbessern suche, nicht überall behaupte, weil Gott in meiner Natur die Anlage dazu gemacht und mir diese Neigung eingepräget hat, die ich zwar unterdrücken und ihr widerstehn, aber sie doch nicht aufheben kann.

Eine richtige Erkenntniß der göttlichen Eigenschaften muß nothwendig die Ehrfurcht und Liebe gegen Gott befördern und durch beides den Gehorsam gegen seine weisen Absichten; und weil eben dieser Gott, wie ich offenbar erkenne, andre so sehr liebt, als mich, so muß ich ihnen auch wohlwollen, weil sie seine Geschöpfe und meine Brüder sind, und weil ich über Liebe und Gehorsam gegen Gott und über Güte gegen die Menschen nichts Edleres empfinden und also auf keine andre Weise höchst glücklich seyn kann.

Gott schuf den Menschen nur, des Menschen Freund zu seyn,
Und prägte dieß Gesetz selbst jedem Herzen ein.
Wir fühlens; muß man es durch Fragen erst verwirren,
Und durch das Labyrinth von Lehrgebäuden irren?

Genug, die Tugend, als die wahre Würde, ist und bleibt allezeit ein Werk des aufgeklärten Verstandes, allezeit ein Werk des freyen Willens, das die Vernunft erkennt und billiget, und das Gewissen anpreiset. Sie erfordert allezeit gute Neigungen und Absichten, die ihre Verbindlichkeit in dem Willen des Schöpfers haben müssen, den er uns in den Kräften der Seele, in den Bestimmungen der Sinne und in der Betrachtung der Beschaffenheit

der menschlichen Natur offenbaret haben muß. Sie wird stets Achtsamkeit und Ueberwindung erfordern; denn wenn sie uns so leicht und natürlich wäre, als der Schlaf oder der Hunger, so würde sie kein Werk der Freyheit und des Geistes seyn. Sie wird stets darinne bestehen, daß wir nichts vornehmen dürfen, wovon wir fühlen oder schließen, daß es wider den Plan der Natur, das ist, wider die Absichten Gottes streitet; und also wird sie auch darinne bestehn, daß wir diese göttlichen Absichten sorgfältig erforschen, als heilige Kenntnisse, die zu unsrer Wohlfarth unentbehrlich sind, in unserm Verstande bewahren und die Ueberzeugung davon beständig erneuern müssen, weil sie sonst erlöscht; und daß wir ferner diese Kenntniß auf unsern Willen wirken lassen und Hindernisse vermeiden müssen, die sie unfruchtbar machen. Sie wird stets darinne bestehen, alle unsre Neigungen, Fähigkeiten und Kräfte so anzuwenden, wie es das vernünftige Verlangen, nach der göttlichen Anordnung glücklich zu seyn, befiehlt. Und welcher Mensch, der einen Gott glaubt und ihn zu erkennen aufrichtig bemüht ist, und also auch nicht nur seine Güte, sondern auch seine Heiligkeit erkennet, welcher Mensch getrauet sich wohl ohne Ehrfurcht und Gehorsam gegen ihn und also auch ohne Menschenliebe gut und glücklich zu werden? Welcher Mensch getraut sich, wenn er die Qual der Leidenschaften in sich fühlet, auf eine andre Art ruhig und glücklich zu werden, als wenn er sie einschränkt, das heißt, die Aussprüche der Vernunft und des Gewissens mehr gelten läßt, als den flüchtigen Kitzel der Sinne, der Einbildungskraft und zügellosen Begierden? Sobald wir einen Gott, der Liebe und Heiligkeit ist, annehmen, so ist kein Fall, kein einziger Fall, keine Regung des Herzens, keine angenehme

:mpfindung der Seele oder der Sinne, kein irdischer Vor=
)eil zu erdenken, wo es besser wäre, nicht tugendhaft zu
yn, das heißt, wider den erkannten Willen Gottes, der
llein das höchste Gut, dessen Beyfall allein das wahre
Glück, dessen Mißfallen an uns nothwendiger Weise das
rößte Elend ist, zu handeln, und also ein Rebell in der
Schöpfung Gottes zu seyn, um dadurch glücklich zu werden.

Gnädigster und Theuerster Churfürst, prägen
Sie sich diesen Grundsatz der Sittenlehre tief in Ihr Herz.
Alles beweiset ihn; der Gedanke Gottes und das Gefühl
es Gewissens. Lassen Sie diese Wahrheit Ihren Liebling,
Ihre höchste Vernunft seyn: es ist kein Fall zu erdenken,
wo es besser wäre, nicht tugendhaft zu seyn, kein Fall ohne
Ausnahme, so gewiß eine belohnende und rächende Vorse=
ung und so gewiß unsre Seele unsterblich ist. Ja, es ist
och eine ewige Welt, und darum ist kein Fall in der ge=
enwärtigen, wo es besser wäre, nicht tugendhaft zu seyn;
nan sey Fürst oder Unterthan. — Das Liebenswürdigste
lso, das Göttlichste des Menschen, was ist es? Pflicht,
Gehorsam und Tugend! Wozu ist uns das Leben gegeben?
Zur beständigen Ausübung unsrer Pflichten.

O junger Fürst, bewahre diese Lehren,
Itzt ist Dein Herz geschickt dazu.
Dem kleinsten Laster vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey Niemand eifriger, als Du!
Durch sie steigst Du zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.
Sie macht Dir erst des Lebens Anmuth schön;
Sie wird im widrigen Geschicke
Dich über Dein Geschick erhöhn;
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn Alle traurig von Dir gehn,
In himmlischer Gestalt zu Deiner Seite stehn,

Und in die Welt der Herrlichkeiten
Den Geist, der sie geliebt, begleiten.
Sie wird Dein Schmuck vor jenen Geistern seyn,
Die sich schon auf Dein Glück und Deinen Umgang freun. —
O Fürst, ist dieses Glück zu klein,
Um strenge gegen sich, um tugendhaft zu seyn?

Gedicht von Christian Fürchtegott Gellert,
aus seiner eignen Handschrift zum erstenmal gedruckt *).

An
Se. Churfürstliche Durchlauchtigkeit zu Sachsen,
als Sie mich mit Dero Bildnisse begnadiget hatten.

Was kann, o Fürst, mein Dank, der, was ich fühl' und denke,
Durch Worte Dir zu schwach erklärt;
Was kann er anders thun, als daß er Dein Geschenke
Mit schweigender Bewundrung ehrt?

Und meines Friedrichs Bild, des Fürsten, dem ich diene,
Mit welcher Freud' erblickt' ich's nicht!
Das ist sie, rief ich aus, die heitre, sanfte Miene,
Aus der die beste Seele spricht!

Leutselig, weise, fromm! Das ist er, dessen Namen
Das Vaterland mit Freuden nennt!
Frühzeitig eifert er, dem Vater nachzuahmen,
In dessen Bild er sich erkennt.

Dein Unterthan, o Fürst, sieht schon die Zukunft offen,
In der Dein Arm den Zepter führt.
Du, Deiner Völker Wunsch, erfülle, was sie hoffen,
Und herrsche mild, wie Gott regiert.

Sey der Provinzen Glück, die Deinen Wink verehren!
Ich weiß, mein Prinz, Du wirst es seyn;
Und der Allmächtige wird mein Gebet erhören,
Und Dich mit seiner Gnad' erfreun.

Leipzig, den 28. Oct. 1767.

Christian Fürchtegott Gellert.

---

*) S. oben die Note zum 161. Briefe.

Gellerts Unterredung mit Friedrich II. *)

I. Rabener an Gellert.

Dresden, den 25. Jan. 1761.

Liebster Gellert!

Läse ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch lebten, so würde mich Ihr unausstehliches Stillschweigen vorlängst auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie gestorben oder doch durch Ihre finstre Hypochondrie so menschenfeindlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergessen können und sich in das dunkelste Gebüsche zu Störmthal geflüchtet hätten, um einsiedlerisch über das unglückliche Vaterland und Ihren verderbten Magen zu seufzen. — „Aber," werden Sie mit Ihrer hohlen und krächzenden Stimme so einsylbig als möglich sprechen, „lieber Gott — weiß denn der Rabener gar nicht — nun das könnte er lange wissen — alle Kinder wissen es — freylich, der König hat mit mir gesprochen." — O, mein hochgelahrter Herr Professor, freylich viel Ehre für Sie und für den Witz! Aber das giebt Ih-

*) Die hier folgenden drei Briefe scheinen, ob sie gleich wahrscheinlich bereits gedruckt sind (der erste gewiß), dennoch eines abermaligen Abdrucks würdig, da sie zu Gellerts und Friedrichs Charakteristik sehr interessant und in Gellerts Werken nicht aufgenommen sind.

rem Stolze kein Recht, Ihren alten wahren Freund Rabener ganz zu vergessen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt, und doch bin ich nicht einen Augenblick stolz darauf gewesen, so wenig stolz, daß ich sogleich an meinen liebsten Gellert schrieb und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch also machen sollen? Hüten Sie sich, ich rathe es Ihnen, Gellert, hüten Sie sich! Ich bin Ihr Freund; aber, aber, ich bin auch ein Autor, und wenn ein beleidigter Autor — verstehen Sie mich, Gellert? Kurz, ich erwarte mit der nächsten Post einen Brief von Ihnen. Man erzählt hier so ungereimte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Königе, daß ich große Lust habe, die Leute zu versichern, es sey alles wahr, was man davon erzählt, wenn Sie mir nicht bald, bald antworten und alles aufs umständlichste melden, was der König zu Ihnen gesagt hat. Noch einmal warne ich Sie, säumen Sie nicht, oder ich werde dem Publico ins Ohr sagen, daß dieser Gellert, der von nichts als Vaterland und Menschenliebe spricht, ja wie gesagt, daß eben dieser stille und friedliebende Gellert dem König bey seiner Unterredung mit ihm einen weitläuftigen und finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreicht habe, worinnen er gezeiget, wie der Krieg wenigstens noch zwey Jahre fortgeführet werden könne, ohne die Brandenburgischen Unterthanen im Mindesten zu belästigen. — Ja, ja, mein Herr, und haben wir einmal Friede, so sollen Sie — Zittern sollen Sie, mehr sage ich nicht!

Wie ich mich befinde? — O ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder gesund bin. Sie würden mich sonst lange darum gefragt ha-

ben. Aber ich merke es schon; schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotischen Wuth liebte ich Sie von ganzem Herzen, und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, so möchte ich Sie für Freude tausendmal umarmen. Ich bin vollkommen gesund, heiter und zufrieden. Ich genieße die ruhigen Augenblicke, die wir itzt noch als eine Beute haben, und erwarte die unruhigen Tage ohne alle ängstliche Sorgen. Lesen Sie die Inlage an unsern Cramer in Kopenhagen, so werden Sie mehr wissen. Mein ganzes Herz ist darinnen; denn seit meinem erlittenen harten Unglück ist mir alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelstunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde scherze, wie ich itzt mit Ihnen, mein bester Gellert, gescherzt habe. Heben Sie diese beyden Briefe auf. Vielleicht machen sie, wenn ich heuer sterbe, in meiner künftigen Lebensbeschreibung eine merkwürdige Anekdote, die desto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmähschriften ausnehme, nichts Wichtiges gethan habe, als dieses, daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebt habe. Tausend Empfehlungen an unsern lieben Commissionsrath *) und seine redliche Frau. Melden Sie ihnen, daß unser hochachtungswürdiger Freund Lindemann **) auf künftige Mittwoche Hochzeit hat. Ich bin, wie man in Leipzig spricht, ganz zufrieden und ganz voll Freude über die Verbindung zweyer Personen, die Gott, wie es schei-

*) Wagner.

**) Damals Cammerrath, nachher Vicepräsident.

net, nur dazu erschaffen hat, um sich durch ihre beyderseitige Tugend und Rechtschaffenheit glücklich zu machen. Führt sich Ihr Bruder besser auf als sonsten, so können Sie ihn von mir auch grüßen; aber daß es ja niemand merkt.

Rabener.

II. Gellert an Rabener.

Leipzig, den 29. Jan. 1761.

Liebster Rabener!

Sie mögen mit mir machen, was Sie wollen, so werde ich Ihnen doch dießmal keine ausführliche Antwort schreiben, denn ich bin schön seit vierzehn Tagen von einem Husten und von Schmerzen in der linken Hüfte krank. Es ist wahr, daß ich in der Mitte des letzten Monats vorigen Jahres durch einen Major zu dem Könige gerufen worden bin; daß er sich von vier Uhr bis dreyviertel auf sechs Uhr mit mir von den schönen Wissenschaften und der deutschen Literatur und der Methode, womit er seine Hypochondrie curiret und mit der ich die meinige curiren sollte, unterredet; daß er mir sehr gnädig begegnet hat; daß ich wider allen meinen Charakter ohne die geringste Furcht, ohne Begierde zu gefallen blos das, was Wahrheit und Ehrerbietung befahlen, geredet und eben deswegen gefallen habe. Am Ende des Gesprächs fragte er mich, ob ich keine von meinen Fabeln auswendig könnte? „Nein, Sire." — „„Besinne Er sich doch, Herr Professor, ich will etlichemal in der Stube auf- und niedergehen."" — Endlich

fiel ich, ohne zu wissen warum, auf den Maler, die letzte Fabel im ersten Theile. „„Nun, sagte er, das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen?““ — „In der Schule der Natur.“ — „„Hat Er den Lafontaine nachgeahmt?““ — „Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.“ — „„Nein, ich muß Ihn loben.““ Und da sagte er zum Major, der dabey stand, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte. — „„Komme Er wieder zu mir, und stecke Er Seine Fabeln zu sich und lese Er mir welche vor.““ — Allein, guter Rabener, ich bin nicht wiedergekommen. Der König hat mich nicht wieder rufen lassen, und ich habe an Sirachs Wort gedacht: Dränge dich nicht zu den Königen. Er hat mich den Tag darauf bey der Tafel gegen den Obristlieutenant Marwitz, auch den englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Lector le Cat und Andere, die mirs wiedergesagt haben, mit einem Lobspruche gelobt, den ich nicht hersetzen will, weil es doch eitel seyn würde. Der englische Gesandte, der ein vortrefflicher Mann ist, mag wohl die wahre Ursache gewesen seyn, warum mich der König sehen wollen; denn der Gesandte hat mit Strauben in Breslau meine Fabeln größtentheils gelesen und ist sehr für sie eingenommen. Der König sprach bald deutsch, bald französisch; ich meistens deutsch, nur im Nothfalle französisch. Den ausführlichen Inhalt einem Briefe anzuvertrauen, würde wenigstens wider die Klugheit seyn. Warten Sie, bis ich Sie spreche. Gott gebe, daß dieses bald geschehe, und daß ich Sie gesund und zufrieden umarmen kann, wo es auch sey. Das Ende Ihres Briefes, liebster Rabener,

ist sehr ernsthaft. Allein Ihr Ernst ist mir so schätzbar, als kaum Ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon sollten wir alle reden, oft reden, und getrost, wie Sie, reden. Gott lasse uns leben, um wohl zu sterben, zu der Zeit, da er es beschlossen hat. Menschlich zu urtheilen, müssen Sie mich lange und weit überleben. Ihren Brief an Cramern, der auch trefflich ist, hebe ich allerdings auf. An den Herrn Cammerrath Lindemann würde ich geschrieben und ihm zu der so glücklichen Wahl meinen Wunsch recht von ganzer Seele abgestattet haben, wenn ich nicht zeither zu allen Verrichtungen und Pflichten der Gesellschaft ungeschickt gewesen wäre. Ich umarme Sie, liebe Sie und bin ewig

der Ihrige
Gellert.

Den 5. Februar.

Ich habe alle Tage noch mehr zu diesem Briefe schreiben wollen, und nicht gekonnt. Morgen soll er also fortgehen. Eins können Sie noch anhören. Der König fragte mich nach den guten deutschen Schriftstellern, und die ersten, die mir einfielen, waren Sie und Cramer. Er schmälte auf die Unförmlichkeit und Härte der deutschen Sprache. — „„Aber warum nöthigen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher wie die Franzosen, daß wir sie lesen müssen?““ — Vielleicht, Sire, fehlt uns noch die Zeit, vielleicht auch noch Auguste und Louis XIV. — „„Sachsen hat ja zween Auguste gehabt.““ — Ja, Sire, und wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Literatur gemacht. Als die Griechen aufhörten zu schrei-

den, da fingen die Römer an. Wir hoffen ruhigere Zeiten. — „„So gefallen Ihm diese Zeiten nicht? Sinds böse Zeiten?““ — Ich wünsche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preußen wäre, so hätten die Deutschen Friede. — „„So? steht dies bey mir? Drey wider Einen!““ — Ich wiederhole es noch einmal, Sire, wollte Gott, Sie gäben uns den Frieden! — „„Ja, ja!““

Gellert.

III. Auszug eines Briefes aus Leipzig vom 27. Januar 1761.

Der 18. December vorigen Jahres war der merkwürdige Tag, an welchem Herr Professor Gellert Nachmittags um drey Uhr in seinem Schlafrocke, mit einer weißen Mütze, unbarbiert, und gar nicht wohl auf, an seinem Pulte saß, und jemand an seine Thüre pochte. — Herein! —

„Ich bin der Major Quintus Icilius, und freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangen Sie zu sprechen und haben mich hergeschickt, Sie zu Ihm zu bringen.“

Gellert: Herr Major, Sie müssen mir's ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedienet seyn.

Major: Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie

sich; ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie da nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschliessen Sie sich also. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit. Um 4 Uhr will ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll.

Gellert: Ja, das thun Sie, Herr Major; ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde.

Nun ist also der Major fort, und der Herr Professor, der zum Unglücke seinen Herrn Gödicke nicht zu Hause hat, schafft sich mit vielem Verdruß und großen Umständen einen Barbier und eine Perücke, und ist um 4 Uhr fertig. Quintus Icilius kommt, und sie gehen nach dem Apel'schen Hause. In dem Vorzimmer finden sich etliche Personen, welche voller Freude sind, den Herrn Professor kennen zu lernen. Itzt aber geht die Thüre zu Sr. Majestät Zimmer auf. Sie treten ein, und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über alleine.

König: Ist Er der Professor Gellert?

Gellert: Ja, Ihro Majestät.

König: Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?

Gellert: Von Haynichen bey Freyberg.

König: Hat Er nicht noch einen Bruder in Freyberg?

Gellert: Ja, Ihro Majestät.

König: Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?

Der Major: Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen la Fontaine nennen.

König: Das ist viel. Hat Er den la Fontaine gelesen?

Gellert: Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original.

König: Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?

Gellert: Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen.

König: Nein, das kann ich nicht sagen.

Gellert: Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

König: Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?

Gellert: Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat.

König: Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

Gellert: Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe.

König: Hat's der Mann auch verstanden?

Gellert: Die Welt glaubt's.

König: Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen.

Gellert: Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm.

König: Da hat Er Recht.

Gellert: Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller

Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bey den Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Seculum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und an Louis XIV. gefehlt.

König: Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?

Gellert: Nicht eben das; ich wünschte nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genie's ermunterte. — —

König: Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen?

Gellert: Ich bin einmal in Berlin gewesen.

König: Er sollte reisen.

Gellert: Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen.

König: Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?

Gellert: Weil sie Ihro Majestät so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben.

König: Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn curiren. Er muß alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber nehmen.

Gellert: Ihro Majestät, diese Cur möchte wohl eine neue Krankheit für mich seyn. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so möchte ich auch nicht fortkommen können.

König: So muß Er fahren.

Gellert: Dazu fehlet mir das Vermögen.

König: Ja das ist wahr, daran fehlts immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl itzt böse Zeiten?

Gellert: Ja wohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten —.—

König: Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja drey wider mich.

Gellert: Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte.

König: Was meynt Er? Welcher ist schöner in der Epopoe, Homer oder Virgil?

Gellert: Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

König: Aber Virgil ist viel polirter.

Gellert: Wir sind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher Homer den Vorzug giebt.

König: Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten seyn.

Gellert: Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdenn, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Der Major: Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben.

König: So? Hat Er denn auch wider den Stylum curiae geschrieben?

Gellert: Ach ja, Ihro Majestät.

König: Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

Gellert: Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ichs noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. — —

König: Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig?

Gellert: Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr untreu.

König: Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen — — — Nun, hat Er eine?

Gellert: Ja, Ihro Majestät, den Maler. *) „Ein kluger Maler in Athen — — — — — so strich er seinen Kriegsgott aus."

König: Und die Moral?

Gellert: „Wenn deine Schrift — — — — auszustreichen."

König: Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in Seinen Versen, das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen; ich habe das Französische dabey gehabt, und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht; den habe ich weggeworfen.

Gellert: Ihro Majestät, den werfe ich auch weg.

König: Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen, und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen.

Gellert: Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden gebirgischen Ton.

*) Die letzte Fabel im ersten Theile.

König: Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm Er bald wieder.

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, ist doch der Professor nicht wieder gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König gesagt: „Das ist ein ganz anderer Mann, als Gottsched." Und den andern Tag bey der Tafel: C'est le plus raisonnable de tous les savans allemans.

Ein Brief von Gellert an Professor Gottsched.

Leipzig, den 20. Jun. 1742.

Es ist mir heute unmöglich, Ihnen in Person aufzuwarten, weil ich von meinem Hypochonder gemartert werde, und Arzney zu brauchen genöthigt bin. Ich habe indessen Ew. Magnificenz gehorchet, und das befohlene Gedicht aufgesetzet. Ich bin der erste, der es schlecht nennet; allein ich habe mir nicht zu helfen gewußt. Die Vorschrift war etwas unpoetisch, und ich habe schon so viele Male bey der Bahre klagen müssen, daß ich, ohne mich auszuschreiben, oft nicht weiß, was ich sagen soll. Vielleicht gefällt es dem leidtragenden Herrn Lieutenant, weil es nicht schön ist, und weil ich so künstlich an sein Studiren und an seine Feldzüge gedacht habe. Vielleicht ließt er es auch wohl nicht ganz durch, wenn er so begierig ist, der sel. Frau Mutter ihren Willen, in Ansehung der Enkel, zu vollziehen. Sollte das Gedicht noch erträglich seyn, so werden mir Ew. Magnificenz erlauben, daß

ich nicht dem Herrn Lieutenant, sondern Ihnen selbst, zu Befehle gestanden habe. In diesem Falle ist es mir unmöglich, eine Belohnung anzunehmen. Ew. Magnificenz werden mir die kleine Mühe nicht besser vergelten können, als wenn Sie mir ferner Gelegenheit geben, Ihnen die Ehrfurcht zu zeigen, mit der ich unaufhörlich bin 2c.

Ein Brief von Gellert an Johann Andreas Cramer.

Leipzig, am 6. Dec. 1754.

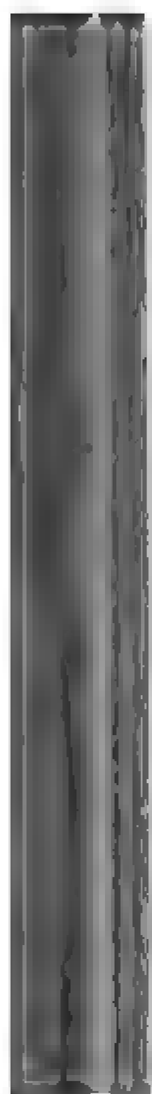
Theuerster Cramer!

So wie ich vielleicht der erste Leser Deiner Predigten gewesen bin, so will ich auch — nicht der erste Richter, das kann ich nicht — nein, der erste und aufrichtigste Lobredner seyn. Ich bewundere Dich. Wo ich Dich sehe, in welcher Scene der Wissenschaft und der Beredsamkeit es auch sey, da sehe ich meinen ganzen Cramer, Dich ganz mit Deinem großen Genie, mit Deinem durchdringenden Verstande, mit Deiner fruchtbaren und freywillig gehorchenden Einbildungskraft, mit Deinem seligen Gedächtnisse. Vergieb mir meinen Lobspruch; er quillt aus dem Innersten meines Herzens. Vergieb mir ihn und glaube ihn; Du mußt ihn glauben; Du bist es werth, ihn nach dem Buchstaben glauben zu dürfen. Habe Dank, guter trefflicher Cramer, für Deine Reden. Sie haben mich schon eben so sehr erbaut, als vergnügt, und meine Zuhörer in der Beredsamkeit hören schon Stellen aus ihnen, ehe sie noch fertig sind; denn ich habe nicht mehr als zehn oder zwölf Bogen, da ich dieses schreibe,

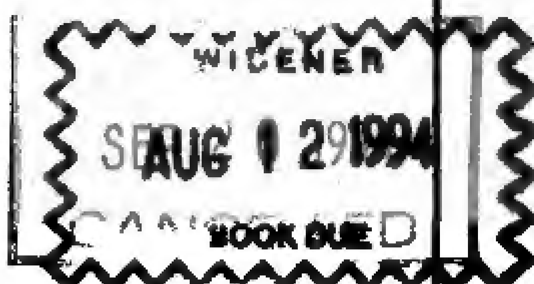
gelesen, und diese Bogen habe ich mir von Breitkopfen selber geholet, selber erbettelt, selber geheftet, und itzt schicke ich Herrn B. demüthig an ihn, mir die übrigen, die aus der Presse seyn werden, zukommen zu lassen. O herrlicher Cramer, wie klein werde ich mir, wenn ich Dich lese, und wie groß auf der andern Seite, wenn ich Dich als meinen Freund, als meinen Bruder denke! Gott lasse es Dir und Deiner Charlotte und Deinen Kindern vorzüglich unaufhörlich wohlgehen, und Dein König müsse noch täglich Dich mit neuer Gnade belohnen. Er ist es unter allen Prinzen, der es am würdigsten thun kann, obgleich nicht der einzige, der es thun würde. Meinem Grafen Moritz will ich Deine Reden, sobald ich sie habe, schicken. O wie wird er mich lieben! wie werde ich mir ihn zu Danksagungen gegen mich, zu süßen Empfindungen gegen die Religion und gegen ihren Prediger verbinden!

So weit habe ich mit einer wahren Hitze geschrieben. Ich will aufhören, damit ich Dich nicht von Neuem lobe. Lebe wohl, liebster Freund, theurer Cramer, liebe mich unaufhörlich, bete für mich täglich. Ich bin ewig Dein Freund.

Gellert.




3 2044 018 836 049


WIDENER
AUG 1 2 1994
BOOK DUE